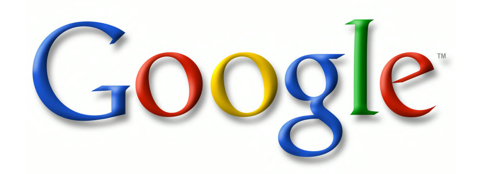
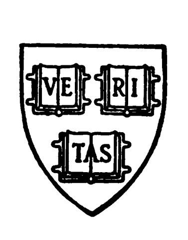
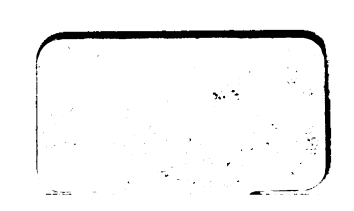



Digitized by Google


VE RI TAS



Geographische und Ethnologische Bilder.



Geographische

und

Ethnologische Bilder.

Von

Dr. Adolf Bastian.

Jena,
Hermann Costenoble.
1873.

Vorwort.

Es ist etwas leichte Waare, was ich diesmal dem Publikum biete, gelegentliche Skizzen einzelner Reise-Episoden oder Mittheilungen aus den zurückgebrachten Sammlungen. Verschiedene der Artikel erscheinen hier zum ersten Male im Druck, eine Anzahl war vorher in Zeitschriften veröffentlicht, und ist der Nachweis darüber mit dem Jahres-Datum angegeben. Sie waren dadurch zerstreut und zum Theil schwer zugänglich, weshalb es erwünscht erschien, sie in einem Bande zu vereinigen, um als Ergänzung zu meinen anderen Arbeiten zu dienen. Wenn in denselben gleiche Gegenstände berührt sind, muß darauf verwiesen werden, da in der Form des Vortrages oder einer Erzählung an manchen Punkten eine erschöpfende Behandlung ausgeschlossen blieb. Wenn die Entstehung dieser Abhandlungen von einem gelehrten Apparat absehen ließ, so bieten sie andererseits vielleicht den Vortheil größerer Abrundung, um dadurch einem allgemeinen Leserkreise zugänglich zu werden. Da mir vielfach vorgeworfen ist, daß meine Bücher mit allzu schwerem Gepäck in die Literatur hinausgesendet werden, möge man vorlieb nehmen, wenn ich es einmal unternehme, in einer weniger umständlichen Ausrüstung zu reisen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Die Reste des Incareiches in Peru.

Ein Vortrag, gehalten im Bremischen Künstlerverein im Dec. 1858.

Als am Ende des 15. Jahrhunderts sich ein neuer Welttheil den erstaunten Blicken Europas entrollte, waren es bald darauf zwei glänzende Punkte, die die Schaaren der kühnen Abenteurer anzogen: das Reich der Azteken am atlantischen Meere und das der Incas am stillen Ocean. Mächtige Staaten waren dort erwachsen, deren Herrscher-Scepter sich weithin die Nomadenstämme der Indianer beugten. Die Azteken, eine eingewanderte und geknechtete Kaste, hatten, das Joch der Chichimecas zerbrechend, auf den toltekischen Ruinen das Bild ihres blutigen Kriegsgottes erhoben und forderten in jährlichen Eroberungszügen den schuldigen Tribut von den mexikanischen Provinzen. Auf der peruanischen Cordillere war es die segensreiche Erscheinung des Inca, der die zerstreuten Bergbewohner unter einer gesitteten Regierungsform vereinigte und in Cuzco jene reichen Schätze anhäufte, die später Europa mit edlen Metallen überflutheten. Die Höhe der Entwicklung, zu der diese Culturstaaten gelangt waren, bietet für die Geschichtsforschung ein großes Interesse, da sie in ungestörter Abgeschlossenheit ihre Nationalität hatten durchbilden können. Die Blüthe derselben welkte bald nach der Entdeckung unter dem Drucke eines beschränkten Fanatismus dahin, und die wenigen Reste, die als alleinige Zeugen ihrer Größe geblieben sind, müssen uns deshalb um so werthvoller sein. Es findet sich keine Spur einer Tradition, daß beide Völker einander bekannt waren; doch gerade damals, als Columbus zuerst der Küste Amerikas ansichtig wurde,

waren sie einander so nahe gerückt, daß wenige Jahre mehr einen Zusammenstoß hätten herbeiführen müssen. Mexikanische Generäle durchstreiften schon die Staaten von Guatimala und Honduras, und Huayna Capac, der Vater des später von Pizarro ermordeten Athahuallpa, war durch die Eroberung Quito's ein Nachbar des theocratischen Staates der Muyscas in Bogotà geworden. Noch jetzt kann man auf der Halbinsel von Panama die Mischung der beiden Sprachsysteme verfolgen, die dort vom Norden und Süden einander begegnet sind. Mich wird heute nur der Staat der Incas in Peru beschäftigen.

Der geographischen Gestaltung von Südamerika wird ihr scharf aufgeprägter Stempel aufgedrückt durch den Gebirgszug der Cordillere, die vom Cap Horn aus dem Meere aufspringend längs der westlichen Seite des Continentes mit ihren gewaltigen Höhenzügen hinläuft, bis sie sich jenseits des Aequators in niedrigere Hügelgruppen abflacht. Ihr östlicher Abhang fällt nieder in die tropischen Flußthäler des Amazonengebietes, dessen mächtige Wassermassen die weiten Flachländer Brasiliens durchströmen, aber nach Westen zu wird sie nur durch die Ablagerungen des Dünensandes von dem Meere getrennt, aus dem sie terrassenartig aufsteigt. Es ist eine trostlos öde und verbrannte Wüste, in der fast nie ein Tropfen Regen fällt und die, in der Desierta de Atacama ihre größte Breitenausdehnung erlangend, sich von Chili bis nach Guayaquil längs des stillen Oceans erstreckt. Tagelang reist man dort durch leicht bewegte Sandhügel, deren Position jeder Windstoß zu ändern vermag und die schon der Tod manches Arriero geworden sind, der sich nach ihnen zu orientiren hoffte. Thierknochen liegen überall zerstreut und oft passirt man Pferde und Maulthiere, die durch die trockene Luft zur Mumie ausgedörrt, am Wege stehen und mit ihren verglasten Augen der vorüberziehenden Caravane nachstarren. Der selten aufgelöste Höhenrauch, der in den oberen Luftschichten hängt, macht es meistens unmöglich, den seitlichen Gebirgszug zu erkennen und wenn man nach dem Meere zu blickt, wohin die Ebene in geneigten Plateau's abfällt, sieht man nur die trügerischen Bilder von Seen und Flüssen auf dem Sande spielen. Nur wo ein Bach aus den Bergen herabströmt, blüht um seine Ufer eine fruchtbare Oasis auf und in solchen liegen die reichen Hafenstädte Pisco, Tacna, Arica, Lima und Callao. Folgt man den Windungen des Rimac, der sich bei Callao in's Meer ergießt, aufwärts,

so tritt man schon am zweiten Tage in die wilden Thäler des Gebirges ein. Der Weg führt über tiefe Schluchten an steilen Bergwänden hin, Wasserfälle stürzen von den Höhen herab, Waldbäche brechen auf allen Seiten heraus. Anfangs erfreut noch die tropische Vegetation das Auge des Reisenden. Glänzende Blumen duften am Rande der Fälle, Bananen und Platanen hängen aus den Ritzen der Felsen vor, auf hohen Klippen wogt die einsame Palme. Bald aber ändert sich die Temperatur. Kalte Winde wehen von den oberen Eisfeldern herab und kaum sind es noch niedrige Gräser, die hier und da den nackten Felsen verdecken. Von Lima aus gelangt man am vierten oder fünften Tage auf den Paß des zu übersteigenden Bergrückens, der dort zwischen 14—15,000 Fuß hoch und mit weiten Schneeflächen bedeckt ist. Ein deutscher Minenbesitzer hat in der Nähe ausgedehnte Bergbauten angelegt und in dieser traurigen Einöde ist man um so dankbarer für das schützende Dach, das gastlich jeden Fremden aufnimmt.

Von diesem Passe, dem Paß von Morococha oder der Piedra Parada, wo die Straße den westlichen Kamm der Cordillere überschreitet, beginnt sie sich für die nächsten Tagereisen wieder treppenartig zu senken, um in das gestreckte Höhenthal niederzusteigen, das Peru seiner ganzen Länge nach, von Norden nach Süden durchschneidet. Es heißt mit einem peruanischen Provinzialismus die Sierra oder Säge, denn auf seinen beiden Seiten ist es durch sägeartig ausgezackte Bergwände eingefaßt, die an ihnen hinlaufen. Die Erhebung der Sierra über dem Meeresniveau schwankt zwischen 7 und 12,000 Fuß, und da die Temperatur mit jeden 1000 Fuß höher oder niedriger sich verändert, so hat man oft an demselben Tage, vielleicht innerhalb weniger Stunden, alle Variationen der heißen, gemäßigten und kalten Zone zu empfinden. Steigt die Sierra höher als 12,000 Fuß, nähert sie sich also der Schneelinie, die in Peru zwischen 14 oder 16,000 Fuß beginnt, so gelangt man auf die Puna, wüste, todte Sumpfmoore, die sich zwischen starren Gletschern hinstrecken, nur von dem Condor auf seinem einsamen Wolkenfluge besucht. Auf dem Uebergange der Sierra zur Puna breiten sich weite Weideplätze aus, in denen die Lamaheerden gehalten werden und die die schlanke Vincuña durcheilt.

Ueberschreitet man den Kamm der Cordillere nach Osten, so tritt man in das vielfach gebrochene Bergland der Andes, die

Montaña der Spanier. Eine wunderbare Natur ist es, die sich dem Reisenden aufthut, wenn er aus dem ewigen Winter des Schneegebirges in diese prachtvolle Tropenwelt hinabsteigt. Immer neue Organismen, immer mannigfaltigere Gestalten bieten sich dem erstaunten Blicke dar, immer wilder, immer üppiger wächst und wuchert es an seinen Seiten, immer näher drängen sich die riesigen Stämme um ihn zusammen, immer dichter umklettern die rankenden Schlinggewächse den engen Pfad, der nur geblieben ist, und bald fühlt er sich allein in dem heiligen Dunkel der Urwälder, deren Säulen noch keine Axt entweiht hat. Für die Peruaner ist die Montaña das Land des Zaubers und des Schreckens. Jede Mythe, jedes Märchen wird dorthin verlegt und findet in ihr alle die zu seiner Ausschmückung nöthigen Materialien. Furchtsam wagt sich der Chinasammler nur bis an ihre Anfänge, um die kostbare Rinde zu suchen und die für den Bau von Coca und Kaffee angelegten Plantagen entfernen sich so wenig wie möglich von den bewohnten Plätzen.

Als das eigentliche Peru kann die Sierra angesehen werden. Auf ihr liegen seine fruchtbarsten Districte und, mit Ausnahme der Hafenorte, seine großen Städte. Die Geschichte der Incas verlief hauptsächlich auf ihr und die Streifzüge, die sie nach der Küste oder in die Montaña machten, hatten erst in den späteren Zeiten dauernde Ansiedelungen zur Folge.

Reist man in der Sierra von Norden nach Süden, so bedarf es etwa sechzehn Tage, um von Jauja, der Lima zunächst liegenden Stadt des Innern, die Grenze Boliviens zu erreichen. Der Charakter der Gegend wechselt je nachdem der Weg ansteigt oder sich senkt. Bald sind es wogende Felder, zwischen denen man hinreitet, bald kahle Steinflächen von Wind und Hagel gefegt, bald einförmige Sumpfwiesen die der Hirte durchzieht. Dann erquickt wieder das frische Grün der Zuckerfelder das Auge, beleben geschwätzige Papageien die lieblichen Haine, in denen man die Mittagshitze verträumt, oder bietet der Chirimoabaum seine labenden Früchte. Aber diese zwischengestreuten Gärten werden allmälig seltener und verschwinden endlich ganz gegen das Ende der Reise, wo sich das Längenthal constanter zu heben und mehr und mehr den Charakter einer Hochebene anzunehmen beginnt. Es sind weite Weideplätze, die terrassenförmig hinter einander aufsteigen, jeder von einer niedrigen Höhenreihe in der Ferne umzogen. Oft

bedarf es einer Tagereise, um dieselbe zu erreichen, und wenn man sie überschreitet, öffnet sich eine zweite monotone Fläche dem ermüdeten Blick. Die Vegetation wird spärlicher, dann mangelt sie ganz. Vorsichtig hat das Maulthier seinen Pfad zwischen trügerischen Morästen zu suchen und die verdünnte Luft zwingt es zu oftmaligem Ausruhen. Höher und höher steigt der Weg. Er ist einsam und stille, denn kein Thier vermag diese der Schneelinie zu nahen Regionen zu bewohnen, ein ungestörtes Schweigen lagert rings auf der Natur — da durchbricht sich die Einförmigkeit des Horizontes, graue Eisberge dämmern aus der Ferne herüber und an ihrem Fuße schlummert jener Inselsee, der heilige Titicaca, auf dessen Wasser die ersten Strahlen der Schöpfungssonne fielen, um die Apostel der Civilisation, Manco Capac und Oella Mama zum Leben zu erwecken: er der Sohn, sie die Tochter der Sonne und des Mondes. Ihr Vater, der Sonnengott sandte sie aus, um den in der Nacht der Barbarei versunkenen Völkern der peruanischen Thäler das Licht der Civilisation zu bringen, er gab ihnen als Zeichen eine goldene Stange, daß dort, wo diese in die Erde versinken werde, der ihm zu weihende Tempel errichtet werden solle. Das Geschwisterpaar der Incas wandte sich nordwärts und folgte den fruchtbaren Thäler des Ucayali, aber wo immer sie versuchten mit der Stange in den Boden zu schlagen, öffnete sich dieser nicht und das verheißene Zeichen blieb aus, bis, als sie nach langen Wanderungen in dem Seitenthale von Urcos aufstiegen, sie das Palladium da, wo jetzt Cusco steht, ihren Händen entgleiten und für immer verschwinden sahen. Hier schlugen sie ihren Wohnsitz auf, sammelten die ärmlich in den Klüften der Berge lebenden Indianer um sich und errichteten den Tempel des Sonnengottes, dessen Verehrung es ihre und ihrer Nachfolger Aufgabe war, über die Hochländer Südamerika's zu verbreiten.

Cuzco bildete bald den Mittelpunkt eines mächtigen Reiches. Alljährlich berief dahin der Inca die Söhne des Sonnengeschlechts; segenbringend und beglückend durchzog er die Länder, an der Spitze eines glänzenden Heeres, das stets seine heilige Person umgab, aber nur selten der Waffe bedurfte. Ueberall fügten sich die wilden Stämme seinem sanften Joche, sie zerbrachen ihre grimmen Götzen, sie thaten hinweg mit den blutigen Menschenopfern und wandten sich dem reineren Cultus der Sonne zu. Cuzco war das große

Heiligthum der Nation. Jedes der unterworfenen Völker bewohnte einen bestimmten Stadttheil desselben, wenn sie für die großen Feste dort zusammen kamen, ihre eigenthümliche Nationaltracht bewahrend. Repräsentanten der verschiedenen Vasallenstaaten mußten sich bleibend in der Residenz niederlassen, um bestimmte Dienste am Hofe des Inca zu verrichten, die als Lasten auf die Provinzen vertheilt waren. Der Name der heiligen Stadt war nur dem Inca bekannt. Wer immer aus derselben in seine Heimath zurückkehrte, wurde dort mit Festlichkeiten empfangen. Der Mais, der in Cuzco gewachsen, Gewebe, die dort gefertigt waren, verkauften sie um den doppelten Preis. Wo immer auf den Straßen des Landes sich zwei Reisende begegneten, mußte derjenige, der aus der Richtung von Cuzco kam, zuerst begrüßt werden.

Die beste Beschreibung der alten Stadt und ihrer Gebäude ist uns in den Schriften Garcilasso's de la Vega aufbehalten worden, der Sohn einer Incaprincessiin, die sich mit einem spanischen Ritter aus Badajoz vermählt hatte. Er war 1539 geboren, sieben Jahre nachdem Francisco Pizarro Peru den Incas entrissen hatte, und seine Kindheit verlief unter den zerrüttenden Umwälzungen der Conquista. Schon damals lagen Cuzcos Bauten, die bei dem letzten verzweifelten Angriffe Manco Incas auf Hernando Pizarro zerstört waren, in Ruinen und Garcilasso erzählt, wie er als Kind mit seinen Altersgenossen oftmals unter denselben spielte und neugierig ihre frühere Bestimmung zu errathen suchte, die rasch dem Gedächtnisse des geknechteten Volkes zu entschwinden begann. Seine Oheime, die Prinzen des gestürzten Herrschergeschlechtes, kamen oftmals, um seine Mutter zu besuchen und dann sah er sie in stillen Klagen weinen, den Fall ihres glücklichen Reiches betrauernd. Es war ihnen ein wehmüthiger Trost, die Geschichte desselben ihrem jungen Neffen mitzutheilen, der väterlicherseits selbst von der Race der zerstörenden Eroberer stammte. Begierig lauschte der Knabe den alten Sagen und aus ihrem Munde hörte er von den weiten Kriegsfahrten der Incas, von der Unterwerfung der Collas, der Aymaras, der Charanques, der Hacaris, von der Beschiffung des Amarumayo, von den Kämpfen mit den Musus, von der Empörung der Chancas von den wunderbaren Prophezeiungen des Viracocha, von dem Orakel des Rimac und vor Allem von den prächtigen Denkmalen, die einst die Hauptstadt schmückten.

Auf der Stelle des Sonnentempels stand schon zu Garcilasso's Zeit die Kathedrale von St. Domingo, und er gesteht, nicht im Stande zu sein, seine Größe genau angeben zu können. Der Tempel, dessen Haupteingang nach Norden lag, bildete ein Aggregat verschiedener Gebäude, aus denen die Zelle des Sanctuariums vorragte. Ihre vier Wände waren ganz mit Platten und Tafeln von Gold bedeckt. Das Dach war hoch und spitz, aber dennoch reichte das colossale Bild des Gottes, das so gestellt war, daß es von der aufgehenden Sonne beleuchtet werden mußte, bis an die Decke und füllte den ganzen Receß aus, in dem es stand. Es war, wie es heißt, aus Gold und ein Kranz massiver Strahlen umgab als Heiligenschein das runde Gesicht. Die Thüren waren sämmtlich mit Gold beschlagen, und um die Außenwände des Tempels lief ein, eine Elle breiter Goldstreif herum. Sculpturen werden nicht erwähnt, was um so auffälliger ist, da die architektonischen Ueberreste auf der Insel des Titicacasees mehrfach solche zeigen, von einem an das Mexikanische erinnernden Charakter. In Cusco lassen sich jetzt nur an den Fenstern und Thüren zweier Palastruinen halb verwischte Reliefsculpturen erkennen, die Schuppenvögel mit Frauenköpfen, Hundsköpfe mit Drachenleibern, Frauen mit Schlangenschwänzen und ähnliche phantastische Zusammenstellungen zeigen, wie sich solche auch auf den ausgegrabenen Trinkgefäßen, den Urnen, Töpferwaaren und geschnittenen Steinen finden. Von dem Mauerwerke des Tempels spricht Garcilasso in Ausdrücken der größten Bewunderung, und mit Recht, denn in der Steinbehauung hatten die Peruaner eine Ausbildung erlangt, wie sich Aehnliches in keinem Theile der Welt wiederfindet. In den Ruinen, die man noch zu besichtigen Gelegenheit hat, sind die gewaltigen Quadern, aus denen ihre massiven Wände aufgeführt sind, auf eine Weise bearbeitet, als ob sie sich in den Händen der Künstler erweicht gehabt hätten, sie sind wie polirt abgeschliffen, gedrechselt und doch bestehen sie meistens aus dem härtesten Gestein, aus vulkanischen oder quarzartigen Felsen. Oft findet man Felsmassen bis zu 30 Fuß lang und darüber, 10—15 Fuß dick, die ohne Sichtbarkeit von Mörtel, so dicht und gleichmäßig zusammengefügt sind, daß man keine Nadel zwischen bringen könnte. Das ganze erscheint als künstlerische Nachahmung der cyclopischen Architectur. Die Steine oder vielmehr Felsmassen sind vielfach sechseckig oder zwölfeckig, und ihre Berührungs-

flächen, die gewöhnlich 2—4 Finger weit auf das Feinste abgeschliffen sind, schachteln sich so künstlich in einander, wie die vielförmigen Stücke eines Geduldspiels. In den Palästen Atahualpas in Catamarca sollen sich zuweilen durch Kiescement verbundene Ziegel finden, in Cuzco dagegen ist das Meiste aus dem lebendigen Stein gehauen. Auch erwähnt Garcilasso, daß den alten Peruanern die Kunst Ziegel zu verfertigen nicht bekannt gewesen sei und giebt dies als den Grund, weshalb das hölzerne Dach des von Gold starrenden Tempels nur mit Stroh gedeckt war. Vielleicht sind jene Ziegelgebäude erst nach der spanischen Eroberung angefügt worden, wie wahrscheinlich auch die gewölbten Wandvertiefungen derselben. Es ist mehrfach zur Sprache gekommen, ob den alten Peruanern das Princip des Bogens bekannt gewesen sei, und man findet in der That manche Constructionen, die ganz in dem Style des peruanischen Mauerwerkes aufgeführt sind, mit einer Feinheit der Politur, die von keinem andern Volke je erreicht ist, und schon eine sehr hohe Ausbildung des Gewölbebaues zeigen. So erinnere ich mich in dem Districte von Jauja einer Brücke, die mir auf meine Frage als el puente del Inca (die Brücke des Inca), genannt wurde. Sie überschreitet in drei kühnen Bogen das rauschende Wasser des Riogrande in einer jetzt ausgestorbenen Berggegend, von deren Gipfeln aber überall noch altperuanische Städte, die mit ihren Straßen, Marktplätzen und Gebäuden vollkommen conservirt sind, herabschauen. Schon vor der Eroberung des Inca's Pachucetec blühte hier das mächtige Volk der Huancas und überall sind Spuren erhalten, die auf einen früher bedeutenden Verkehr hindeuten. Jene Brücke liegt gerade in der Richtung, die die große Straße von Cuzco nach dem Rimac genommen haben muß, und ein Reisender der, ihren Namen hört, könnte sie um so leichter zu der Zeit der Incas in Beziehung setzen, da das Gemäuer ganz auf die eben erwähnte, den Peruanern charakteristische Art, die einmal gesehen, sich nicht verkennen läßt, zusammengeschliffen ist. Nichtsdestoweniger würde es gewagt sein, hieraus Folgerungen ziehen zu wollen. Der Name zunächst bedeutet nichts, denn in Peru wird jede Ruine an die Inca geknüpft, wie in Mexiko das Volk alle Bauwerke auf Moctezuma, im Oriente auf Nimrod oder Salomo, in Spanien auf Carlo quinto zurückführt. Alle übrigen Brücken, die man in Peru antrifft, sind an Stricken

aufgehangen, in einer sehr sinnreichen Weise, als deren Erfinder Garcilasso ausdrücklich die Incas nennt und die auch der geographischen Gestaltung des Landes am angemessensten sind. Wahrscheinlich stammen die meisten der zweifelhaften Bauten in Peru aus den ersten Jahren der Eroberung, wo die Indianer noch nicht ihre Kunst der Steinpolitur verlernt hatten und von den spanischen Architecten als Arbeiter benutzt wurden, um unter ihrer Leitung Gewölbebauten aufzuführen. Jetzt hat das unglückliche Land nicht nur die Kenntnisse seiner Ureinwohner verloren, sondern auch von den aus Europa eingeführten nichts profitirt. Die erwähnte Brücke war, als ich sie sah, vom Blitze getroffen und in ihrem mittleren Bogen zertrümmert worden. Niemand verstand sie herzustellen oder wollte auch nur ihre Ausbesserung übernehmen, und so arbeitete man schon seit einigen Monaten an einem unförmlichen plumpen Kasten, der, wie ich zu meinem Erstaunen hörte, als Fähre benutzt werden sollte. Nach langen Vorbereitungen und unter großen Anstrengungen gelang es auch glücklich, denselben in's Wasser zu schieben, aber kaum war er flott, als er von der Gewalt des Stromes ergriffen und fortgerissen wurde, um nie wieder gesehen zu werden.

In einigen der Tempel auf der Insel des Titicacasees soll sich eine ähnliche Annäherung zum Gewölbebau beobachten lassen wie bei den griechischen Thesauren durch vorragende Steinkreise. Weiteres haben die Incas, abgesehen von Kellervertiefungen, schwerlich errreicht, wenn ihnen jene Bauten überhaupt zugeschrieben werden dürfen. Die pyramidalische Neigung der Fenster und Thüren, sowie der Wände, selbst in den Palästen Cuzco's, erinnert an den egyptischen Baustyl und bei dem Grabmal des Osymandias rühmt Diodor die genaue Zusammenfügung ohne Benutzung von Mörtel. Doch sieht man nichts in Egypten, was in der Steinhauerkunst den Werken der Incas nahe käme. Nur zu gröberen Bauten verwandten dieselben eine Art fetten Lehms, da sie die Bereitung des Kalkes nicht verstanden hätten, und sonach keinen Mörtel besaßen.

Um nach dieser Abschweifung auf Garcilasso's Beschreibung des Tempels zurückzukommen, so bleiben noch vier Kapellen zu erwähnen übrig, die sich an den Haupttempel oder den der Sonne anschlossen. Die erste dieser Kapellen enthielt das silberne Bild des Mondes, dem Sonnengott vermählt, und war ringsum mit

Silber ausgelegt. Von den Gestirnen, die in der zweiten Kapelle verehrt wurden, galt Venus für den Begleiter der Sonne, das Siebengestirn für Dienerinnen der Mondgöttin. Das dritte Sanctuarium war dem Gewitter geweiht, und in ihm befand sich kein Bild; der in demselben angestellte Cultus verursachte den spanischen Missionären viel Kopfzerbrechen, doch da sie auch die Verehrung eines Kreuzes gefunden hatten und andere Gründe für die Entdeckung Amerika's durch St. Brandan besaßen, so kamen sie dahin, in dem unsichtbaren Gott des Gewitters eine Repräsentation der christlichen Dreieinigkeit zu sehen. Ob Garcilasso's Erklärung, wie dieses Mißverständniß entstanden, die richtige ist, möge dahin gestellt bleiben, jedenfalls aber verdient sie angeführt zu werden. Nach ihm hat die Quechua-Sprache nur ein Wort, um die verschiedenen Erscheinungen des Gewitters zu bezeichnen. Sie nannten es Illapa und verbanden es dann mit Zusammensetzungen, je nach dem sie es hörten, sahen oder fühlten. Die Spanier unterschieden trueno, relampago und rayo, den Donner, den Blitz und den Blitzstrahl, (oder nach der Weise der Quechuas, das gehörte, gesehene und gefühlte Gewitter), und da nun diese drei Bezeichnungen in Peru durch den einen Ausdruck (Illapa) wiedergegeben wurden, so wurde geschlossen, daß drei Eins sei.

Es befand sich aber kein Bild in diesem Gemache, setzt derselbe Schriftsteller hinzu, weil die Peruaner nur dasjenige zeichneten, was sie naturgetreu wiederzugeben vermochten, und bei der Unmöglichkeit, den Schall des Donners und das Züngeln des Blitzes darzustellen, auch keine Nachahmung versuchten. In voller Pracht dagegen entfaltete in der letzten Kapelle der Regenbogen seinen Strahlenglanz und zog sich in einem breit gestreiften Halbkreis über die ganze, den Eingang gegenüber liegende Wand. Die Mumien der verstorbenen Incas saßen im vollen Schmuck um das Bild der Sonne, die der Königinnen um das des Mondes, mit den Gesichtern nach der Thür gerichtet. Nur Huayna Capac, der Lieblingssohn seines Vaters, hatte es diesem zugewendet.

Die Höfe des Oberpriesters (Villac Umu) und seiner Diener, die hinter dem Tempel begannen, durften von keinen Laien betreten werden. Daneben lagen die Wohnungen der heiligen Jungfrauen, Prinzessinnen des edelsten Incablutes, die unter dem Gelübde ewiger Keuschheit sich dem Dienste der Sonne und

seines Sohnes, dem Inca, weihten. Der regierende Inca durfte nichts berühren, als was aus ihren reinen Händen hervorgegangen war, sie allein webten seine Gewänder, bereiteten seine Speisen, und das Geschenk eines von ihnen gefertigten Kleides oder einer in dem Klostergarten gezogenen Frucht war die höchste Ehre, die der Inca einem Günstlinge erweisen konnte. Diese Jungfrauen lebten unter ihrer Aebtissin in unverletzlicher Abgeschlossenheit, weder Mann noch Weib durften je die Schwelle ihrer Behausung überschreiten. Nur die Königin oder Coya, als die Tochter des Sonnengottes, mochte die Bräute ihres Vaters besuchen.

Die Idee, daß sie sich als solche je eines Fehltrittes hätten schuldig machen können, war den Peruanern zu unnatürlich, um denkbar zu sein. Doch hatten die Gesetze Bestimmungen für den möglichen Fall getroffen und in diesem Ausnahmsfalle verläugneten sie die Milde, die alle ihre Verordnungen durchdrungen, und dictirten eine dem Ungeheuren des Verbrechens angemessene Strafe. Nicht nur wurde die Schuldige, wie die römische Vestalin lebendig begraben, sondern mit ihr ihre Eltern und Geschwister, mit ihr alle Glieder ihrer Familie. Ihr ganzes Geschlecht ward vertilgt und das Dorf, aus dem sie stammte, dem Boden gleich gemacht. Auch diese Sühne wurde noch ungenügend gehalten für die Größe der Schuld, aber der Verherrlicher seiner Ahnen fügt hinzu, daß nie, so lange das Incareich bestand, die Ausführung dieser schrecklichen Drohung nöthig gemacht worden war. Den Zellen der Sonnenjungfrauen schlossen sich hoch umwallte Gärten an, in denen natürliche Blumen mit goldenen und silbernen Nachahmungen derselben abwechselten. Ihre Gemächer lagen zu beiden Seiten eines Corridors, der das ganze Gebäude durchschnitt. Als nach der Eroberung Cuzcos die Häuser der Stadt unter die spanischen Soldaten verloost wurden, fiel der Palast der Sonnenjungfrauen in den Beuteantheil des Licentiaten de la Gama und Pedro de la Barca, von denen jeder eine Hälfte in Besitz nahm und den in der Mitte laufenden Corridor dem Gebrauche des Publikums als Straße überlies. Dieselbe besteht noch jetzt und läuft als enge Gasse zwischen den massiven Fundamenten der polirten Klostermauern hin, in deren prächtigen Ruinen Trödler und Schenkwirthe ihre schmutzigen Hütten aufgeschlagen haben. Ich wohnte in der Nähe derselben, während eines Aufenthaltes in Cuzcos, und so oft ich sie passirte, waren es die elegischen Worte jenes

persischen Dichters, die mir im Ohre summten. Ja, auch in den Palästen Huayna Capac's und Pachucetec's hat die Spinne ihr Gewebe aufgehangen, auch um des Inca's goldenen Sonnentempel tönt der Ruf nächtlicher Eulen. Es ist nicht genug zu bedauern, wie wenig in Cuzco zur Erhaltung der überhaupt nur schwachen Reste seiner großen Vergangenheit geschieht, und nur weil das Unverwüstliche ihrer Structur die Wuth der Zerstörung ermüdete, haben sie die Zeit der goldgierigen Conquistadores überlebt.

Wie schon erwähnt, liegt die Kathedrale von St. Domingo auf der Stelle des Tempels selbst, aber obwohl in ihren Mauern Quadern des peruanischen Bauwerkes eingefügt sind, läßt sich doch nichts mehr von dem ursprünglichen Plane erkennen. In einem der Klösterhöfe fand ich indeß nach längerem Suchen in Schutt und Kehrricht den eingestürzten Unterbau der oberen Tempelterrasse, ein unvergleichliches Prachtwerk, daß in leichter, säulenartiger Verjüngung aufsteigt, ohne Schmuck und Zierde, aber von einer Feinheit der Ausführung, von einer Sorgfalt in der Behandlung, daß das Ganze dieses massiven Mauerwerkes, nachdem es seit Jahrhunderten allen Unbilden der Witterung getrotzt hat, noch jetzt wie glasirt oder aus einem Stücke gegossen erscheint. Dieser Säulenbau steht am Rande des felsigen Vorsprungs, auf dem der Tempel lag und schaut über die untere Stadt hinweg, weit auf die Hochthäler der Cordillera. Ihre Richtung ist nach Osten und hier muß es gewesen sein, wo jeden Morgen der Inca die aufgehende Sonne begrüßte und sich dem Volke zeigte. An dem großen Feste des Raymi strömten dort aus allen Provinzen des Reichs die Curacas und Caziken mit ihren Vasallen zusammen. Sie waren in der einheimischen Tracht ihrer Länder gekleidet und Jeder trug das Wappen seines Stammgeschlechts auf reich geschmückten Schildern zur Schau. Die tributpflichtigen Fürsten überbrachten dem Inca in goldenen und silbernen Schaalen die von edlen Metallen gefertigten Producte ihrer Districte, die Führer seiner siegreich heimgekehrten Heere berichteten von den geschehenen Thaten und stellten die Gemälde der unterjochten Völker in dem Tempel auf. Die Priester führten in langer Procession jene mächtige Goldkette, die getragen von den Großen des Reichs, den weiten Marktplatz Cuzcos umfaßte, und schlossen um den Inca einen weiten Kreis, der sich in

feierlichem Tanze um ihn zusammenzog. Dann überreichte der Oberpriester dem sonnenentsprossenen Herrscher die mit dem heiligen Maistranke gefüllten Becher, aus denen er die Versammlung zur segnenden Weihe besprengte. Er vertheilte hierauf das mit dem Brennspiegel entzündete Feuer und entließ Alle in ihre Heimath, um es dort zu verbreiten, während die Prinzen der Königsfamilie in glänzenden Zügen herbei eilten, um ihn auf seiner Reise durch das Land zu begleiten.

Eine vergessene Ruine, zerfallen und zerbrochen, steht jetzt als der alleinige Zeuge all' dieser einstigen Pracht, und in der That eine traurige Mähre verkündet sie dem Beschauer. Wohl kein anderes Volk der Weltgeschichte hat ein so hartes Schicksal zu beklagen gehabt, als das der Peruaner, über kein Anderes brach das Unglück so plötzlich, so unmotivirt herein. Friedlich und unbekümmert lebten die Völker der weiten Cordillera unter dem schützenden Schatten des Incareiches. Fernhin breitete es von Cuzco seine Aeste über die Küste und die Montaña, nach Quito und Chili, sorgsame Pfleger begossen seine Wurzeln und wußten sich vor jeder Unbilde zu wahren. Da, ohne ein Vorzeichen des nahenden Sturmes, fährt ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel und zerschmettert den mächtigen Stamm, als er sich gerade zu seinem vollsten Wuchse entfalten wollte, zerstörte in einem Augenblicke das Werk der Jahrhunderte und scheuchte die unter Ordnung und Sitte zum geregelten Staatsleben erwachsenden Indianer in die Wüste ihrer früheren Barbarei zurück. Eine unbekannte Race, auf unbekannten Meeren herangeschifft, erscheint auf den Grenzen des Reichs. Weiß beschwingte Barken, mit nie gesehenen Wesen bemannt, durchfurchen jenen Ocean, den die Eingeborenen seit Menschengedenken am Fuße ihrer Berge branden gesehen, aber kaum zu betreten gewagt hatten. Es waren die Segel des ersten kühnen Entdeckers der Südsee, Don Vasco Vuñez de Balbac. Huayna Capac, der sieggekrönte Herrscher, der gefeierte Vater des Volkes, der die triumphirenden Banner des Incahauses von den Araucanos bis nahe an Bogota getragen, vernimmt auf seinem Sterbebette die unheimliche Kunde dieser Gesandten einer neuen Welt. Er konnte nicht die volle Bedeutung dieser Mittheilungen ermessen, aber dunkle Vorgefühle bewegen seine Brust und bekümmert steigt er in das Grab.

Die Spanier, die schaumentsprossenen Kinder des Viracocha,

landen. Den Donner auf den Schultern tragend, erklimmen sie die hohe Felsenburg der Cordillera, sie wenden nach Cuzco den verheerenden Fuß.

Huayna Capac's Nachfolger, die Seele beladen mit der Schuld des Bruderkrieges, fühlt keine Energie zum Handeln und sieht in thatenloser Erstarrung die drohende Gefahr heranschreiten. Alte Sagen werden in dem Volke wach. Warnungen schrecken die Kundigen in der Luft und am Himmel, sie erinnern sich der Prophezeiungen der Amautas, sie erkennen den verkündeten Untergang, und bebend horchten sie den schweren Schlägen, in denen ihres Reiches letzte Stunde verlief.

Athahualpa, der Inca, der Gott des Volkes, verfällt auf Pizarro's Befehl der Hand des Henkers. Noch einmal ermannte sich Quizquiz, der in Schlachten ergraute Feldherr, der vielgeprüfte Freund des verschiedenen Herrschers, er sammelte noch einmal die alten Krieger seines Heeres unter die sonst so sieggewohnten Fahnen; aber sie, die tausendfach dem Tode in's Auge geschaut, die überall die Feinde vor sich hergetrieben, sie flohen beim Anblick der weißen Männer. Ohne Vertheidiger stehen Cuzcos Thore offen, keine Besatzung tritt den Spaniern an den Mauern entgegen und widerstandslos rücken sie ein.

Bald entkleiden ihre goldgierigen Hände den Sonnentempel seines reichen Schmuckes, sie entweihen die verbotenen Räume der Priesterinnen des Gottes, sie wühlen bis in die Gräber nach den blendenden Schätzen. Das Volk schaut im stummen Entsetzen zu. Seit jenem Tage, wo sie die Mumien der Incas von ihren Thron werfen, wo sie die heiligen Gebeine ihrer Herrscher durch Straßen und Märkte schleifen sahen, hat sich eine düstere Melancholie über das einst so blühende Land gelagert. Die Nationalität der Quechuas ist gebrochen, ihre Kraft für immer gelähmt. Wenn man durch die Dörfer reitet, sieht man sie in dumpfen Hinbrüten beisammensitzen, nie erheben sie sich zu munteren Tänzen außer den Festen, selten hört man Gesang erschallen. Für sie hat die Zukunft keine Freuden, die Gegenwart ist eine Last. Sie träumen vielleicht von den goldenen Schätzen, die neben ihren Hütten versunken sind, aber sie besitzen nicht die Stärke, darnach zu graben, sie hoffen noch auf die Rückkehr jenes Inca, der in den fernen Wäldern des Amazonenthales herrschen soll, aber ihnen fehlt der Muth, ihm den Weg vorzubereiten. Gleichgültig beugten sie sich der

Macht der Spanier, gleichgültig sehen sie jetzt, wie jedes Jahr ihnen einen neuen Herrscher bringt.

Der großartigste Ueberrest Cuzcos ist die Festung Sacsahuaman, die sich auf dem Bergrücken erhebt, an deren Abhange die Stadt liegt. Sie ist aus ungeheuren Steinmassen aufgethürmt, auf die oben beschriebene künstlerische Weise zusammengefügt, und, wie die Dominikaner erklärten, konnte sie nur mit Hülfe des Teufels erbaut sein. Das Fort hat eine eiförmige Gestalt, und die drei Einfassungsmauern, von denen die äußerste eine Menge vorspringender Winkel zeigt, nehmen nach Innen an Höhe zu. Nach Garcilasso war es durch drei Thürme flankirt, von denen zwei eine viereckige, der größte dagegen runde Form hatte und die durch unterirdische Gänge mit einander communicirten. Jetzt ist wenig mehr davon zu sehen, da man das Innere überall für Felder ausgelegt und umgearbeitet hat. Die Piedra Lisa dient zu Belustigungen der Stadtbewohner. Im Rodadero, wo manche Quader unvollendet liegen, sollen die gymnastischen Spiele der Incas gefeiert sein. Es ist kaum begreiflich, durch welche Mittel die Indianer die gewaltigen Felsen, die meistens ihres Gesteines nach aus entfernten Provinzen stammen, herbei geschafft haben. Ihnen fehlte eine verbindende Wasserstraße, auf der die Egypter die Granitobelisken Syenes nach Theben und Memphis führten. Garcilasso erwähnt, der Piedra cansada oder Saicusca, die 15 Leguas weit über das Hochgebirge durch 20,000 Indianer an Stricken hergezogen wurde und über den breiten Yucayali transportirt war. Beim Passiren eines steilen Bergrückens riß sie los und zermalmte im Hinabrollen große Zahl der Arbeiter. Bald darauf hatte man sie ganz liegen lassen, da der Krieg die Bauten unterbrach, und die Indianer sagten in ihrer allegorischen Weise, daß der ermüdete Stein aus seinen Augen (den durch die Stricke geschliffenen Löchern), Blut geweint habe, weil er dem Inca nicht habe dienen können. Schon als jener Schriftsteller ihn sah, war er über die Hälfte allmälig in den Boden eingesunken, aber noch immer steht er in solcher Höhe hervor, um mehr einem Felsstück als einen Bausteine zu gleichen. Da die Werkzeuge der Peruaner nur aus Kupfer oder messingartigen Legirungen verfertigt waren, so bedienten sie sich zur Bearbeitung der Mauersteine einer schwarzen Kieselart (von Garcilasso hihuana genannt), deren Wirkung natürlich mehr schleifend sein mußte und so durch

Verwendung großer Massen von Händen die den Incabauten eigenthümliche Politur erzeugten. Hölzerne Balken wurden bei Mangel an eisernen Nageln zusammengefügt.

Etwas unterhalb des Forts liegt die Kirche St. Christobal neben dem Palast Manco Capac's, des Stifters des peruanischen Reiches, dessen Auftreten in den Beginn des zwölften Jahrhunderts gesetzt wird. Treppen führen zwischen fünf Terrassen, aus denen er bestand, zu einem mit Trümmern bedeckten Hofe. An der Thür lassen sich die Relief-Sculpturen einer Frau erkennen, deren Körper in einen Schlangenschwanz endet.

Am besser erhaltenen Palaste des Pachucetec läßt sich besonders die Mannigfaltigkeit der merkwürdigen Formen studiren, in welche die Steine geschnitten und zusammengefügt sind. Manche der mit ihren Nachbarn unauflöslich verbundenen Flächen sind gerillt. Die Thüren sind mit einem großen Steine überlegt und oben enger, wie unten. Die Fenster zeigen dieselbe Verschmälerung und auch die geneigten Mauern erinnern, wie schon bemerkt, an den egyptischen Styl. Die Paläste der Stadt und des Sonnentempels sind aus Porphyrarten aufgeführt, die meistens von denen, worauf die Stadt erbaut ist, verschieden sind. Die großen Felsmassen des Forts sind zum Theil grauer Kalkstein mit Venen von Kalkspath. In Lima tambo, dem früheren Wintersitz der Incas, das am Eingange zu Montaña, eine Tagereise von Cuzco liegt, finden sich viel Terrassenbauten, die oft unmittelbar mit dem Hügel selbst verbunden und aus diesem ausgehauen sind. Die Aehnlichkeit mit den mexikanischen Teocalli und hauptsächlich mit den Pyramiden von Cholula und Xochicalco ist unverkennbar. Oft dienen diese aufgemauerten Platforms, wie in China, um die Cultivation auszudehnen und auch steile Felsen bebauen zu können, die ohne hinaufgetragenen Dünger unfruchtbar bleiben müßten. Aus solchen Anfängen entwickeln sich später die schwebenden Gärten. Ueberhaupt scheint das Land früher eine weite zahlreichere Bevölkerung gehabt zu haben, denn überall sieht man beim Reisen in der Sierra über sich auf den kahlen Berggipfeln die Trümmer alter Städte und Dörfer, die dort angelegt wurden, um jede Spur nutzbaren Landes dem Anbau zu überlassen. Cuzco selbst liegt nahe an 12,000 Fuß über der Meeresfläche, auf einen an sumpfige Hochebenen angelehnten Steinterrain, wo die Witterungsverhältnisse durch die kalten Morgen und Abende durchaus nicht ange-

nehm sind. Ein breites Thal senkt sich von dort nach dem Ucayali und schon, wenn man nur wenige Stunden darin vorgegangen ist, wehen sanfte Frühlingslüfte und umgiebt die lieblichste Natur. Aber selbst für ihre Hauptstadt wollten die Incas keinen Fuß breit Landes sparen, der zur Ernährung des Volkes zu verwerthen war, und legten deshalb den Grund derselben auf einer kahlen Ebene, wo sie, ohne Schaden zu thun, ihre Pracht und Mächtigkeit entfalten konnte.

Colossale Wasserbauten, die jetzt in Ruinen liegen, treffen sich auf dem Wege nach Urcos und das Volk erzählte phantastische Märchen über ihre Erbauer. Das früher mit der größten Sorgfalt unterhaltene Kanalsystem Cuzcos, wodurch es den Incas möglich gewesen war, sich auch innerhalb seiner Mauern mit kleinen Lustgärten zu umgeben, war schon zu Garcilasso's Zeiten verfallen.

Die altperuanischen Städte, die jetzt alle öde stehen, sind eng und winklig gebaut. Die Häuser ,in eine Menge kleiner Fächer getheilt, wie die chinesischen, erinnern mitunter an die Casas Grandes von Neumexico, da sie zuweilen in den unteren Geschossen Fenster und Thüren entbehren und nur auf Leitern zu besteigen sind. Verfallene Kellerbauten fehlen nie.

In der Nähe von Lima finden sich einige Reste der Tempel des Rimac, (des Sprechenden), an den Ufern des gleichnamigen Flusses, dessen Benennung die Spanier in Lima veränderten, nachdem Pizarro die Cindad de los Reyes dort gegründet hatten. Als der Inca Pachucetec, der Ende des vierzehnten Jahrhunderts regiert haben muß, diese Gegend besetzen ließ, fand sich dort außer dem Orakel des Rimac, das vom Volke befragt wurde, noch das des Pachacamac oder des großen Schöpfers, dessen Priester eine Art sibyllinischer Bücher besaßen, die bei wichtigen Staatsangelegenheiten hervorgezogen wurden. Die Schreibekunst kannten die Peruaner nicht, aber sie hatten dennoch fortlaufende Geschichtsannalen, indem sie sich mit vielem Geschicke der Quippus oder bunten Knotenschnüre bedienten, die je nach ihren Farben, der Art oder Zahl ihrer Knoten und deren reihenweisen Zusammenfügung die verschiedensten Dinge auszudrücken vermochten. Ein anderer Tempel des Pachacamac war ihm in Cacha unter dem Beinamen Viracocha geweiht und in diesem fanden die Spanier jenes merkwürdige Bild, welches besonders Anlaß gab zu der einst

weit verbreiteten Meinung, daß Peru schon in alten Zeiten von christlichen Missionären besucht worden sei. Es stellte einen bärtigen Mann in langem Gewande vor, der ein fremdartiges Thier am Zügel führte und von den Spaniern für den heiligen Bartholomäus gehalten wurde. Der Schnitt seiner Kleidung war von der in Peru gewöhnlichen verschieden und der Bart findet sich bei keinem Stamme der rothen Menschenrace Amerikas. Die peruanischen Annalen sprechen mit einer Ausführlichkeit, die mich hier zu weit führen würde, von der wunderbaren Erscheinung des Viracocha auf den Pampas von Chita, wohin Jahuar Huacac, der sechste Inca, den ihm verdächtigen Kronprinzen Ripac verbannte, um die Sonnenheerden zu hüten. Der letztere, der in Folge der ihm gewordenen Enthüllungen den Titel Viracocha Inca annahm, rettete den Thron seiner Ahnen bei der gefährlichen Empörung der Chancas (1208) und hinterließ die von Huayna Capac aufgefundene Prophezeiung, daß nach dem zwölften Inca das Reich der Sonne sein Ende erreichen und Peru in die Hände eines mächtigeren Geschlechts fallen würde. Huayna Capac, der größte der Incas, der aber durch seine Reformationen in der Religion und die Theilung des Reiches die alten Constitutionen erschütterte, schloß die Zwölfzahl ab und noch jetzt reden die Indianer jeden Europäer mit dem Namen Veracocha an. Dasjenige Werk, von dem die spanischen Eroberer mit der größten Bewunderung sprechen, war die große Straße der Incas, die in einer Ausdehnung von 500 Leguas längs der schneebedeckten Gipfel der Cordillere über schwindelnde Abgründe und bodenlose Sümpfe von Cuzco nach Quito lief. Mit all' seiner Macht würde Karl V., sagt ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber, nichts ähnliches für die kurze Distanz von Toledo nach Granada schaffen können. Zwanzig Fuß breit auf einem Unterbau von Trapp-Porphyr, war sie überall mit Tambos zum Schutze und Nachtlager für die Reisenden besetzt. Eine zweite Straße lief längs der Küste, zwischen Mauern so lange sie die mit Fruchtbäumen strotzenden Oasen passirte, und durch hohe Stäbe in die Wüste bezeichnet. Von den letzteren ist kaum noch etwas erhalten, aber von der Gebirgsstraße trifft man vielfache Spuren im Innern. Steile Anhöhen erstieg sie in treppenartigen Stufen und leider waren es gerade diese bewunderungswürdigen Werke, die ihren Untergang verursachten. Da die spanischen Pferde auf den glatten Platten ausglitschten und sich oft

beschädigten, so zerstörten die Colonisten absichtlich die Riesentreppen und nur die Fundamente lassen sich noch hier und da auf dem Wege von Ayacucho nach Cuzco und in der Nähe von Tarma erkennen. Auf bestimmten Entfernungen, besonders da, wo sich weite Aussichten boten, waren Ruheplätze für die Incas auf ihren regelmäßigen Reisen errichtet und die Terrassenpiramide von Curumba in der Nähe von Andahuaylas gehört wahrscheinlich zu diesen.

Im Allgemeinen wird man beim Reisen in der Sierra nur wenig an die ungeheure Höhe erinnert, auf der man sich gewöhnlich bewegt. Bei 10,000 bis 11,000 Fuß, also in Regionen, wo in Europa schon Alles längst im ewigen Eis erstarrt wäre, findet man sich in diesen, nur wenige Grade von dem Aequator entfernten, Breiten noch zwischen Hecken von Cactus oder Feldern von Mais und Gerste und in einer Temperatur, die kaum von der unsers Frühlings verschieden ist. Eine wirkliche Gebirgsscenerie fehlt aber eigentlich ganz, und jene malerischen Punkte, die sich in unseren Alpenlandschaften fast auf jedem Schritte bieten, sucht man in der Sierra der Cordillere vergebens. Es ist eine starre Großartigkeit, eine auf die Dauer ermüdende Einförmigkeit, die das Ganze überzieht, und nur die Feinheit der Luft, die jeden Gegenstand mit einem blendenden Scheine bestrahlt, macht dem Reisenden bewußt, wie nahe er sich den Grenzen der bewohnbaren Atmosphäre befindet. Die die Sierra zu beiden Seiten einfassenden Bergzüge, deren absolute Erhebung über dem Niveau des Meeres 14,000—15,000 F. sein mag, erscheinen nichtsdestoweniger klein und unbedeutend, da sie von der Ebene, in der der Weg hinläuft, um etwa noch 2000—3000 Fuß aufsteigen. Sie beengen den Gesichtskreis auf allen Seiten und da man meistens zwischen ihnen fortschreitet, mangelt jede Abwechselung. Zerbrechen sie sich aber einmal, oder gelangt man auf einen Punkt, wo sich über sie hinwegsehen läßt, so ist die Ueberraschung auch um so gewaltiger und großartiger. Es ist als ob plötzlich ein Vorhang fortgezogen würde und der vorhin so eingeschränkte Blick schweift dann von seinen hohen Standpunkt über Welten von Berge und Berge von Welten. Der größte unserer Naturschilderer, Alexander von Humboldt, vergleicht höchst treffend, wenn er von dem ersten Erscheinen des Südmeeres spricht, die Aussicht von der Cordillere mit der, die sich von einem Luftballon bieten muß, und in der That, eine

wirkliche Cordilleren-Aussicht besitzt etwas so eigenthümliches, ist so von allen bekannten und gewohnten Bergscenerien verschieden, daß sie anfangs mehr bewildert wie genossen wird, bis sich der Geist allmälig zu orientiren beginnt. Der muthige Besteiger der Jungfrau und des Mont Blanc steht, wenn er bis 12 oder 14,000 Fuß vorgedrungen ist, ziemlich nahe auf dem höchsten Punkte des ganzen Gebirgszuges, und blickt von dort über die Spitzen der niedrigen Berge, die ringsumher unter ihm emporsteigen. Bei 14,000 Fuß steht man in der Cordillere aber erst an der Basis gigantischer Gebirge, die von dort in eine compacte Eismasse bis 20,000 Fuß und mehr sich aufthürmen, und wo die Aussicht frei ist, sind es nicht pyramidalisch abgeschlossenen Spitzen, die der Blick erkennt, es sind unermeßliche Bergzüge, denen er zu folgen hat, in allen ihren Windungen und Kreuzungen, ist es der aufgeschlossene Organismus einer ganzen Alpenwelt, in die das Auge des im Centrum stehenden Beschauers taucht. In dunkelschwarzen Riesengebilden wandern die Schatten der bis in das Innerste der Erde klaffenden Schluchten über die schroffen Flächen der himmelanstrebenden Felsen, grüne Säume hängen am Rande ungründlicher Schlünde, deren Tiefe das Auge nur furchtsam ahnt, Oceane welliger Waldhügel wogen um vorragende Klippen, Höhenkuppen schwellen und sprudeln, Thäler taumeln von den Gipfeln, Gebirge scheinen Gebirge zu gebären, bis — die Schneewand des nahgerückten Horizonts Alles mit ihrem weißen Leichentuche überzieht. Solche Aussichten müssen sich natürlich besonders bieten. wenn man die Pässe nach Westen oder Osten überschreitet. Bei den ersteren fällt die Cordillere mit weit plötzlicher Steilheit ab und das schon auf unendliche Entfernungen am Horizonte erscheinende Meer wird oft noch Tagelang mit der Luft verwechselt, bis sich der Unterschied hinlänglich deutlich zu gliedern beginnt, um aufgefaßt zu werden. Nach Osten, wo die Cordillere in wilder Confusion nach dem Amazonengebiet hin zusammen stürzt, ist die Aussicht gewöhnlich durch einen dichten Nebel, zu dem sich die aus den heißen Thälern der Andes aufsteigenden Dünste verdichten, verdeckt. Aber, wer glücklich genug war, ihn zerreißen gesehen zu haben, wird einen für immer unauslöschlichen Eindruck mit sich nehmen. — Das Abrupte und die Tiefe der die hohen Cordillerenthäler durchschneidenden Schluchten hat jene zwischen Weidestricken aufgehängte Brücken nöthig gemacht, die als für

Peru charakteristisch betrachtet werden können, und die die erste Idee zu unseren Kettenbrücken gegeben haben sollen. Die längste derselben ist die des Apurimac, der ursprünglichen Grenze des Incareiches, ehe ihm seine Eroberer eine weitere Ausdehnung gaben. Der Name des Apurimac bedeutet in der Sprache der Indianer: das Wasser, welches redet. Er durchströmt die rauheste Gebirgsgegend des Landes, die in Villcapampa den zersprengten Gliedern des Königshauses, als Cuzco gefallen war, noch einen letzten Zufluchtsort gewährte, und auch nach Sayri Tupacs Abdankung den Vicekönigen einige Male Anlaß zu Befürchtungen gab. Das Wasser hat eine weite Furche zwischen zwei senkrecht und glatt aufsteigenden Bergwänden gegraben, und wenn man vom Norden kommend auf die Höhe an den Rand gelangt, so sieht man in schwarzer Tiefe den wilden Strom des Apurimac dahinbrausen und auf halben Wege über demselben ein dünnes Gewebe von Fäden aufgehängt, das jeder Windstoß bewegt. Das ist die weitberühmte Brücke des Inca Mayta Capac. Ein enger Fußpfad, nur mit Mühe ausgehauen in dem harten Gestein, windet sich über die verticale Felsplatte hin. Langsam und vorsichtig klimmt man hinunter, und ist die Mitte erreicht, wo noch nach Unten der jähe Abgrund gähnt, so muß die in der Luft schwebende Brücke betreten werden. Jeder neue Fußtritt setzt sie in immer zunehmende Schwankungen, und durch die Maschen des Gewebes schaut man schwindelnd hinab, in die weiße Brandung, wo der Strom durch sein Steinbett schäumt. Auf der entgegengesetzten Seite durchschreitet man nach dem Passiren der Brücke einen Tunnel, den es nöthig war zu graben, um überhaupt nur eine Stelle für ihre Befestigung zu gewinnen. Auf der Straße von Yauja nach Cuzco trifft man zwei solche Hängebrücken, und Furchtsame lassen sich an der Hand des Brückenwächters hinüberleiten. Am gefährlichsten sind die der Montaña, die man oftmals auf Händen hinrutschend passirt. Wege sind dort selten vorhanden, und selbst das Wenige, was die Incas bauten, ist jetzt verfallen. Ueberhaupt sind dieselben nie weit in die Montaña eingedrungen. Der Inca Roca machte einige Eroberungen in Paucartambo, doch ohne dauernden Erfolg, und der zweifelhafte Ausgang der Expedition gegen die Moxos unter Pachucetec schnitt jedes weitere Unternehmen ab. Gegenwärtig dagegen beginnt sich die Aufmerksamkeit der peruanischen

Regierung auf die Montaña zu concentriren. Die reichsten Provinzen liegen zu ungünstig, um für ihre Producte einen Absatz nach dem Pacific zu finden, sie bedürfen der großen Wasserstraßen des Marañon, um direct mit Europa in Verbindung zu treten. Jetzt stagniren sie unter dem Fluche der Unthätigkeit, Generationen entstehen und vergehen, aber die Entwickelung fehlt. Es bedarf des Zauberschlages des Handels, um auch hier frisches Leben, frische Thätigkeit zu erwecken, und wenn erst die weltverbindenden Dampfer Brasiliens stille Wälder durchbrausen, dann wird auch das verwaiste Cuzco, daß jetzt nur schmerzlich über seine Vergangenheit trauert, zu neuer Größe, zu neuem Wohlstand erblühen und froh und freudig einer schöneren Zukunft entgegengehen.

Die mexikanische Vorgeschichte.

Vortrag, gehalten im Bremer Künstlerverein. März 1860.

In den Schriften Plato's, des griechischen Philosophen, findet sich der sonderbare Bericht von einer Mythe, die Solon bei seiner Reise in Egypten von den dortigen Priestern vernommen hatte. Jenseits der Säulen des Hercules, der jetzigen Straße von Gibraltar, so erzählten sie ihm, lag einst ein großes Inselland, fruchtbar und blühend wie kein anderes, von mächtigen kriegerischen Völker bewohnt. Atlantis war es genannt und Eigenthum Poseidon's des erdumschütternden Gottes. Sein Tempel stand dort auf hohem Berge, ein gemeinsames Heiligthum seiner Nachkommen, und in seinem Auftrage zogen die verbündeten Könige der Atlantiden aus, die Welt zu unterjochen. Ueber Mauritanien und Libyen herrschten sie, über Europa bis zum tyrrhenischen Busen. Schon drangen sie weiter vor, Egypten und Asien bedrohend, „als deine Stadt, o Solon," so berichteten die Priester, uns Allen ein Retter ward. Deine Vorfahren besiegten in mörderischer Schlacht die atlantischen Könige, die nach Westen zurückflohen. Kurz darauf brach ein furchtbares Naturereigniß, Erdbeben und Ueberschwemmung, über ihr Reich herein, und mit ihren Schätzen, ihren Tempeln und Palästen versank die stolze Insel in den Meeresgrund.

Die geographischen Kenntnisse der Alten reichten nicht über das mittelländische Meer hinaus. Von den phönizischen Handelszügen nach den Zinn-Inseln, von Hanno's Fahrten an der Küste Afrikas liefen nur unbestimmte Sagen um, und jede weitere Kunde ging mit Carthagos Zerstörung verloren. Doch lebten

noch die dunklen Erinnerungen an jenes untergegangene Inselreich. „Sie werden kommen (ruft Seneca), sie werden kommen im Umschwunge der Zeit, die einstigen Jahrhunderte, wo der Ocean seine Schranken durchbricht, wo sich eine unermeßliche Erde entdeckt, Thetis wird uns den Zugang zu neuen Welten öffnen, und Thule nicht mehr die Grenze des Alles sein." Das Mittelalter vermochte es nicht, diese Hoffnungen zu verwirklichen. Wenn man in seinem durch Unwissenheit und Aberglauben umdüsterten Horizonte in das atlantische Meer der Stürme und des Dunkels, wie es der Araber nannte, hinausschaute, so glaubte man dort oft gespenstische Spukgestalten zu erblicken, die fata morgana der Insel des heiligen Brandan, die sieben Städte der sieben Bischöfe, das Land der ausgewanderten Walliser, das Land der Lissaboner Almagrurim, aber es waren täuschende Spiegelbilder, die in nebliger Ferne auftauchten und wieder verschwanden. Erst als die Berichte der venetianischen Reisenden von dem goldreichen Cipango, von dem Reiche des Kaisers von Kathai die Phantasie weiter aufgeregt hatten, wagte es Columbus die unbekannten Wogen zu durchschiffen; er suchte Japan, China, Indien, und er fand Amerika, das Indien des Westens. Es waren zunächst nur zerstreute Inseln, die er antraf, oder Theile des Festlandes, von rohen Indianerstämmen bewohnt, und der Enthusiasmus, den seine ersten Entdeckungen in Europa angeregt hatten, begann schon in Gleichgültigkeit und Klagen über getäuschte Hoffnungen zu verlaufen, als Pizarro und Cortes, in Peru und Mexiko, die Wunder der neuen Welt aufschlossen. Cortes landete, nach mehrfachen Fahrten an der Küste, in Ulua, nördlich von dem Platze, wo jetzt la villa rica de la Vera-Cruz steht, der gewöhnliche Hafen für den von Osten kommenden Reisenden. Schon in weiter Entfernung, noch auf offener See, sieht man das weiße Schneehaupt des Pic von Orizava entgegen leuchten, hochhinausragend über die Wolkenschichten, die noch das Land verhüllen. Wenn dieses erscheint und sich der Streifen der Küste von dem Meere abhebt, fühlt sich die gespannte Erwartung nur wenig befriedigt. Dünen, Wüste und Sand, und in staubiger Sandwüste die bestaubten Häuser der Stadt, sengend im Brande einer tropischen Sonne. Gerne läßt man die reiche Handelsstadt hinter sich, um die Provinzen des Innern aufzusuchen. Nach wenigen Leguas schon beginnt der Weg sich zu erheben und an dem Gebirge

emporzusteigen, welches das Gerippe des Festlandes bildet. In steilen Windungen überschreitet er mehrere breite Terrassen, die bis zu der Höhe von 5000 Fuß sich übereinander erheben. Mimosengebüsche wechseln mit Hecken von Opuntien ab, doch zeigt anfangs der Boden nur hartes Steingerölle bis er sich allmälig mit einer Decke grüner Vegetation zu überkleiden beginnt. Bald wächst diese höher empor, bald schießen die üppigen Pflanzenformen des Südens längs des Weges auf, bald ranken und wuchern sie reicher und wunderbarer, bald sieht das Auge ringsum nur einen blühenden, lachenden Garten in den fruchtbaren Umgebungen Jalappa's, das Paradies der Küstenbewohner. Auf der Höhe von Jalappa (einer Höhe von 4000 Fuß) ist es, wo die kalte Luft der Hochebene in ihrer Mischung mit den warmen Dünsten, die von dem Meere aufsteigen, sich zu Wolken verdichtet; und gehüllt in den Schleier einer ewigen Feuchte, entfaltet dort die Erde die ganze Vegetationskraft einer tropischen Natur. Auf hochgelegenen Punkten Jalappas übersieht man die kolossalen Treppen, die von dem Meere hinaufführen, erblickt man noch des Meer selbst, einen schmalen Spiegel des Golfes am äußersten Horizonte, wo Luft und Wasser in einander schwimmt. Weiter aufwärts, wenn der Reisende den Gürtel der befruchtenden Wolkenschichte, die Jalappa umzieht, verlassen hat, befindet er sich auf's Neue in einer erstorbenen Natur, auf öden Hochebenen, von Lavaströmen übergossen, worüber die Straße mehrere Tage fortzieht. Kalt weht der Wind am Cofre von Perote, dem höchsten Passe (8000 Fuß), wo der wie ein Sarg gestaltete Basaltfels hervorsteht, dem er seinen Namen verdankt. Wenn man ihn aus den Augen verloren hat, im Tannenwalde des Pinal, wird die Luft milder und die Umgebung anziehender. Man passirt das freundliche Puebla de los angeles, dessen Kathedrale von Engeln erbaut wurde, neben der ungeheuren Pyramide von Cholula, durch vorweltliche Giganten emporgethürmt, um auf ihr den Himmel zu ersteigen. Nach ihm betritt man ein zerbrochenes Hügelland, durchzogen von Schluchten und Klüften, den berüchtigten Aufenthalt der mexikanischen Saltadores. Aber jetzt öffnet sich der Wald. Aus dem Dunkel der Gebüsche schweift frei der Blick hinaus, taucht wonnetrunken nieder, von derselben Höhe von der Cortez zum ersten Male hinabschaute in das Thal von Anahuac, das Thal der Gewässer, in deren Mitte das goldene

Mexiko thronte. Bewacht von zwei gigantischen Vulcanen, deren Häupter ewiger Schnee bedeckt, öffnet sich eine glänzende Ebene, glänzend in den Strahlen einer wolkenlosen Sonne, die auf hunderte von Seen und Wasserflächen schimmert, begrenzt mit sanft geneigten Hügeln, durchwogt, ein goldenes Feld, vom Meere der Aehren, geschmückt mit Gärten und Wald, besäet mit Häusern, Dörfern und Städten, in ihrer Mitte noch heute: Mexiko-Tenochtitlan.

Bekannt genug sind jene staunenden Berichte, welche die Conquistadores uns hinterlassen haben, jene wie Märchen klingenden Erzählungen von zahllosen Schätzen, von den in Gold und Silber starrenden Tempel, von den unermeßlichen Palästen, von dem mächtigen Fürsten, der das weite Land beherrschte. Die Spanier waren überrascht von der trefflich organisirten Staatsverwaltung, von den Fortschritten in Kunst und Wissenschaft, den prächtigen Bauten, der Genauigkeit der astronomischen Berechnungen. Die Frage lag nahe, woher diese Bildung entnommen sei, und da eine einheimische Literatur vorhanden war, blieb das Natürlichste in dieser zu forschen. Montezuma selbst bemühte sich die Neugierde seiner ungebetenen Gäste möglichst zu befriedigen; zwei königliche Prinzen, von Mönchen erzogen, lieferten bald nach der Eroberung Beiträge zu der Geschichte ihres Landes, woraus Sahagun sein Werk zusammenstellte; die Originale der einheimischen Documente sind jetzt auch den europäischen Gelehrten zugänglich und von ihnen mehrfach untersucht worden, aber man ist noch weit entfernt, zu einem befriedigenden Abschluß gekommen zu sein. Nur soviel ist gewiß, daß das Volk, das die Spanier in Mexiko antrafen, das Volk der Azteken, ein verhältnißmäßig spät eingewandertes war, das die Grundlagen seiner Civilisation und die wunderbaren Bauten schon im Lande vorfand und sie ebenso als fremdartig anstaunte wie die Spanier selbst. Die Herrschaft der Azteken von Mexiko datirte von wenig über hundert Jahre vor der Ankunft der Europäer, die am 18. November 1519 in die Hauptstadt einzogen; die Thronbesteigung Montezuma I., des eigentlichen Begründers der aztekischen Macht, fällt in das Jahr 1440, und erst seitdem hatten sie jene Siegeslaufbahn begonnen, auf der sie mit reißender Schnelligkeit die Grenzen ihres Reiches bis zu den beiden Meeren, dem atlantischen und dem stillen Oceane, ausdehnten. Wer waren sie, woher waren sie gekommen?

Die Sagen der Azteken sprechen von ihrer Heimath als einem Atlan oder Aztlan genannten Lande, wo sie, ein kleiner Stamm, in ruhiger Abgeschlossenheit lebten unter der Obhut eines Königs und eines Priesters. Als der Letztere einst träumend im Waldesdunkel saß, hörte er einen kleinen Vogel auf den Zweige zwitschern, der ihm die Worte in's Ohr raunte: „Ziehet fort, ziehet fort;" dann ward ihm ein Zeichen, daß sein Volk nach Süden ziehen solle, bis es in einem See einen Nopal finden würde, auf dem ein Adler sitze, eine Schlange in seinen Krallen. Der Priester verkündete sein Orakel dem Könige, den Aeltesten der Azteken, und sie zogen fort, in gläubigem Vertrauen auf die göttliche Verheißung. Die aztekischen Hieroglyphen, die in dem Museum zu Mexiko aufbewahrt werden, zeigen des Weiteren die Wanderungen, die sie untergingen, die Flüsse oder Meeresarme, die sie passirten, die Halteplätze, wo sie Monden oder Jahre weilten, die Früchte die sie dort säeten und ernteten. Sie zogen stammweise, und jeder Stamm ist durch sein Wappenschild ausgezeichnet. Die Priester trugen in geheimnißvoller Lade die Gebeine ihres Gottes. Bei den nächtlichen Rastplätzen wurde über denselben eine zeltartige Stiftshütte errichtet, und um sie herum lagerten die verschiedenen Stämme. Sie zogen demüthig, ein Volk frommer Wallfahrer, in unscheinbarem Aufzuge dahin, sie schauten nicht rechts, nicht links, sie folgten der göttlichen Führung, die sie leitete. Oftmals durchwanderten sie einsame Wüsten, weite Einöden, oftmals sahen sie sich an Plätze geführt, wo Menschen ihre friedliche Wohnung gebaut, um im geselligen Vereine der Natur ihre Gaben abzugewinnen. Wenn sie die Grenzen eines solchen Gebietes, die Grenzen eines gesitteten Staates erreichten, dann entbrannte ihr Blick in dunkler Gluth, dann flammte das Auge auf, dann verwandelte sich das Volk betender Pilger in ein Heer fanatischer Kreuzritter. Dann öffneten die Priester die Lade ihres Gottes, sie enthüllten sein schreckliches Bild, sie trugen ihn voran den Sturmkolonnen, sie pflanzten ihn den Zinnen der erstiegenen Mauern auf, sie badeten ihn in Strömen warmen Blutes. Und wenn die Eroberung gelungen, der Sieg erfochten war, so wurde jedes Wesen im Lande mit der Schärfe des Schwertes geschlagen, um den Hunger ihres Kriegsgottes zu stillen, denn er war ein furchtbarer Gott, sein Fraß waren Herzen der Menschen, und jede andere Speise wurde von ihm verschmäht.

So zogen sie umher auf der weiten Erde, Menschen suchend, um Menschen zu morden, Plätze suchend, wo Menschen siedelten, wo allein sie die geforderten Opfer bringen konnten. So kamen sie in's Thal von Anahuac, und in ihm, dort wo jetzt Mexiko steht, sahen sie das verheißene Zeichen, den Adler auf dem Nopal mit der Schlange in den Krallen, wie es noch heute im mexikanischen Wappen zu sehen ist. Aber das Thal von Anahuac war schon von zahlreichen Völkerschaften bewohnt. Dort standen wohlverwahrte Städte, herrschten reiche und kriegerische Könige. Diese ergriffen die Ankömmlinge, die es wagten ihr Gebiet zu betreten, sie verstießen sie in die Sklaverei, und als verachtete Sklaven dienten die Azteken viele Jahre hindurch erst den Fürsten von Azcapolzalco, dann denen von Colhuacan. In den hohen Schilfgebüschen, die sich am Rande der Seen und Sümpfe ausdehnen, fristeten sie ein kümmerliches Dasein, zu harter Arbeit von ihren harten Herren gezwungen, nur spärlich durch den Fischfang ernährt. Aber ungebrochen trugen sie das bittere Joch der Knechtschaft, sie hofften auf die Verheißung ihres Gottes, denn noch lebte er, wie sie die Priester trösteten. Der Bürgerkrieg entbrannte unter den Colhuas; die Herren der Azteken bewaffneten ihre Sklaven, um ihr Heer im Kampfe mit Xochimilco zu vergrößern. Die Azteken schlugen ihre Schlachten, sie vernichteten ihre Feinde, sie bemächtigten sich der Hauptstadt ihres Landes. Die alte Erinnerung erwacht. Zum Siegesfeste bringen die Priester die heilige Lade, in der Huitzilopochtli so lange unthätig geschlummert. Er wird erweckt, er trinkt auf's Neue Menschenblut, und die langen Reihen der Kriegsgefangenen fallen als Opfer an seinem Schreine. Entsetzen faßt die Völker Anahuacs ob solcher That. Sie alle fliehen vor den Azteken zurück. Aber wilder nur schäumt in diesen der lang zurückgehaltene Durst nach Rache auf, sie wenden ihre Waffen gegen ihre alten Herren, sie erobern die Städte, wo die Furcht jeden Widerstand gelähmt hat, und sie erbauen Mexiko-Tenochtitlan, bald die Hauptstadt des Reiches, von der alljährlich ihre Heere auszogen, um zu den periodischen Festen frische Schlachtopfer nach dem Steintempel Huitzilopochtli's zu schleppen. Das war der Beginn des Azteken-Reiches, das die Spanier auf dem Gipfel seiner Blüthe trafen. Die Erbauung Mexikos wird in das Jahr 1323 gesetzt, die Ein-

wanderung der Azteken mag in das Ende des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung fallen.

So bleibt die Frage, wer waren die Völker, welche die Azteken bei ihrer Ankunft im Thale von Anahuac dort vorfanden, und die mit einem gemeinsamen Namen als Teo-Chichimeken bezeichnet werden?

Ihre Ueberlieferungen sind sehr unvollständig, lassen aber doch leicht auch in ihnen eine nur eingewanderte Rasse erkennen, welche die in Mexiko eigenthümliche Cultur nicht selbst ausbildete, sondern erst später annahm. Sie scheinen als umherschweifende Jägervölker die weiten Ebenen zwischen Rio-Colorado und Gila bewohnt zu haben, wie die Mongolen an den Grenzen Chinas, die Beduinen an denen Syriens und Mesopotamiens wandern, und wie es im Gange der asiatischen Geschichte beständig wiederkehrt, daß bei beginnendem Verfall der Staaten die Nomaden herandringen und sich zu Herren aufwerfen, so begründeten auch die Chichimeken eine Aristokratie der Waffen.

Der erste Name in ihren Traditionen ist der des Königs Xolotl, der die zerstreuten Wanderstämme unter seinem Scepter vereinigte. Er sitzt auf hohem Throne an dem Kreuzwege der Straßen, die nach Norden die nach Süden führen. Um ihn stehen die Großen der Chichimeken, vor ihm erscheinen die Gesandten, die er zur Kundschaft des Landes ausgeschickt. Sie berichten von wohlbewässerten Strichen, von fruchtbaren Gebieten, die sie bereist und die fruchtbarer geworden, je weiter sie nach Süden gekommen. Nach Süden ist die Losung. Das Heer bricht nach Süden auf. Es wandert über Hügel und Thal, über Berge, über Flüsse. Still und menschenleer ist es ringsum, ein weiter, ungeheurer Wald deckt Hügel und Thal und Berg. Vorsichtig schreiten die Chichimeken fort. Sie, ein Volk, gewohnt an Jagd und Krieg, kennen des Krieges Liste, seinen Trug und seine Künste. Kein Feind ringsum zu sehen. Aber im engverschlungenen Dickicht des Gehölzes stößt der Fuß auf Steine, auf Fundamente von Gebäuden, auf Ruinen. Der erstaunte Wilde sieht sich inmitten einer Stadt. Noch sind die Straßen, die Marktplätze zu erkennen, noch stehen die Häuser, die Paläste, die Tempel, aber Alles ist überrankt und umwuchert von Epheu und lockernden Schlinggewächsen; eine ausgestorbene Stadt der Monumente, wie sie der Reisende noch jetzt vielfach in Yucatan und Honduras

antrifft. Aber damals, als die Chichimeken Mexiko's Provinzen betraten, waren diese Trümmer noch mit den frischen Leichen ihrer früheren Bewohner gefüllt, lagen die Skelette derselben noch in den Häusern, auf Straßen und Märkten umher. Um so vorsichtiger schreiten die Chichimeken fort. Sie ersteigen jeden Hügel, jeden hohen Baum, um auszuschauen in die Ferne, aber es ist nur Wald und immer Wald, was ihre Blicke erspähen. Doch hie und da erhebt sich eine blaue Rauchsäule zwischen den Gipfeln der Bäume, den Aufenthalt von Menschen verrathend, die letzten und ärmlichen Uebereste der Tolteken, die in den finstersten Schluchten eine Zuflucht gesucht hatten, nachdem ihr glückliches und glänzendes Reich im jähen Untergange zusammengebrochen war. — Tolteken ist der Name jenes Volkes, an das früher in Nordamerika alle Monumente der alten Cultur von den canadischen bis zu den mittelamerikanischen Seen geknüpft wurden, das man, als den Träger der Civilisation, dort ähnliche Wanderungen unternehmen ließ, wie einst in Europa die Pelasger. Indeß geben die Geschichtsbücher der Tolteken selbst zu, daß sie die Pyramiden in Teotihuacan schon im Thal bei Mexiko antrafen, als ein Werk der alten Eingeborenen, der Otomiten und Totonaquen, daß sich schon vor ihnen im Lande der Olmeken der Giganten-Bau von Cholula erhob, der sich durch die Nahuas wieder mit der Cultur der Mayas und Quiches sowie mit der Einwanderung des schlangenhaften Votan verknüpft; einer zu Phönizier oder Normannen in Beziehung gesetzten Mythenfigur. So öffnet sich eine Fernsicht nach der andern, wodurch wir weiter und weiter in die mexikanische Vorgeschichte hineinblicken, und Niemand wird noch einen Anfang suchen, wo sich im steten Kreislauf Faden nur in Faden schlingt.

Wir werden hier bei den Tolteken stehen bleiben, da sie jedenfalls diejenige Nation sind, der die mexikanische Cultur ihr eigenthümliches Gepräge verdankt.

Ihre Annalen weisen auf den mythischen Namen Tule, eines ultima Thule, zurück, von dem sie ausgezogen seien. Dort geschah es, erzählen ihre Traditionen, daß sie sich vermehrten wie der Sand am Meere und im einfachen Naturzustande dahin lebten; damals kannte man noch nicht die Sitte, sich von seinem Geburtsort zu entfernen. Alle redeten dieselbe Sprache, Niemand zahlte Abgaben, weder Holz noch Stein ward verehrt. Sie

begnügten sich, die Augen zum Himmel zu erheben und das Gesetz des Schöpfers zu beachten. Sie erwarteten erfurchtsvoll den Aufgang der Sonne, indem sie mit Gebeten den Morgenstern begrüßten. — Die zunehmende Uebervölkerung zwang zur Auswanderung aus diesem heimathlichen Tule, und auf ihren Zügen werden noch drei andere Stationen erwähnt, ebenfalls Tule genannt, in denen sie sich einige Zeit aufhielten. An der dritten wurden ihre Sprachen verwirrt, und es fand eine Scheidung der Stämme statt, die nach verschiedenen Richtungen sich trennten. Was aus den übrigen geworden sei, erwähnen die Mythen nicht, da sie sich nur mit dem später in Anahuac oder Mexiko eingewanderten Zweige, eben den eigentlich sogenannten Tolteken, beschäftigen. Anfänglich scheinen sie in der Nähe der Polar-Gegenden umhergeirrt zu sein, denn ihre Lieder sind voll der Klagen über die Kälte und die Dunkelheit. Sie sehen die Sonne nicht mehr, Nacht umgiebt sie ringsum, trauernd ziehen sie von Ort zu Ort, opfernd und betend, und groß ist ihre Freude, als sie am Berge Tan (Amagtan) das Himmelslicht zuerst wieder erblicken, als ihnen die Helle zurückkehrt. In Tula, aus Jalisco von der rothen Erde her, angesiedelt, lernten sie bald die Fruchtbarkeit und treffliche Lage dieses Thales kennen, und in ihm fanden sie das alte Heiligthum der beiden Pyramiden, deren Priesterschaft von allen umwohnenden Völkern als Orakel beschickt wurde. Es war der Nationaltempel der Eingeborenen, der Söhne der weißen Nebelschlange (Ixtac Mixcohuatl), die aus dem Felsen entsprungen waren.

In Tula herrschte unter den Tolteken ein theokratisches Regiment, d. h. die Priesterkaste im Namen der Gottheit, die sich in einer regelmäßigen Reihe von Avataren in dem jedesmaligen Oberpriester verkörperte. In den inneren Zwistigkeiten der verschiedenen Heiligthümer unter einander, wie sie oft aus Neid und Eifersucht entsprangen, pflegten die Priester die barbarischen Nomadenstämme in ihren Sold zu nehmen und sie mit dem Symbole eines heiligen Pfeiles, als die Krieger des Tempels, zu weihen, bis durch das Anwachsen dieser raubgierigen Miethstruppen die Bürger von Tula ihre eigene Sicherheit bedroht sahen und nach einem Könige verlangten. Der erste, der als solcher gesalbt wurde, trägt den Namen Tlatonac und ist der Sohn eines angesehenen Häuptlings unter den fremden Condottieris. Unter den Nachfol-

gern desselben war es besonders Mixcohuatl, der den Glanz Tula's vermehrte und es zur Hauptstadt des Landes Mexiko erhob. Theils durch Eroberungen, theils durch Verträge unterwarf er die benachbarten Nationen und dehnte seine Herrschaft nach allen Seiten aus. Das Toltekenreich stand auf dem Gipfel seiner politischen Macht, als ihm in Quetzalcoatl, dem großen Propheten Mexiko's, sein Gesetzgeber entstand. Die Sagen sprechen mit einem geheimnißvollen Dunkel von dieser Persönlichkeit und ihrem Auftreten in der mexikanischen Geschichte. Er erschien (heißt es) an der Küste von Panuco (in der Nähe des jetzigen Tampico), ohne daß Jemand das Schiff gesehen hätte, das ihn brachte, das Land kannte, woher er gekommen und das nach seiner Aussage Tlapullan genannt wurde. Sie beschreiben ihn als eine edle, ehrwürdige Figur von weißer Gesichtsfarbe, blonden Haaren und starkem Bart, gekleidet, wie seine Begleitung, in lange wallende Gewänder, mit schwarzen Blumen auf weißem Grunde durchsäet. In langsamen Tagereisen war er von den heißen Thälern des Meeres nach dem Tafellande hinaufgezogen, angestaunt und verehrt von dem rings herbeiströmenden Volke, das durch den Ruf der wunderbaren Bauten, die seine Begleiter ausführten, herbeigezogen war. Sie öffneten die Wildniß durch gebahnte Straßen und zähmten die wilden Bergflüsse durch starke Brücken, sie lehrten der Menge die Anbetung eines einzigen Gottes, der in dem Mittelpunkt des Himmels wohnte. Der Prophet ließ sich zunächst in Tellatzcuco nieder und wurde nach dem Tode des Königs Huemac auf den Thron von Tula berufen, wo er die Würde des Priesters und des Königs in einer Person vereinigte. Er stürzte den blutigen Molochdienst, der bis dahin die Tempel der Götter entweiht hatte. Unter den schärfsten Strafen wurden die früher gebräuchlichen Menschenopfer verboten und auf den gereinigten Stätten die Altäre des unsichtbaren Gottes errichtet. Anziehend ist das Gemälde, das die Bücher von der Zeit seiner Herrschaft entwerfen, dem goldenen Zeitalter der mexikanischen Geschichte. Duftende Gärten, wallende Kornfelder umzogen rings die Hauptstadt. Die reichen Ebenen, nach den Bergen emporsteigend, füllten sich mit Fruchtbäumen, die unter der Schwere ihrer labenden Früchte ihre Zweige bogen. Freundliche Dörfer und Landsitze blickten aus den dunkeln Hainen hervor, in deren Schatten buntgefiederte Vögel spielten, und in dem Hintergrunde

begrenzte sich die Landschaft mit dem gewaltigen Walde der Cordillere. Tula war auf beiden Seiten des Flusses gebaut, der in Kanälen durch die breiten Straßen floß, die Bäder zu versorgen. Zu den Märkten eilten die Kaufleute aus allen Theilen Mexikos mit ihren Waaren herbei, Fabriken und Bauten gaben Jedem Beschäftigung. Vier prachtvolle Paläste erhoben sich auf breiten Terrassen als die Wohnungen des Priesterkönigs, und neben jedem stand ein Tempel, um darin die Ceremonien des neuen Kultus zu begehen; nach Osten der goldene Tempel, belegt mit feinen Platten dieses Metalles, nach Westen der Tempel der Smaragden und Türkise, nach Süden der Tempel der Muscheln, nach der Art seines Schmuckes so genannt, und nach Norden der Tempel des Alabasters. Der priesterliche König zeigte sich selten dem Volke, das bei seinem Erscheinen sich zur Erde warf, um seinen Segen zu empfangen. Meistens verweilte er in den inneren Gemächern seines Palastes, und dort übte er die strengen Vorschriften seiner Religion nach denselben Regeln, wie sie in den von ihm gegründeten Klöstern beobachtet wurden. Er baute deren eine große Menge, und nannte sie die Häuser der Fasten, der Reue und des Gebetes, zur Erziehung des jungen Adels und zur Aufnahme von Jedem, der sich dem beschaulichen Leben zu widmen wünschte. Die Beschreibung, welche die Tradition zu dieser Zeit des Friedens von dem Charakter der Tolteken giebt, dient zur Ergänzung ihres Gemäldes. „Es war ein gutes, edles Volk," sagt sie, „von tugendhaftem Wandel. Man erkannte ihre Bildung bis in die Art der gewöhnlichsten Begrüßung und ihre Unterhaltung. Wenn sie einander begegneten, so hieß es: Herr, mein Herr, mein älterer Bruder, mein Herr, mein jüngerer Bruder. Sie alle verabscheuten die Lüge und hüteten sich zu schwören im Laufe ihrer Rede. Es ist wahr, pflegten sie zu sagen, so ist es, es ist sicher, sie begnügten sich Ja für Ja und Nein für Nein zu sagen;" eine Beschreibung, die, wenn auch idealisirt, doch lehrt, in welchem Lichte das Andenken Quetzalcoatl's noch später im Volke lebte.

Auf ihn werden auch die astronomischen Kenntnisse zurückgeführt, nach denen er die Jahresfeste ordnete und die Stunden der Ceremonien bestimmte. Jeden Morgen bei Aufgang der Sonne vereinigten sich die dienstthuenden Priester auf der höchsten Terrasse ihres Tempels und stießen in die heiligen Posaunen, um

den Herrn des Lichtes zu begrüßen. Die Klänge jener elegischen Melodien, wie man sie noch jetzt vielfach unter den Indianern hört, begleiteten die gottesdienstlichen Ceremonien, die sich in jeder Stunde des Tages erneuten und in der Darbringung von Blumen, Weihrauch und Früchten bestanden. Wenn die Dämmerung dem Lichte folgte, erschallten auf's neue die Posaunen, und auf der Spitze des höchsten Teocalli wurde eine große Holz-Trommel (Teponaztli) gerührt, deren dumpfer Ton die Stunde der Ruhe verkündete. — Sie war leider nur kurz, diese Zeit der Ruhe. Wohl war es Quetzalcoatl gelungen, den alten Götzendienst zu unterdrücken, aber bei seiner langen Dauer hatte derselbe schon zu tiefe Wurzeln im Volke geschlagen, um gänzlich ausgerottet werden zu können, und die erbliche Hierarchie desselben ertrug nur mit Murren und Ungeduld das ihr aufgelegte Joch. Besonders die Priester der Gestirn-Pyramiden konnten nicht die früheren Zeiten vergessen, wo ihr Heiligthum der Gegenstand allgemeiner Verehrung gewesen war und die reichen Spenden, die jetzt nach Tula flossen, auf den dortigen Altären niedergelegt wurden. Da die strengen Verbote blutiger Opfer die öffentliche Feier ihrer Feste unmöglich machten, flüchteten sich dieselben in die Mysterien unterirdischer Gewölbe, wo sie bald in einen desto wüsteren Orgiendienst ausarteten. Der Reiz des Geheimnisses zog eine anwachsende Zahl wißbegieriger und gläubiger Adepten zu ihrem Schreine, und bald waren dieselben zu willenlosen Werkzeugen ihrer ehrgeizigen Pläne gestempelt. Es gelang ihnen den König von Culhuacan zur Einweihung in ihren Orden zu überreden, und da derselbe schon lange gegen Quetzalcoatl, der ihn durch sein Ansehen in den Schatten gestellt hatte, einen Keim des Hasses gehegt, so war es nicht schwer denselben zur Flamme anzufachen. Die Ansteckung des Fanatismus schreitet rasch. Ueberall begann der alte Aberglaube unter dem Volke wieder aufzuschlagen. Man fürchtete die Folgen der vernachlässigten Opfer, in zufälligen Unglücksfällen glaubte man den Zorn der verachteten Götter zu sehen. Es bedürfe ihrer Sühnung, um Schlimmeres abzuwenden, warnten die Sectirer. Anfangs vereinzelt, dann häufiger wagte man den Ruf zu erheben, der die Herstellung des früheren Cultus verlangte. Quetzalcoatl blieb diese feindliche Gährung nicht verborgen, aber fest in seinem Entschlusse, wies er jeden vermittelnden Vorschlag zurück und verschärfte nur die erlassenen Verbote. Aber schon

war der Verrath bis in seine nächste Umgebung gedrungen. Huemac, ein Prinz der alten Königsfamilie, den Quetzalcoatl mit besonderer Liebe erzogen und zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, trat an die Spitze der Empörer. Das Ansehen seiner Stellung benutzend, bahnte er sich, trotz des Widerstandes der Wachen, einen Weg bis in das Sanctuarium des Propheten, und dort, von Angesicht zu Angesicht mit ihm redend, verlangte er von ihm, die Altäre nach alter Sitte mit Blut zu tränken, verlangte die Herstellung der Menschenopfer. Sein Haupt verhüllend, wandte sich Quetzalcoatl ab, aber fortgerissen von leidenschaftlicher Erregung, eilte Huemac auf den Markt, rief das Volk zu den Waffen und fiel über die treuen Diener des Königs her. Blut floß auf den Plätzen Tulas, und in den Straßen und in den Tempeln erschienen, wie die Chronik erzählt, die Götter des Krieges und der Zwietracht, wilde Furiengestalten der Hölle, den Propheten verfluchend, Haß und Rache in die Herzen aller Stände schnaubend, ihre Geister verwirrend, um sie in den Abgrund zu stürzen. Alle Leidenschaften waren entfessellt, die feindlichen Parteien sammelten sich um ihre Fahnen, und bald füllte Lärm, der Lärm des schrecklichen Bürgerkrieges die friedliche Stadt. — Quetzalcoatl's Entschluß ist schon gefaßt. Er ruft sein Gefolge um sich und ungesehen von den kämpfenden Schaaren, verläßt er seine Paläste und scheidet von der Stadt. Innerhalb ihrer Mauern toben die losgelassenen Dämonen der Unterwelt, aber wie ein lähmender Donnerschlag fällt in das wilde Getümmel die Kunde von des Propheten Entfernung, die Kunde, daß der, den sie bisher als Gott verehrten, sie verlassen, daß er nicht länger unter ihnen weile. Bange Vorahnung überkommt die Gemüther. Sie glauben sich hülflos und preisgegeben. Die früheren Gefühle der Ehrfurcht und Verehrung erwachen wieder in voller Kraft, die Waffen entsinken den Händen, man wirft sie weg, man eilt dem Propheten nach. Sie trafen ihn auf der Landstraße, in der Mitte seines Gefolges, unter dem königlichen Sonnenschirme einherziehend, wie er es in den Tagen seines Glanzes gewohnt gewesen; die Menge stürzt ihm zu Füßen, sie umklammert die Kniee seiner Begleiter, sie fleht ihn an, zu ihnen, zu ihren Wohnungen, zu seinen Palästen zurückzukehren und nicht der Stadt den Rücken zu wenden, die seiner friedlichen Regierung ihr Glück und ihren Wohlstand verdanke. Quetzalcoatl ließ sich nicht durch diese

augenblickliche Aufwallung des Gefühles täuschen, er sah die finsteren Gesichter seiner Feinde, die von dem Strome mit fortgerissen, in den Reihen des leicht bewegten Volkes standen, er wies jedes Drängen sanft, aber entschieden ab. Nach anderen, fernen Ländern rufe ihn seine Bestimmung, dort habe er den Willen des Himmels zu erfüllen; das war die einzige Antwort, die er auf die ihn bestürmenden Fragen hatte, und mit der Hand nach Osten winkend, gab er seinem Gefolge das Zeichen zum Aufbruche, um den Weg fortzusetzen. Als er auf die Höhe gelangte, von der man Tula überschaut, warf er einen letzten Blick auf dasselbe zurück. Trauernd setzte er sich nieder und weinte beim Anblicke dieser Stadt, die er so geliebt und verschönert hatte. Seine Thränen flossen in solchem Uebermaße, daß sich der Stein erweichte, und der Abdruck seiner Hände auf demselben wird noch heute von dem Volke unter dem Namen Temacpalco gezeigt.

Nach einem kurzen Aufenhalte in Cholula zog er weiter an's Gestade des Meeres. Dort harrte seiner ein Schiff, mit Schlangen umwunden, das er betrat und in dem er die Küste entlang nach Süden hinab fuhr, bis er den Augen des nachschauenden Volkes entschwand. Aber in diesem blieb die Hoffnung seiner Wiederkehr lebendig, und als die Spanier erschienen, wurden sie in den meisten Provinzen mit Jubel empfangen, da man in ihnen die Söhne Quetzalcoatl's zu erkennen glaubte.

Tula blieb nach des Propheten Abzug eine Beute wilder Parteikämpfe; der neu erwählte König Huemac fiel im Kampfe mit einem andern Usurpator, der wieder durch Huemac II ersetzt wurde. Alle Bande der Ordnung waren gelöst. In diesen Zeiten, berichtet die Sage, wurde die Pulque erfunden, das geistige Getränk der Mexikaner, dessen Einführung, wie die des Weines in Griechenland, wilde Orgien und zügellose Ausschweifungen im Gefolge hatte.

Des Verstandes beraubt, umdüstert in ihren Sinnen, begannen die Tolteken selbst an ihrem Sturze zu arbeiten. Damals war es, wo die beutegierigen Schaaren der Chichimeken in immer neuen Massen aus dem fernen Norden herbeizuströmen anfingen, nach den fruchtbaren Provinzen Mexikos vordringend. Schon hallte das dumpfe Geräusch ihrer Fußtritte in den Städten der Tolteken wieder, und es fehlte nicht an Zeichen, welche das bevorstehende Geschick des Reiches verkündeten. Lavaströme ergossen

sich über die Felder, die große Brücke des Palastes stürzte in einem Erdbeben zusammen, Berge öffneten sich, um Feuer auszuspeien; das rasende Element läuft über die Prairieen, verzehrt den mächtigen Wald, der die Cordillere krönt. Und bei dem unheimlichen Lichte des Brandes sahen die Bewohner der Hauptstadt die Luft mit riesigen Gespenstern gefüllt, die in lange, aschfarbene Gewänder gekleidet, unter zornigen Drohbewegungen zurückschwebten, bis sie in gigantischen Nebelgestalten verschwanden. Das erschreckte Volk verlangt Menschenopfer. Ein Gefangener wird den Priestern überliefert, aber zum Entsetzen Aller, als sie seinen Körper öffnen, fehlt das Herz, und aus der leeren Brusthöhle erhebt sich ein scheußlicher Verwesungsgeruch, dessen Dunst die Umstehenden erstickt. Rasch will man die Leiche von dem Opferstein hinab in den Kanal werfen, aber ihr Gewicht nimmt so an Schwere zu, daß Niemand sie zu heben vermag. Wer es versucht, fällt todt nieder. Ein alter Mann, ein Zauberer oder Magier wird er genannt, schleicht herbei, auf seinen Stab gestützt. Spöttisch lachend schaut er zu. „O Tolteken, ruft er, singt ein Lied diesem Todten, dann wird er sich bewegen.“ Sie singen des Magiers Lied. Die Glieder des Leichnams beginnen zu zucken mit dem Rhythmus des Gesanges, sich zu bewegen, als ob man sie an Fäden zöge, der Körper richtet sich auf, er folgt dem Takte des Liedes, er zieht sich den Berg hinauf, er schleppt die, welche ihn zu schleppen suchen, er reißt sie dämonisch mit sich fort zum Abgrund, dort stürzt er hinab, und mit ihm stürzen, die ihn getragen; denn Jeder, der Hand angelegt, stirbt alsogleich. Es war die Personification der Pest, die bald darauf die Stadt verheeren sollte, denn Tlaloc, der Schutzgott Tula's, den der König gottloser Weise im Walde angerufen, hatte beschlossen, die herrschende Rasse zu vertilgen. Alle Plagen des Himmels fallen auf das unglückliche Land, und in Hungersnoth, Pest und Dürre sterben die Tolteken bei Hunderten, bei Tausenden, bei Hunderttausenden; Aufruhr, Brand und Mord wüthen unter dem Reste. Der König, zu Gunsten seines Sohnes abdankend, zieht sich in die Einsamkeit zurück, doch auch die neue Herrschaft bahnt keine Besserung an. Die schreckhaften Vorzeichen mehren sich. Wunderbare Thiere, Drachen und Chimären erscheinen, Unglücksvögel umkreisen den Palast, die Opferfrau geht um, sie durchläuft Tag und Nacht die Straßen der Stadt, Papierstreifen zum Verkaufe

ausbietend, und Jeder, der davon nimmt, ist dem Tode verfallen. An den Grenzen drängen sich dicht und dichter die Schwärme der Barbaren. Aus Californien zogen sie herbei, aus den kalten Nebelländern des Poles, und schon sonnten sie sich häufiger in den lieblichen Thälern Central-Mexikos. Widerstand fanden sie nicht, denn Stadt stand gegen Stadt, Dorf gegen Dorf im Reiche der Tolteken. Ungestraft streiften die Räuber, plündernd und mordend, auf allen Straßen umher. Zu spät erkennt man die drohende Gefahr, das Gefühl des nahenden Unterganges beschleicht Fürsten und Volk. — In den kritischen Momenten der Geschichte, in den späten Abendstunden eines Völkerlebens, wenn am dämmernden Himmel die Sonne seines Glanzes niedergeht, umlagert sich der Horizont mit schwüler Gewitter-Atmosphäre, die mit bangen Ahnungen den Geist erdrückt. Dann erschallen die klagenden Stimmen der Propheten, warnend und unheilkündend, dann treten die Befürchtungen und Qualen, die das Herz bewegen, in phantastischen Verkörperungen in die ideale Welt hinaus. So jetzt im Tolteken-Reich. Wie mit einer Stimme wird ein feierliches Nationalopfer in dem alten Heiligthum des Sternentempels verlangt, um Versöhnung und Vergebung von den Göttern zu erflehen. Der Tag wird in Fasten und Beten verbracht, und bei Nacht entflammt ein ungeheurer Scheiterhaufen, um die Hekatomben der Gefangenen, die zu Menschenopfern bestimmt sind, zu verzehren. Beim düsteren Scheine der flackernden Feuersäulen bewegen sich die Reihen der Krieger in den Formen des religiösen Tanzes. Sie schreiten vor, sie schreiten zurück, sie drehen sich im rhythmischen Takte. Und ihnen folgend schwanken an den Tempelwänden die Umrisse ihrer dunkeln Schatten. Sie gleiten hin, sie gleiten her, und zwischen ihnen gleitet ein Schatten, riesiger und dunkler als die andern. Es ist ein Gespenst mit verzerrten Zügen, mit langen, knochigen Armen. Alle schauen es, Keiner wagt das Wort daran zu richten. Stumm tanzt es mit ihnen, der Runde folgend, in den Figuren des Ballets, zu den dumpfen Tönen der Triton-Muschel; es faßt mit seinen dürren Armen, rasch umherwirbelnd, den ihm nächsten Tolteken und läßt ihn im folgenden Augenblicke todt zu Boden fallen. Die ganze Nacht hindurch schlingt sich der Tanz des Todes, der die Blüthe des Tolteken-Adels hinrafft. Niemand vermag zu fliehen, sich dem Kreise zu entwinden, Alle hat der Zauber in den Wirbeln

festgebannt, und erst mit dem Dämmern des Morgens verschwindet die schreckliche Erscheinung. In scheußlicherer Form kehrt sie in der nächsten Nacht wieder, ihre Opfer fordernd, kehrt wieder Nacht für Nacht, mit ihnen den Reigen des Todes zu tanzen. Entmuthigt, in jeder Kraft gebrochen, verlassen die Tolteken den Tempel und wenden sich ihren heimischen Heerden zu, wo man bang den Trost erwartet, den sie vergebens gesucht haben. Da, als sie trauernd ihre Straße ziehen, erhellt ein glänzendes Licht die Gegend. Sie schauen auf, und auf der Höhe des Felsens von Hueytepec bemerken sie ein Kind von blendender Weiße, mit schwellendem Gliederbau, auf einem Stein sitzen, das von dort auf die Stadt hinabblickt. Man glaubt in ihm die Erscheinung einer gütigen Gottheit zu sehen, man eilt hinzu, dort anbeten, aber beim Näherkommen zeigt sich ein gräuliches Phantom, dessen Kopf in Fäulniß zerfallen ist, während dem Rumpfe ein pestilenzialischer Qualm entströmt, der Alles mit einem tödtlichen Gifte trifft. Die Tolteken suchen den Leichnam zu entfernen, aber ihre Anstrengungen sind umsonst, und die aufsteigende Pestwolke breitet sich weiter und weiter über ihre Länder aus. Rathlos stehen sie da, als sie plötzlich den Genius des Reiches unter sich sehen. Er kündet ihnen, daß nach dem Willen des Himmels sie auf immer das Vaterland, das sie geboren, zu verlassen hätten, daß in Anahuac das Schicksal nichts weiter für sie aufbewahrt habe als die Vernichtung, den Untergang und den Tod, daß das einzige Mittel der Rettung in der Flucht liege. Er fordert sie auf, ihm zu folgen und sich durch ihn leiten zu lassen, indem er verspricht, sie mit Sicherheit zu führen und an einen Ort zu bringen, wo sie Ruhe und Frieden, Schutz vor weiterer Verfolgung finden könnten. Verzweiflung faßt die Armen, Bestürzung und Ohnmacht hält den Geist befangen. In lautes Jammern bricht die Versammlung aus, als sie sich von ihrer Heimath, ihrem Mutterboden verbannt hören. Schon fehlt der Muth zu einem männlichen Entschluß. Das Elend häuft sich von Tag zu Tag. Die Zaubersecte der Ixcuinames durchzieht überall das Land, den Samen der schandbarsten Verbrechen aussäend, und die Horden der Chichimeken streifen schon vor den Thoren der Hauptstadt. Der Rest des Volkes, den das Schwert und die Krankheiten verschont, zerstreut sich, in den Höhlen, in den Schluchten der Berge Verstecke zu suchen, und das Land steht

unvertheidigt den fremden Eindringlingen offen. So fiel das Tolteken-Reich. Nur eine Ruine überdauerte den Sturz desselben noch für neunzehn Jahre in der Person Huemac's, des alten und schwergeprüften Königs. Nachdem er vergebens versucht hatte den Muth seines Volkes zu kräftigem Widerstand aufzustacheln, flüchtete er nach Chapultepec, dem erblichen Stammsitz seiner Väter, wo ihn die Barbaren ungestört ließen. Allein zurückgeblieben in der entvölkerten Wüste, die er einst als blühende Gärten gekannt, in der er, selbst ein glücklicher König, glückliche Unterthanen beherrschte, soll er die dunkeln Laubgänge, die einsamen Grotten von Chapultepec mit seinen Klagen und Thränen gefüllt haben, den Tod herbeiwünschend, der nur ihn verschonte und den er schließlich durch Selbstmord erzwang, im Jahre 1070 unserer Zeitrechnung. Dort wurde sein Geist noch später bei nächtlicher Weile umherwandelnd gesehen, dort wurde er von Montezuma's Zauberern beschworen, als die ersten unbestimmten Gerüchte von den die Antillen durchschiffenden Spaniern alle Gemüther in ängstliche Spannung versetzt hatten. An der Quelle, die durch die stillen Büsche des Hügels rieselt, begegnete dem letzten Könige die Erscheinung seiner Schwester Papantzin, die aus dem Grabe zurückgekehrt war, um ihm die Ankunft jenes fremden Volkes zu verkünden, dem nach dem Rathschluß der Götter sein Reich übermacht sei.

Noch sieht man die uralten Bäume der königlichen Pflanzungen in den Gärten von Chapultepec, uralte Cypressen, die Cypressen des Montezuma, wie das Volk sie nennt, und in ihren düsteren Schatten wandelnd, glaubt man die Geschichte jener fernen Tage in der heutigen Geschichte des Landes wiederholt; dieselben Revolutionen, Parteikämpfe und Bürgerkriege in der einen, wie in der andern. Der Boden Mexikos ist überall vulkanisches Product, überall aufgeworfen in Kegeln und Kuppen, überall zerrissen in wilde Schluchten und tiefe Barrancas, und wie die elementaren Kräfte die Eingeweide der Erde durchwüthet, so haben dort die Leidenschaften stets in der Menschenbrust gewühlt.

Aus der Sagenwelt des Kaukasus.

Ausland. 31, 1868.

Von verschiedenen Sagen der Ossi oder Osseten, die ich in Wladikawkas von ein paar Eingebornen erhielt, wurde mir die erste als die Mythe von Kurus-Mezawak (etwas fliegendes) bezeichnet und lautet folgendermaßen:

Am Ende der Welt existirt eine wunderschöne Insel, umringt von glattem Eis. Auf derselben herrscht eine unfühlbare und unsichtbare Kraft, die durch den Einfluß des waltenden Geschickes, des frühern und spätern, bedingt wird. Alles in der Welt Seiende besteht seiner Wesenheit nach auf dieser Insel, von allem giebt es dort die Keime und die Typen. Die Insel wird bewacht von einer großen Menge doppelgesichtiger Geschöpfe, deren eines Gesicht nach vorne, das andere nach hinten sieht, und jedes derselben hat seine eigenen Sachen zu hüten und zu bewahren. Um 12 Uhr in der Nacht des neuen Jahres (um Mitternacht des Sylvester) fliegen die Seelen aller Menschen die auf Erden leben nach dieser Insel. Gleichzeitig mit ihnen begeben sich auch Hexen und Zauberer dorthin, aber diese nur als Zuschauer, denn ohne selbst etwas anzurühren, blicken sie auf das Treiben hin, um nach dem, was sie sehen werden, ihre Wahrsagungen einzurichten. Obwohl diese Propheten eben so unfähig sind wie die übrigen, die treibenden Ursachen des Geschickes zu verstehen, so mögen sie doch aus dem, was vor ihren Augen dort vorgehen wird, Andeutungen entnehmen über dasjenige, was sich in der Zukunft zu ereignen hat. Jede Seele greift nämlich bei ihrer Ankunft auf der Insel nach gewissen Dingen und faßt sie an,

um sie mit sich zunehmen. Die Seelen müssen dann aber rasch bei der Hand sein und schnell mit den gewählten Gegenständen entfliehen, weil sonst die doppelgesichtigen Menschen, die Kudjichi heißen, die Diebe ergreifen werden. Die Hexen sind aufmerksam darauf, ob sich solches ereignet, und erkennen daraus das unheilvolle Prognostikon derjenigen, die sich haben ergreifen lassen. Ihnen wird dann am nächsten Tage bevorstehendes Unglück geweissagt. Die Seelen der übrigen Menschen bringen bei der Rückkehr von dieser Reise kein Bewußtsein von derselben mit, sie entfliegt ihrer Erinnerung wie ein verschwimmendes Traumbild, nur die Hexen und Zauberer sind im Stande das deutliche Andenken an das Vorgefallene zu bewahren und daraus das Geschehene zu deuten. Das Schicksal erklären sie, giebt dem Menschen Gelegenheit, alles, was in seinem Wünschen liegt, zu erreichen, es bietet ihm alles an, und nur solche, die den günstigen Augenblick nicht zu benutzen verstanden, werden durch eigene Schuld in's Unglück stürzen. (So ist jeder seines eigenen Glückes Schmied.)

Die Sylvester-Mitternacht zeigt sich überall als der geeignete Zeitpunkt, um in die Zukunft zu schauen. In Tirol sieht man dann diejenigen, die im künftigen Jahr zu sterben haben, um den Altar gehen, in Mecklenburg auf den Hausfirsten, wenn man mit einem Laken über den Kopf rücklings zur Thür hinaus geht. In Schlesien erscheint der Verstorbene im Spiegel zwischen zwei brennenden Lichtern, wenn dreimal gerufen, die Mädchen beißen um 12 Uhr in der Sylvesternacht in einen Apfel, den sie unter das Kopfkissen legen, um von der Person des Künftigen zu träumen, in Lauenburg klopfen sie deshalb an den Hühnerstall, in der Mark lauscht man in der Sylvesternacht unter fremden Fenster auf das zuerst gesprochene Wort, um das Geschick daraus zu deuten. In Hessen besitzen in der Neujahrsnacht geborne Kinder die Gabe Geister zu sehen. Nach Alpenburg begiebt man sich in Tirol, um den Schleier des Zukünftigen zu lüften, in der Sylvesternacht auf die Kreuzwege, während andere für eine solche Communication mit dem Jenseits die Weihnachtsnacht für geeigneter halten, in welcher, als der längsten Nacht des Jahres, die Scandinavier das Jubelfest feierten und die Lappen das Julavolk in den Wäldern rauschen hörten. Im Harz pflegt Frau Holle faule Kinder mit sich nach dem Walde wegzuholen und

auch christliche Hagiologie hat die Sylvesternacht unter den Schutz des Waldheiligen gestellt. Nach spanischen Missionären, die weder von den Osseten noch vom scandinavischen Jule viel gewußt haben werden, bezeichnete der Indianer Nicaragua's mit Yulio etwas schwebendes (fliegendes), das sich beim Tode vom Menschen trenne. Wie sehr die selige Insel, die durch ihren glatten Zugang an den polnischen Glasberg erinnert, mit Bolotu übereinkommt, wohin die Essenzen jedes auf Erden Seienden fliegen, mit den Vorstellungen der Fidschileute, welche die Seelen aller Dinge auf dem Strom des Kauvandra Brunnens zur Unsterblichkeit hinschwimmen sehen, der Indianer, die (nach Heckewelder) oder der Kamschadalen, die (nach Steller) alles fortleben lassen, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden, eben so wenig wie die das Ganze durchziehende Idee des Buddhismus vom Kamma in seiner gesetzlichen Verknüpfung des Frühern mit dem Spätern.

Die Bestattung in Ossetien, obwohl zunächst nach christlicher Weise veranstaltet, wird dann durch eine heidnisch-muhammedanische Reminiscenz geschlossen, indem der Redner dem Todten einen Pferdezügel in die Hand legt und folgendermaßen anspricht: „Wenn du kein gutes Pferd hast, gehe mit diesem Zaum zu deinem Nachbar und suche ein gutes Pferd. Wenn du dort keines findest, gehe zum heiligen Gregorius und suche dort. Sind alle die Pferde aus seiner Heerde schon fort, so gehe zum Afzurda und suche dir ein Pferd mit drei Füßen, schneller als der Wind. Besteige es und fliege hinaus in die Ewigkeit. Auf dem Wege zu Balastuga, dem Gott des Todes, kommen dir zwei Wesen entgegen, Sen-sed und Sarin-sed, dann frägt Sen-sed nach deinem frühern Leben auf der Erde, und du hast die Wahrheit zu reden, denn alle deine Thaten sind mit unsichtbarer Schrift auf deinen Rücken geschrieben. Du erhältst dann von ihm einen reich geschmückten Sattel, und mit Hülfe Muhammed's, des Sonnensohnes, sowie Massopets, des Mondensohnes, wirst du ein vorzüglicher Reiter werden. Sie zeigen dir die Richtung an, die du zu folgen hast. Auf dem Wege dahin eilend, erblickst du an deinen Seiten die verschiedenen Arten der Peinigungen, tief unten die Qualen der Hölle, und mögest du zu jenem lieblichen See gelangen, an dessen Ufern Kinder spielen, die Seelen in unschuldvoller Jugend Verstorbener. Unter ihnen findet sich eines mit einem goldenen Haare, und dieses deutet dir den Weg an, der zum Balastuga führt, zu der

haardünnen Brücke, die du zu überschreiten haben wirst. Dort ist der Sitz, wo Gericht gehalten wird, wo die Entscheidung fällt, ob die künftige Bestimmung der Himmel oder die Hölle sei.

Interessante Analogien finden sich in der Roßweihe, die Professor Schiefner in den Abhandlungen der St. Petersburger Akademie mitgetheilt und lehrreich commentirt hat. Zeus findet in den Ossi die Alanen, welche Ammianus Marcellinus in gleicher Weise von den Hunnen unterscheidet, wie die chinesischen Schriftsteller die Usiun, und die als blonde Völker beschrieben werden, gleich den Budinern bei Herodot oder den Coralli bei Ovid. Die jetzigen Ossi wenden diesen Namen*) auf ihre Nachbarn an (besonders auf die türkischen Stämme von Balkar und Karatschai), während sie sich selbst als Iron bezeichnen und Vivien de St. Martin, ist geneigt in ihren Nachkommen die Iranier zu sehen, von den persischen Besatzungen, die zum Schutz der Porta Alanorum und der übrigen Pässe zurückgelassen wurden. Die auch von Dubois de Montpereux hervorgehobene Verwandtschaft des Ossetischen zu den indogermanischen Sprachen wird besonders im Litthauischen nachgewiesen. Auch in Daghestan blieben die Traditionen persischer Herrschaft lebendig. Der Fürst vom goldenen Thron (Serir-ed-Dahal) knüpft seinen Titel an den goldenen Thron, den Kyros beim Passiren des Kur begraben, und den Nurschirvan dem Marspan oder dem Markgrafen des Kaukasus als Richtersitz zugewiesen, um darauf Recht zu sprechen. Als Bundesgenossen des Mithridates in seinen römischen Kriegen kennt Strabo die Aorsi im Kaukasus, und in den grusinischen Geschichtsbüchern erscheinen die Ossi als Worsi, mit den Alanen oder Albanen verbunden als Alanorsi und bei den Russen als Jassy, deren Prinzessin Maria im 11. Jahrhundert von dem Bruder des Großfürsten Andreas heimgeführt wurde. Ibn Sayd

*) Les Ossi proprement dits de l'Ossethi septentrional donnent le nom d'Assi aux tribus qui leur confinent à l'Ouest et qui occupent les valées supérieures du bassin du Kouban (Vivien de St. Martin). Vom Don, wo Ptolemäos das Volk der Ossilier kennt, wurden die Osseti durch Bhatu-Khan in die Berge getrieben, und dort, wie Klaproth meint, mit den Iron identificirt. Nach Latham nahmen dagegen die As genannten Alanen die Sprache der Iron an, die bei den Georgiern als Ost bezeichnet wurden und so von den Russen den Namen Osseti oder Asetinzi, als Einwohner des Osi-Landes, erhielten. Auch wir sagen Engländer statt Angli oder English.

kennt die Alaß (Assen) neben den christlichen Alallen oder Alanen, die er einen türkischen Stamm nennt. Nach Massudi herrschte der, Kerkenedadj betitelte, König der Alanen in seiner Magaß oder Sitz der Frömmigkeit genannten Hauptstadt, die d'Ohsson mit Mokhatschla am Tscherek (Nebenfluß des Terek) identificirt. Auch für Carpin sind die Alani mit den Assi (As bei Barbaro) synonym, und von den Assi ist man weiter gegangen zu den Asen in Asgard am asow'schen Meere. Haxthausen findet die Osseten, die von den Lesghiern so genannt werden, an Habitus und Physiognomie von allen ihren Nachbarn verschieden, wie sich auch nur bei ihnen der Gebrauch der Stühle und Bänke finde, statt mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen. Den Höfen der Osseten steht ein Eldar (Aeltester oder Oberhaupt) vor.

Der durch die Meerespforte (Zghwis Kari) des späteren Daroubandi (Derbend) eingefallene Khazaren-König ließ mit den Gefangenen von Karthel-Somkhiti seinen Sohn Oubos zurück, der dem Volke von Terek den Namen Ousi (Ossethi) gab, erzählt Vakthang nach einheimischen Chroniken. Als der Perserkönig Aphridun (Feridun) den Schlangenherrn an den Berg gefesselt hatte, setzte er in den unterworfenen Ländern Eristhavi oder Satrapen ein und vertrieb die Khazaren aus Georgien. Dann wurde die Stadt Derbend oder das geschlossene Thor erbaut. Die Osi und Georgier massacrirten die persischen Besatzungen, erlagen aber dem Könige Kekapos (Kai-Kaus), als sich dieser von der Niederlage erholt hatte, die ihm durch die Magier im Lande Lekethi beigebracht worden war. Die Erhebung Persiens unter Feridun knüpft sich durch Gao an ein im Metallschmieden geschicktes Volk.

Die westlich von den Alanen bis zum Pontus wohnenden Caschaken wurden durch einen Fluß von der heidnischen Nation der Iram-Zates getrennt, bei der sich alljährlich das Wunder der zur Hälfte gegessenen Fische erneute, die im nächsten Jahre wieder kamen, die andere Seite anzubieten. Die arabischen Schriftsteller des 10. Jahrhunderts beschrieben das Land als eine Ebene, von vier Bergketten umgeben, die abschüssig steil niederfallen und sich bis an die Wolken erheben, so daß es unmöglich ist, das sie bewohnende Volk kennen zu lernen, obwohl man tief unten Nachts Lichter glänzen sieht und bei Tage in weiter Entfernung Dörfer oder Felder erkennen kann. Jenseits der Berge gäbe es dann am Ufer des Meeres eine zweite Aushöhlung, von Wäldern bedeckt

mit Affen als Bewohnern, die den Menschen ganz ähnlich seien, nur daß ihnen die Sprache fehle. Die Zirgheran am Elburz, die das Fleisch der Todten den Vögeln vorwerfen, werden von Bakui als blondhaarig beschrieben.

Die Mythengeschichte der Osseten läßt den heiligen Nikolaus die Rolle des Mandjusri in Neapel, des Kasyapa in Kaschmir, oder des Bochica bei den Chibchas spielen, indem er durch Spaltung des Berges bei Alagir dem Wasser des Sees einen Abfluß schafft und somit das Hochthal bewohnbar macht. Gleich dem von Damis auf Apollonius Reise gesehenem Fels Nysa wird ihr Vorsitz als ein Aornos beschrieben, als den Vögeln unzugänglich, obwohl Philostratus den Namen aus einer die Vögel niederziehenden Kluft erklären will, wie sich solche auch am Parthenon Athens oder anderen Plätzen in Lydien und Phrygien gefunden.

Auch in der nächsten Mythe, die ich gleichfalls in Wladikawkas erhielt, wird diese Heimath der Ossi oder Aorsi beschrieben:

Als im Osten der Iren die Osseten (Ossi) wohnten, währte für sie das goldene Zeitalter, indem alles ihnen unterwürfig war. Ihr mächtiger Herrscher hieß Ir-barek oder der Ritter (barek) Ir, denn er war der Schönste und tapferste, der von allen Geliebte. Seine Wohnung lag zwischen himmelhohen Bergen*) bis wohin eine Schwalbe Mühe haben würde zu fliegen. Einst, als er am frühen Morgen nach seinem Stalle gieng, um sein langflügeliges Roß zu beschauen, hörte er die Sperlinge unter einander zwitschern, und wie der eine zum andern sagte: dort geht ja unser Ritter Ir, um nach seinem Pferde zu sehen, aber er weiß es noch nicht, daß vom Osten her der König der Kuitsechchen (der Hundsmäuler oder Rohfleischfresser) gegen ihn herbeizieht, mit Truppen ungezählt und zahllos, deren Ende sich nicht erschauen läßt. Schon drei Tage hindurch betreiben sie den Uebergang über den Bastidon (der große Fluß als Bezeichnung der Wolga)**), und noch ist kaum die Hälfte hinüber. Sie ziehen mit ihren Familien und ihren Geräthschaften, einer Uebersiedelung gleich.

---

*) Wie Irgene-khun, die Heimath der Türken (nach Abulghasi), und der iranische Garten, der sich als Irem unter den Himyariten findet und an den Hochsitz semitischer Aramäer anschließt.

**) Oulug-Itil bei den Türken, bei denen ein Fluß Itil heiße, als Atil bei Const. Porph. oder Etil bei Rubruquis (s. d'Ohsson). Ilminsky erklärt Idil im Tatarischen als „großen Fluß" (siehe Schiefner).

In ihrer Mitte findet sich die Schönste der Schönen, die Prinzessin Badidja, Tochter des Königs der Hundsmäuler. Schöner ist sie als die Sonne, nur Milch bildet ihre Nahrung, andere Speise und Trank berührt sie nicht." Jr-Barek, der diesen Worten gelauscht hatte, kehrte sogleich nach seiner Behausung zurück und berief seine Helden zur Rathsversammlung. Sofort wurde der Feldzug beschlossen. Der Fürst versammelte sein Heer, um den Eindringlingen entgegen zu ziehen und schickte ein Hülfscorps an seinen Freund Rostem, dem Haupte der Narten, den er zugleich zum Erben seines Reiches einsetzte, wenn er selbst im Kampfe mit den Hundsmäulern fallen sollte. Die Feinde wurden an einem Orte angetroffen, wo sich drei Flüsse vereinigten, in einer endlos vor dem Auge ausgebreiteten Fläche. Drei Tage und drei Nächte wüthete die Schlacht. Die Osseten errangen den Sieg und der geschlagene König entfloh so hastig, daß er alles zurückgelassen hatte, selbst seine Tochter, die den Siegern in die Hände fiel. Unermeßlich war die Beute. Nun war es damals Brauch, daß man alle vornehmen Gefangenen lebendig verbrannte, und demgemäß wurde auch jetzt mit den Edeln der Kuitsechchen verfahren. Zuletzt war nur noch Badidje übrig, die ruhig und gefaßt ihrem Schicksal entgegensah, mit keinem Worte um Gnade bittend. Als Rostem (Rustam), der zum Siegesfeste herbeigekommen war, die schöne Prinzessin erblickte, bot er große Schätze, um sie loszukaufen. Jr-Barek dagegen, dessen eigenes Herz in Liebe für sie schlug, verweigerte die Herausgabe, obwohl er noch kein Mittel zu ersinnen wußte, wie sie gerettet werden möchte, ohne den heiligen Brauch zu verletzen. Als der Tag der Verbrennung herangekommen war, versammelte er seinen Rath und erzählte einen Traum, der ihn in der Nacht vorher beschwert habe: der Krieg mit den Hundsmäulern sei erneuert worden. Noch einmal habe man gekämpft und diesmal hätte sich das Glück wankelmüthig gezeigt. Alle seine Helden seien in Gefangenschaft gerathen, nebst ihm selbst. Und euch alle, meine theuren Freunde, sah ich zum Feuertode verurtheilt. Bei jedem, der zum Holzstoß geführt wurde, wiederholte mir der König, daß er ihn aus Rache für seine Tochter verbrenne, daß er auch die noch übrigen verbrennen würde, um das unschuldige Blut der Prinzessin zu sühnen. Die Räthe saßen nachdenkend da, dann stimmten alle überein, daß die Prinzessin Badidje erhalten werden und am Leben bleiben solle.

Ir-Bareck vermählte sich mit ihr, und der König der Kuitsechchen, davon hörend, schickte eine Friedensgesandtschaft und wurde sein Freund.

Die hundsmäuligen Nomadenvölker haben sich noch lange im Mittelalter erhalten, und eine Blutsühne durch Verbrennen findet sich auch in der angelsächsischen Ueberlieferung vom Dänen Hengest, der mit den Hunlafingen aus dem Lande der Eoten in Friesland gelandet war. In der Schlacht erlag König Finn, trotz tapferen Widerstandes, und sah sich genöthigt, mit den siegreichen Eindringlingen ein friedliches Uebereinkommen zu treffen. Da auf Seite der letztern der Held Hnäf gefallen war, so wurde im Vertrage ausgemacht, daß als gleichwerthige Compensation für denselben der edle Sohn Finn's auf dem Scheiterhaufen mit der Leiche des Feindes verbrannt werden sollte, wie es nach dem Liede auch geschah.

Von ihren Vorfahren überliefert, besitzen die Kabardiner alte Gesänge, in denen ihre Kämpfe mit Attila gefeiert werden. Sie nennen denselben, wie Hr. Golowinsky mir mittheilte, Attila ui wisch oder Attila, die Geißel Gottes. Die Hunnen überfielen sie so unvermuthet, daß sie nicht vorbereitet waren und sich nach den Schluchten des Elborus flüchten mußten, der bei ihnen Dschat (der große Berg) heißt. Als die Kabardiner sich hinter dem festen Wall des Hochgebirges wieder erholt und neu gestärkt hatten, gab es unter ihnen eine solche Menge von Narten (Rittern), daß sie gleich Sternen am Himmel glänzten, wie die Hülfsschaaren ihrer Genossen, den Szeklern (nach Ipolgi). Dann kämpften sie auf's Neue mit Attila, der mit den Gefangenen seines ersten Sieges nach dem Don fortgezogen war, aber auf seiner Rückkehr wieder den Kaukasus berührte. Als die Hunnen sich in die Hohlwege und Klüfte des Elborus hineinwagten, erlitten sie dort eine völlige Niederlage, und seitdem heißt dieser Schneegipfel mit seiner Umgebung der Oscho-Chomascho (glückliche Berg). Die schon im frühern Feldzug fortgeführten Gefangenen der Kabardiner schlossen sich den Hunnen an und bildeten die Horde der Anten, die denselben später auf ihren Kriegen folgten. Ein aus dieser Zeit datirendes Lied heißt die Klage der Schwester des Baksa, des Aeltesten aus den acht Söhnen des Nart-daoi, des Oberhaupts der Kabardiner und des Tapfersten der Tapfern. In der Schlacht wurde Baksa mit seinen sieben Brüdern von den

Hunnen erschlagen, und ihre einzigste Schwester richtete zum Andenken an die Erschlagenen eine Säule auf, die früher in der Kabardei stand, jetzt aber nach Petigorsk gebracht worden ist. Sie stellt die Brustfigur eines gepanzerten Mannes vor, der ein Schwert in der Hand trägt, und enthält, wie es heißt, eine griechische Inschrift. So weit dieselbe leserlich ist, soll sie besagen: „Hier liegt begraben Bak-Baksan, ein Fürst der Kabarder, der am Flusse Baksan wohnte" (in der Nähe von Wladikawkas, wo sich der Name Fluß oder Sana des Bak erhalten hat). Nach Schora Bekmursin-Nogmow (bei Bergé) soll das Datum des 4. Jahrhunderts zu erkennen sein. Noch jetzt tanzen im Frühjahr die jungen Mädchen der Kabardei einen Rundtanz mit aufgelösten Haaren: bei dem sie singen: Chadesh, chadesh Dao Bak (Er ist verunglückt Bak). In dem erwähnten Klageliede ruft die Schwester die Krieger des Stammes zusammen, und bittet sie sich neu zu rüsten, um den Feind zu besiegen und für das Blut der Erschlagenen Rache zu nehmen. Sie würde aus Griechenland Künstler berufen, um für ihre Brüder eine Statue zu verfertigen. Jornandes erwähnt eines Bokso genannten Fürsten der Anten, der mit 70 andern an der Donau gekreuzigt wurde von dem ostgothischen Könige Winithar. In den Mélanges Asiatiques (tirés du Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg, Tome V), theilt Professor Schiefner aus ossetischen Sagen und Märchen ein Lobgedicht auf den Narten Uruzmag mit, und in den beigefügten Noten giebt Tsorajew in Betreff der Narten die Nachricht, daß diese gigantischen Naturen sich in wiederholtem Kriege mit höhern Mächten (Zuar) befunden und auch häufig den Sieg davon getragen haben sollen.

Der Name der Narten lebt noch in der Quelle Nartzan (Heldenquelle) bei Petigorsk und in dem Flusse Nart-Don. Die Narten waren das adelige Fürstengeschlecht der Kabardiner oder Adighi und kämpften mit den Assi, den Fürsten der Gothen, die in ihren Liedern Chgut heißen und am schwarzen Meere wohnten. Als die Gothen nach Norden abzogen, hatten sie die Narten mitgenommen, und deshalb ermangelten die Kabardiner in ihren spätern Kriegen der Hülfe dieser Heroen. Ihr jüngeres Fürstengeschlecht leitet sich aus arabischer Abkunft von Aegypten her. Ptolemäus zählt unter den Bewohnern Daciens zuerst die Anartoi auf. Die isländischen Chroniken erwähnen oft Odin's Asen

zusammen mit den Türken (Turcae et Asiani), und Biörnsen datirt von ihrer Einwanderung die sichere Geschichte Norwegens. Die Osseten halten das verschwundene Volk der Nards für jüdischer Herkunft, wie Harthausen hörte.

Andere Erinnerungen haben sich aus den Kämpfen mit den Avaren, den Resten der Jouan-Jouan, unter den Kabardinern bewahrt. Als Baikan-Chan, der Fürst der Avaren, sie angriff, waren sie schon zum Christenthum bekehrt, und obwohl sie seitdem Muhammedaner geworden sind, so hat sich doch ein Spruch erhalten, der früher zum Gebete dienen mochte, jetzt aber nur als Sprüchwort gebraucht wird, nämlich: „Komm, o heiliger Elias, und vernichte den Baikan-Chan, der auf einem weißen Pferde reitet." Der Geschichtsschreiber der Tscherkessen (bei Bergé) geht ausführlicher auf diese Verhältnisse ein und sucht die stolze Antwort Lawritas', womit die Slaven ihre Vorgeschichte zu schmücken lieben, seinem Adighe-Volke zu vindiciren. Nachdem Baikan-Chan die Adighe besiegt hatte, griff er die Madgyaren an und eroberte ihre befestigte Stadt Churt oder Uchhurt. Zwischen Wladikawkas und Stauropol fanden sich bei Minaret, im Lande der Ossetiner, zwei Madjar genannte Flecken, deren Erbauung den Madjaren zugeschrieben wird, als diese den Chazaren in den dortigen Wohnsitzen folgten. Constantin Porphyrogenita, der sie zu den Tourkoi rechnet, kennt ihre Trennung in eine westliche und östliche Ansiedlung. Ein Theil der Madjaren siedelte später nach der Kuma über, wo gleichfalls ein Madjar genannter Ort existirt. Von dort sollen sie im 11. Jahrhundert nach Kiew und dann nach Pannonien weiter gegangen sein. Von den von der Kuma zurückgebliebenen Resten, über die ein tatarischer Chan aus dem Lande Jaik (in Groß-Baschkirien) herrschte, leiteten sich (nach Klaproth) die basianischen Türken ab, die im 15. Jahrhundert in das Land der Kumuken eintraten. Gärber sah die Ruinen ihrer Hauptstadt Kir-Madjar.

In der großen Kabardei finden sich aus alter Zeit Steinhäuser, die Djulat (Haus zum Lobe Gottes) oder, wenn sie kleiner sind, Djuli-ant genannt werden. Sie dienten früher als Versöhnungsort zweier Feinde, indem beide mit einander hineingingen und einen Pfeil zerbrachen, von dem Jeder die Hälfte nahm. Die Zwistigkeit mußte dann geschlichtet sein. Wie es heißt, sollen sich unter den Kabardinern noch altgriechische Bücher

aus der Zeit Justinian's finden, und hat sich überhaupt das Andenken dieses Kaisers, der die noch wohl erhaltene Kirche von Pitzunde gründete, in den Ueberlieferungen der Bergvölker als ein vertrauter Klang erhalten. Die Kabardiner dienten in seinem Heere als Soldtruppen, und sie halten ihn so hoch, daß sie bei ihm schwören unter dem Namen von Justuk. Die Abchasen wurden 550 p. d. durch die Bemühungen des Kaisers Justinian bekehrt. Zu den Osseten wurde das Christenthum unter dem georgischen König Wachtang sowie der Königin Thamara (1200 p. d.) gebracht.

Vor Annahme desselben besaßen sie eine große Zahl von Göttern, indem über jeden Gegenstand eine besondere Gottheit präsidirte, der Körner, Honig, Brod u. s. w. geopfert wurde. Dem Teufel wird auch jetzt noch ein Bock geopfert, in der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr. Am Eliastage (im Juni) wird ebenfalls ein Bock geopfert, dieser aber öffentlich am Tage, während das Bocksopfer des Teufels heimlich im Dunkel der Nacht dargebracht wird. Auch im deutschen Volksglauben vereinigt „die den Zwölften entsprechende Bedeutung der Sommersonnenwende sich in dem verhängnißvollen Wesen des Johannistages," die als Zukunftszeichen dienenden Blumen werden aber an ihm um die Mittagsstunde gesucht (in Ostpreußen), während man (in Schwaben) die Ereignisse des künftigen Jahres in der Sylvesternacht um die Mitternachtsstunde schaut.

Ausnehmende Furcht haben die Osseten vor dem heiligen Elias, der in Gewittern auf einem feurigen Wagen einherfährt. Das Rollen der Räder erweckt den Donner und die Hufe der Rosse schlagen die Blitze hervor. In den Wäldern sind heilige Haine geweiht. Als Gott der Waldthiere wird Affati verehrt, als Gott des Viehs Jalwara, als Gott der Saaten Segimanu, als Gott der Aussaat Segiman, als Dämon der Krankheiten Renebardo-Aku, als Dämon des Alp Pasi, als Dämon der Pocken Alardi. Die Nymphen des Wassers heißen Don-Kesikiti.

Die Abchasen im Kaukasus.

Westermann's Illustrirtes Monatsheft (1867).

Während meines Aufenthaltes in Suchum-Kaleh an der Ostküste des schwarzen Meeres, hatte ich durch freundliche Unterstützung der russischen Officiere Gelegenheit zu einigen Streifzügen unter den Abchasen, da es ohne zuverlässige Führer nicht gerathen sein würde, sich in die Berge dieses verrufenen Räubervolkes zu wagen. Besonders damals (1865) herrschte große Aufregung, durch die Vorbereitungen zur allgemeinen Emigration veranlaßt, die auf die der Tscherkessen folgen sollte, und einige Monate nach meinem Fortgange brach auch in der That ein Aufstand aus, in welchem das russische Fort in Suchum-Kaleh überfallen und die Besatzung niedergemetzelt wurde.

Manches der versteckten Thäler in diesem von jeher den Fremden schwer zugänglichen Gebirgslande birgt, unter einer Masse rankenden Epheus begraben, die verfallene Ruine einer Kirche oder Kapelle, und obwohl das Volk längst in das Heidenthum zurückgesunken ist, so hat sich doch für jene einst geheiligte Stätte eine abergläubische Verehrung in der Erinnerung bewahrt. Wenn in einem besonders wichtigen Falle ein Eid abgelegt werden soll, so begeben sich die Parteien zum Schwur nach dem Gotteshause, wo in alten Zeiten angebetet wurde, während bei gewöhnlichen Fällen die Ceremonie in der Schmiede abgehalten wird. In metallreichen Ländern pflegt sich auf primitiver Culturstufe das Geschäft des Schmiedens mit dem Schleier magischer Geheimnisse zu umweben, und besonders ist dies der Fall im Kaukasus (wo Persiens Befreier von der Tyrannei Zohak's das Schurzfell als

Banner vortrug), oder im kappadocischen Pontus der Chalybes, der Nachkommen Tubal's, am Berge Goucasals, unter dessen zauberischen Zwergen Wiland, der Wunderschmidt alter Heldenlieder, seine Knabenjahre verbringt, um ihnen ihre weitbeneidete Kunstfertigkeit abzulernen. In der Sage der minusinskischen Tataren schmieden die Götter den Helden Buidalei aus neun andern zusammen, während sonst die Menschen aus Thon geformt werden. Im Kalevala will sich Ilmarinen eine Gattin aus Gold und Silber schmieden.

Der abchasische Schmidt läßt den Eidesleister vor den Ambos treten, auf dem der Hammer seines Gewerkes liegt, und die Worte sprechen: „Wenn ich nicht die Wahrheit rede, so möge der Gott Tchasmu meinen Kopf auf diesem Ambos zerschmettern." Dann wird dreimal mit dem Hammer auf den Ambos geschlagen. Ist kein Schmidt in der Nähe, so steckt man zwei Pfosten in die Erde und bindet geladene Gewehre daran. Der Eidesleister stellt sich dazwischen und ruft die Rache des Gottes Tchasmu-Abers-Nüchwa auf sich hernieder, daß er ihn mit diesen Gewehren erschießen möge, wenn er Unwahrheit reden sollte. So schwört der Ostjake bei dem Bären, der ihn fressen wird bei seiner nächsten Waldreise, wenn er gelogen haben sollte.

Eidesleistungen finden in Abchasien nur am Mittwoch und Freitag statt, indem der letztere Tag wahrscheinlich auf muhamedanische Reminiscenz zugefügt ist. Bei dem Verfalle des Christenthums faßte vorübergehend auch der Islam Fuß im Lande, bis die Ceremonien beider Religionen durch den nachwachsenden Jungle des Naturcultus überwuchert wurde, da die angelegten Missionen der Arbeiter ermangelten, um ihren Garten von Unkraut frei zu erhalten. Hat sich der Abchase eines Meineides schuldig gemacht, so glaubt er beim ersten Kopfschmerz, der ihn befallen sollte, daß der Gott Tchasmu jetzt anfange, ihm mit seinem Hammer den Kopf in Stücke zu schlagen und dieser Hammer ist ebenso gefürchtet, wie der Aijeke wetschera bei den Lappen. Man braucht auf diese Manifestation des Rachegottes gewöhnlich nicht lange zu warten, da die endemischen Fieberanfälle des Landes sich leicht mit Kopfweh compliciren. Der Unglückliche schickt dann spornstreichs einen seiner Verwandten zu dem Schmidt und fleht denselben um seine Verwendung bei dem Gotte an, indem zugleich die Einladung zu einem Hammelsfeste beigelegt wird, um ihn gnädig zu stimmen.

Nach der Genesung des Kranken wird das Thier zum Dankopfer geschlachtet und der Schmidt trägt das gekochte Fleisch mit sich nach Hause. Außer Tchasmu, dem Gott der Künste, verehren die Abchasen noch Abschwenimaa, den Gott der Wälder und der Jagd, Aitar, den Gott des Viehes und der Landwirthschaft, Dschigspä, den Gott der Pflanzen und des Wachsthums, Afey, den Gott des Donners; der Gott Chachtu gilt als der Schöpfer der Welt. Die Jäger richten ihre Gebete vorzugsweise an Abschwenimaa oder Abschwebschaya-ana-inschwahn. Nach der Ernte der Weintrauben beginnt die Jagd und endet, wenn erfolgreich, um Neujahr, oft in schlechten Jahren schon im December. Vor dem Auszuge versammeln sich die Jäger des Dorfes an einem Orte im Walde und opfern dort einen Ziegenbock, indem jeder der Jäger etwas Weihrauch in das Feuer wirft und den Gott bittet, ihm eine reiche Jagd zu verleihen. Begegnet der Jäger Jemand auf seinem Wege und sollte ihm nachher das Glück nicht günstig sein, so wird er es der Hexerei jener Person zuschreiben. Er sucht dann ihr angehörige Haare, Kleidungsstücke oder andere Abfälle zu erhalten und wirft dieselben in ein Feuer, über welches er hin- und herspingt, um durch einen kräftigen Gegenzauber den bösen Einfluß zu brechen. In Hessen wird gewarnt, abgeschnittene Haare nicht zum Fenster hinauszuwerfen, weil sie die Hexen zu etwas gebrauchen könnten, und in der Mark würde man davon Kopfweh bekommen. In Franken kann man dagegen das Fieber abgraben, wenn man Haare und Nägel in die Erde verscharrt. Ebenso bekannt sind alle diese Sympathien auf den polynesischen Inseln und anderswo.

Der Gott Dschadschi erhält in Abchasien Opfer nach dem Einbringen der Getreideernte. Vor einem Tische, auf dem von allen Arten des Getreides etwas hingestellt ist, wird ein Dankgebet gesprochen, wenn die Ernte reichlich war, sonst bittet man um eine bessere für das künftige Jahr. Am Flusse Dschips wiederholt sich dieses Fest während der Fasten. Die Hirten bringen dem Aitar für seinen dem Hausvieh gewährten Schutz eine Milchgrütze dar an jedem Sonnabend Abend, außer wenn die Fasten es verbieten. Alle versammeln sich um den Kessel und bitten den Gott, ihr Vieh zu vermehren. Die Grütze wird dann gegessen zu Ehren und zum Andenken der Gottheit. Wünscht man den Hirten besonders fest an ein gegebenes Versprechen zu

binden, so läßt man ihn beim Altar schwören, denn da er diesen als seinen speciellen Schutzgott betrachtet, in dessen Hand sein ganzes Vermögen liegt, so würde er nicht wagen, gegen ihn zu sündigen. Für ihr Jahresfest ziehen die Hirten einen jungen Ochsen mit Milch auf und führen ihn dann zum Feuer des Altares, bei dem er angebunden wird. Der Aelteste der Hirten stellt sich dann daneben und seine Mütze abnehmend spricht er folgendermaßen: „O, Chachtu (Allerhöchster), o höre mich! Dir bringe ich dieses Kalb zum Opfer, nach altgeheiligtem Brauch, nach unserer Vorfahren Sitte. Gieb Du mir und meiner Familie langes Leben, gieb langes Leben dem Fürsten und seiner Familie." Das Thier wird dann geschlachtet, das Fleisch verspeist, nachdem man Weihrauch auf das Feuer geworfen und einige Stücke Fleisch in demselben verbrannt hat.

Um vor Gewittern geschützt zu bleiben, opfern die Hirten einen Hammel dem Afey, dem Gotte des Gewitters, ehe sie im Frühjahre auf die Berge hinaufziehen oder wenn sie im Herbst mit ihren Heerden von denselben herabkommen. Ist ein Mensch vom Blitz erschlagen, so dürfen die Verwandten beim Leichenbegängniß nicht weinen und klagen, weil sonst alle Anwesenden vom Blitze getroffen werden würden. Nachdem der Leichnam auf ein Gerüst gelegt ist, werden die Knochen später unter Festgelagen begraben. Das durch den Blitz Getroffene ist von dem Herrn des Himmels als sein Eigenthum ausgewählt, und ist deshalb für Andere unerlaubt, dasselbe zu berühren. Nur die von altersher überlieferten Gesänge und Tänze ermuthigen die Abchasen, an ein Stück Vieh oder einen Menschen heranzutreten, der vom Blitz erschlagen am Boden liegt, und erst nachdem sie sich durch religiöse Ceremonien entsühnt haben, mögen sie es wagen, den Cadaver aufzuheben und für die Bestattung fortzutragen. Wenn ein Thier in der Nähe des Dorfes vom Blitze niedergeschmettert wird, so versammeln sich alle Bewohner und nahen sich ihm tanzend, in zwei Chöre getheilt, deren einer Voi-tha, der andere Koi-tha singt. Der Carcaß wird dann auf ein hohes Gerüst gelegt und der Eigenthümer muß noch ein anderes Stück Vieh opfern, um der Gottheit für die Heimsuchung seiner Heerden zu danken, indem er zugleich die Gelegenheit für Gebete um Mehrung des Viehstandes benutzt. Aehnliche Reinigungen sind für solche Fälle den Mongolen auferlegt und in Yoruba gehört ein vom Blitze

getroffenes Haus mit all' seinem Mobiliar den Priestern des Donnergottes Schango, die es für denselben in Besitz nehmen. In Schlesien bleibt es verboten, Holz eines vom Blitze getroffenen Baumes zum Brennen oder Bauen zu verwenden, weil es sonst einschlagen wird (nach Wuttke), und in der Oberfals wird Ackergeräth, wo hinein der Blitz gefahren, weggethan. Die Abchasen meinen, daß besonders Eichen vom Blitze getroffen werden, und alle solche Bäume, die sich in der Nähe von Dörfern finden, werden deshalb entwurzelt, während man im Norden die Donnereiche dem Thor weihte. Weil die Eiche den Blitz anzieht, war sie den Griechen Wahrzeichen des Zeus, und Forstmänner wollen es durch Erfahrung bestätigt gefunden haben, daß die Eiche unter allen Bäumen dem Blitze am meisten ausgesetzt sei (nach Friedreich). Im Lesachthal glaubt man sich unter einer Haselstaude gegen den Blitz gesichert und in Tirol steckt man Haselstauden in's Fenster, um das Haus zu schützen, wogegen es in Kärnthen gefährlich sein würde, Feuerlilien unter das Dach zu bringen. Die Abchasen schreiben der Weißbuche eine blitzabwehrende Kraft zu, und sie lieben deshalb diesen Baum in der Nähe der Ansiedlungen anzupflanzen. Auch ist es Vorschrift, daß sich in jedem Hause irgend ein Stück finden muß, das von dem Holze der Weißbuche gemacht ist. Während des Gewitters singen die Abchasen Lobverse zu Ehren der Göttin Anschwa-Nüchwa, der Muse der Dichtkunst, und sie preisen in ihren Liedern das schöne Wetter, mit dem sie jetzt der Gott des Donners zu erfreuen gedenkt. Nach sächsischem Volksglauben darf man während des Gewitters nur in lobenden Ausdrücken von demselben reden. Auch bei ihren Festgelagen pflegt einer der Aeltesten die Gäste daran zu erinnern, daß der Gottheit (Anschwa) für die guten Dinge, die sie gewährt, gedankt werden müsse, und einer der Anwesenden stimmt dann Lobeserhebungen an des großen Gottes, des erbarmenden Gottes, indem er ihn ruft mit den Worten: „Du, der Du mit dem Donner niederfährst, Du, o Herr, der Du mit dem Blitze Dich erhebst, Du, der die Sandkörner am Meere kennt!" Jeder Vers schließt mit den Worten: „Anschwa-nuh, großer Herr (oder Herrin)," und dieser Refrain wird vom Chore dreimal wiederholt. Anschwa oder Anntzwa ist allgemeiner Name für die Gottheit und Amtza ist Feuer. Die Milchstraße nennen die Abchasen den Weg der Hammel (Aoserume), die Min=

greler - den Weg der Sonnenmilch (Bijaschtzara). Gott heißt Chmerti auf Grusinisch, Choronti auf Mingrelisch. Die Mingrelier oder Abüsch bezeichnen die Kometen als Schweiffsterne (Kudelami-moritzchi), den großen Bär als Bärin (Daduli-Tunti), den Regenbogen als den Gürtel des Himmels (Tsaschi-orchab). In dem gekrümmten Sternbilde der Sichel unterscheiden die Abchasen den kleinen Stern als den Schnitter.

Ein besonderes Fest, an dem nur Schmiede und Schlosser theilnehmen dürfen, wird für die sieben Heiligen gefeiert oder für Tchasmu-Abisu-Macha (Tchasmu-Abers-Nücha), einen Gott, den sich die Abchasen als einen siebentheiligen vorstellen. In seiner Personification als jener hammerführende Gott, der den Kopf des Meineidigen zerschlägt, ist er in einer weit durch Asien verbreiteten Mythe eingewoben, deren buddhistische Version eine Menge siebenköpfiger Gottheiten geschaffen hat, und die Wurzel derselben liegt in Chondschim-Bodhisatwa, dem frommen Büßer Tibets, der auf die Gefahr hin, daß sein Kopf in sieben Stücke zerspringe, alle Menschen zu erlösen geschworen hatte. Als die Sündhaftigkeit dieser ihm die Erfüllung seines Versprechens unmöglich machte, hatte er die selbstauferlegte Strafe zu leiden, wurde aber zugleich zu dem in beständigen Wiedergeburten auf Erden incarnirten Heiland erhoben. Am Neujahrsabend tödten die Schmiede mit einem dafür besonders vorbereiteten Messer ein Stück Hornvieh und die Frauen schlachten für jedes männliche Mitglied der Familie einen Hahn, indem sie zugleich aus Mehl Kuchen backen. Sind diese fertig, so werden sie nach dem Ambos getragen, auf den der Schmidt alle seine Handwerksgeräthschaften niederlegt. Die ganze Familie versammelt sich dann in der Schmiede und kniet dort nieder. Der Schmidt zündet eine Kerze an, streut Weihrauch in das Feuer und bittet seinen Schutzgeist um langes Leben für sich und seine Familie. Nach dem Gebete schneidet er ein kleines Stückchen von der Leber und dem Herzen des geschlachteten Viehes ab, um es mit Theilen des Hahnes und Krumen der Kuchen zu verbrennen. Darauf werden so viele Bissen von dem Opferfleisch abgeschnitten, als Mitglieder der Familie vorhanden sind und jedem derselben der seinige zugetheilt, um ihn mit drei Schluck Wein zu verzehren. Nach Beendigung des Liebesmahles bringt man das Fleisch aus der Schmiede in das Haus, wo die Nachbarn eingeladen werden, zu Ehren des Tchasmu ein Festgelage zu halten.

Bei Annäherung des Neujahrs machen die Jungen in den abchasischen Dörfern den Alten ein Geschenk mit einer Drossel, der der Kopf abgeschossen ist, und erhalten dafür ein Gegengeschenk. Um Neujahr feiert man auch die Gupichwa genannte Ceremonie, indem durch einen aus der Familie so viele Kuchen verfertigt werden, als die Familie Mitglieder zählt. In jeden Kuchen wird ein abgeschältes Ei hineingebacken, der Aelteste hält dann Jedem den ihm zuertheilten Kuchen vor die Brust und bittet Gott, ihn vor dem Uebel des Herzens zu bewahren, weshalb diese Ceremonie auch Gupichwa (Herzensleid) heißt. In dem Districte Abschiw beobachtet man um dieselbe Zeit die Kalinda genannte Ceremonie. Am Tage vor Neujahr wird ein viereckiger Kuchen gebacken und beim Hahnekrähen am nächsten Morgen auf den Tisch gestellt. Nachdem ringsherum Lichter aufgeklebt sind, kniet die Familie um den Tisch herum und bittet Kalinda (Kalanda), Alles, was gut ist, im kommenden Jahre zu senden; der Kuchen wird dann verzehrt bis auf die letzten Reste, die verbrannt werden, und die Ceremonie muß vor Anbruch des Tages vollendet sein. In dem Namen der angerufenen Wesenheit scheint eine Personification des mit jedem Jahresanfange erneuten Kalenders zu liegen, wie Aehnliches vielfach in mythologischen Combinationen vorkommt. Im Districte Dap Dschiw begehen die Abchasen eine Ceremonie, die mit dem grusinischen Worte Gwutanu (das vor dem Tageslicht Gethane) bezeichnet wird. Es werden so viele Hühner getödtet, wie sich Personen in der Familie finden und für eine jede backt man vier Brötchen (Quaquari), aus Käse und Honig verfertigt. Vor dem ersten Tagesgrauen müssen die Hühner gar gebacken und die Kuchen bereitet sein. Mit dem Hahnekrähen erhebt sich Alles vom Lager, und auf den Tisch werden vier Teller mit Hühnerfleisch und Kuchenschnitten hingestellt. Auf jedem Teller steckt eine Kerze, und nachdem die ganze Familie um den Tisch niedergekniet ist, nimmt das Haupt derselben seine Mütze ab und betet zu Gott, das Haus vor Krankheit zu bewahren. Im Besondern wird noch um Schutz gegen Ruhr nachgesucht, damit Magen und Verdauung in bester Ordnung bleiben möge. Nachdem die Versammlung dann den Tisch dreimal umkreist hat und sich nach Westen hin verbeugt, beginnt das Mahl, bei dem Alles aufgegessen werden muß und die übrig bleibenden Krumen zu verbrennen sind. Das Ganze muß vor Sonnenaufgang beendet

sein. Früher soll diese Ceremonie auch in Mingrelien abgehalten, aber späterhin, als dem Christenthum zuwider, verboten worden sein.

Am ersten Tage der großen Fasten dürfen die heirathsfähigen Mädchen oder die schon im Brautstande verlobten, nichts essen, und eine Jede hat vier Fastenkuchen zu backen. Sie tragen dieselben in der Dunkelheit zu einer kürzlich in den Ehestand eingetretenen Frau, die sie in einer, an abgelegenem Orte dafür besonders errichteten Wohnung empfängt. Wenn Alle zusammen sind, knieen sie mit einander nieder, indem jede ihren Teller mit dem Brötchen vor sich hält. Die junge Frau spricht dann ein Gebet, in welchem um einen glücklichen Ehestand gebetet wird. Für Mädchen edler Herkunft sucht sie um einen schönen, klugen, tapfern und gastfreien Gatten nach, für Mädchen aus dem Volke um einen jungen, zärtlichen und arbeitsamen. Nachdem der künftige Ehemann beschworen ist, sich seiner Erwählten im Traume zu zeigen, giebt die Frau jedem der Mädchen etwas von den Bröten zu kosten. Das Uebrige wird dort gelassen, aber ein jedes Mädchen nimmt ein kleines Stückchen ihres Kuchens mit, um dasselbe unter das Kopfkissen zu legen. Wenn sie es dann am nächsten Morgen aufbrechen, so finden sie darin ein Haar von derjenigen Farbe, wie sie die Haare ihres Bräutigams zeigen werden. Im Harz beten die Mädchen zum heiligen Andreas, daß ihnen der Herzallerliebste im Traume erscheinen möge.

Bei andauernder Dürre im Sommer versammeln sich die Dorfbewohner Abchasiens in ihren besten Kleidern bei einem Flusse und theilen sich in drei Parteien. Die Einen hauen Zweige ab, um ein Floß zu bauen, die Andern sammeln trocknes Stroh, die dritte Abtheilung verfertigt eine Puppe in Frauengestalt. Ein Esel wird mit einem weißen Laken bedeckt und eines der Mädchen nimmt die Zügel in die Hand. Die Puppe wird auf den Sattel gesetzt und an jeder Seite gehen ein paar Männer nebenher, um sie aufrecht zu erhalten. Die Andern vertheilen sich gleichfalls in zwei Reihen, rechts und links, und die Procession bewegt sich dann langsam gegen den Fluß, im Chorus singend: „Wasser müssen wir haben, Wasser, ja Wasser! Wasser des Regens rausche herab, Regenwasser ist nöthig, ein rothes Gänseblümchen, o Söhne des Herrschers, etwas Wasser, ein wenig Wasser, ein kleines Wenig!" Die Mädchen führen den Esel an das Floß

heran und setzen die Puppe auf dasselbe. Das Stroh wird angezündet, und der Strom führt das Floß hinab. Die Mädchen jagen den Esel darauf in den Fluß und treiben ihn mit Stöcken im Wasser umher, um ihn trotz seines Widerstandes zu baden und naß zu spritzen. Der störrische Esel sucht zu entkommen, er springt in allerlei Capriolen umher und gelangt zuletzt an das jenseitige Ufer, wo er dann gewöhnlich zu schreien anfängt, und dies gilt für ein gutes Zeichen, daß der erwünschte Regen nicht mehr lange ausbleiben wird. Die Mädchen kehren unter Gesängen und Scherzen nach dem Dorfe zurück. Die Eselsprocessionen des Mittelalters wurden im christlichen Sinne mit dem Esel des Palmsonntags in Beziehung gebracht, der durch das Meer geschwommen und nach Verona gekommen. Schon den Aegyptern war der Esel röthlicher Farbe das Symbol des ausdörrenden und gluthsendenden Typhon (s. Schwenk). Wie oft katholische Heilige ein unfreiwilliges Bad haben nehmen müssen, um sie von der Nothwendigkeit des Regens zu überzeugen, ist bekannt genug. In Birma setzte man früher eine dazu bestimmte Buddhafigur der Sonnengluth aus, damit sie sich selbst von der Lästigkeit derselben überzeugen könne und den Wunsch des Volkes erfüllen möge. Erst wenn dies geschehen war, wurde ihr die Rückkehr nach der kühlen Kapelle erlaubt. In Spanien trägt man in trockener Zeit ein Bild der Jungfrau durch die Dörfer. Sonst diente Bilsenkraut zum Regenzauber. Die auf ihren Alpentriften von den Dörfern getrennten Hirten (in Abchasien) beobachten eine andere Ceremonie, wenn der Regen zu lange ausbleibt. Sie führen einen Opferstier herbei und versammeln sich um ihren Aeltesten, der den um die Hörner gewundenen Strick in der Hand hält und zum Afey betet, ihm vorstellend, daß das Vieh zu Grunde gehe und Hungersnoth drohe, wenn sich nicht die Wolken versammeln würden und Regen die Erde benetze. Das Fleisch wird nach dem Kochen mit einem Muß aus Hirsebrei gemengt und kleine Portionen dieses Gerichtes legt man auf einen um den Tisch gestellten Zaun umher. Dann wird das schon vorher gesprochene Gebet wiederholt und sein Ende bekräftigen Alle mit Amen! Nur Männer dürfen dabei zugegen sein.

Die regierende Fürstenfamilie in Abchasien nennt sich Schirwandschidje und führt ihre Genealogie auf den großen Perserkönig Nurschirwan zurück, den Erbauer oder doch den Wieder=

hersteller des eisernen Thores von Derbend, dessen Festungsmauer sich quer durch den Kaukasus bis nach Kilosura am schwarzen Meere erstreckt haben soll. Die übrigen Fürstenfamilien führen häufig Namen, die in ihrem griechischen oder italienischen Klange auf ausländischen Ursprung hindeuten, wie Marschani (in Zebelda), Muchwari, Jnal-ipa (Söhne des Jnal, im Besitze der Ländereien bei Pitzunde, die früher Eigenthum der Kirche waren), Dschabel-irchwa, Antschebatse, Sabschipa. Unter den Edelleuten finden sich die Namen Baach, Laker-Bey, Akirtaa, Blab, Mikan, Tschörik, Djuan-Bey oder Schwanbey, welch' letztere Familie sich von einem Franzosen (Monsieur Jean) ableitet, der mit seinem Diener dorthin gekommen. Andere (gleich den Marschani) von den Kaufleuten oder Marchands. Die Fürsten in Abchasien führen den mingrelischen Titel Tawat, die Edeln heißen Amustatzewa, das Volk Oweh. Jn den Liedern der Abchasen werden unter den Helden (Chlatza) besonders die großen Helden (Abul-Chlatza) gefeiert. Mit Ausnahme der regierenden Fürstenfamilie, die sich nur mit den ebenbürtigen Dynastien in Mingrelien und Gurien verschwägert, mögen die übrigen Fürsten in die Familien der Edelleute hineinheirathen, aber bei ihren Nachkommen bleibt dann der Blutpreis ein höherer, als er für die Edelleute fixirt ist. Bei Verwundungen singen die Abchasen ein Trauerlied (Achchwroaschwa), das aber nur in dem Trällern einer schwermüthigen Melodie besteht, ohne dieselbe in Worten auszudrücken. Gleiches geschieht während der Leichenbegängnisse, bei denen sich die Leidtragenden mit Peitschen über den Nacken schlagen und Heulweiber miethen.

Aus dem Kaukasus.

Globus (1866).

Obwohl der vertraute Ton, den der Name des Kaukasus für uns besitzt, größtentheils die künstliche Schöpfung einer Theorie ist, so fühlt sich der den Kaukasus bereisende Europäer des Westens doch unwillkürlich von vielen heimathlichen Erinnerungen bewegt, die ihm sowohl aus den äußeren Erscheinungen der dortigen Einwohner entgegentreten, als auch aus den Sagen und Liedern, und selbst in ihren Namen entgegenklingen.

Und in der That, der Kaukasus ist ein Continent in Miniatur. In keinem andern Theile der Erde findet man eine solche Mannigfaltigkeit der verschiedensten Völkerschaften auf so kleinem Raume zusammengedrängt.

Der Kaukasus, auf der Grenzscheide zwischen Europa und Asien, ist eng in die Knotenlinien ihrer Geschichte verwebt; er hat alle die Epoche bildenden Revolutionen durchlebt, er hat alle die Zuckungen mitgefühlt, die jene beiden großen Welttheile so vielfach zerrissen, und während die Oberfläche derselben auf das Vielfachste wechselte, während so manche weit gebietende Königreiche mit ihren Bauten der Pracht und Macht von der Erdoberfläche verwischt wurden, steht der Kaukasus mit seinen unverwüstlichen Bergen noch unverändert da. Er hat die ihn bewohnenden Stämme durch neue Aufnahmen beständig vermehrt, aber keine vernichtet; er zeigt uns noch die sorgsam bewahrten Reste alter Racen, deren Brüder und Verwandte, die einst in den benachbarten Ländern herrschten, längst verschwunden sind oder nur noch in der von ihren Thaten berichtenden Geschichte leben.

Es ist eine überall wiederkehrende Erscheinung, daß in den eine Gegend durchziehenden Bergen die frühesten Bewohner derselben zu suchen sind, welche wir häufig die „Ur“-Einwohner nennen, als die ältesten, bis zu welchen unsere Forschungen zurückzugehen vermögen, die aber eben so häufig nur versprengte Flüchtlinge darstellen, welche, aus den Ebenen vertrieben, in den Bergen eine Zuflucht suchten. Ueberall in Indien sind es die Bergketten, wo die von den gesitteten Einwanderern verachteten Barbaren wohnen, und in den Gebirgen zwischen Indien und China oder an der nördlichen Grenze des erstern findet sich ein so buntes Gemisch getrennter Stämme, daß man oft auf jeder Tagereise eine neue Sprache zu sprechen hat. Aehnliches wiederholt sich in den Bergen der Miautse, im Altai, in Kurdistan, im Libanon, Persien ꝛc.

Warum es sich so verhält, ist nicht schwer zu verstehen. Ein Eroberungsvolk wird von dem neu erworbenen Besitz die werthvollsten Theile für sich in Anspruch nehmen, d. h. die fruchtbaren Ländereien längs der Flüsse oder in den Ebenen, und den Besiegten nur die rauhen Berge offen lassen, als einzigen Rückzugsort, wenn sie sich nicht dem Sclavenjoche fügen wollen. Im Laufe der Geschichte muß sich dieses Schauspiel mehrfach wiederholen, und während sich in den Ebenen die historischen Ereignisse abwickeln, werden sich in den abgelegenen Bergfesten die Schichten der Bevölkerungen über einander schieben, indem die schon Vorhandenen enger zusammengedrängt werden, um für Neuhinzukommende Raum zu machen.

Es ist interessant, diese Phänomene überall zu studiren; sie stellen sich aber nirgend großartiger dar, als im Kaukasus, weil sie dort unserm Verständniß am nächsten stehen und direct die Interessen der abendländischen Geschichte berühren. Unter den Söhnen dieser schneeigen Bergriesen lassen sich (nach Abulfeda) Abkömmlinge mit scythischem und sarmatischem Blut, mit kolchischem und griechischem, mit gothischem und thracischem, mit gallischem und slavischem, mit hunnischem und avarischem, mit türkischem und arabischem, mit persischem und armenischem, mit jüdischem und syrischem, mit mongolischem und kalmückischem Blute nachweisen, und wir dürfen ohne Zweifel in kürzester Zeit vielen werthvollen Beiträgen und Aufklärungen darüber entgegensehen, da seit einigen Jahren im Kaukasus das wilde Waffenhandwerk den Künsten des Friedens Platz zu machen beginnt, die unter

dem Schutze des in Tiflis residirenden Großfürsten eine reiche Blüthe versprechen.

Auch fehlt es glücklicherweise nicht an Kräften, das Werk zu fördern. Von den lehrreichen Bekanntschaften, die ich auf einer Durchreise durch den Kaukasus zu machen Gelegenheit hatte, gehörte die des Stadtbibliothekars Bergé, der in seiner Geschichte der Tscherkessen die einheimischen Nachrichten über dieses interessante Volk zusammenstellt.

In dem einleitenden Vorworte giebt der Verfasser eine Eintheilung der Bergvölker im Kaukasus, schließt daran einige Mittheilungen über die politischen Beziehungen der Türkei und Rußland's zu denselben, sowie die Ausbreitung des Müridismus, und geht dann auf die Ursachen über, die nach dem letzten Kriege zu der massenhaften Auswanderung der Tscherkessen führten. Dort wie anderswo ist die Pilgerfahrt zum Grabe des Propheten eine heilige Gewissenssache der Mohammedaner, und da die russische Regierung die Erlaubniß dazu während des orientalischen Krieges verweigert hatte, erwachte nach demselben die Lust um so eifriger, indem gleichzeitig die Uebersiedelung der Krim-Tataren bekannt wurde und die Mullah es überall als eine Religionspflicht predigten, statt länger unter der Herrschaft der Ungläubigen zu leben, lieber in die Türkei auszuwandern. Weil in Folge der dadurch erzeugten Gährung neue Unruhen zu fürchten waren, stellte es die russische Regierung im Jahre 1859 Jedem frei, nach Mekka zu wallfahrten, nur unter der Einschränkung, daß die Zusammenreisenden keine größere Gesellschaft als von höchstens zehn Familien bilden dürften. Kaum war die Entscheidung bekannt geworden, als sofort überall die Bewohner die Feldwirthschaft vernachlässigten, ihr Hab und Gut veräußerten und in die Türkei zogen, um den Beherrscher der Gläubigen als ihren Fürsten anzuerkennen. Aus dem kubanischen Landstriche sollen so (in den Jahren 1858 und 1859) 30,000 Muselmänner in die Türkei gegangen sein. Im Jahre 1860 kühlte sich indeß die Auswanderungslust dort ab, da man das traurige Beispiel der fortgewanderten Nogaier vor Augen hatte. Als aber in den Kriegsjahren 1861 und 1862 die Kosackenposten weiter und weiter vorgeschoben wurden, blieb zuletzt den abschasischen Stämmen und den darüber hinaus wohnenden Tscherkessen keine andere Wahl mehr übrig, als entweder dem russischen Verlangen fester An-

siedelung nachzukommen oder das Land zu verlassen. Ein Theil der Kabardiner kam aus den Bergschluchten heraus, um Dorfniederlassungen zu bilden, die übrigen aber zogen nach dem Südabhange des Gebirges oder zu den Abadzechen und meistens weiter in die Türkei. Die noch in Waffen stehenden Bergstämme gaben einer nach dem andern den Kampf gegen die feindliche Uebermacht auf, und als im Jahre 1863 bei dem ununterbrochenen Vorrücken der russischen Colonnen die Unmöglichkeit jedes ferneren Widerstandes klar wurde, drängte sich die ganze Bevölkerung am Meeresstrande zusammen, wo in Erwartung einer solchen Krisis Segelschiffe und Dampfboote kreuzten, um ihnen die Ueberfahrt nach der Türkei zu ermöglichen.

Die Zahl der Ausgewanderten wird auf 60,000 berechnet. Da vorauszusehen war, daß die Emigration im nächsten Frühjahre (1864) noch größere Dimensionen annehmen würde, traf die russische Regierung selbst geeignete Maßregeln, um die Ueberfahrt zu regeln und zu erleichtern. Im Laufe der ersten Hälfte des Jahres 1864 betrug die Zahl der Auswanderer 318,068 Menschen. In den Jahren 1858, 1859, 1862 und 1863 bis 80,000 Seelen, so daß im Laufe dieser ganzen Zeit ziemlich 400,000 Seelen in die Türkei übergesiedelt; bis auf den gegenwärtigen Augenblick kann man 480,000 bis 490,000 rechnen. Von den Bergvölkern, die im westlichen Kaukasus bis zur Grenze der Kabarda und Abchasiens gelebt hatten, blieben indeß einige Bewohner zurück. Seit 1865 sind auch die Tschetschenzen ausgewandert und die Räumung Abchasiens hat gleichfalls ihren Anfang genommen.

So ist der Kaukasus zum Theil verödet. Seine grünen Berghalden stehen todt und verlassen, gleich den im Gletschereis erstarrten Gipfeln, und die weltgeschichtliche Bühne, auf der schon so manche Völkerbewegung ihr Drama abspielte, erwartet die neuen Actoren, um ihre großartige Scenerie auf's Neue zu beleben. Der Blick wendet sich deshalb gern den Alterthümern zu, die von vergangenen Tagen zeugen, und deren der Kaukasus aus den verschiedenen Epochen seiner Geschichte so viele bewahrt hat. Seine eindrucksvollsten Monumente sind die Kurgane, jene stets erneuten Meilenzeiger, um die Straßen zu weisen, auf denen seit den ältesten Zeiten die Völker aus Asien nach Europa wanderten. Wohl sind es nur unscheinbare Hügel, aber Hügel,

auf deren Wellenlinien Jahrhunderte und Jahrtausende ihre Thaten geschrieben haben. Bei meiner Rückreise aus Sibirien traf ich sie zuerst in der Steppe bei Omsk, und sie begleiteten mich nach den Königsgräbern an den Dnjepr-Fällen und dann bis Krakau, wo ich bei dem Grabe Wanda's (einem der polnischen Mogilen oder preußischen Pilluk z stei) von ihnen Abschied nahm. Weiterhin schließen sich die Hünengräber der nördlichen Ebene, die englischen Barrows und die normannischen Hogues an.

Am dichtesten gedrängt stehen die Kurgane in der Tschetschenzia, fehlen aber auch nicht in den übrigen Theilen des Kaukasus. Die cyclopischen Bauten im Lande der Tscherkessen (in Bell's Reise beschrieben) hießen Speuna (Haus des Herrn) oder Aescheniana (Haus der Helden) und sollen denen ähnlich sein, die sich bei dem Kloster St. Georg und in anderen Theilen der südlichen Krim finden. Die französischen Ingenieure, welche sich wegen der Grabmäler ihrer gefallenen Landsleute in Sebastopol aufhielten, zeigten mir Risse, die sie von verschiedenen derselben angefertigt hatten, und waren noch mit einer allgemeinen Aufnahme beschäftigt.

Die bei Derbend beginnenden Festungswerke, welche die Pässe gegen die Einfälle der Nomaden schließen sollten und 1832 durch Bestucheff und Marlinsky untersucht wurden, scheinen sich bis zur jenseitigen Küste in Abchasien erstreckt zu haben und dann an der Mündung des Kodor mit der um das Gebiet von Dioskurias gezogenen Mauer zusammenzufallen, wie denn nach Dubois' Untersuchungen auch andere Colonien der Griechen am Schwarzen und Asowschen Meer sich durch solche Localfestungen schützten. Von den vermeintlichen „Ueberresten der Scythen" in der Tschetschenzia hat der Staatsrath Golowinsky verschiedene gesehen, die beim Bauen von Citadellen und Kosackenposten bloßgelegt wurden. Die Begräbnißplätze bestehen in Galerien, deren Decke oben abgerundet ist und die ringsum mit Lehm bestrichen sind. Die Nebengänge waren alle mit Todtenkrügen aus gebranntem Thon gefüllt, die in Abtheilungen zusammenstanden. Die Krüge enthielten außer Asche und Knochenkernen auch die Reste halbverbrannter Kleidungsstücke. Bisweilen fand man durchlöcherte Steinkugeln und Rosenkränze an einander gereiht, die aus rothem Carneol gearbeitet waren. Die größere Kugel in der Mitte war gewöhnlich mit einem Hasen

verziert. Zu Berdikel (in der Nähe Grosno's) wurden in einer der Galerien kupferne Rauchgefäße angetroffen, sowie verschiedene Goldsachen, unter denen besonders mit Weintrauben an den Seiten verzierte Ohrgehänge bedeutende Kunstfertigkeit in ihrer Bearbeitung verriethen. Beim Bau der Festung Bout (in der Nähe von Michaelowskaja) stieß man plötzlich auf unterirdische Gewölbe, als der den Hügel bedeckende Wald umgehauen wurde, indem die die Baumwurzeln herausziehenden Arbeiter einbrachen und in die Aushöhlung hinabfielen. Nach den Sagen der Tschetschenzen hatte es dort in früherer Zeit keinen Wald gegeben und der Berg war ganz glatt gewesen. Einst aber kamen Schwärme von Vögeln in solcher Menge, daß sie die Sonne verdunkelten. Sieben Tage und sieben Nächte umflogen sie den Berg, auf dem aus ihrem Mist ein Wald emporstieg. Die Tschetschenzen, welche erst in jüngster Zeit nach dem jetzt von ihnen bewohnten Gebiete gekommen sind, konnten keine weitere Tradition besitzen, die Tscherkessen dagegen erzählen allerlei Geschichten über die in ihrem Lande erhaltenen Steinbauten. Nach einer derselben landete eine Flotte winzig kleiner Menschen an der Küste, unterjochte die dieselbe bewohnenden Riesen und zwang sie, diese mächtigen Blöcke für ihre Wohnungen zusammenzuthürmen.

Sagen von den in unterirdische Wohnungen*) verkrochenen Ureinwohnern wiederholen sich im ganzen Norden bei Kamtschadalen, Tschuktschen, Wogulen ebenso wie in Skandinavien und Schottland. Die „Wilden" erscheinen bald in der Gestalt der Giganten, bald in der von Pygmäen, und auch im Kaukasus finden sich Traditionen von den zwerghaften Küstenbewohnern, die auf Hasen ritten, wozu Herodot's Scythia verglichen werden mag. Im Hitopadesa geben sich die Hasen für Gesandte des Mondes aus, um den ihm heiligen Teich zu hüten, und in den Mondflecken sehen viele Völker einen Hasen. Schon Reineggs erwähnte eines Grabmales in der Nähe von Wladikawska's, wo zwei unverweste Leichname „in

*) Die Tumuli in der Madras-Präsidentschaft sollen die Häuser der Pandura genannten Pygmäen sein, die, als die erzürnten Götter einen Feuerregen auf sie herabsandten, diese großen Steine zum Schutz über ihre Köpfe zogen. In den Willfarahög oder Irrfahrerhügel läßt (nach Nilsson) die schwedische Volksansicht Elben oder andere Unterirdische wohnen.

scytischer oder griechischer Tracht" lägen, und daneben das Gerippe eines Hasen. Diese Erzählung ist später nicht verificirt, aber in Wladikawskas kann man noch Augenzeugen treffen, die selbst das Grab besucht haben wollen und alle Einzelnheiten (den Hasen abgerechnet) derselben Weise beschrieben, so daß ich bedauerte, unterwegs nicht den kleinen Abstecher gemacht zu haben. Gleichzeitig hörte ich, daß bei Anlage einer Ziegelei außerhalb des Stadtthors ein unterirdisches Gewölbe bloßgelegt wäre, das viele Curiositäten enthalten hätte, wie Thonkrüge, Schmucksachen, Waffen, Münzen u. s. w. Ich ließ sogleich Nachforschungen anstellen, wohin diese Dinge gekommen sein möchten; aber obwohl erst einige Monate seit dem Funde verflossen waren, konnte schon nicht mehr ein einziges Stück aufgetrieben werden. Aehnliche Erfahrungen habe ich noch einige Male machen müssen, und wenn sich dieselben innerhalb der wenigen Monate wiederholten, auf die sich mein Verweilen im Kaukasus beschränkte, so mag daraus ein Schluß gezogen werden, wie lohnend die Ernte für denjenigen sein würde, der sich einige Zeit mit Muße dergleichen Untersuchungen widmete. Wie die Höhle beim Dorfe Dach-Kessene sollen sich in der Umgegend noch mehrere finden, die mit Thier- und Menschenknochen gefüllt seien.

Hexen und Nixen in Immerethien.

Ausland Nr. 11, 1868.

Unter den eingewanderten Ansiedlern Immerethien's herrscht der Glaube, daß keine ursprünglichen Mythen im Lande übrig seien, doch habe ich während meines (allerdings nur kurzen) Aufenthaltes verschiedene Vorstellungen über Fluß- und Wassergeister sammeln können, die sich ihrer allgemeinen Färbung nach freilich an die russischen Erzählungen von den Russelka anschließen, aber zugleich manche charakteristische Localzüge bewahren.

Neben den kleinen Tschinka, weiblichen Dämonen mit langen fliegenden Haaren, kennt man in den Flüssen Immerethien's noch die riesigen Kadji, die kahlköpfig sind und amphibienartiger Natur, so daß sie sich auch in den Wäldern finden. Außerdem wohnt dort der männliche Dämon Triskatzi (Traskotschi in Mingrelien), der aber nur von Jägern gesehen wird, welche die Nacht im Walde verbringen. Wenn ihn Jemand anredet, und (wie es in der Angst leicht geschieht) einen Fehler im Sprechen machen sollte, so wird er verrückt. Auch der Anblick der Tschinka zieht Wahnsinn nach sich, wie das Lied der Loreley am Rhein. An Feiertagen (deren es im russischen Kalender genug giebt), kommen die Tschinka aus den Flüssen her, um auf Thalwiesen und in den Schluchten zu tanzen, wie die Nymphen im alten Hellas. Mit dem Winter begeben sich die Tschinka und Kadji nach dem Meer, indem sie durch die Gewitter im September dahin getrieben werden. Auch die birmanischen Karen verweben die Gewitter der Aequinoctien im Herbst und im Frühling in ihre Sagen über die den Wäldern und dem Meer zugehörigen Nat oder Genien. Im Sommer

kehren die immerethischen Wassergeister auf den Flüssen in das Dickicht der Wälder zurück um dort die Rehe und wilden Schweine zu sammeln, und als ihre Heerde zu hüten, wie unter den finnischen Waldgöttern die Dienstmagd Metsan puka das Wild zusammentreibt, und von den Jägern gebeten wird, der Waldwirthin in die Ohren zu blasen, damit sie Beute sende. Die Immerethier vermählen ihren Waldkönig Trismöppe mit einer Trisdedopal genannten Königin und stellen ihn nackt vor, ganz mit Haaren bedeckt. Er erscheint bald als Mensch, bald als Hund, bald in einer zwischen beiden schwankenden Gestalt. Wer ihn sieht, verliert vor Schrecken den Verstand. Kommt Jemand zu Pferde des Weges hergeritten, so springt er hinter ihm auf und erschreckt ihn so, daß er in Irrsinn fällt. Vor Fußwanderern pflegt er auf dem Waldpfade umherzulaufen, und zu lachen, damit er sie lachen mache und dadurch ihres Verstandes beraube. Die Russen werden in den Gehölzen von den Leskie geneckt.

Ein Geistlicher, der eines Abends spät von einem Amtsbesuche nach seinem Dorf zurückkehrte, merkt, daß ihm eine Tschinka auf's Pferd gesprungen war. Schnell besonnen schlug er seinen breiten Mantel zurück und hatte sie so in den Faltungen gefangen, wo er sie festhielt. Die Arme jammerte und schrie und bat flehentlich um Freilassung. Er blieb aber ungerührt und nahm sie mit sich nach der Pfarrei. Dort machte er sie manierlich, schnitt ihr die langen Nägel und Haare ab, die unter einen Stein vergraben wurden, und gebraucht sie nun als Mädchen für Alles. Sie machte sich auch im Hause ganz nützlich, nur mußte man ihr, um einen Auftrag zu geben, immer das Gegentheil von dem sagen, was beabsichtigt war (ein vielfach bekannter Zug bei diesen capriciösen Kobolden und Hinzelmännern).

Eines Tages, als der Geistliche ausgegangen und sie mit den Kindern allein zurückgeblieben war, beklagte sie sich über den Popen, der ihr trotz ihrer langen Dienstjahre noch nichts geschenkt habe. Wenigstens würde es billig gewesen sein, ihr endlich ihr Eigenthum zurückzugeben. Die Kinder ließen sich überreden die Nägel und Haare unter dem Stein hervorzuziehen, wo sie von dem Priester verwahrt worden waren. Als sie die gewünschten Sachen erhalten hatte, setzte sie einen Kessel auf's Feuer, um sie zu kochen, schnitt aber den zusehenden Kindern ihre Köpfe ab, die sie gleichfalls in den Kessel warf, und verschwand plötzlich mit

Nägel und Haaren. Diese Zauberei des Sud oder Seidhr hatte sich vielleicht aus Medea's Geburtsort, bei Kutais, vererbt erhalten. Die Drachen sind gleichfalls noch bekannt, und wurde mir die auch sonst bekannte Version der Andromeda's Sage erzählt, in der Perseus durch St. Georg vertreten wird. Weitere Einzelnheiten hörte ich darüber beim Besuch des Klosters von Ghilati.

Mancherlei Mittheilungen betrafen die Hexen. Die folgende Erzählung darüber stimmt im Anfang mit einer bekannten Episode aus Martius' brasilianischen Reise-Erinnerungen überein, wenn man „Hütte eines Indianers" supplirt, ist aber sonst eine fast wörtliche Version bayerischer Hexensagen, wie sie sich vielfach bei Panzer finden.

Ein Reisender übernachtete einst in dem Hause eines Verwandten, und als er noch schlaflos auf seinem Bette lag, sah er in dem schwach erleuchteten Raum eine alte Frau sich von ihrem Lager erheben und nach dem Feuerplatze hingehen. Sie grub dort ein Loch, das sie mit Wasser füllte und warf Asche hinein. Mit der Mischung bestrich sie sich unter den Achselhöhlen und flog plötzlich auf einem Besenstiel zur Hütte hinaus. Der Gast, neugierig gemacht, dachte das Experiment auch an sich zu versuchen und bestrich sich die Achseln mit dem zurückgebliebenen Rest der Mischung. Sogleich fühlte er sich ausnehmend leicht und fuhr plötzlich in die Höhe, in der Richtung seiner Vorgängerin folgend. Diese ließ sich hinter einem hohen Fels zur Erde nieder, wo Robappi (der Herr der Hexen) an einem Pfahl mit Ketten befestigt saß. Allmälig langten von allen Seiten eine Menge männlicher*) und weiblicher Hexen an, die verschiedene Geschenke mitbrachten, Menschenherzen, Haare u. dgl. m. Jeder mußte etwas überreichen, und als Robappi den Fremdling sah, der Nichts mitgebracht hatte, fragte er denselben warum er mit leeren Händen gekommen sei. Der Angeredete war um eine Antwort verlegen, als er noch zu rechter Zeit von seiner Verwandten erkannt und bei dem Teufel entschuldigt wurde, weil er erst kürzlich angekommen und in den Gebräuchen noch unerfahren sei.

*) Es ist jedenfalls unrichtig, Hexen und Hexenmeister, wie es häufig geschieht, in eine Parallele neben einander zu stellen. Der Hexenmeister ist schon seines Namens nach der die Hexen beschwörende oder austreibende Zauberer, und erst nachdem dieses ursprüngliche Verhältniß verwischt oder vergessen war, hat man seine Bezeichnung aus Bequemlichkeit für Hexen männlichen Geschlechts verwendet.

Als die Traubenkrankheit vor einigen Jahren in Mingrelien und Immerethien ausbrach, wurden die Hexen beschuldigt, daß sie Asche auf die Weinstöcke geworfen und diese dadurch verdorben hätten. In abgelegenen Districten zog das Volk unter Leitung der Geistlichen umher, um Hexen zu suchen. Verdächtigen Weibspersonen wurden die Hände unter den Knieen zusammengebunden und ein Stock dazwischen gesteckt. Man warf sie dann in's Wasser, wo die Hexen obenauf schwimmen mußten. Solche, die durch Untersinken ihre Unschuld bewiesen, wurden durch einen am Rücken befestigten Strick wieder herausgezogen, wenn es noch Zeit war. Viele Frauen und Mädchen gestanden, daß sie die Wissenschaft besäßen, Menschen und Vieh Schaden zu thun, wenn sie auch nicht deshalb schon Hexen sein wollten. Eine, die wohlwollend meinte, daß man in Ruhe und Frieden leben und sich nicht selbst das Dasein sauer machen sollte, wurde, als der Hexerei höchst verdächtig, sogleich in gerichtliche Untersuchung gezogen.

Außer der allgemein verbreiteten Wasserprobe hat man in Immerethien noch eine andere Untersuchungsmethode, die angewandt werden konnte. Unter den Hexen giebt es nämlich eine Art, die Kudiani genannt werden, das heißt geschwänzte Hexen. Ihr Schwanz ist indeß so kurz, daß er sich kaum erkennen läßt. Man muß den Zweig eines Haselnußbaumes in's Feuer legen, und wenn man mit demselben auf den Nabel der Verdächtigen drückt, so springt der Schwanz hinten hervor. Unsere mittelalterlichen Hexenfinder, die mühsam den ganzen Körper glatt scheeren und für ein Teufelsmal durchsuchen mußten, scheinen diese einfachere Diagnose nicht gekannt zu haben.

Der vorher erwähnte Hexen-Sabbath endet damit, daß Robappi, nachdem er die Festgeschenke der Hexen empfangen hat, die entsetzlichsten Anstrengungen macht, sich von dem Felsen, woran er angeschmiedet ist, loszureißen. Wenn seine Versuche fast geglückt sind und der Pfahl schon anfängt ganz locker zu werden, so kommt eine Blaumeise (Bollo Kankala) herbeigeflogen und setzt sich auf die Spitze des Pfahles nieder. Robappi, der durch seine peinlichen Bemühungen ganz ärgerlich und aufgeregt geworden ist, wird über die Unverschämtheit des Vögelchens so erbost, daß er einen ungeheuren Steinhammer, der neben ihm liegt, ergreift und damit nach demselben schlägt. Der Vogel fliegt weg, der Hammer aber, der die Spitze des Pfahles trifft, treibt denselben

durch seine Wucht wieder eben so tief in die Erde hinein wie zuvor, und die Arbeit zur Befreiung beginnt von Neuem.

Die Vorstellung angeketteter oder (im Tempel zu Babylon) an Ketten aufgehängter Titanen stand in directer Beziehung mit den Gebräuchen des Schmiedehandwerks, das im Kaukasus besonders die Zirghueran am Elburz übten, die wegen ihrer trefflich gearbeiteten Harnische noch von Dschingis-Chan mit Privilegien beschenkt wurden. In Persien verknüpfte das Schurzfell als Reichsbanner die Erinnerung des Helden Kavah mit der Vertreibung des Tyrannen, in Deutschland aber wurden die drei Schläge, die der Schmied nach altem Brauch auf seinen Amboß zum Härten der Ketten thut, euphemistisch auf den allzu wohlwollenden Landgrafen gedeutet. In Abchasien versieht der Schmied, wie in manchen anderen Ländern, priesterliche Functionen, und der Hammer seines Gottes Tschasmu würde den Kopf desjenigen zerschlagen, der den durch ihn abgenommenen Eid zu brechen wagte.

Neben den in Bergen gefesselten, oder, wie Typhöus (und Maui) unter Bergen begrabenen Missethätern läuft dann eine Reihe heiliger Mythengestaltungen her, die sich bald wie der zwölfte Imam Muhammed oder (nach einer Secten-Version) der buddhistische Apostel Kasyapa (El-khasibih der Ansayrier) in Höhlen zurückziehen, bald durch ihre Widersacher darin eingeschlossen werden, wie der mit seinen Brüdern aus dem Fensterhause von Paucartambo hervorgetretene Sagenfürst Ayarache in Peru, oder der von den Diw mit einem Felsblock belastete Perserkönig Huschenk. Europäische Volkstraditionen liefern dafür vielfache Belege.

Während die Perser bald durch Tahmuras, den Dämonen-Bändiger (Diw-band) die besiegten Diw-i-nar in Höhlen anketten, bald durch Feridun (Thraetona) den schlangenumringelten Zohak (Dahaka) am Berge Demavend festschmieden lassen, und dann aus seinen Bewegungen (wie die Edda aus den Zuckungen der Midgarschlange oder die Pwo-Karen, aus denen des dreiäugigen Seju) die Erdbeben erklären, geben die Kabardiner die folgende Version über die Sage des Prometheus. Auf der Höhe des Elburz, erzählen sie, war ein mächtiger Held, ein guter und tapferer Mann, durch ein unbekanntes Geschick angekettet. Seine zwei treuen Hunde stehen an seinen Seiten und nagen an den Ketten um ihn zu befreien. Sobald es ihnen aber beinahe gelungen ist, werden sie von den bestellten Wächtern fortgetrieben, welche die

zerbissenen Ketten auf's Neue zusammenschmieden. Der gefesselte Held schläft das ganze Jahr hindurch, erwacht aber beim Beginn jedes Frühjahrs. Dann ruft er fragend: „Wächst auf der Erde noch Schilf, und sind kleine Schäfchen geboren?" Dies sind die ersten und die einzigen Worte, die er spricht. Die Wächter erwiedern: „Es wächst Schilf auf der Erde, und kleine Schäfchen sind geboren." Dann weint der Held und rüttelt an seinen Ketten, und aus dem Kettengeschüttel entstehen Erdbeben, und die großen Regengüsse sind seine Thränen. Wenn aus dem Helden ein Kaiser wurde, fesselte man ihn höflicherweise nicht durch Ketten, sondern durch den an den Tisch gewachsenen Bart. Dem Gotte Kronos ist nur der Schlaf als Fessel bereitet zwischen goldenen Felsen. Die Osseten sehen in den Flecken des Mondes den angeketteten Dämon Artauhs, dessen Losreißen große Ueberschwemmungen verursachen würde.

Streifereien im Yemen.

Ausland Nr. 52, 1860.

Am dreizehnten Tage unserer Abreise von Dschidda landete unsere gebrechliche Barke, nachdem sie die Camaran-Inseln passirt hatte, im Hafen von Hodeida. Bald war alles in Bewegung, die Ausschiffung vorzubereiten um aus unserm engen Gefängniß zu entkommen. Der Nachuda sprach sein Gebet, und Schiffsmannschaft wie Passagiere folgten eifrig seinem Beispiel. Allen war eine große Last vom Herzen genommen. Wir waren in den letzten Tagen längs der Küste hingesegelt, an der sich die von den Asyr bewohnten Berge hinzogen. Man deutete mir die Stelle an, wo die Hauptstadt ihres Scheichs liege, und Araber wie Türken sprachen nur mit Entsetzen von den wilden Fanatikern, die schonungslos jeden niedermetzeln würden, wenn das Schiff auf seiner gefahrvollen Klippenfahrt ein Unfall treffen sollte. Nur ein indischer Derwisch, der in dem doppelten Charakter eines Arztes und eines Heiligen verschiedene Länder Asiens durchzogen hatte, nahm sie zuweilen in Schutz, wenn er mich in Hindustani, ohne daß es die Uebrigen verstanden, von seinen Abenteuern unterhielt. Er hatte längere Zeit an dem Hof des Asyrenfürsten gelebt, der, gleich den „Beni Joktan" des Innern, dem Glauben der Wahaby folgte, und schien keinen Grund zur Klage über seine Aufnahme zu haben. Schwer wäre ihn nur das Verbot des Rauchens angekommen, denn jeder Uebertreter desselben würde unerbittlich mit dem Tod bestraft werden. Im übrigen herrsche in dem Lande die trefflichste Ordnung, und wer einmal unter dem Schutz der Regierung stünde, könnte nirgends sicherer reisen

als dort. Der heilige Mann mochte unter den frommen Leuten seine gute Rechnung gefunden haben, und hatte sich wahrscheinlich dort wohler gefühlt als in Hodeida, wo uns ein türkisches Zollhaus und auch eine Art Paßvisitation erwartete. Er machte verschiedene Manöver ihr zu entgehen, gab sich bei der Landung für meinen Diener aus, und war plötzlich verschwunden, während die Kaufleute aus Syrien und Mekka die Officianten freudig bewillkommten, und sich mit ihren Waaren in verhältnißmäßiger Sicherheit wußten unter dem Schutz der Polizei. Außer meinem arabischen Gastfreund in Dschidda hatte mich auch der griechische Kaufmann dort, der das Schiff befrachtet hatte, mit Empfehlungsbriefen versehen, und auf Grund derselben fand ich freundliche Aufnahme in dem Haus eines jungen Chioten, der seit mehreren Jahren in Hodeida ansässig war. Das Haus war ein weitläufiges Steingebäude mit einer breiten Flur, die fast das ganze Parterre einnahm, und mit höheren und niederen Divanen zum Sitzen versehen war, während dazwischen Waaren aufgestapelt lagen. Die Wohnzimmer fanden sich in den oberen Etagen, zum Theil an umlaufenden Galerien. Meine erste Begegnung war eine unangenehme, obwohl ich später vielfach darüber habe lachen müssen. Ein Bekannter des genannten Kaufmanns, gleichfalls ein in Hodeida ansässiger Grieche, kam zu demselben, um den Franken, von dessen Ankunft er gehört hatte, zu bewillkommnen. Ich war froh zu hören, daß er französisch sprach, da meine Kenntniß der arabischen Dialekte zu gering war, um eine fließende Unterhaltung mit meinem Wirth zu führen, und das Italienische desselben wieder zu sehr nach der Lingua franca schmeckte, als daß ich es leicht verstanden hätte. Die Kenntniß des Französischen war bei dem Hinzukommenden allerdings auch nur eine sehr beschränkte. Ich hoffte indeß jetzt mit Hülfe des Egyptisch-Arabischen meines Dieners (aus Barabra, der ein paar Brocken Englisch und Französisch aufgesammelt hatte) jeder Schwierigkeit auf die eine oder andere Weise nachhelfen zu können. Die erste Frage meines neuen Bekannten war, sehr im Widerspruch mit dem Brauch seiner Homerischen Vorväter, nach meiner Herkunft, die ich ihm damit beantwortete, daß ich mich als Alemannen bezeichnete, und ihm diese Nationalität auf weitere Fragen insofern erklärte, daß die Alemannen eine Art von Engländer, oder die Engländer eine Art Alemannen seien. Dieses hörend, schüttelte er den Kopf und sagte

mit dürren Worten: das sei nicht wahr. Nicht wenig erstaunt blickte ich auf und meinte scherzend, daß er glauben könne was ihm beliebe, daß ich ihn aber ersuche keinen Zweifel in meine Aussagen zu setzen. Ich wiederholte dann meine Versicherung, mußte aber auf's Neue hören, daß sich das nicht so verhalten könne. Verwundert und erbittert über diesen nochmaligen Widerspruch übersah ich ganz die von mir selbst oft genug erprobte Nothwendigkeit bei Unterhaltungen, die sich in solchen Mischdialekten bewegen, jedes Ding direct bei seinem Namen zu nennen, ohne daß die unvollkommene Sprachkenntniß die höflichen Umschweife in conjunctivischen oder hypothetischen Urtheilen des Möchten, Meinen und Scheinen erlaubt. Ohnedies hatte ich den ganzen Morgen, sowohl bei der Ausschiffung als während der Weitläufigkeiten im Zollhause, in der heißen Sonne gestanden, und eine tropische Insolation wirkt äußerst aufregend und reizend, so daß der kleinste Aerger, der hinzutritt, zu Wuthausbrüchen führen kann. Schon zitternd vor Zorn fragte ich grimmig nach dem Grund der geäußerten Zweifel, und wofür er mich denn hielte, als mein guter Freund mir sehr kühl entgegnete: „Für einen Juden." Leider haben wir alle noch eine unberechtigte Aversion gegen dieses auserwählte Volk, das im Orient eine sehr ehrenvolle Stellung einnimmt, eingesogen, und kaum traf das fatale Wort mein Ohr, als ich wuthschäumend nach der Kehle des Mannes sprang, der mich zweimal einen Lügner genannt hatte. Der gewandte Grieche hatte glücklicherweise meine Bewegungen erspäht, und rannte, rasch seinen Narghyleschlauch wegwerfend, zur Hausthür hinaus, wo er bald um eine Straßenecke verschwunden war. Von der Verfolgung zurückkehrend, gab ich meinem Diener Befehl, das Gepäck zusammenzusuchen und nach dem nächsten Khan zu bringen, kam indeß allmälig zur Besinnung, um auf die Zureden meines Wirthes zu hören, welcher der ganzen Scene staunend zugesehen hatte, ohne etwas davon zu verstehen. Er meinte, daß ein Mißverständniß vorgekommen sein müsse, und schickte seinen Aufwärter dem Flüchtling nach, der nach einiger Zeit behutsam wieder an der Thür erschien, und sich dicht neben derselben niederhockte. Nach langem Durcheinanderreden im Französischen, Italienischen und Neugriechischen kam dann die Sache schließlich in Ordnung. Ich wurde belehrt, daß nach den Ethnographen dortiger Gegend das abendländische Europa von drei Stämmen bewohnt würde, den Katho=

liken oder Leuten mit Schnurrbart, den Juden oder Leuten mit Kinnbart, und den Protestanten oder Leuten ohne Bart. Da die Inglesi (und also auch die Alemannen, zu denen ich mich gerechnet) zu den letzteren gehörten (während wahrscheinlich die Franzosen das Prototyp der Katholiken bildeten), so war mein Schicksal entschieden und ich hielt für das Beste, nicht weiter gegen diesen Ausspruch der Wissenschaft zu protestiren.

Der Hafen Hodeida's ist erst seit kurzer Zeit in Aufnahme gekommen und beginnt sich auf Kosten Mochha's zu entwickeln, das freilich einen noch gefährlicheren Gegner an Aden hat. Es ist jetzt der Hauptsitz des arabischen Sklavenhandels, und in den großen Barraken, die für denselben gebaut sind, sollen sich oft viele Hunderte finden. Die meisten Haussklaven waren aus verschiedenen Gegenden Abessiniens, und auch ihre langen, platten Gesichter auf den ersten Blick von den Negern zu unterscheiden. Auf dem Sklavenmarkt zu Dschidda sah ich hauptsächlich nubische Knaben, die indeß gleichfalls von den Arabern unter dem allgemeinen Namen von Habesch begriffen wurden. Mein Wirth machte mich im Stillen auf diesen Vertragsbruch der Türken aufmerksam, die sich gegen die Engländer verpflichtet hätten, den Menschenhandel zu unterdrücken, war aber doch zu vorsichtig, und ängstlich, um mir die hinlänglichen Belege an die Hand zu geben, damit die Sache in Aden geeigneten Ortes vorgestellt werden könnte.

Von der Küste aus macht die weiße Häuserreihe Hodeida's, überragt von schlanken Minarets und eingefaßt mit crenelirten Wällen, einen freundlichen Eindruck auf das Auge, das bisher durch den einförmigen Küstensand ermüdet wurde. Doch ist die Umgegend flach und die Vegetation nur spärlich. Einige der Häuser sind künstlich mit Mörtel verziert, und auf den platten Dächern vieler sind Strohhütten aufgerichtet, um zum Wohnen und Schlafen zu dienen; dasselbe sieht man in Abushir (im persischen Meerbusen), wo außerdem hohe Windfänge aus den Dächern emporragen; um einen frischen Luftzug zu vermitteln. In den vom Meer entfernteren Städten schläft man dagegen meistens im Freien, wie in Bagdad, wo man für die Dauer der heißen Jahreszeit den Tag über im Souterrain oder im Keller zubringt, den Abend und die Nacht auf dem Dache, während das eigentliche Haus (oft von mehreren Etagen) nur für den Winter bewohnt wird.

Der Bazar Hodeida's ist ziemlich wohl versehen, aber sehr eng, so daß man Mühe hat, den schwer beladenen Kameelen auszuweichen. Bettler wanderten umher, ihr Räucherfaß schwingend und Allah murmelnd, bis sie von den Vorübergehenden bedacht waren. Außerhalb der Mauern breitete sich eine Vorstadt niedriger Hütten aus, die leicht aus Aesten und Zweigen zusammengesteckt waren und wohl nur eine vorübergehende Niederlassung bildeten. Gegen das rohe Aeußere abstechend, war das Innere oft bunt mit Matten ausgelegt.

Abendliche Besuche, bei denen sich türkische Beamte zum Schachspielen oder zum versteckten Weintrinken einzufinden pflegten, empfing der griechische Kaufmann in seinen oberen Zimmern, der ganze Tag dagegen ward auf der Hausflur zugebracht, wo gegen Mittag eine Art Börse abgehalten wurde. Die verschiedenen Mäkler uud Agenten kamen dort zusammen, um über den Stand des Kaffee-Marktes zu berathen. Der, erste den ich erscheinen sah, trug ein großes Bündel grünes Gebüsch unter dem Arm, das mich an die Alfalfa erinnerte, wie man sie in spanischen Ländern für die Maulesel kauft. Ich hielt es für eine Species besonders ausgewählten Viehfutters, mit welchem Leckerbissen der gute Mann seinem Lieblingsthiere gütlich zu thun beabsichtigte. Die nachfolgenden Herren waren aber in gleicher Weise beladen, und nachdem sie ihre Plätze eingenommen hatten, jeder vor einer der auf der Erde stehenden Wasserpfeifen, begannen sie ihre Grasbündel mit Gemüthlichkeit aufzubinden und einen Strunk derselben nach dem andern zu verzehren. Das vorher einsilbige Gespräch wurde belebter, man besprach die von Dschidda angekommenen Nachrichten, klagte über die säumigen Kaufleute in Beith el Fakih oder spottete über das nebenbuhlerische Loheia, klatschte die letzten Stadtneuigkeiten durch, und schien sich dann zu noch höheren Regionen zu versteigen, bis am Ende einer halben bis dreiviertel Stunde einer nach dem andern einige tiefe Züge aus der Wasserpfeife that, und sogleich in ruhigen Schlaf fiel. Als ich nach einer kurzen Abwesenheit in das Haus zurückkehrte, sah ich ein halbes Dutzend Schläfer, längs der Wände auf den Divanen ausgestreckt und den Fußboden hoch mit zerrissenen Zweigbüscheln bestreut, wie es in einem Ziegenstalle nicht besser aussehen konnte. Dieses in großen Mengen auf den Bazaren von Hodeida und Mochha verkaufte Gewächs ist der Katt oder Kaad genannte Strauch

(Celastrus edulis), dessen Blätter eine oberflächliche Aehnlichkeit mit der Theepflanze haben. Sein Verbrauch ist jetzt sehr local und nur auf Yemen beschränkt, aber vor der Einführung des Kaffees und Tabaks war es ein weit verbreitetes Narcoticum unter den Anhängern der Mäßigkeitsreligion im Orient, besonders für solche, denen das Opium zu theuer war, und die sich nicht an den täglichen Genuß von Haschisch wagten, wie weiland Kaiser Baber und seine treuen Genossen in Leid und Freud, oder der Emir des Berges Karmel, den d'Arvieux besuchte. Früher pflegte man auch einen Aufguß davon zu machen und als Getränk zu verwenden, wie die Peruaner die Cocablätter nicht nur kauen, sondern auch trinken. Der würdige Pfarrer Rosas, bei dem ich längere Zeit in Cuzco wohnte, ließ sie sich häufig zum Abendessen bereiten, und auch ich zog den Aufguß derselben dem des chinesischen Thees vor, der sich dort auftreiben ließ. Das Katt hat indessen bei weitem nicht die culturhistorische Bedeutung (wenigstens gegenwärtig nicht) wie die Coca. Während jenes nur als Luxusartikel von den Reicheren gekauft werden kann, ist das letztere in den Händen eines jeden Peruaners, und auch dem Aermsten zugängig. Unsere schwerbepackten Lastträger in der Montaña von Paucartambo führten kaum einige Provisionen bei sich, in Gestalt von gefrorenen Kartoffeln oder geröstetem Mais, kauten aber täglich fünf bis sechs Mal ihre Cocablätter mit der entsprechenden Kalkzuthat. Außerdem wird das Katt nur frisch genossen, während die Coca im getrockneten Zustand auf jede Entfernung hin verführbar ist. Als die Incas erobernd in die Andes vordrangen, bauten sie dieses Kraut an, das in ihren religiösen Ceremonien eine eben so wichtige Rolle spielte als die Homa- oder Somapflanze unter den Ariern, und sollte es, wie es allen Anschein hat, in Europa zur Mode-Medicin werden und eine größere Ausfuhr veranlassen, könnte es als anregendes Cultur-Element auf die apathische Bevölkerung des peruanischen Hochlandes wirken, die nur, soweit ihre Coca-Plantagen reichen, unter die wilde Bevölkerung der Montaña vorzudringen Veranlassung finden. Der Genuß des Katt ist jetzt, wie schon bemerkt, meistens mit dem der Wasserpfeife verbunden, indem der Kauer, wenn er den Beginn der Wirkungen fühlt, ein paar Züge aus dieser thut und dann in Schlaf fällt.

Ermüdet von der langen Schifffahrt auf dem rothen Meer,

das ich von Kosseir an bereist hatte, sollte der Weg nach Mochha zu Lande gemacht werden. Da ich nur wenig Gepäck führte, war ein Kameel für dasselbe und meinen Diener (Daud genannt) genügend, während ich mir zum Reiten einen Maulesel miethete; der Führer gieng zu Fuß. Um Sonnenuntergang war die Abreise bestimmt, aber die Nacht dunkelte schon tief als wir gegen neun Uhr in Ordnung kamen, und nach herzlichem Abschied von meinem gütigen Wirth durch die leeren Straßen der Stadt trabten. Es war eine sandige Fläche, mit dünnem Gestrüpp bewachsen, die wir jenseits des Thores durchzogen. Ein einsames Kaffeehaus (Mahya oder Station) stand am Wege, d. h. ein aus trockenen Zweigen aufgerichteter Schuppen, der an zusammengewehte Sanddünen lehnte. Gegen Mitternacht bemerkte ich, so weit es das unbestimmte Mondenlicht erlaubte, eine Zunahme der Vegetation. Die Gegend wurde gebrochen und von Einschnitten durchzogen, den trockenen Betten der Küstenflüsse, die sich nur in der Regenzeit mit Wasser füllen. Bald traten wir in ein dichtes Gehölz, aus dem tropische Blätterformationen auf uns niederhingen, und in der Nähe des betriebsamen Fabrikortes Dsuremi wurde in einem andern Kaffeehaus gerastet; dort war noch reges Leben, da am nächsten Morgen ein Jahrmarkt abgehalten werden sollte und die verschiedenen Verkäufer mit ihren Waaren eintrafen. Eine andere Karawane zog in derselben Richtung mit uns weiter, und Daud, der müde geworden war, band das von ihm gerittene Kameel an die Reihe der übrigen, um ungestört dem Schlaf nachgeben zu können. Solche Karawanen ziehen gewöhnlich im Gänsemarsch, indem man den Halfter jedes nachfolgenden Kameels an das Gepäck des ihm voraufgehenden befestigt, und dann braucht nur der Leiter des vordersten wach zu bleiben, da alle übrigen von selbst folgen; der Schritt eines Reitkameels ist ein sehr gleichförmiger und ruhiger, so daß man bequem auf demselben seine Pfeife rauchen kann, und auch bei Nachtreisen, wie es mir mehrfach passirt ist, ungescheut auf demselben einschlafen mag, ohne daß ein Abweichen vom Weg zu befürchten wäre, wenn das Kameel denselben schon früher machte. Auf einem Packkameel wird man dagegen auf die elendeste Weise zerstoßen, so daß ein ungeübter Europäer es anfangs nicht lange erträgt. Dann ist es am bequemsten nach Art der Frauen zu reisen, indem man, statt sich direct auf den Sattel zu setzen, über den Höcker eine steife Matratze oder etwas ähnliches legt,

was an beiden Enden, wie ein Wiegebett, hervorragt, und so entweder zweien zur Beförderung dient, oder auch einem einzelnen Reisenden, der sich auf der andern Seite durch sein Gepäck balancirt. Natürlich wird ein solcher Sitz mit einer Lehne versehen, und bei Frauen auch mit einem Schutzdach, so daß man wie in einem Zimmer oder in einer Sänfte reist, und Provisionen oder selbst Kochgeschirr mitführen mag.

Die Kaffeehäuser, von denen wir noch ein drittes bei Lauja passirten, sind, wie erwähnt, in diesem Theil Arabiens einfache Schuppen, meistens aus trockenen Aesten aufgerichtet, oder auch aus Matten. Gewöhnlich stehen sie in einer niedrigen Umzäunung, in die man hineinreitet und innerhalb welcher dann die Thiere gefüttert werden, da bei längerem Aufenthalt auch das Gepäck abgenommen werden kann. Der Schenkwirth wird von nächtlichen Ankömmlingen aus dem Schlaf geweckt, facht die Kohlen an, auf denen die Kaffeekanne steht, und bringt die Bunie, die rohe Nachahmung der geschmückten Narghyle der Städte, aus einer hohlen Cocosnuß mit angestecktem Holzrohre bestehend. Ueberflochtene Bettschragen liegen umher, von denen sich der Reisende einen aufrichtet und auf demselben zum halbstündlichen Schlafe ausstreckt, bis die Thiere zur Weiterreise fertig sind.

Als der Morgen dämmerte, sah ich mich auf einem steinigen Wege, aber ohne Führer noch Diener. Ich ließ das Maulthier langsam angehen und wurde bald von ein paar Kaufleuten überholt, die gleichfalls nach Beit el Fakih wollten. Ich schloß mich ihnen an, und hörte auf mein Fragen nach der Karawane, daß dieselbe den Weg in's Gebirge eingeschlagen, und wahrscheinlich den schlaftrunkenen Daud mitgenommen hatte. So war es in der That, und erst nach längerem Warten auf der Landstraße sah ich erst den Führer herangelaufen kommen, der hinter dem Kameel aufgehockt war, und dann dieses selbst.

Bald nach Sonnenaufgang erblickten wir in der Ferne Beit el Fakih auf welligen Mulden, zu einem Hügelland aufsteigend, hinter dem sich eine hohe Bergwand hinzog. Die Umgegend war gut angebaut und zwischen den Feldern standen runde Reisighütten, mit einem kuppelartigen Spitzdach überwölbt; die meisten waren gleichzeitig mit Reisig umzäunt. Auf dem erhabensten Punkte Beit el Fakih's steht die Citadelle, woran sich die Stadtmauer anschließt. Wir stiegen in einen Kahve ab, und nachdem die

Hitze des Tages vorüber war, nahm ich einen Cicerone, um die Stadt zu durchwandern. Die Straßen sind dem hügeligen Terrain zufolge uneben, enge und dunkel, enthalten aber einige stattliche Häuser aus Backsteinen. Der Bazar zeigte nur wenige und unscheinbare Läden für den Detailhandel, dagegen ist Beit el Fakih noch immer ein sehr bedeutsamer Stapelplatz für den Kaffeehandel, wenn es denselben auch nicht mehr wie in früheren Zeiten monopolisirt. Es kam besonders in die Höhe seit Ghalefka, der alte Hafen Zebid's, durch die Korallen den Schiffen unzugänglich gemacht ist, und mit ihm hob sich dagegen Hodeida als Hafenplatz. Loheia wird von der nördlicheren, wie Mochha von der südlicheren Gebirgsgegend versehen. Die Kaffeehäuser waren belebt, und in einem derselben lärmten mehrere mit Schild und Schwert bewaffnete Araber, deren Begegnung mein Cicerone aber behutsam auswich. Vielfach traf man, wie in allen arabischen Handelsstädten, Kaufleute aus dem Bellad el ulm wa bellad eddin (dem Sitz der Wissenschaften und der Religion), oder aus Hadramaut. Neben dem mit Kaffee ist besonders der Handel mit Sennesblätter bedeutsam, die in großen Säcken aufgestapelt lagen.

Beit el Fakih, das Haus des Gelehrten oder des Fakiren (ein wandernder Heiliger, der das Gelübde der Armuth abgelegt hat), ist so benannt nach Achmed Ibn Musa, einem sunnitischen Heiligen, der außerhalb der Stadt begraben liegt und dem zu Ehren ein jährliches Fest gefeiert wird. Fast jede bedeutsame Stadt im Land der Zeiditen knüpft an einen solchen Heiligen an, wie Aden das Grab des Edrisi Ibn Abdullah enthält und Mochha im 14. Jahrhundert durch den heiligen Schädeli (Ali Ibn Omar) gegründet wurde.

Als Beit el Fakih durch Scherif Hamud dem Imamat von Sana entrissen war, brach der blutige Krieg mit den Asyr aus, die unter Abu Nokta wiederholt von ihren Gebirgen herabstiegen und die Städte des Yemens verwüsteten. Noch vor wenigen Jahren wurden solche Plünderungen wiederholt und Hodeida längere Zeit belagert. Wie mir die dortigen Einwohner erzählten, würde es unfehlbar in die Hände der Feinde gefallen sein, wenn nicht ein Engel des Herrn das Lager der Asyr geschlagen hätte. Man kennt den verzweifelten Widerstand, den sie den türkischen Truppen unter ihrem Häuptlinge Tamy leisteten, und nachdem sie endlich (1815) bei Byssel unterlegen waren, fand man (wie

Burckhardt erzählt) in den Bergen ganze Abtheilungen, die, an den Beinen mit Stricken zusammengebunden, sich hatten niedermetzeln lassen, um ihren Schwur, nur siegreich zurückzukehren, nicht zu brechen. Niebuhr bemerkt (1762) von den wilden Araberstämmen des Landes zwischen Abu-Arisch und dem Hedschaz, von deren grausamer Beschneidung ihm erzählt wurde, daß sie von den übrigen Mosleminen für Ketzer gehalten würden und einer besondern Religion folgten, die weit durch das Innere Arabiens verbreitet scheine. Die Blüthe des Wahabitenreichs fällt aber erst unter die Herrschaft Saud's II., der 1803 seinem Vater Abd el Aziz folgte. In Persien hörte Niebuhr den nüchternen Reformator von Derayeh (im Nedsjed) mit Mekkrami (dem zauberkünstlerischen Scheich von Medsjeran in Yemen), „der das Paradies ellenweis verkaufte," identificiren; der letztere, der sich aus einer niedrigen Stellung, ohne zum alt-arabischen Adel zu gehören, aufgeschwungen hatte, machte damals seine Waffen in Abu-Arisch, wie am persischen Meerbusen gefürchtet.

Nach Sonnenuntergang verließen wir die Stadt und gelangten in dichtem Gehölz zu einem Ziehbrunnen, wo sich die Heerden zum Tränken versammelt hatten; Tröge waren vorgerichtet und daneben standen bedeckte Wasserreservoirs. Zum Mitführen von Wasser sind die aus poröser Thonerde gefertigten Krüge (Gorgolets oder Barbaks) die angenehmste Vorrichtung, da sich das Wasser in ihnen kühl erhält, und zwar um so kühler, je heißer der Wind weht. Wegen ihrer leichten Zerbrechlichkeit müssen sie mit Stroh überflochten werden, aber auch dann geht man sicherer, auf weiteren Entfernungen die Lederschläuche mitzuführen, die auf jedem orientalischen Bazar in allen Größen und Formen zum Verkauf aushängen. Vor dem Gebrauch müssen sie erst mehrere Tage in Wasser eingeweicht werden.

Nachdem wir einen Theil der Nacht in dem Kaffeehaus von Hosseinji geschlafen hatten, zeigten sich bei der Morgendämmerung die Festungswerke von Zebid, während wir auf schmalen Dämmen, zwischen den Feldern hinritten. Vielgestaltige Hügelketten durchschnitten den Gesichtskreis. Als wir durch das Thor zogen, das zwei halbrunde Zinnen-Thürme flankiren, war die Sonne eben aufgegangen und die Stadt noch ohne Leben. Nur hie und und da keuchte ein Wasserträger vorüber oder reckte ein verschlafener Betteljunge seine Glieder aus. Ich hatte einen Brief an

den Agenten des Kaufmannes zu Hodeida, kam aber erst an einige unrechte Häuser, bis ich Hadschi Selim fand, der mit seinem Bruder den Hintertheil eines größeren Gebäudes bewohnte. In der Nähe fand sich eine stattliche Moschee mit Bäumen umgeben, deren Kronen über die hohe Gartenmauer hervorschauten. Zebid enthält einige breite und reinliche Straßen, obwohl die des Bazars auch hier eng und dunkel sind; die Häuser, aus rohen Backsteinen aufgebaut, stellen oft ansehnliche Gebäude dar. Sie zeigen mannigfaltige Verzierungen in Arabesken und tragen mitunter abgestumpfte Thürme, die treppenartig von der Mauer aufsteigen. In den entlegeneren Theilen der Stadt wechseln sie aber mit niedrigen Asthütten ab, die dazwischen stehen. In den Gärten des Pascha, wie der türkische Gouverneur genannt wurde, spazierten einige Strauße umher, durch eine Einhegung von den Blumenbeeten getrennt; Blumen wurden in mannigfaltiger Auswahl auf dem Bazar ausgeboten und viele der Araber trugen solche in den Haaren; die Frauen gingen häufig unverschleiert, wie man es sonst nur bei den von Städten entfernteren Beduinenstämmen antrifft. Ich sah viele derselben, die mit lautem Geschrei einem Ochsen folgten, der unter dem Jubel der Straßenjugend zum Schlachthaus gejagt wurde, um dort unter den vorgeschriebenen Ceremonien der Religion vom Leben zum Tode befördert zu werden.

Zebid, die alte Hauptstadt von Tehama, war in früheren Zeiten als die Wiege arabischer Gelehrsamkeit weithin berühmt. Seine Akademie war einst die Stütze der rechtgläubigen Sunniten, die in den Ländern Yemens zerstreut leben, und erst nach der Wiedereroberung des schon von Sultan Soliman in Besitz genommenen Landes durch Sinan Pascha (1568) einen Rückhalt an der türkischen Regierung gewonnen haben. Noch steht der alte Thurm eines Minarets in dem vertieften Hofe einer Moschee, in den man von der Straße hinabblickt. Zu Niebuhr's Zeit standen die sunnitischen Unterthanen des Imam unter der Gerichtsbarkeit des Mufti von Zebid, Sabae, urbs magna, prope mare rubrum et castellum (bei Stephanus). Abulfeda rühmt Zebid, daß er die Metropolis des ganzen Seestriches von Yemen nennt wegen seiner Brunnen und seiner Palmen.

Als ich nach dreitägigem Aufenthalt in Zebid mich zur Abreise anschickte, hörte ich, daß der Wakil des türkischen Beamten sich

derselben entgegensetze, da die in der Gebirgsgegend von Haly oder Weil schon seit länger ausgebrochenen Unruhen in der letzten Zeit an Ausdehnung zugenommen hätten und die Straße nach Mochha nicht mehr sicher sei. Er zog seine Soldaten in Zebid zusammen, um eine Expedition zu unternehmen, und verlangte, daß ich so lange warten solle, um in deren Begleitung zu gehen. Da mir eine solche Aussicht aber etwas zu unsicher zu sein schien, miethete ich ein paar Kameele und einen langhaarigen Beduinen als Führer, der mich auf sicheren Wegen zu führen versprach.

Die beste Tracht für diese Reisen ist die einheimische Abba, eine Art Burnus, der den größten Theil des Körpers bedeckt, und durch seine Dicke sowohl gegen Hitze als gegen Kälte schützt. Der Kopf wird mit der (meist gelb und rothen) Keffiah bedeckt, von der ein Zipfel nach hinten herunterfällt, während zwei andere über die Vorderseite der Schultern herabhängen, und zur Bedeckung des Gesichts gegen Staub oder Regen dienen. Zur Befestigung wird eine aus Kameelhaaren verfertigte Schnur (akàl) um den Kopf gebunden. Die weiten orientalischen Schuhe aus weichem rothen Leder wird bald jeder den unsrigen vorziehen lernen, wenn es sich nicht um gepflasterte Straßen handelt.

Hadschi Selim brachte uns auf seinem Maulthier bis vor's Thor. Wir hielten uns eine Zeit lang neben der Stadtmauer, und ritten dann in's Land und in die Nacht hinein. Die Umgegend schien anfangs sehr wohl angebaut. In der Nähe vom Wadi Zebid sahen wir viele Feuer auf den Hügeln flackern, aber bald verschwanden diese, sowie jeder Lärm von Menschen, und ging der Weg zwischen niedrigem Gesträuch hin. Der Führer hatte von der Hauptstraße abgelenkt, und suchte sich mit Hülfe eines andern Beduinen, der sich zu ihm gesellt hatte, so gut es ging nach den Sternen zu orientiren. Nachdem wir einige Stunden fortgeritten waren, wurden sie indeß unsicher. Der eine rieth auf diese, der andere auf jene Richtung, und solche verfehlte Versuche machten ihr Urtheil nur um so schwankender. Der Führer blieb endlich stehen, übersah noch einmal die Sternbilder und drehte sich dann mit verschlossenen Augen dreimal im Kreise, indem er einige unverständliche Formeln murmelte. Dann begann er die Observationen auf's Neue, da er aber nichts Besonderes hinzugelernt zu haben schien, protestirte ich dagegen, länger auf's Gerademohl umherzukreuzen, stieg ab und befahl einen Halt, bis

der Mond aufgehen würde. Bei dessen Schein erkannte der Araber dann bald unsere Lage, und daß wir einige Meilen abgewichen waren. Der Führer griff das Kameel beim Halfter und zog es durch dick und dünn, bis er auf die richtige Wegespur traf. Gegen Morgen kehrten wir auf die Heerstraße zurück, da wir die dem Streifen der Aufrührerbanden ausgesetzte Gegend hinter uns hatten, und machten Halt auf den Trümmern eines zerstörten Dorfes, wo neben einer Kaffeehütte eine Moschee mit Brunnen stand, umgeben von verzierten Grabsteinen, die theilweise verstümmelt waren. Bei einer Karawane, die dort lagerte, ließ ich das Packkameel nebst Diener und ritt, vom Führer begleitet, voran. Seitlich erschien bald darauf das Meer; Gärten mit Fruchtbäumen und Blumen, die in viereckigen Beeten ausgelegt waren, umgaben die Hütten, und gegen Abend erblickten wir die schattigen Baumlauben von Mausjid, das von einigen für das Muza bei Ptolemäus gehalten wird. Der weite Hof des Kaffeehauses beherbergte manche Gäste, in deren Unterhaltung die Zeit hingebracht wurde, bis wir Nachts mit dem Aufgang des Mondes weiterzogen.

Am andern Morgen ritten wir am flachen Meeresstrande hin. Ein arabisches Schiff schaukelte auf seinen Ankern in einer kleinen Bucht, und Fischer hatten ihre Netze ausgehängt neben den roh aus Baumstämmen zusammengebundenen Flößen, den Wahrzeichen des versprengten Stammes der Heiteymi. Neben dem Dorf lag eine Kaffeehütte, in der man uns Fische zum Frühstück bereitete. Bäume und Büsche wechselten auf dem Wege, der uns noch ferner längs des Strandes hinführte. Aus einer Palmenpflanzung brachte man frische Datteln zum Verkauf, die aber kaum genießbar waren. Dann schlug sich die Straße in's Innere und verlor sich, nachdem wir in einem ärmlichen Kaffeeschuppen etwas gerastet, später ganz in losem Flugsand, der dünenartig um die verkrüppelten Bäume aufgeweht lag, die hie und da umherstanden. Der knorrige Stamm war nach Norden gebogen, wohin auch seine dürren Zweige zeigten, in Folge der heftigen Südwinde, die den größten Theil des Jahres dort wehen. Uns war eine kleine Probe derselben zugedacht, denn um Mittag erhob sich ein solcher Sturm, daß ich in den aufgewirbelten Staubwolken kaum die Gestalt des Führers zu erkennen vermochte, obwohl er dicht vor dem Kameel hertrabte. Ich zog die Kefieh dicht über das Gesicht, aber dennoch

füllten sich Augen, Nase und Ohren mit dem feinen Staub, so daß ich, ohne etwas sehen oder hören zu können, mich ganz dem Instinct des Kameels überließ. In einem Augenblick der Unachtsamkeit aber riß mir der Wind das flatternde Tuch vom Kopfe, und kaum gelang es mir das Geheul des Sturmes zu überschreien um den Führer aufmerksam zu machen. Glücklicherweise hatte es sich an dem zackigen Dorngestrüpp gehalten, wie jetzt nur einzelne aus dem Sand hervorragten. Unter einem der Sträucher stand ein Wasserkrug, wohlzugedeckt, der dort für den Gebrauch der Vorüberreisenden hingesetzt war. Sonst war nichts zu sehen vor dem grauen Regen, der die Luft erfüllte, und der Führer, der durch das Zurücklaufen nach dem Tuch aus dem Concept gebracht war, hätte fast die Spur des Weges verloren. Mit vertrocknetem Gaumen und pergamentartig ausgedörrter Haut erreichten wir endlich in glühendster Sonnenhitze die Palmengärten Mochha's, wo sich gerade einige Bataillone türkischer Soldaten zum Auszug fertig machten, die nach Zebid beordert waren. In dem gastlichen Haus eines arabischen Kaufmanns (Abdel Kader) erfrischte mich bald das Labsal eines kalten Bades, und nach der Ankunft des Packkameels der Wechsel der bestaubten Kleider.

Als ich neu erquickt neben meinem Wirth auf dem Divan saß und das kühle Aroma der Wasserpfeife einsog, sah ich mit doppelter Spannung der Erscheinung des im Orient unvermeidlichen Kaffees entgegen, um den Mokka auch an seiner Quelle getrunken zu haben. Zu meiner Enttäuschung fehlte er gerade hier, indem man im ganzen Yemen den als Ausfuhrartikel zu verwerthenden Bohnenkaffee (Bunie), unter dem Vorwand, daß er zu bluterhitzend sei, vermeidet und statt dessen ein Gischer genanntes Getränk auftischt, das aus den Schalen der Frucht mit Zimmet und anderen Gewürzen bereitet wird. Zu de la Roque's Zeit hieß es Café à la Sultane. Erst auf meinen speciell desfalls geäußerten Wunsch ließ mir mein Wirth wirklichen Kaffee bereiten, an dem dann allerdings nichts zu tadeln war. Aehnlich könnte es dem Reisenden an der Westküste Arabiens mit den Pferden gehen, die er, mit Ausnahme einiger Luxusartikel im Besitz türkischer Officiere, dort vergebens suchen würde. Nur im Nedsjed ist ihre Heimath, denn dort wurzeln die Stammbäume jener edlen Racen, die von den Aeneze (den göttergeliebten Beni Wayl) im Hauran oder auf den Triften des Euphrats geweidet werden.

In der Barke, auf der ich von Dschidda nach Hodeida hinunterfuhr, war unter vieler Sorge und Noth ein unscheinbar kleines Ding von Pferd eingeschifft, das eben eine andere Seereise von Suez nach Dschidda überstanden hatte, und schon vorher mit nicht unbedeutenden Kosten von Tripolis nach Suez geschafft worden war, so daß es sich also besser zu verlohnen scheint, Pferde nach Arabien zu bringen als Eulen nach Athen. In Mochha hatte ich längere Zeit zu verweilen um Vorbereitungen zu der Reise nach Aden zu treffen, da die ungünstige Jahreszeit keine Seereise erlaubte.

Ein Tag in Nisibis.

Ausland Nr. 22, 1860.

Wir ritten auf den steinigen Pfaden dahin, welche die kurdischen Berge durchziehen, nachdem am Morgen der Tigris am Fuße des Dschebel Dschudi, der die Dschezireh überhängt, passirt war. Einförmig und kahl breitete sich das Land aus, in unregelmäßigen Erhebungen ansteigend, zu den niedrigen Ausläufern der Gebirgszüge des Tor oder Masius. Im Süden lag die aus der römischen Geschichte wohlbekannte Wüste von Singara, den Anfang der weiten Ebenen Mesopotamiens bildend. Ich hätte durch sie einen directen Weg nach Nisibis finden können, aber meine türkische Escorte trug Bedenken ihn einzuschlagen, die umherstreifenden Beduinenstämme fürchtend, so daß wir sie an ihrer nördlichen Grenze umgehen mußten. Auch hier konnte ein Besuch von ihnen oder von kurdischen Räubern erwartet werden, und der Anblick der Gegend zeigte zur Genüge, daß die Gerüchte über ihre Unsicherheit gute Begründung haben mochten. Kein Anbau, keine betriebsame Bevölkerung ringsum. Hie und da hatte der Bauer gewagt, ein kleines Feld zu bepflanzen, wohl kaum hoffend, daß er die Frucht der Ernte würde genießen können. Daneben fand sich seine bröckelige Hütte, aus losem Steingerölle zusammengestellt, meistens in geneigter Pyramidenform und nur auf Leitern zu ersteigen, so daß sie im Nothfall als Festung dienen mochte. Nur in der Nähe der Poststationen standen mehrere Wohnungen neben einander, aus denen die Phantasie sich ein Dorf hätte vorspiegeln können. Gegen Abend erreichten wir die Station von Daruräh, von gleich trostlosem Anblick wie die vorhergehenden,

so daß ich, da der Mond hell vom Himmel herabblickte, nach der Beseitigung des herkömmlichen Pillaw die Reise fortzusetzen vorzog. Die Umschau bewahrte ihre erdrückende Monotonie, und so verfiel ich bald in einen halbträumerischen Schlafzustand auf dem Pferde, aus dem mich erst die Strahlen der aufgehenden Morgensonne weckten, mir das nur noch kurz entfernte Nisibis zeigend. Eine gefallene Größe auch diese Stadt, wie sie der Reisende im Orient fast auf jedem Schritt findet. Einst das unersteigliche Bollwerk des Ostens, dessen heldenmüthige Bewohner dreimal innerhalb zwölf Jahren die Stürme des siegreichen Sapor zurückschlugen, bis Jovian's schmählicher Friede sie in die Hände ihrer erbitterten Feinde lieferte, einst besungen um ihre lachenden Triften, um das fruchtbare Thal des Mygdonius, ist sie zwar noch immer die Hauptstadt der Provinz und der Sitz der oberen Gerichtsbarkeit, aber das Volk, das sie beherrscht, sind rohe Beduinen, und nicht viel civilisirter sind die Colonisten die sich in ihren zerfallenen Steingebäuden angesiedelt haben. Noch immer windet der Mygdonius, oder, wie er jetzt heißt, der Jak Jakah, seine Wasser durch die Ebene, die Sapor bei seiner dritten Belagerung in einen weiten See verwandelte, um die Mauern auch zu Schiffe anzugreifen, noch glaubt man den Hügel zu erkennen, von dem herab er auf schimmerndem Throne den Angriff leitete, noch möchte man Graf Lucilianus und seine geharnischten Ritter sehen auf den Wällen kämpfend — aber diese Wälle selbst liegen längst in Trümmern, und schläfrige Türken lungern an den Thoren. Als ich über die Brücke des Dschakdschakscha ritt, kam mir ein Haufen Kerle, die Blousenärmel aufgekrämpelt und die bloßen Säbel in der Faust, entgegengelaufen; sie schienen, als sie mich erblickten, geneigt anzuhalten, setzten aber beim Heransprengen der Escorte ihren Weg fort. Beim Umblicken sah ich bei einer außerhalb der Stadt gelegenen Ruine einen Zusammenlauf von Menschen, über deren Köpfe Säbel, Lanzen und Knüttel geschwungen wurden, und wohin von allen Seiten auch mehr Theilnehmer herbeieilten. Der Postillon meinte, daß es wohl einen Krawall geben würde, schien aber zu sehr daran gewohnt, um sich viel darum zu kümmern. Nachdem wir unsere Pferde eingestellt und das Gepäck in dem Posthaus niedergelegt hatten, ging ich mit meinem Diener nach der etwa eine viertel engl. Meile vor der Stadt gelegenen Kirche des heiligen Jakobus, einem weitberühmten Wallfahrtsort der

armenischen Christen in Vorder-Asien. Ihr Anblick war traurig genug, ein klägliches Bild des Christenthums unter muhammedanischer Herrschaft. Das Dach war zusammengesunken, die beiden Räume des Innern mit Schutt und Trümmern gefüllt, die meisten Säulen geborsten. Die Außenwände zeigten, besonders an den Portalen, reiche Verzierungen von Epheu, Traubengewinde und Arabesken, die Architektur, obwohl meistens von verderbtem Geschmack des byzantinischen Styls, machte den Eindruck alterthümlicher Originalität. Einige der Pfeiler schienen erst in späterer Zeit als nachträgliche Reparatur hinzugefügt. Dieser Wallfahrtsort des heiligen Jakobus stand früher auch bei den Arabern in hohen Ehren, und man erzählt von einem Pascha, der beabsichtigt hatte, die Kirche in ein Kornmagazin umzuändern, aber durch ein Traumgesicht so erschreckt wurde, daß er am nächsten Tage rasche Gegenbefehle gab, während ein Gouverneur, der es wagte, seiner Lieblingsstute dort ihre Krippe aufzustellen, sie am andern Morgen todt fand. Gegenwärtig scheint die Achtung abgenommen zu haben, da mehrere Theile des Gebäudes deutliche Spuren zeigten, wirklich zu Speichern benutzt gewesen zu sein, so daß der gute Bischof zu alt geworden sein muß, sein Eigenthum länger zu schützen. Ganz anders in der Zeit seiner Jugendkraft, wie es Theodoret erzählt. Nach unglaublichen Anstrengungen, nachdem er sich den Fluß dienstbar gemacht, und neue, nie zuvor gesehene Maschinen zusammengefügt hatte, war es dem König der Könige endlich gelungen, an verschiedenen Theilen die Mauern der vergeblich auf Ersatz harrenden Stadt einzubrechen. Er ordnete seine unermeßlichen Schaaren, und am nächsten Morgen sollte der Sturm beginnen. Der Tag graut, aber als die Perser zum Angriff herbeistürmten, sahen sie einen neuen Wall vor sich, der sich in der Nacht erhoben hatte, und auf demselben stand, gekleidet in Purpurgewänder mit einer Krone auf dem Haupte, eine mächte Riesenfigur, ein Held der andern Welt. Gewappnetes Gefolge umgab ihn, auf seine Winke harrend und seine Befehle ausführend. Finster und furchtbar war sein Blick, als er in seinem Zorn auf die persischen Schaaren herabblickte, so daß sie erschrocken zurückwichen und das Herz des tapfersten Kriegers erbebte. „Wahrlich,“ rief Sapor aus, „das ist der Kaiser der Griechen, welcher der Stadt Hülfe gebracht hat.“ Aber der Kaiser der Griechen war in Antiochia, und diese Gestalt, bekannte ein jeder im Heer, war keine menschliche.

Sapor, in bitterer Enttäuschung, schleuderte seinen Speer gegen die Mauern und schloß sich mißmuthig und schweigend in sein Zelt ab. Und als die Sturmcolonnen in's Lager zurückkehrten, blickte der Bischof Jakobus von der Bastion auf sie nieder und schleuderte den Fluch des Herrn hinab. Siehe, da schwärzte sich die Luft, und ein unermeßlicher Schwarm von Mücken flog aus Westen herbei. Er zog über die Stadt dahin, aber mit Wuth fiel er auf das Lager des Ostens, Menschen, Elephanten und Pferde mit Stichen marternd, und das ganze Heer in wilde Verwirrung stürzend, so daß der König eiligst die Zelte aufbrechen ließ und ohne Aufenthalt über den Tigris zurückfloh. Zonaras meint dagegen, daß es die Nachricht von dem Einfall der Massageten gewesen, was die plötzliche Aufhebung der Belagerung veranlaßt hatte.

Nicht ohne Mühe gelang es uns in dem Steingerölle, das den Boden der Kirche bedeckte, den Eingang zu dem unterirdischen Gewölbe zu finden, wo in einem polirten Sarkophage der Leib des Heiligen ruhte. Reste abgebrannter Lichter und Wachsflecken finden sich vielfach in dem niedrigen, feuchten Kellerloche — die Zeichen der frommen Pilger, die hieher gekommen waren, um ihre Andacht zu verrichten. Auch mein Diener, ein in Bagdad anfässiger Armenier, zündete seine Kerze an und kniete mit einem Landsmann, der uns dorthin begleitet hatte, vor dem Grabe nieder, um die vorgeschriebenen Formeln zu beten. Beim Ausgang aus der Kirche bemerkte ich eine griechische Inschrift, größtentheils verwischt und ausgehauen, zu deren Entzifferung das Drängen des Führers keine Zeit ließ. Er schien wegen der Unsicherheit in dieser abgelegenen Ruine besorgt, aber als ich, nach der Stadt zurückgekehrt, einige Einkäufe auf dem Bazar machte, kam mir die Sicherheit dort nicht viel größer vor. Unheimliche Gestalten standen überall an den Straßenecken umher, schmutzig und vom Wüstensande bedeckt, unter ihren Lumpen nur unvollkommen die Knüttel und Säbel in ihren Händen verbergend. Ich hatte schon manchen orientalischen Bazar besucht, aber ächte Beduinen-Gesichter, wie diese, hatte ich bis dahin nur auf ihrem heimischen Boden angetroffen, und zu denen gerechnet, die sich nicht in türkische Städte wagten. Bei Nisibis mochte es wegen ihrer Nähe zu den arabischen Weideplätzen etwas anderes sein, doch da ich bald merkte, daß sich die Aufmerksamkeit dieser romantischen Ban=

biten auf mich richtete und mich überall von glühenden Kohlenaugen verfolgt sah, zog ich vor, nach dem Posthause zurückzukehren. Dort war unterdeß der Reis-Pillav mit obligatem Huhn fertig geworden, für den es nach unserm nächtlichen Ritt an Appetit nicht fehlte. Da der Postmeister abwesend war, besprach ich mit einem hinkenden Stallknecht und einem der alten Weiber, die das Geschäft in seiner Abwesenheit zu versorgen schienen, die Bereitmachung der Pferde, als wir Hufschlag rasch auf der Straße dahin galoppirender Pferde und bald darauf wildes Schreien und Lärmen von draußen herüberschallen hörten. Der Stallknecht blickte zur Hofthür hinaus, schlug dieselbe aber rasch wieder zu und schob den kolossalen Riegel vor, mit dem gewöhnlich Häuser und Straßen türkischer Städte verbarricadirt sind; dann lief er fort und war, wie die Weiber, im nächsten Augenblicke in irgend einem Versteck unsichtbar geworden, aus dem auch keiner derselben während der folgenden Stunde, der Zeit, wo das Getümmel anhielt, zurückkehrte. Ich war mit meinem Diener, der mir über die Ursache der Aufregung weiter keine Auskunft geben konnte, allein im Hofe zurückgeblieben, und fand zu meinem Aerger den Stallschuppen niedriger als die Hofmauer, so daß es nicht möglich war, von dem Dach einen Ueberblick zu gewinnen. So saßen wir wie in einem Käfig gefangen, da der Schlüssel des Thorwegs fortgenommen war, und mußten auf das Getöse draußen lauschen, das vielfach unserer Gasse nahe kam, obwohl dieselbe in einer abgelegenen Vorstadt lag. Auch nachdem es ziemliche Zeit verstummt war, konnte ich von den zitternd umherschleichenden Weibern nichts erfragen, und sie kaum zur Oeffnung der Thür bewegen, da ich bei ihrer Weigerung, mir Pferde zu geben, mich an den Gouverneur zu wenden gedachte. Erst dort erfuhr ich den Sachverhalt.

Die Beduinen, welche die Producte ihrer Heerden an Milch und Käse nach Nisibis zu Markt zu bringen pflegten, waren schon seit länger erzürnt über einen willkürlichen Aufschlag, den der Kadi erhoben hatte, und hatten sich an diesem Tage besonders zahlreich mit der Absicht eingefunden, seine Abschaffung zu erzwingen. Da ihre Vorstellung vergeblich gewesen war, brach das Complott los, und zwar war, wie der Gouverneur mir sagte, ein Arnaut das erste Opfer, den man an der Ruine des heiligen Jakobus seiner Waffen entledigte, also wahrscheinlich wenige

Minuten nachdem wir sie verlassen. Dann folgte die Plünderung des Bazars, und eben erst war es den um ihr Eigenthum kämpfenden Bürgern gelungen, die wilden Horden zur Stadt hinauszutreiben. Der Gouverneur war noch bleich vor Schrecken, während er mir dies erzählte. Ich gab meine Zufriedenheit zu erkennen, daß die Sache so glücklich abgelaufen, und wünschte (da man nach einem allgemein bekannten Grundsatz niemals sicherer reist, als nachdem gerade ein Raubanfall vorgekommen) mit Pferden versorgt zu sein. „Pferde?" sagte der Gouverneur, „wo denken Sie hin! Kommen Sie, um zu sehen wie es aussieht." Damit führte er mich auf das glatte Dach des Hauses, von dem man die schmutzig weißen Häuser der Stadt überblickte und dahinter die grauen Wüstendünen, in denen ich allerdings mehr Araber umhersprengen sah als mir lieb gewesen sein würde auf dem Wege anzutreffen. Ich gab zu, daß es nicht möglich sein würde allein die Stadt zu verlassen, producirte aber meinen Ferman und verlangte die entsprechende Escorte, worauf ich nach demselben Anspruch erheben konnte. „Wir haben nur sechzig türkische Soldaten in Garnison," war die Antwort, „und ihre Bedeckung würde nicht genügen." Unwillig, nutzlose Zeit zu verlieren, erkundigte ich mich nach der Kaserne, um selbst dem Capitän meine Sache vorzutragen. „Da drüben können Sie ihn sehen," sagte der Gouverneur, und zeigte auf ein castellartiges Haus am andern Ende der Stadt, auf dessen Terrasse ich eine Gesellschaft von Menschen versammelt sah, die nach der angegebenen Zahl die ganze Garnison in sich begreifen mochte. Sie schienen das Schauspiel, das ihnen die hin- und herrennenden Reiterschaaren in der Wüste gaben, gemüthlich und unparteiisch zu betrachten, wie sie sich auch klüglich in die Differenzen derselben mit dem Kadi nicht weiter gemischt hatten. Der Gouverneur ließ mir eine Pfeife bringen, und wir saßen noch beisammen, auf den heißglühenden Sand hinausblickend, als sich in der Stadt ein neues Getümmel erhob. „Sie kommen, sie kommen," hieß es, und ein Bote theilte dem Gouverneur mit, daß die fällige Karawane von Mosul im Anzug sei, und wahrscheinlich in die Hände der Beduinen gerathen würde. Bald darauf sahen wir einige Reihen von Eseln und Kameelen über die niedrigen Hügel heraufkommen, während sich die Thore der Stadt öffneten, eine zusammengeraffte Mannschaft berittener Bürger entlassend, die sich m

den Beduinen herumtrieben, um sie von dem Güterzug abzulenken. Es gelang, den größten Theil der Ladung glücklich einzubringen, und einige zwanzig Esel, die fortgetrieben sein sollten, hoffte man vielleicht noch auslösen zu können.

Da unter solchen Umständen für eine Weiterreise nicht viel Aussicht schien, verabschiedete ich mich von dem Beamten und trat, als die Mittagshitze immer drückender niedersank, in einen in der Vorstadt gelegenen Garten, wo zwischen langen Reihen hoher Cypressen kleine Wasserbäche dahinrieselten, wahrscheinlich die Ueberbleibsel eines vollkommeneren Kanalsystems, mit dem einst die jetzt nur verdorrte Palmen, Zwergbüsche und staubige Oliven zeigende Ebene fruchtbar gemacht worden war. Nach Hause zurückgekehrt, legte ich mich zur Siesta nieder, und hörte beim Erwachen von meinem Diener, daß der türkische Capitän mich zu besuchen da gewesen, aber nicht hatte gestatten wollen, daß ich geweckt würde. Ich bedauerte sehr, versäumt zu haben, mit ihm Rücksprache zu nehmen, sah ihn aber bald darauf zurückkehren, und fand an ihm einen äußerst zuvorkommenden Mann von ansprechenden Aeußern, das durch die malerische Albanesertracht noch mehr gehoben wurde, und feinen, höflichen Manieren. Ehe ich ein Wort von meinem Wunsch abzureisen erwähnt hatte, entschuldigte er sich, daß meiner, dem Gouverneur gemachten, und ihm mitgetheilten Anforderung einer Bedeckung für den Augenblick nicht entsprochen werden könnte, da die Beduinen sich noch zu nahe bei der Stadt aufhielten. Er hoffe aber, daß sich gegen Abend ohne Gefahr ein Ausflug bewerkstelligen lassen würde, und ich könnte überzeugt sein, daß, wenn irgend thunlich, er zu meiner Begleitung da sein würde, und nöthigenfalls mit allen seinen Leuten. Ich war von diesem Vorschlag um so überraschter, als ich ihn durchaus nicht erwartet und mich schon auf einen mehrtägigen Aufenhalt in Nisibis gefaßt gemacht hatte, nahm ihn aber natürlich dankbar an und ließ das Gepäck in der Zwischenzeit vorbereiten. Etwas nach Sonnenuntergang ließen sich ein Trommler und Pfeifer vor meiner Hofthür hören, und ritten mir voran nach dem Rendez-vous-Platze, wo ich den Capitän mit allen seinen Leuten, über fünfzig, versammelt fand, indem er nur ein paar Invaliden als Thürhüter zurückließ. Den Einwohnern schien diese Entfernung der Garnison nicht sehr recht zu sein, denn obwohl dieselbe sich bisher nicht betheiligt hatte, gab sie der

Stadt doch immer eine Art moralischen Schutzes, desto froher aber waren sechs syrische Kaufleute, die mich baten, sich mir anschließen zu dürfen, um so von dem Fermane mit zu profitiren. Die Ehrenmusik wurde mit einem Trinkgelde verabschiedet, und sobald wir die Stadt verlassen hatten, ritten wir lautlos fort, da strenger Befehl gegeben war, jedes unnöthige Geräusch zu vermeiden. Auf etwa drei Stunden Entfernung ließ der Capitän Halt machen, da ich jetzt jenseits des Bereiches der Beduinen und außer aller Gefahr sei. Um die Pferde verschnaufen zu lassen, stiegen wir einen Augenblick ab, lagerten uns im Kreise und ließen Pfeifen sowie einen mitgenommenen Wasserschlauch umhergehen. Der Officier schien seine gütige Unterstützung als Pflicht anzusehen, die keinen Dank verlangte, und nahm mit herzlichem Händedruck von mir Abschied, nachdem er nur zögernd ein Geldgeschenk angenommen, das ich ihm für seine Leute aufnöthigte.

So befand ich mich mit den syrischen Kaufleuten allein auf der Landstraße, am Fuße eines alten Thurmes, wo sich ein Kreuzweg in verschiedene Richtungen trennte. Ich fragte nach dem frühern Zweck dieser Ruine und hörte von meinem Diener, der indeß den syrischen Dialect des Arabischen nur unvollständig verstand, ein ziemlich läppisches Märchen verdolmetscht, von einem Königssohne der dort gewohnt habe, und täglich seinem Vater hätte einen Besuch abstatten müssen, ebenso wie seine im Umkreise lebenden Brüder, um ihm, je nach der Entfernung des Weges, der eine drei, der andere sechs, und der dritte neun Piaster zu bezahlen, bis sie dessen überdrüssig geworden und sein Haus zerstört hätten.*) „Und wo wohnte der Vater?“ fragte ich. „Der Vater? natürlich in dem großen Palaste von Dara.“ Fast hatte ich vergessen, mich in der Nähe von Dara zu befinden, da es auf der mir in Mosul mitgetheilten Reiseroute nicht als Station angegeben war. Ich fragte, in welcher Richtung Dara liege „Wie, kennen Sie nicht Daras? sind Sie nicht in Daras gewesen?“ scholl es aus einem

*) Vielleicht eine in orientalischer Weise verwirrte Erinnerung an Dara oder Darius Kodomannus und seinen Halbbruder Alexander, der, wie Khondemir erzählt, auf die Weigerung, den von seinem Vater Philipp auferlegten Tribut zu zahlen, Persien eroberte.

Munde. „Hier, dies ist der Weg nach Daras, der rechts in die Berge läuft."

Meine Reise lag nach Mardin, die meiner Begleiter ebenfalls, und zu meiner Freude hörte ich, daß es nur ein unbedeutender Umweg sein würde, wenn wir die große Straße verließen und über Dara gingen, daß wir dann selbst noch den Vortheil haben würden, einen guten Theil der Nacht dort schlafen zu können. Alle wollten mich begleiten, die Sattelriemen wurden angezogen, und bald stolperten wir einen engen Bergpfad hinauf, der über kahle Steinkuppen dahinlief. Wenn man längere Zeit in der einförmigen Umgebung Mesopotamiens reist und besonders mehrere Nächte hinter einander dazu benutzt hat, so fällt das Auge allmälig in einen Zustand abgespannter Ermüdung, indem es halbwache Traumbilder um sich sieht, (ähnlich wie im Ragl der Wüsten=Araber), und in der verschiedenen Dichte der ruhenden Luftschichten verkörpert. Mit dem Tritt des Pferdes auf dem Sattel umherschwankend, sah ich schlanke Säulenreihen zu beiden Seiten des Weges emporsteigen, Reihe schloß sich an Reihe, Säule folgte sich auf Säule, weite, mächtige Hallen öffneten sich mir nach der andern, Kathedralen wuchsen aus Kathedralen heraus, immer wunderbarer wölbten sie sich empor, immer höher und mächtiger strebten sie zum Himmel, während das Pferd in gleichartigem Schritt tactmäßig darin vorwärtszog. Plötzlich stolperte es mit einem heftigen Ruck, ich fuhr zusammen, griff nach den Zügeln und rieb mir die Augen, aber siehe! Da waren in der That geisterhafte Ruinen, kolossale Thürme und Bauten, vom blassen Mondlicht übergossen, rings an meinen Seiten. Wir waren gerade an die ersten Gebäude Dara's gelangt, und mein Pferd war auf den glatten Stufen ausgeglitscht, die von den verfallenen Tempeln dort umherlagen; ich konnte kaum Traum und Wirklichkeit scheiden, denn überwältigend zauberhaft war der Eindruck, den die an die steilen Berge angeklebten Gigantenwerke, die aus der stillen Nachtluft herniederblickten, auf den Beschauer machten. Einige der Kaufleute hatten einen Gastfreund aufgesucht und aus dem Schlaf geweckt, aber nicht ohne Mühe fand das Pferd über Säulen=Capitäle und Granitblöcke seinen Weg zu der niedrigen Strohhütte, die an einer mächtigen Quaderwand lehnte. Der allzu

unhöflich aufgestörte Harem flüchtete bei unserem Eintritt schleunigst von dem glatten Dache, wo wir die verlassenen Plätze einnahmen, um von Dara, der hohen Bergveste, zu träumen, der mit den aufgehäuften Schätzen des Kaisers Anastasius erbauten Stadt, der letzten Grenzfestung gegen Persien, die, nach Nisibis' Falle, so ruhmvoll ihren verlorenen Posten vertheidigte, um noch einmal das schon zusammenbrechende Reich zu stützen.

Das Kloster Ocopa in Peru.

Ausland Nr. 21, 1860.

Die Spanier erwarben ihre Colonien durch das Schwert und behaupteten sie mit dem kirchlichen Hirtenstab. Dem sanfteren Joche des letzteren ist die vortheilhaftere Stellung zuzuschreiben, in der sich die Indianer in den katholischen Eroberungen befinden, während sie in den Besitzungen der Angelsachsen, die auf friedlicherem Wege durch Kauf und Vertrag erworben wurden, unaufhaltsam zu verschwinden beginnen. Allerdings hatten die ansässigen Bürger in Mexiko und Peru an sich eine stärkere Resistenzfähigkeit als die wandernden Rothhäute der Wälder und Prairien, aber auch in Chili, in Buenos-Ayres, in Brasilien und am Isthmus hat sich das indianische Blut, wenigstens gemischt, in vollerer Kraft erhalten. In Nachahmung der jesuitischen Colonien in Paraguay gründeten die Franciscaner ihre Missionen in Californien, sie lehrten den dortigen Wilden Ackerbau und Viehzucht, und erbauten das Presidio von St. Francisco, an derselben Bay, wo jetzt das goldene Thor sich den reichen Flotten Europa's öffnet, und die steinerne Stadt der Yankees in wenigen Jahren jede Spur der rothen Race vertilgt hat. Ueber die Vor- und Nachtheile dieser väterlichen Erziehung der indianischen Kinder ist viel hin- und hergeschrieben worden, man hat das geistliche Regiment bald getadelt, bald gelobt, man hat den Verlust der wissenschaftlichen Schätze bedauert, die ein allzu bigotter Bekehrungseifer in Mexiko und Cuzco den Flammen opferte. Auch kann nicht geleugnet werden, daß die Christianisirung nur auf der Oberfläche blieb. Kaum waren die politischen Gerechtsame der Orden aufgehoben, als sich die Indios

Mansos wieder in den Wäldern zerstreuten, und trotz der unablässigsten, der aufopferndsten Anstrengungen blieben die Abiponen das wilde Volk, das sie gewesen waren. Aber dennoch kann das Gute und Treffliche, das die Mönche in Amerika gewirkt haben, nie verkannt werden. Vielleicht war der Zustand der Indianer ein weniger glänzender als damals wo der Inca auf seinem Thron saß; doch auch abgesehen davon, daß überall der eingeborne Adel das Volk mit dem härtesten Despotismus gedrückt hatte, erfreute sich dasselbe in den kirchlichen Sprengeln jedenfalls einer relativ weit bessern Lage als zu erdulden sein Geschick gewesen sein würde, hätte es sich schutzlos den Händen der goldgierigen Conquistadores preisgegeben gesehen. Die Bischhöfe allein ließen die leyes de las Indias nicht ganz in Vergessenheit fallen, sie strebten überall dahin, die Lasten der Indianer zu erleichtern, milderten die Mißbräuche der Repartimientos und der Mita, verminderten ihre Arbeitszeit in den Minen, wußten die Anforderungen, die an ihre unentgeltlichen Frohndienste gemacht werden durften, wesentlich zu beschränken, und befreiten sie völlig aus dem Joch der Sklaverei. Während in Mexiko die Bekehrungsversuche mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, in den Staaten Guatemala's noch heute viele Gebräuche des alten Heidenthums geübt werden, wurde in Peru der neue Zustand der Dinge am leichtesten und raschesten angebahnt. In der wohlgeordneten Staatsmaschine der Incas waren die Bewohner dieses Landes jedes Selbstdenkens überhoben worden, sie waren gewohnt dem Beispiel der Hauptstadt zu folgen, und als man dort das in dem Königspalast gefundene Kreuz aufrichtete, geschah in den Provinzen dasselbe. Garcilasso de la Vega hat keinen Zweifel, ob nicht schon vor der Entdeckung ein primitives Christenthum in Südamerika existirt habe; er erzählt von Indianern, die getauft zu sein behaupteten, und in dem Bilde des Viracocha glaubter die Missionäre die Darstellung des heiligen Bartholomäus zu sehen, wie Patre Anchieta in der brasilianischen Sage von Tsume, dem großen Caraiba, den heiligen Thomas. Als die Spanier an der Küste landeten, erzählt derselbe Schriftsteller, verstummten alle Orakel im Lande. Die Großen schrieben das hartnäckige Schweigen ihrer sonst so mittheilsamen Dämonen anfangs dem Zorn der Sonne über die Schandthaten Atahuallpa's zu, aber bald erkannten sie in dem Lichte der neuen Religion die Ursache, weshalb der große Pan auch bei ihnen verstorben war.

An Eifer und Muth ließen es ihrerseits die katholischen Geistlichen nicht fehlen. Als der in die rauhe Einöde des Apurimac geflohene Inca Inti-Cusi in den Bergschluchten von Villcapampa fortfuhr, einem weißen Stein als Sitz des Teufels zu dienen, als durch die Nachstellungen desselben mehrere Christen um's Leben kamen und die Neophyten wieder schwankend wurden, faßten die Augustiner Fray Diego und Fray Marcos den muthigen Entschluß, ihn ohne Weiteres zu verbrennen. Sie beauftragten in der Stille die ihnen ergebenen Indianer, daß jeder am nächsten Sonntag mit einem Scheit Holz bei dem Götzentempel erscheinen solle, stapelten dasselbe ringsum auf und zündeten es unter Absingen von Gebeten an: conjurando antes el sitio, y quando estaba mayor el incendio oyeron grandes bramidos y ahullidos horrorosos, que persuadian ser el demonio, que huia de los exorcismos de nuestre Santa Madre Iglesia. Los padres empezaron à cantar la victoria, und von dem Teufel wurde nie wieder etwas gehört.

Die Erfolge der Missionäre in Peru wurden noch erleichtert durch die weite Verbreitung der Quichuasprache, der lengual general del Peru, deren Gebrauch die Incas von Quito bis nach Chili eingeführt hatten, während weiter im Norden die Vielfachheit der Dialekte sehr im Wege stand. Als die Arbeiten auf dem Hochlande der Sierra beendet waren, stiegen die Mönche die Cordilleren hinab in die dunklen Thäler des Amazonengebiets, lichteten im Urwalde eine Stätte für ihre Hütte, und ließen sich dort nieder, um durch ihr heiliges Leben civilisirend auf die zerstreuten Wilden zu wirken und sie um sich zu sammeln in den Pueblos de Conversion wie die Brahmanen, als die Pioniere der arabischen Einwanderung, die bösen Rakschasas des Dekkhan zum gesitteten Zustande führten.

Diese Bestrebungen wurden hauptsächlich von dem Kloster Ocopa aus geleitet, dem berühmten Colegio de Propaganda Fé, das am östlichen Rande der Sierra in einer Höhe von 10,000 Fuß über dem Schauplatz seiner Thaten, den Tiefländern der Montaña steht. Dort war die Pflanzschule jener muthigen Apostel, die im vorigen Jahrhundert begannen das heute noch unbekannte Gebiet zwischen Peru und Bolivia zu exploriren, die ihre Niederlassungen immer weiter in die Wildniß vorschoben, bis diese bei dem Aufstand des Incaprätendenten Juan Santos Atahuallpa fast sämmtlich zerstört wurden, um sich leider seitdem nicht wieder

zu erheben. Die Ordensbrüder des eben vorher verstorbenen Fray Francisco de San Jose, der sich zuerst und allein eines temporären Erfolges unter den barbarischen Chunchus rühmen konnte, versuchten das Werk zu erneuern, aber ohne die Resultate ihres großen Vorgängers. In den blutigen Revolutionen des Caziken von Tungasuka und seines mit Nicacatari verbundenen Bruders kam alles wieder in's Stocken, und als sich zu Anfang dieses Jahrhunderts die Missionen noch einmal erheben zu wollen schienen, warf sie der Aufstand der Indianer während des Befreiungskampfes gänzlich zu Boden, und so gehört noch heute ein wenige Tagereisen von den Hauptstädten Süd-Amerika's entferntes Gebiet zu den unbekanntesten der Erde.

Ocopa liegt etwa vier Leguas von Jauja, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des alten Huancas, einer der reichsten Peru's und der alten Kornkammer des Landes. Wohin das Auge blickt, sieht es goldene Saatfelder wogen von Weizen, Gerste, Mais und Quinua. Die umziehenden Hügelketten sind kahl, da die rareficirte Luft keinen üppigen Baumwuchs gestattet. Nur der stachlichte Cactus starrt überall zwischen den Steinen hervor. Jauja liegt an der nördlichen Ecke des Längs-Thals, das sich von dort bis nach Bolivien erstreckt und mit einer geneigten Ebene beginnt, deren Plateau sumpfige Wasseransammlungen bedecken. Unterhalb Jauja's bricht aus der westlichen Bergkette der reißende Strom des Rio Grande hindurch (ein Zufluß des Marañon), der dann im Grunde des Längs-Thals nach Süden fließt, reiche Plantagen bewässernd. Während eines temporären Aufenthaltes in Jauja, (wo ich mich in dem befreundeten Zusammenleben den Anforderungen an ärztliche Hülfe nicht hatte entziehen können), war ich zum Klosterarzt in Ocopa creirt, und hatte vielfache Veranlassung, Besuche dort abzustatten.

Gern kehrt die Erinnerung nach Peru zurück, um das Bild der Sierra wachzurufen, und die in stiller Umgebung so still dahingeflossenen Monde. Eine wunderbare majestätische Ruhe lagert auf dieser erhabenen Terrasse, in deren Niveau sich nur ein beschränktes Thierleben entwickeln kann. Eine glänzende Helle und Strahlenglanz ist über das Land ausgegossen, wie man es kaum in einem andern Punkte der Welt findet, und von dem die klare Atmosphäre Griechenlands nur ein schwacher Wiederschein ist. Abgesehen von der größeren Helle, die überall wegen des Ueber-

wiegens der gelben Strahlen das Licht der Tropen besitzt, wird sie hier noch vermehrt durch die Reflexion der breiten Schnee- und Gletscherwände, die sich auf beiden Seiten hinziehen, und obwohl sie nirgends in den Gesichtskreis fallen, doch die Lichtwellen zurückwerfen. In der reinen und dünnen Luft athmet man leichter und frischer, man fühlt sich den Wolkenschichten näher, jede Bewegung geht ungehinderter und müheloser vor sich, während das bekannte Phänomen der Abspannung und Athembeschwerden erst eintritt, wenn man eine noch weitere Erhebung von etwa 12,000 Fuß erreicht hat. Einige leiden indeß schon in Jauja an asthmatischen Anfällen, und bei fortgesetztem Treppensteigen oder hastigem Laufen fühlt fast jeder dort etwas der Art. D'Orbigny's Bemerkung, daß die unverhältnißmäßige Brustkasten-Entwicklung der Quichuas mit ihrem hohen Wohnsitze zusammenhänge, ist zu sehr in der Natur der Sache begründet als daß es einer längeren Rechtfertigung bedürfte; jeder, der einige Zeit auf der Sierra und mehr noch auf der Puna gelebt hat, fühlt unwillkürlich, daß, um in dem Zustande normaler Gesundheit zu bleiben, seine Respirationsorgane sich in der einen oder der anderen Weise modificiren müssen, damit sie dem Lufthunger genügen können. Der Comte de Gobineau hat sich dennoch zu Erwiederungen gemüßigt gefunden, die aber freilich wie die Faust auf's Auge passen. **Ni les Suisses, ni les Tyroliens, ni les Highlanders de Écosse, ni les Slaves des Balkans, ni les tribus de l'Himalaya n'offrent l'aspect monstrueux des Quichuas**, sagt er, aber wenn die angeführten auch sämmtlich Bergvölker genannt werden mögen, so lebt, wenigstens von den vier ersten Beispielen, keines in einer rareficirten Atmosphäre von 10—12,000 Fuß, und das ist das einzige, worauf es ankommt. Was die Stämme des Himalaya betrifft, d. h. die eingeborenen Stämme, so sind die spärlichen Notizen, die wir bis jetzt von einigen flüchtig Durchreisenden besitzen, jedenfalls nicht genügend, eine Frage zu entscheiden, die jeder in Südamerika mit Bequemlichkeit studieren kann. Uebrigens können auch im Himalaya solch hochgelegene Punkte nur ausnahmsweise bewohnt und nicht zum regelmäßigen Aufenthalte werden, wie in den dem Aequator nahegelegenen Theilen der Cordillere. Die ganze Kraft des peruanischen Staates lag auf der Sierra, wozu die Eroberungen an der Küste und der Montaña nur secundäre Anhängsel bildeten. Die höchstgelegenen Städte

in Tibet dagegen tragen alle den Charakter priesterlicher Ansiedlungen. Den Bewohnern der Tiefländer ist häufig ihre Verpflanzung nach der weit gesünderen Sierra eben ihrer unentwickelten Lungen wegen verderblich, was schon Garcilasso de la Vega erwähnt, und es ihrem Schrecken vor dem Donner zuschreibt, der an der regenlosen Küste unbekannt ist. Auf der andern Seite wieder, kann der specifische Einfluß des Athmens in solcher Höhenluft auf die Gestaltung der Respirationsorgane bei leidendem Zustand dieser als Arzneimittel dienen. Jauja wird seit einigen Jahren von Kranken aus Lima besucht, wo die Phthisis besonders unter dem weiblichen Geschlechte große Verheerungen anrichtet. Es dient, um Luftbäder in der Sierra-Atmosphäre zu nehmen, und in der That mit überraschend günstigem Erfolg. Ich hatte die meisten dieser Patienten in Behandlung, erhielt sie oft in einem Zustand, wo mir jeder Gedanke an Heilung thöricht schien, und sah sie noch unter meinen Händen, aber sicherlich ohne mein Verdienst gesund werden. Indessen ist das Stadium der Krankheit wohl zu berücksichtigen. In der rohen Tuberculose trat leicht Blutspeien und dann gewöhnlich der Tod ein, eine natürliche Folge der scharfen, reizenden Luft. In der Erweichung dagegen schien die Trockenheit der Atmosphäre zu mumificiren, während zugleich die kranken Theile Ruhe hatten zum Ausheilen, da sie wegen des geringeren Quantums der Luft, das dort jeder Athemzug (im Verhältniß zur Meeresküste) zuführt, nicht mit in Anspruch genommen werden.

Der Weg von Jauja nach Ocopa führt durch einige Dörfer und über drei unbebrückte Flüsse, die im Sommer kaum Wasser enthalten, im Winter aber oft der Art geschwollen sind, daß ich einigemal trotz meines starken, edlen Pferdes den Uebergang kaum gewagt haben würde, wenn nicht die Pflicht gerufen hätte. Es ist spät am Nachmittag und die Sonne neigt sich hinter die Berge, von deren jetzt fast unzugänglichen Spitzen die Ruinen indianischer Dörfer aus der Incazeit herabschauen. Der Weg biegt um die Ecke, und auf einem grünen Plateau, an die umziehende Hügelkette angelehnt, steht das ruhige stille Kloster in ruhiger stiller Luft. Die Vesperglocke schallt vom Thurm herüber, und in dem nahegelegenen Dorfe, Santa Rosa, stehen die Leute, das Ave Maria sprechend, unter den Thüren, während der Hirt die Kuh- und Lamaheerden heimtreibt. Auf mein Schellen an der Pforte

öffnet ein freundlicher Padre, der mich liebevoll empfängt und durch die hallenden Corridore nach der Fremdenzelle führt. Eine schmale Klosterzelle, ein steinerner Tisch, ein unerreichbares Fenster und eine hölzerne Pritsche. Einer der dienenden Novizen eilt geschäftig herbei, um aus wollenen Decken das Bett zu bereiten. Er fragt gern nach den Neuigkeiten der Welt, von denen nur wenig in seine Einsamkeit dringt, und versteht meinen Wink, bei den kalten Nächten mit ein Paar extra Decken aus dem reichen Vorrath nicht zu sparen. Bald wurde ich in's Refectorium gerufen, wo das Abendbrod bereit steht für mich allein, da die Speisestunde der Mönche längst vorüber ist. Ein schwaches Licht flackert in dem weiten Gewölbe, eben genügend um meinen Teller zu erhellen und den gigantischen Schatten des mit seiner braunen Capuze bekleideten Franciscaners an die Wand zu zeichnen, der lautlos hin- und hergleitet, um mir die einfachen aber trefflich zubereiteten Gerichte zu serviren. Ein Trunk des besten Pisco schließt das Souper, dann begebe ich mich in die Zellen, um meine Kranken zu sehen und mit dem Prior ein Stündchen zu verplaudern, ihm von Echenique und Castilla zu erzählen, oder über die Insurgenten zu trösten, von denen er fürchtet, daß sie sich doch einmal an dem heiligen Klostergut vergreifen möchten, besonders an den Pferden, die ihnen schon lange in die Augen gestochen hätten. Die Mönche waren besonders Italiener und Spanier, und unter den letzteren fanden sich mehrere, die als Feldprediger sämmtliche Kriegszüge der Carlisten mitgemacht und deshalb nach Beendigung des Krieges eine Entfernung aus ihrem Vaterland wünschenswerth gefunden hatten. Mestizen werden nur selten ordinirt und Indianer wurden durch das zweite Concil zu Lima (1590) von allen kirchlichen Aemtern ausgeschlossen, wegen ihrer beschränkten Fähigkeiten (cortas capacidades).

Das Kloster ist ein weitläufiges Gebäude und schließt mehrere Höfe ein, die mit Brunnen bewässert und in Blumenbeeten ausgelegt sind. In den umlaufenden Corridoren, durch deren Säulengänge man in den Garten hinausschaut, bietet sich um Mittag eine kühle Promenade und Unterhaltung genug für den, der Interesse findet, die Bilder zu studieren, mit denen die Innenwand geschmückt ist. Da findet sich die ganze Lebensgeschichte des heiligen Franciscus, des mystischen Stifters des Ordens, von seiner wunderbaren Geburt an bis zu seinem Märtyrertod, seiner

Auferstehung und seiner Himmelfahrt. Bekanntlich waren seine schwärmerischen Schüler einmal nahe daran, ihn an Heiligkeit noch über sein göttliches Vorbild zu setzen, und riefen dadurch die blutige Verfolgung der Päpste auf sich herab Auch die Gründung des Klosters Santa Rosa de Santa Maria de Ocopa durch Melchior Francisco Ximenes ist dargestellt, nachdem die Wilderniß zunächst von unsauberen Dämonen gereinigt war; daneben findet sich in vier Rubriken getheilt, ein Bild von der Apotheose eines Negerheiligen. Im ersten Act erscheint derselbe an der Pforte des Klosters, seine Dienste als Koch anbietend, und wird approbirt. Im zweiten steht er in der Küche, rathlos um sich schauend, da die Vorrathskeller leer sind und die Theuerung keine neuen Anschaffungen erlaubt. In der Höhe aber öffnet sich der Himmel, aus dem eine Schaar leicht geschürzter Engel niedersteigt, am Arm Körbe mit Fischen tragend, die durch den Schornstein auf die Brettschüssel geliefert werden. In der dritten Rubrik sieht man die Mönche aus der Kirche in die Küche zurückkehren, bedeutsam schmunzelnd, da ihnen der Geruch der warmen Fische nicht entgangen ist. In der letzten sitzt St. Niger, mit der Strahlenkrone umgethan, in den Wolken, theilnehmend auf seinen Nachfolger herabblickend, der in derselben Küche irdische Fische schmort. Der größte Theil der Bilder umfaßt das Martyrologium der muthigen Glaubensboten, die in den wilden Thälern des Andes litten und starben, die mit heiterem Gleichmuth der erhabenen Idee, die sie begeisterte, ihr Leben opferten. Es ist eine lange Reihe von Helden, die unerschrocken einem gewissen Tode entgegengingen, unbekümmert um Ehre oder Güter, unbekümmert selbst um den Nachruhm, denn sie wußten, daß ihre Namen in den öden Wäldern verhallen würden, in denen sie fallen mußten; die Bilder sind roh und kunstlos ausgeführt, theilweis selbst in lächerlichen Verzeichnungen, aber niemand wird sie ohne Rührung betrachten können, wenn er auf demselben Boden steht, den diese Männer bewohnten, die Zellen vor sich sieht, in denen sie sich auf ihren schweren Beruf vorbereiteten. Gewöhnlich bilden die Darstellungen einen Cyclus, worin die Mönche von dem Kloster ausziehen, die Montaña betreten, die Flüsse befahren und dann meistens unter den Giftpfeilen der Chunchus fallen. Bei meinem späteren Besuch der Andes von Marcapata mußte ich vielfach an diese Bilder denken, als ich die Ruinen ihrer verfallenen Missionen

betrat, als ich die Pfeile derselben Chunchus um mich schwirren hörte, und ihnen nur, glücklicher als sie, entkam, weil ich früher zurückwich.

Wenn thunlich, verlängerte ich meinen Aufenthalt in dem Kloster so lange es anging, und es that mir stets leid, aus seiner ruhigen Stille wieder in das geschäftige Leben zurückzukehren. Verschiedentlich traf ich dort politische Verbannte, die während des gerade wüthenden Bürgerkrieges zum Verstecke dorthin geflüchtet und von den Mönchen zuvorkommend aufgenommen waren. Unter den guten Katholiken in Peru ist es eine beliebte Sitte, sich einigemal im Leben für eine kürzere oder längere Zeit in das Kloster von Ocopa zurückzuziehen, um dort einen Cursus von Büßungen und Reinigungen durchzumachen. Besonders an den hohen Festen geschieht dies, und habe ich dann dort Pilger selbst von Ayacucho und Cuzco angetroffen. Für solche Besucher sind eigene Fremdenzellen eingerichtet, von denen sich die für Frauen bestimmten außerhalb des Klosters finden. Von den letzteren hatte es indeß den Anschein, als ob sie diese Heilanstalt für Seelenkrankheiten mit demselben Indifferentismus besuchten als in Europa die Badeplätze der Gesundheitsquellen, und sich im Durchschnitt um alles andere eher kümmerten als um den Zweck, der sie dorthin geführt hatte.

Trotz des Armuthsgelübdes seiner Bewohner ist das Kloster sehr reich, scheint seine Mittel indeß in einer Weise zu verwenden, daß ihm kaum ein Vorwurf aus diesem Bruche gemacht werden wird. Täglich sah ich den Hof mit einer großen Schaar Armer und Nothleidender aus der Umgegend angefüllt, die an der Kirchenthüre gespeist wurden und auch wohl einen Zehrpfennig mit auf den Weg erhielten. Während der Fastenzeit werden die Padres als Prediger ausgesandt, und von allen Städten der Umgegend kommen Applicationen, um mit einem solchen Besuche beehrt zu werden. Der Vortheil, den die frommen Peruaner aus dem Kloster zu ziehen suchen, geht aber noch weiter. Eines Abends wurde ich schleunigst zu einem Kranken gerufen, der in einem Dorfe jenseits Ocopa's lebte, und der, als ich gegen Mitternacht dort anlangte, gerade ausröchelte. Sein Bruder, der neben ihm kniete, schrie ihm beständig das Wort Jesus in das Ohr über eine Stunde lang, indem er zu Zeiten mit seinen Nachbarn abwechselte. Anfangs ließ ich sie gewähren, da mir beabsichtigt

schien, daß das Wort des Erlösers das letzte sein solle, welches das Ohr auf der Erde träfe; als aber schließlich nicht der mindeste Zweifel über den wirklich erfolgten Tod bleiben konnte, machte ich sie darauf aufmerksam. Sie setzten indeß ihre Bemühungen fort, bis zwei Reiter, die ich bei meiner Ankunft wegsprengen gesehen hatte, zurückkehrten. Dieselben brachten eine eingesegnete Mönchskutte des heiligen Franciscus, die sie mitten in der Nacht im Kloster von Ocopa geholt hatten, und warfen sie schleunigst auf den Todten, der sogleich damit bekleidet wurde. Ich hörte später, daß es ein fast allgemeiner Gebrauch der Reichern sei, die Leichen in der Capucinertracht zu begraben, wahrscheinlich in der Hoffnung, sie bei etwaiger Schläfrigkeit des Thürhüters, um so leichter in das Paradies schmuggeln zu können. Die in den eleusinischen Mysterien zum Grade der Schauenden Gelangten, wahrten die bei der Einweihung getragenen Gewänder zu gleichem Zwecke auf, und Sebastian Frank sagt: „Etlichen reichen Burgern, Fürsten und Herren zeucht man nach ihrem Tode ein Mönchskutten an und wills darin gen Himmel chicken, beredt sy haben darinn Vergebung aller Sünden.“

An einigen Orten füllt man in Peru den Mund des Todten mit Coca, und hängt ihm einen kleinen Beutel mit Sämereien an, damit er auch in der nächsten Welt tenga de que, wie die Serranos sagen, oder als hijo de algo etwas repräsentire. Der europäischen Ansicht am widerstrebendsten ist die auch in Mexiko gewöhnliche Sitte der Peruaner, den Tod eines noch ungetauften Kindes als Freudenfest zu feiern, da es direct in den Himmel eingehe und zum Engel würde. Auch auf den Philippinen findet sich eine Stelle des Kirchhofes abgetheilt als el cimenterio de los angeles. In Peru werden diese Engel weiß gekleidet im Trauerhause ausgestellt, und dann in einem buntgeschmückten Sarg mit Blumen bekränzt, und oft unter Musikbegleitung, zu Grabe getragen. Immer erinnere ich mich noch einer armer Mutter, die mit der leidenschaftlichsten Liebe, mit der wildesten Inbrunst an ihrem kranken Kinde hing, dem einzigen, das ihr von allen früheren geblieben, die es Tag und Nächte nicht aus den Armen ließ und wochenlang keinen Schlaf sah, um den des Lieblings zu belauschen. Es starb plötzlich, und als mich am dritten Tage mein Weg bei dem Dorfe vorbeiführte, ritt ich dort vor. In dem Hause wurde ein Bacchanalie gefeiert, von der man glücklicher-

weise in civilisirten Ländern keinen Begriff mehr hat. Alle Zimmer waren vollgepfropft von Menschen, die nicht mehr tanzten und tranken, sondern, nachdem sie drei Tage und drei Nächte ohne Unterlaß getanzt und getrunken hatten, jetzt selbst nicht mehr wußten, was sie thaten. Dazwischen lag die Mutter, ein grauenhaftes Bild des Schmerzes und der Trunkenheit, wüster Verzweiflung und wüster Lust. Am nächsten Tage mußte ich zu ihrer Behandlung zurückkehren, und hatte Mühe, zu verhindern, daß sie nicht dem Kinde gefolgt wäre. Der peruanische Volkscharakter zeigt indessen in den verschiedenen Provinzen sehr augenfällige Eigenthümlichkeiten, die theils von den Mischungsverhältnissen zwischen peruanischem und spanischem Blut, theils von den physikalischen Verhältnissen des Wohnsitzes abhängen. Die letztern wechseln in der steilen Cordillere mit großer Mannigfaltigkeit, und in der Sierra ist der Verlauf der Jahreszeiten gerade der entgegengesetzte von dem an der Küste, während man auf den Plätzen des mittleren Niveaus selten recht weiß, ob man nach dem obern oder dem untern Kalender zählen soll. Den eigentlichen Kern des Landes bildet noch immer das alte Cuzco, und seine Bewohner sind stolz auf ihre edle Abkunft, während sie von den Provinzialen gern als anmaßend und bäurisch geschildert werden.

Beiträge zur Kenntniß der Gebirgsstämme in Kambodia.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde (1866).

Das Grenzgebirge zwischen Siam und Birma ist, gleich den Hügelketten in Birma und Pegu, von Karen bewohnt, die indeß weiter nach Osten hin sparsamer werden und am Menam fast ganz aufhören. Im nördlichen Gebiete der Laopungdam verschwinden sie meist unter den ihnen verwandten Lava-Stämmen, den Resten des Manu-mano genannten Cultur-Volks in der vorzeitlichen Geschichte Birma's und Siam's. Nach Korat hinein erstrecken sich südliche Ausläufer der Laos, die dort mit siamesischen Einwanderern zusammentreffen. Zwischen Korat und dem Mekhong wohnen die Kwui, die auch Suay oder Tributpflichtige heißen, weil ihnen statt persönlicher Leistungen die Einsammlung ihrer Landeserzeugnisse, die die werthvollsten Artikel im Handel Bangkok's bilden, aufgelegt ist. Die Berge nördlich vom Thalesab gehören den Samreh, die die königliche Familie in Kambodia als Stammgenossen anerkennt, und unter denen die Tempelsklaven in den Linchi-Bergen mit der Hütung der alten Monumente beauftragt sind. In den Hügelreihen, die sich vom Battabongflusse in einem Halbzirkel um das westliche Ufer des Sees herum nach der Meeresküste hinabziehen, haben die Khamen Dong (die Khamen der Wälder) oder die Khamenboran (die alten Khamen) ihren Sitz, die zur Einlieferung des jährlichen Tributes an Kardamanen verpflichtet sind. Sie heißen Haklöh (Hochländer) bei den Kambodiern und sind dem Samreh nahe verwandt. Dann in dem rauhen Gebirgslande bei Chantabun hausen die Xong oder La-song, ein größtentheils zusammenge-

laufenes Gesindel*) verschiedener Nationalitäten, das sich in seiner Abgeschlossenheit zu einer besonderen Race mit eigener Sprache herausgebildet hat. Die Sumpfgegenden um den See und seinen Desaguero sind von den jetzigen Kambodiern (den Khamen oder Khom) bewohnt, die in geringer Entfernung von der Confluenz bei Panompen an die von Saigon aus vorgedrungenen Cochinchinesen stoßen. Die Provinzen Binthanan und Binduih gehörten früher den Tsiampa, die in den Kriegen mit den Conchinchinesen fast gänzlich untergegangen oder nach Kambodia geflohen sind, wo sie hier und da in zerstreuten Colonien angetroffen werden, meistens untermischt mit den ihnen glaubensverwandten Khek (den Tschwea oder Malayen). Der ihnen mitunter beigelegte Name Loi gehört genauer einem Stamm roher Barbaren, die in den Bergen am Cap St. James umherstreifen und die von dem französischen Reisenden Rhé in die berüchtigte Klasse der Schwanzträger gestellt wurden. Am obern Mekhong, nördlich von Tonquin, werden die Quanto gesetzt, die mit einer besonderen Schrift geschriebene Palmbücher besitzen sollen; von den Giao-chi, den Eingeborenen mit einwärts gekehrten Zehen, werden, wie es heißt, noch Reste in den Wäldern dieses letztern Landes angetroffen. Die Längsthäler der steilen Gebirgskette, die den Strom des mächtigen Mekhong begleitend, die annamitischen Länder von den übrigen Theilen der hinterindischen Halbinsel abscheidet, sind von einem Gemisch vielfacher Stämme eingenommen, die unter dem gemeinsamen Namen Kha zusammengefaßt, bis jetzt nur wenig bekannt geworden sind. Die kärglichen Beiträge, die ich nur zu bieten im Stande bin, können nicht genügen, diese weite Lücke auszufüllen, indeß werden sie bei dem Mangel anderer Nachrichten nicht ohne Werth sein. Obwohl mich selbst mein Weg nicht durch diese Gegenden, sondern nur daran vorbei führte, hatte ich doch Gelegenheit, unter den von dort kommenden Sklaven Kambodia's manche Notizen zu sammeln. Außerdem brachte mich der glückliche Zufall mit zwei der wenigen Missionäre zusammen, die unter diesen Wilden ihr mühevolles Amt versehen, und diese Männer, die schon ein halbes Menschenleben dort verbracht hatten und die

*) Verschieden von diesen Thai Xong sind die in den Kambodischen Sagen als Ureinwohner auftretenden Xong, von denen sich noch Reste unter den Ho-Khamen finden sollen.

mit ruhiger Zufriedenheit voraussahen, daß sie es dort auch beschließen würden, — sie konnten aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen weit vollständigere Mittheilungen machen, als ein Reisender je auf einem nur flüchtigen Besuche zu sammeln hoffen durfte. Mein Gewährsmann hatte sich unter den Banar niedergelassen und er beschrieb die Reise dahin folgendermaßen:

Von Cua-cho-gui oder Ko-chao-ya (dem Markt des grüßenden Hafens), dem vornehmsten Hafenplatz in der Provinz Bindinh, gelangt man nach einer zweitägigen Reise durch ein angebautes Land mit Städten und Dörfern zu der Grenzfestung Anschön oder Tay-son-thuang (dem Berg im Westen der See), auf deren hochgelegenem Standort man einen weiten Umblick über die Ebenen Cochinchina's genießt. Von Anschön ist es noch eine Entfernung von fünf Tagereisen bis zu den Banar. Man durchkreuzt erst eine Ebene, ein Hochplateau, und gelangt dann zu einem engen Paß, der zwei Gebirgsketten, Nord und Süd streichend, durchschneidet. Dieses Defilé ist der einzige Ausgang, durch welchen die wilden Stämme in die fruchtbaren Ebenen der Cochinchinesen einfallen können und wird deshalb sorgsam durch die Letzteren gehütet. Da es sich nach beiden Seiten hin erweitert und so in seiner Oeffnung einem Netze gleicht, heißt es Vang-jang (das Vogelnetz der Gottheit), und seine geographische Lage soll sich ungefähr als 13° 50′ nördl. Br. (nach Andern 14° nördl. Br.) und 104° Lg. (nach dem Pariser Meridian) bestimmen lassen. Von dort steigt man in drei Terrassen auf, bis man zuletzt auf der Hochebene ankommt, die von den Banar bewohnt wird. Das Land derselben ist weit kälter als Cochinchina und die Reihenfolge der Jahreszeiten ist eine verschiedene*), indem die Regen dort im April beginnen, in der Provinz Bindinh dagegen im Juli. Nordwestlich von den Banar wohnen die Beungao, nordöstlich die Halang, nördlich die Sedan und nördlich von diesen die Quarr. Westlich werden die Banar durch die Bannam begrenzt, im Osten durch die Kejong und im Südosten durch die Brau. Nach Süden stoßen die Banar an die Chiarai oder Changrai, die nördlichen Nachbarn der Radeh, auf die im Süden die

*) Dieselbe Beobachtung macht man in Peru, wo die Jahreszeiten auf dem hochgelegenen Längenthal zwischen den beiden Andesketten die gerade entgegengesetzten zu den an der Küste herrschenden sind, so daß der sogenannte Winter des einen Districtes dem Sommer des andern entspricht.

Banong folgen und dann noch weiter südlich die Sthieng*), die theilweise schon in einer gewissen Abhängigkeit von Kambodia stehen. Die Entfernung von den Banar (Bannao oder Menon) zu den Kejonng besteht in drei Tagereisen, für die zum Theil die Schifffahrt auf dem Flusse Bla benutzt wird, und wenn die Kejong sich für Handelszwecke zu den Laos begeben wollen, so müssen sie eine Reise von drei anderen Tagen zurücklegen (bei welcher Bestimmung ungefähr 18 engl. Meilen auf den Tag gerechnet sind). Die Berge der Banar sind in isolirte Kegel zerbrochen, die sich bis zu den Hügeln der Kejong fortsetzen, und die jenseits der letzteren ausgedehnte Ebene ist von den Laos (den weißen Laos oder Pungkao) bewohnt an beiden Seiten des Mekhong. Die Kejong bringen Gold und Sklaven zum Austausch mit den Laos und erhalten dafür Büffel, die sie wieder an die Banar für Sklaven verkaufen. Die Kaufleute der Laos, die besonders aus Tktepu herkommen und ihre Reisen im November beginnen, dringen zuweilen bis zu den Banar vor, bleiben aber gewöhnlich im Lande der Kejong. Wenn die cochinchinesischen Kaufleute die Banars besuchen wollen, so gehen sie eine Tagereise über das Defilé hinaus und machen dort Halt, obwohl sie noch weitere drei Tage zu reisen haben würden, um das eigentliche Gebiet der Banar zu erreichen. Die in Handelszwecken nach Cochinchina kommenden Banar werden in der Grenzfestung Anschön angehalten und dürfen nur auf dem dortigen Markte ihre Ein- und Verkäufe machen. Sie bedürfen hauptsächlich Salz und Hausgeräthschaften, wogegen sie Reis, Schweine und Pferde anbieten. Die Cochinchinesen erlauben keinem der Bergstämme die Stadt Anschön zu passiren und unterhalten dort stets eine starke Garnison. Wenn es zuweilen den Moi Davach (einer wilden Horde im Norden der Banar) gelungen ist, in die Provinz Quangnai einzufallen, so haben sie, außer der fortgeführten Beute, stets die größte Verheerung unter den Bewohnern des Flachlandes angerichtet, da es den Anamiten durch königliches Gesetz verboten ist, Waffen zu besitzen. Den Banar ist der zeitweise

*) In ihrem Lande fällt das Aufhören der Regenzeit und der Wechsel der Saison in den November, nach Mouhot, der sich einige Zeit dort aufhielt. Derselbe bemerkt, auf die Mittheilungen des Missionärs Fontaine hin, daß die Chiarai und Radeh große Aehnlichkeit mit einander besitzen und nur durch den Fluß Bong geschieden werden, der aus dem Lande der Candien oder Bihcandien herabkäme.

Handelsverkehr nur deshalb gestattet, weil sie zu den friedlicheren Stämmen gehören und selbst vielfach unter den Angriffen ihrer wilden Nachbarn zu leiden haben. Sie sind seit Kurzem aus einem großen Theil ihrer fruchtbaren Hochebene durch dieselben verdrängt worden und gezwungen, sich in den niedrigeren und heißeren Gegenden nach Osten anzusiedeln, obwohl der Boden dort weit schlechter ist.

Die Radeh im Norden der Changrai (15° nördl. Br.) sollen weiß sein und sich in ihren Zügen den europäischen oder wenigstens den der Karen nähern. Sie leben in großen Häusern zusammen, wo jede Familie ihre besondere Abtheilung einnimmt, so daß ein Haus das Dorf ausmacht, ähnlich der auch von Chunchus und anderen Stämmen am Amazonenfluß befolgten Sitte (der Dayak u. s. w.). Das Dach besteht aus hohlem Bambus, die, in einander gesteckt, den Regen leicht ablaufen lassen. Sie verändern ihren Aufenthaltsort alle vier bis fünf Jahre, da sie keine Büffel besitzen, und deshalb nur einen frischen Boden in Bearbeitung nehmen können, wo das Abbrennen des darüber aufgewachsenen Unkrautes den ersten Dünger in der Asche liefert. Jedes Dorf hat einen Häuptling, und nur mit dessen Bewilligung darf man in das niedrige Thor der Befestigung eintreten. In den steten Stammeskriegen rangiren sich die einzelnen Dörfer stets auf diejenige Seite, die sie nach vererbter Uebereinkunft als die ihrige betrachten. Die zum Handel kommenden Laos bringen besonders Zeuge und Büffel, wofür sie Sklaven, Stücklac, Elfenbein u. s. w. mit sich fortnehmen. Das von den Kaji gebrachte Eisen wird zu Pfeilen verarbeitet, die durch Pflanzensäfte vergiftet werden. Opfer werden den Geistern der Vorfahren gebracht, sowie den Bäumen, Flüssen, besonders aber Steinen von sonderbarer Gestalt, die in den Dörfern aufbewahrt werden. Wird Jemand durch einen Tiger oder sonst einen Zufall getödtet, so bringt man all' sein Eigenthum nach dieser Stelle, wo Niemand wagen würde, es zu berühren. Einzeln kommen sie nach Ubong und bringen dann Wachs, Töpfe und Elfenbein zum Handel.

Unter den Changrai fanden die französischen Missionäre eine der biblischen ähnliche Tradition über die Sündfluth, und haben wegen der Beschneidung und anderer an das Gesetz Mosis erinnernden Gebräuche die sonderbarsten Erdichtungen über die Wanderungen der zehn Stämme, ebenso wie die protestantischen Mis-

sionäre unter den Karen, zusammengeklügelt. Auch der malaiische Dialekt dieses im Innern der indochinesischen Halbinsel wohnenden Stammes hat Anlaß zu vielerlei Hypothesen gegeben, obwohl sich Manches naheliegend aus dem Einfluß erklärt, den der Culturstaat der mohammedanischen Tsiampa, die durch die Colonisten aus Singapura und Malacca schon früh den Islam empfingen, auf die umwohnenden Wilden ausüben mußte.

Die unter erblichen Häuptlingen oder Lang lebenden Gebirgsbewohner sollen den ursprünglichen Stamm gebildet haben, von dem ihre Brüder ausgezogen, um an der Seeküste das Königreich Tsiampa zu stiften. Gleich den Chiarai trugen die Siem langes Haar und durchbohrten ihre Ohren. Im 15. Jahrhundert eroberte der König von Tonquin die nördlichen Provinzen Chiampa's und bildete aus denselben eine Markgrafschaft, deren Statthalter sich unabhängig machten, unter dem Titel der Chua von Anam oder Viet-dai. Diese dehnten ihre Macht bald auch über den Rest des Reiches der Siem aus bis zu den Grenzen Kambodia's und führten überall cochinchinesische Sitte und Sprache ein. Die Sitze der Changrai erstrecken sich von 12 bis 16° nördl. Br. an die Laai und Tampuen grenzend. Gleich den übrigen Gebirgsstämmen bewohnen sie große Häuser, die zu drei bis fünf ein befestigtes Dorf bilden und nur auf hohen Leitern erstiegen werden können, ein natürliches Mittel der Vertheidigung, wie es sich z. B. auch bei den Casas de Montezuma fand, und nur die nächst höhere Stufe zu den auf dem Isthmus zwischen den Zweigen gebauten Häusern bildet. Sie bereiten ein berauschendes Getränk, indem sie stark duftende Kräuter mit einem Reisaufguß mischen und davon beim Feste des geopferten Büffels trinken. Bei Krankheiten wird (wie an der Goldküste) eine kleine Hütte gebaut, um dort Versöhnungsgeschenke für die Teufel des Waldes niederzulegen. Die Sa, ein wildes Waldvolk in Tonquin, von denen gesagt wird, daß sie den siebenten Tag heilig halten und kein Schweinefleisch essen, weben gleichfalls ihre Wohnungen aus Zweigen und Blättern auf den Bäumen zusammen.

Die Banar bauen Baumwolle und vertauschen sie bei den Sedan, die in der Verfertigung eiserner Werkzeuge geschickt sind, für Geräthe der Jagd oder des Ackerbaues. Sie kennen die Kunst des Webens, gebrauchen aber viel Zeit dazu, da sie den Fuß nicht dazu benutzen, sondern nur mit den Händen arbeiten. Alle

diese Gebirgsbewohner, selbst die im regen Verkehr mit den Laos stehenden Halang, werden an Kunstfertigkeit übertroffen durch die Changrai, deren mit dem Malayischen verwandter Dialekt, wie schon erwähnt, auf eine Verwandtschaft zu den Tsiampa schließen läßt. Durch die tonquinesischen Geschichtschreiber werden die Siem der Berge und die Siem des Meeres (Tui Tinh und San Tinh) unterschieden. Hieraus mag es zu erklären sein, wenn Guérard von einer siamesischen Colonie (une colonie des Siamois) in den Bergen zwischen den Tonquinesen und den Laos spricht. Eine Colonie flüchtiger Cham aus Tsiampa, die ich in Kambodia antraf, besaß indessen ihre eigene Sprache und ein dem Indochinesischen ähnliches Alphabet, obwohl ihre religiösen Bücher im Arabischen geschrieben waren, wie sie auch aus ihrem Verkehr mit den kriegsgefangenen Malayen (den Khek oder Tschwea) viele Worte aus deren Sprache entlehnt haben. Zwischen den Chiarai und den Radeh wohnt (ungefähr 12° nördl. Br.) jene eigenthümliche Persönlichkeit, die unter dem Namen Tuicha-hoacha (der Fürst des Wassers und des Feuers) weithin durch den Schrecken seiner gefürchteten Gewalt über magische Kräfte und dienende Geister herrscht, gleich einem zweiten Salomo. Doch geht es ihm, wie anderen heiligen Vätern, denn ein Missionär, der ihn besucht hatte, erzählte mir, daß die ihm am nächsten wohnenden Wilden ganz vertraut mit ihm umgingen und ihn wie einen ihres Gleichen behandelten, wogegen ihm der entfernte König von Kambodia und selbst der von Cochinchina periodischen Tribut senden soll. Auch in Siam scheint er bekannt zu sein, denn unter den vielen Nachforschungen, die ich dort anstellte, die Thaijai oder großen Thai, die chamäleonartigen Vorfahren der Siamesen, die in Hinderindien die Rolle der Pelasger spielen, zu localisiren, wurde mir oft (außer anderen Erklärungen) mehrfach gesagt, daß sie die Radeh oder Ladeh seien. Ich wußte damals nicht recht, was ich aus diesen Radeh zu machen hätte, und hörte erst später in Kambodia von ihrer Nachbarschaft zu dem Feuer- und Wasserkönige, dem Sadeik thük Sadeik plöng. In der tonquinesischen Geschichte führt die letzte Dynastie der Tsiampa, unter der ihr Reich zerstört wurde, den Titel Makha oder Magha, es heißt aber auch, daß vor derselben eine andere Dynastie auf dem Throne gesessen habe, eine Zweikönigeherrschaft, wie sie noch jetzt in Birma und Siam besteht. Der erste König sei der Herr des Feuers und der zweite

der Herr des Wassers gewesen. Abbé Gagelin, nach dessen Angabe die Tsiampa einst über Kambodia, Cochinchina, Tonquin und selbst Pegu, bis zur Provinz Canton in China geboten, sah den Zauberstab des Ahnherrn, mit welchem derselbe die Elemente regierte, und die Kambodier, die die wunderbare Keule ihres Nationalhelden Kottabong mit ähnlichen Eigenschaften begaben, sprechen doch auch von dem Schwerte eines alten Heroen, das geheimnißvoll in den Bergen aufbewahrt und verehrt werde. Mouhot erzählt aus den Papieren des Missionärs Fontaine, daß der Eni (Großvater) genannte Feuerkönig oder Hoa-Sa, der den Wasserkönig (Thorei Sa) an Ansehen übertreffe, als Palladium einen in Lumpen gewickelten Säbel bewahre, der als der Sitz eines mächtigen Geistes (Giang) ihm seine übernatürliche Gewalt verschaffe.

Nach den tonquinesischen Geschichtschreibern existirten früher zwei Königreiche von Çiem oder Siam, von denen das eine das der Thiem in Bangkok, das andere früher, als das der Siem, in Tsiampa (der jetzigen Provinz Binthouang) bestand. Beide Namen werden gleichlautend ausgesprochen, aber sie werden mit verschiedenen Charakteren chinesischer Schrift geschrieben. Als die Begründer des Staates Tonquin aus China herabzogen, trafen sie auf die Siem, deren Königreich sich damals von der Provinz Binthouang bis nach der Gegend des gegenwärtigen Hué erstreckte. Von seiner alten Hauptstadt, Chan-bahn genannt, in der Provinz von Binbinh, sind noch acht Steinthürme übrig, deren geneigtes Dach eine Pyramide bildet. Als das Land von den Tonquinesen unter der Dynastie Lé erobert wurde, flohen die zerstreuten Siem meistens in die Gebirge, wo ihre Ueberbleibsel noch unter dem Namen der Dscham existiren. Die Bücher der Siem waren mit birmesischen oder indischen Buchstaben geschrieben, die Thien-trück (Charaktere Indiens) heißen und durch Budor Fat (Buddha) aus Diempo (Ceylon) gebracht waren. Aus einigen derselben, die die Zerstörung durch die Sieger überdauerten, haben die Historiker Tonquin's kurze Berichte über die frühere Geschichte der Siem gezogen. Von den zwei Königen, die mit gleicher Macht regierten, hieß der eine Bua (Vua) lüa oder Herr des Feuers, der andere hieß Bua (Vua) Nüac, Herr des Wassers. Diese Dynastie wurde (um 600 p. Chr.) durch einen großen Eroberer zerstört, der unter dem Namen Tahm-bao (der dreifache Edelstein) von dem Nordwesten aus Dien-dien (Birma) kam und alle umliegenden Länder,

mit Ausnahme Tonquin's, wo damals die Familie Li auf dem Throne saß, bezwang. Er residirte unter dem Titel Thin-bin in einer großen Stadt, die jetzt in Ruinen liegt, nördlich vom See Bienhoa in Kambodia. Von den Malayen wird er mit ihrem gefeierten Erobererkönig Tribavana zusammengestellt.

Die Kha Radeh in Myang Radeh (zehn Tage von Panompen) sind unabhängig und zahlen Niemanden Tribut. In alten Zeiten soll in ihren Bergen eine gewaltige Schlacht gekämpft worden sein, in der die Elephanten bis zu ihren Knieen im Blute wateten, und dort fiel der große Held Tschüang (kambodischer Abkunft), nachdem er den Sieg erkämpft hatte. Sein Schwert blieb auf der Wahlstatt liegen und wurde in langen Jahren später, schon ganz in Stein verwandelt, durch die Kha gefunden, die ihm große Ehren bezeugten und eine Decke breiter Steine darüber aufrichteten, um ihm jährlich Opfer an Reis und Geflügel darzubringen. Sollte ein Feind ihrer Heimath nahen, so stellen die Kha zwei angezündete Lichter auf diesen Dolmen, und sogleich bricht ein furchtbares Naturereigniß los, das die feindliche Armee bis auf den letzten Mann zu Grunde richten wird, sei es durch Gewitterstürme, sei es durch Erdbeben oder auch dadurch, daß sich alle zur Nahrung dienenden Pflanzen in tödtliche Gifte verwandeln. Nach Anderen gehörte dies schützende Schwert den Tüksenaneiplöng, dem alten Ahnherrn der Radeh. Ueberhaupt sind diese unbekannten Gebirge ein gefürchtetes Land zauberischer Wunder für Siamesen und Kambodier, und deshalb in ihren entfernteren Theilen noch von den Bedrückungen der Eroberer verschont geblieben. Ein Stamm der Kha lebt an dem Myang Salaitük (Wasser fertig) und Myang Salai plöng (Feuer fertig) genannten Orte, und auf ihren Befehl würde Feuer oder Wasser sich erheben, um heranziehende Feinde zu vernichten. In dem Lande der Panong genannten Kha ist ein heiliger Prabat (Fußtapfen), der indeß nur zeitweilig sichtbar wird. Auf das Gebet von Kranken, die Blumen darbringen, quillt Wasser hervor, das zur heilenden Waschung dient. Weiterhin leben Kha's in so wildem Zustande, daß sie ihre Speisen in hohlen Bamboo zubereiten und kochen. An sie grenzt ein Stamm der Kha, denen der Anus fehlt und die nur uriniren können. Sie haben eine Oeffnung in der Brust, durch welche sie mitunter einen Stock einführen, um sich den Magen zu reinigen. Und so bei den folgenden

Nachbarn enthüllen sich noch mehrere der Abenteuerlichkeiten altclassischer und mittelalterlicher Reisenden.

Die orthodoxen Siamesen erzählen, daß früher die Zaubergewalt des Phaya Tai Phaya Nam eine unwiderstehliche gewesen, indem bei dem bloßen Aussprechen des betreffenden Wortes Feuer oder Wasser hervorgeschossen sei. Seit Buddha indeß das heilige Gesetz auf Erden predigte, haben diese dämonischen Künste ihre Kraft verloren. Der große Pan ist auch dort gestorben. Um die königliche Race nicht zu unterbrechen, folgt (in Ermangelung eines Sohnes) die Tochter, oder wenn Kinder ganz fehlen, der nächste Verwandte, nie aber (wie es die Siamesen aus ihrer Geschichte gewohnt sein würden) ein durch sein Ansehen mächtiger Adeliger. Andere vertheilen die beiden Titel dieses Fürsten auf zwei Persönlichkeiten, die in getrennten Dörfern im Norden an der kambodischen Grenzstadt Sambo lebten, aus der königlichen Race der Panong stammend, deren Sprache redeten.

Die Kha Radeh haben die alte Sitte der Lawa bewahrt, ihre Ohren durch Ausziehen so zu vergrößern, daß sie lang herabhängen. Auch die Löcher der Ohrläppchen werden möglichst erweitert. Das Haupthaar wird in einen Knoten auf dem Scheitel zusammengebunden, nach der bei den Juen (Cochinchinesen) und auch den Birmesen gebräuchlichen Weise, die in Siam und Kambodia als der charakteristische Typus des brahmanischen Kopfschmucks gilt.

Die Missionäre haben unter den Bergvölkern häufig Ueberreste alter Steinbauten gefunden, unter dem darauf aufgeschossenen Pflanzenwuchs versteckt, nicht nur rohe Cromlechs und Dolmen, wie sie durch alle Gebirge Vorder- und Hinterindiens zerstreut sind, sondern auch Constructionen, die sorgfältige Bearbeitung zeigen. Erst kürzlich wurde in einem Walde der Provinz Bindinh die zerstörte Hauptstadt der Siem von den Cochinchinesen entdeckt, und ihre Ruinen sollen sich hier eine weite Strecke verfolgen lassen.

Ein gelehrter Tonquinese, den ich in Saigon traf, erzählte mir von der schneckenförmigen Stadt in der Nähe Kecho's, der Residenz des Königs Kinduang-vouang, der später seinen Sitz nach Hanoi verlegte, von den aus weißen Steinen aufgeführten Mauern Bat-tat-tang's, die durch Vua-Ho, der König der Ho oder Lolo erbaut, von den Königen von Nantchao zerstört wurden, von den achteckigen Thürmen in Binthuang, von den Stein-

pagoden bei Kimchuang, von den Spuren der großen Militärstraße in der Provinz Nge-an und von anderen Monumenten, die alle Inschriften trügen, nicht in chinesischen, sondern in denjenigen Charakteren, die die Annamiten die Buchstaben der Moi oder der Wilden nannten. Eine von den bekehrten Christen für St. Paul gehaltene Statue der Brahmanen, die zur Zeit der Dynastie Thang nach Tonquin gekommen, wäre mit indischen Buchstaben beschrieben (in Kecho). Eine versunkene Stadt soll auf dem Meeresgrunde, bei den Kohngatz (Ziegel-Hügel) genannten Bänken, zwischen Katun und Honan liegen.

Die Banar beobachten den auch den Mishmis und den ihnen benachbarten Stämmen bekannten Gebrauch einer spartanischen Erziehung der Knaben, die schon frühe von ihren Familien getrennt werden. In der Mitte eines jeden Dorfes steht das große Gemeindehaus, das als Versammlungsort bei Berathungen und Festlichkeiten, sowie zum gemeinsamen Schlafplatz aller ledigen Jünglinge und Männer dient. Unter einigen der birmesischen Shanstämme wird dieses Gebot auch auf die Verheiratheten ausgedehnt, die sich erst nach eingetretener Dunkelheit heimlich wegschleichen dürfen, um sich mit ihrer bessern Hälfte zu vereinigen. Jede Ansiedlung der Banar bildet ein kleines Gemeinwesen in sich selbst, das von den Greisen, als den Weisen, regiert wird. Der Familienvater ist zugleich der Opferpriester (Bohk cheb dahk jang oder derjenige, der dem Dämon Wasser giebt) und übernimmt alle Verpflichtungen dafür zu sorgen, daß seine Angehörigen im guten Einvernehmen mit dem Reich der Unsichtbaren bleiben und dieselben nicht durch etwaige Verletzungen des abgeschlossenen Vertrages erzürnen; für besondere Fälle und vorzüglich um sich mit den Capricen der boshafteren Dämone abzufinden, treten die Beijaou genannten Frauen zur Aushülfe ein, von denen es in jedem Dorfe eine oder mehrere gibt. Gleich den Schamanen sind sie in Folge einer Offenbarung in so innigen Rapport mit den Geistern getreten, daß sie dieselben durch die Magik der Sympathie in ihrem Körper herabzurufen vermögen, um dann im Zustande der Begeisterung den Schleier der Zukunft in prophetischen Sprüchen zu enthüllen. An ihrem Ausspruche zu zweifeln, würde gottlose Ketzerei sein. Zu einem Kranken gerufen, zündet die Beijaou eine Kerze an und führt einige magnetische Striche über den Körper. Wenn sich das Uebel indeß hartnäckig erweist,

so nimmt sie ihre Zuflucht zu einem Mittel, das sie den indianischen Medicinmännern abgelernt haben muß, wenn es nicht gar aus dem „geistigen Grundkapital am ältesten Culturſitz" entlehnt sein sollte, indem sie aus dem leidenden Glied ein Stückchen Holz, ein Sandkorn, einen Knochensplitter oder Aehnliches heraussaugt, das dann den Zuschauern, als das Jang, die Ursache des Schmerzens, gezeigt wird. Der Missionär Combes, der einst bei einer solchen Operation gegenwärtig war, schildert die folgende Scene: La Beïaou fit sa succion et d'un ton grave et emphatique: „Grand Père (me dit elle) voilà du sang, voilà du sang, que je viens d'extraire." J'avais beau ouvrir de grands yeux, je ne voyais que de la salive. Je lui manifestai mon doute· Alors elle comprit, qu'elle s'était trop avancée avec moi et toute deconcertée de mon incrédulité inattendue elle cessa un moment la cérémonie. Les Sauvages m'assuraient tous, que c'était bien du sang, que j'avais vu. Comme je persistai à nier, ils me dirent pour me convaincre: „Mais, Grand-Père, la Beïaou l'a vue, elle l'affirme, si vous refusez d'y croire, que croirez vous donc." Puis ils se repétaient, les uns aux autres: „Je suis tout essoufflé, je n'en puis plus, le grand Père ne veut rien croire." Ils m'attestérent aussi qu'un instant avant mon arrivée un revenant était passé tout prés d'eux. „L'avez-vous aperçu?" leur demandai-je. „Oh, oui (me repondèrent ils à l'unamité), la Beïaou l'a vu." Hätten diese Wilden die bösen Erfahrungen der Civilisation gekannt, so würden sie nicht im ruhigen Raisonnement ihre Zeit verschwendet, sondern für den indiscreten Zweifler einen Holzstoß bereit gehalten haben. In anderen Punkten waren sie nicht so sehr zurück, denn sie hatten eine unfehlbare Manier, Hexen auszufinden. Wenn die Beijaou trotz ihres göttlichen Assistenten den Kranken nicht zu heilen vermag, so muß die Hexe (Deng) ausgefunden werden, die einen unsichtbaren Pfeil in seinen Leib geschossen hat. Dazu dient das Eier-Orakel, das auch unter den Nagas, den Karen und anderswo bekannt ist. Der Hexenfinder läßt sich einen Korb mit Eiern bringen, und nachdem er Beschwörungen über dieselben gesprochen, sucht er eins nach dem andern zwischen seinen Händen zu zerquetschen, während die Namen der verschiedenen Dörfer genannt werden. Derjenige Name, der gerade mit dem Brechen eines Eies zusammenfällt, zeigt das schuldige Dorf an. Die Zulus in

Afrika handeln bei solchen Fällen in ähnlicher Weise. Dieselbe Operation wird dann wiederholt, um den Schuldigen zu finden, indem man die Namen aller Bewohner dieses Dorfes aufzählt. Die überwiesene Hexe wird in die Sklaverei an die Laos verkauft, wie sich auch die Negerfürsten eine Quelle des Einkommens aus den Verbrechen ihrer Unterthanen zu schaffen pflegen. Une fois convaincue juridiquement d'être deng, la femme n'ose plus le nier „C'est sans doute (dit-elle) pendant mon sommeil, que je fait le mal, car je l'ignorais“ et elle se résigne à son malheureux sort. Schon vorher bestehender Verdacht wird bald zur Gewißheit durch die bekannten Ordale des siedenden Pechs, des geschmolzenen Zinns oder durch das in Hinterindien beliebte Eintauchen in Wasser, und da der Ankläger sich demselben Proceß als der Angeklagte zu unterwerfen hat, so trägt dieses Verfahren allenfalls noch einen Schein von Gerechtigkeitssinn an sich. Als Augurium dient bei den Banar nicht nur der Flug der Vögel, sondern auch ihr Zwitschern, das den Azteken gleichfalls verständlich war. Ehe sie zu einem Kriege ausziehen, führt der Führer mit drei aus einer Wurzel geschnittenen Stäben einen Zauber aus, indem er dieselben von seinem Säbel auf das Schild fallen läßt und aus ihrer Lage den Erfolg vorhersagt. Bei Beendigung eines Krieges werden so viele Büffel geopfert, als Gefangene gemacht sind. Um Friede oder Freundschaft zu schließen, beobachten die Banar die, nicht nur den Karen, sondern auch viel entfernteren Völkern geläufige Sitte des Bluttrinkens zu dauernder Blutsfreundschaft. Nachdem sie ihre Todten begraben haben, legen die Banar alle im Leben benutzten Sachen um die Leiche herum, weil sonst die Seele zurückkehren würde, um ihre Verwandten zu quälen und ihr Eigenthum zurück zu verlangen. Mein Berichterstatter erzählt, daß er einst gesehen, wie der Erbe eine besonders hübsch gearbeitete Pfeife heimlich fortgenommen und durch eine alte ersetzt habe, dann aber laut dem Verstorbenen zurief, er habe jetzt Alles, was ihm gehöre, und möge sich die Mühe ersparen, zurückzukommen und darnach zu fragen. Nachdem die Seele einige Zeit in der Nähe des Grabes oder in den Bergen umhergeirrt ist, verschwindet sie schließlich in den tiefen Finsternissen des Südens. Für die Banar ist jeder Fluß durch eine Nymphe, jeder hervorstechende Baum durch eine Dryade, jeder Berg, jeder durch seine Umrisse frappante Felsblock durch eine

Gottheit belebt. Sie sprechen von einer großen Fluth, aus der der gemeinsame Stammvater des Menschengeschlechtes dadurch gerettet wurde, daß er sich, wie jener alte König der Malayen, in eine wasserdichte Kiste, eine verkleinerte Arche, einschließen ließ. Das goldene Zeitalter wird in Ausdrücken beschrieben, wie sich ähnliche in der populären Version buddhistischer Völker finden. Anfangs, sagen sie, genügte ein einziges Reiskorn den Kochtopf zu füllen, und war hinlänglich für das Mahl einer ganzen Familie.

Gewöhnlich erlaubt man der Seele ein Jahr*) sich vorzubereiten. Während dieser Periode erhält sie täglich Speise und Trank auf das Grab gestellt, auch wohl dann und wann das Opfer einer Ziege, aber wenn der Jahrestag des Todes zurückgekommen ist, so werden Vorbereitungen für die große Ceremonie getroffen, die Mut-kiek (das Eingehen in die Wohnung des Todes oder die Verbindung mit den Todten) heißt. Nachdem der Opfernde die Leber und das Herz der geschlachteten Büffel auf das Grab gelegt hat, setzt er der Seele in einer langen Rede auseinander, daß sie von ihren Verwandten pflichtgemäß behandelt worden wäre und täglich ihren Speiseantheil erhalten habe, daß das jetzt aber aufhören müsse, und daß sie sich an den Gedanken zu gewöhnen hätte, für immer im Reiche der Todten zu verbleiben. Ehe er sie verabschiedet, hängt er noch um den Hals des Gerippes ein kleines Band mit einem Geldstück eingeknüpft, als den Preis für eine Fackel, um den Weg in der ewigen Nacht (Manglung) zu erleuchten.

Die Banar treiben die wechselnde Feldwirthschaft der Karen (Jhoom in Bengalen genannt), indem sie jedes dritte Jahr einen frischen Boden suchen und mit dem ganzen Dorfe dorthin wandern, oder jedes zehnte Jahr, wenn ihre Hacken und Spitzärte lang genug sind, um das Unkraut auszujäten. Die Halang dagegen, die vielfach Gold waschen und keine Zeit mit Urbarmachung des Bodens verlieren wollen, wechseln schon alle zwei Jahre oder selbst jährlich. Der für die nächste Ernte zum Aussäen bestimmte Samen wird von den Banar ehrfurchtsvoll bewahrt, und das Verbrechen, davon zu verkaufen, würde von dem Dämon mit dem Tode bestraft

*) Nach dem Tractat Rosch Haschanah des Talmud dauert das Gericht des Sünders zwölf Monate, worauf der Körper vernichtet und die Seele verbrannt wird. Der Jahresumlauf wird im Archipelago vielfach bei der Trauer beobachtet.

werden. Der neue Reis wird in tiefem Schweigen gegessen, und kein Fremder darf dann in das Haus eintreten, da Krankheiten die unfehlbare Folge des Bruches dieses von Alters her überkommenen Gebrauches sein würden.

Unter einigen der weißen Laos fand ich, wie unter Stämmen der afrikanischen Westküste, eine Heilighaltung der Termiten-Hügel (Chom pluek im Siamesischen), die wegen ihrer den Pagoden ähnlichen Form auch von den Buddhisten zuweilen mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet werden. Als eine Nachahmung derselben richten die Siamesen bei Festlichkeiten die Chedi Sai oder Sandpagoden auf. In einem von Laos bewohnten Dorfe, auf der Grenze Kambodia's und Siam's, stand im Hofe des Aeltesten einer dieser von Ameisen durchwühlten Kegel, und auf meine Frage, weshalb er nicht weggeschafft würde, antwortete mir der Eigenthümer, daß diese Pyramide glückbringend sei und daß er absichtlich sein Haus an dieselbe herangebaut habe. Gewöhnlich würde man sich in Indien für eine solche gefährliche Nachbarschaft bedanken, da schon die substantiellsten Holzgebäude von den Termiten zu Falle gebracht wurden; freilich hat das leichte Gerüst einer Bauerwohnung vielleicht nicht viel Anziehendes für sie, oder läßt sich schlimmsten Falles ohne Mühe wieder ersetzen. Nach Winterbottom setzt man in Sierra-Leone kleine Termiten-Hügel in die Grisgris-Häuser. Mein wohlunterrichteter Missionär machte mich mit etwas Aehnlichem unter den Banar bekannt. Gewisse Plätze bei ihnen sind heilig, und wer zu einer ungünstigen Zeit an solchen vorbeigeht, verfällt in Krankheit. Dergleichen heilige Plätze sind vor allen die Hügel der weißen Ameisen (Bötoll), und dann gehört zu ihnen auch, was sie Pung-rui nennen, d. h. eine solche Stelle, wo ein Elephant, der eben aus einem Morast hervorgeklettert ist, die Spuren des lehmigen Schmutzes an den Blättern der Bäume zurückgelassen hat. Ist eine Krankheit aus solchem Fehltritt entsprungen, so begibt sich die Beijaou zu einem Ameisenhügel und schlägt mit einer Keule fünf bis sechs Mal in denselben, bei jedem Anschlag zählend, eins, zwei, drei u. s. w., um dadurch dem Jang (Dämon) Nachricht zu geben, daß er den Kranken zu verlassen hat. Von den Veddah's wird gesagt, daß sie ihren Gott bald auf einen Felsen, bald auf einen Ameisenhügel, bald auf einen Baum setzen.

In der Saison, wo die Feldarbeiten beginnen, sprechen die

Banar Anrufungen an den Jang-Seri aus, die mit, ihnen selbst unverständlichen, Worten einer fremden Sprache gemischt sind. Nachdem sie Hühner und Ziegen geopfert, bitten sie ihn, Genüge an Reis zu geben, den wilden Eber zu hindern, vom Korn zu fressen, und zur rechten Zeit Regen zu gewähren. Während der ganzen Zeit, daß das Gebet dauert, wird Wein oder Branntwein in Tropfen auf die Erde gegossen. Die Banar unterscheiden drei Jahreszeiten, die kalte (pian pui), die regnichte (pian mi) und die heiße (pian to). Je nach den Blumen, die an den Bäumen des Waldes hervorblühen, wissen sie, welche Art von Feldarbeit in jedem besondern Monat zu thun ist. Um die Monate zu bezeichnen, zählen sie dieselben, als der erste Monat (Keij monj), der zweite Monat (Keij bahr) u. s. w. Wenn sie bis zum achten Monat gekommen sind, so zählen sie nicht weiter, denn die übrigen vier Monate, die, weil keine Feldarbeit zu verrichten ist, im Nichtsthun hingebracht werden (wie die im Spiele gewonnenen Schalttage), gelten für nicht existirend und nicht zum Leben gehörend. Wenn am Ende dieser vier Monate, die sie Keij ningnon (oder die schwebenden Monate) nennen, Orion den Zenith passirt hat und die große Hitze vorüber ist, dann bemerken sie, daß es Zeit zum Säen ist und beginnen im April auf's Neue die Monate zu berechnen. Orion heißt bei den Banar Süng long Gudak (der Stern der Falle), weil die Constellation einer Tigerfalle gleicht, deren biegsames Holz gewaltsam zurückgezogen ist, um beim Abbeißen des Köders vorzuspringen. Das Sternbild der Plejaden heißt Sedrungier oder der Hühnerkorb, der zum Ausbrüten gebraucht wird (die Henne mit den Kücken); die Kasia nennen (nach Yule) die Plejaden „the hen-man“.

Von der Seele (mahol) unterscheiden die Banar (wie die Fantees) verschiedene Arten. Wenn der Schlafende träumt, so wandert seine Seele umher, eine Ansicht, die auch bei den Tagalen, den Karen u. s. w. herrscht. Das Herz heißt pleh nui oder die Frucht (pleh) der Brust (nui). Verstand wird durch don (Ohr) ausgedrückt, und bngai don (ein Mann mit Ohren) heißt so viel als: verständiger Mann. Höhere Gelehrsamkeit wird durch den etwas zweideutigen Titel bngai don tich' (ein Mann mit langen Ohren) ausgedrückt, oder auch bngai don regaeh' (ein Mann mit Ohren-Ueberfluß). Bĕnō heißt Leidenschaft oder jede Seelenbewegung (im guten, wie im schlechten Sinne), und

bngai bĕnō bedeutet einen jähzornigen oder auch einen besonders weichherzigen Menschen, da man überhaupt damit nur sagen will, daß derselbe leicht durch Eindrücke erregbar sei. Weitere Beifügungen können dann bestimmen, in welchem Sinne es gemeint ist. **Bngai bĕnō huul** z. B. würde die bestimmte Bedeutung des Jähzornes geben und **Bngai bĕnō regnoa** die mildthätiger Gesinnung. **Regnao** bedeutet Schweigen und Einsamkeit, Alles, was still und beruhigend wirkt, wie ein kühler Wind. Wer sich nach der Gesellschaft eines Freundes sehnt, sagt, daß er sich in seiner Abwesenheit einsam fühle, und gebraucht dafür diesen sonst auch Wohlwollen bezeichnenden Ausdruck.

In den Pronomina findet sich Einiges den indochinesischen Rangsprachen Entsprechendes. **Eh** z. B. ist weniger höflich in der Anrede, als **ih**. Die Hand heißt **tih**, der Finger **chedrang**, der Zeigefinger ist **hlo** (der Zeiger), der Mittelfinger **anih** (die Mitte), der kleine Finger **deng** (der Kleine). **Yong-ti** (die Herrin der Hand) bezeichnet den Daumen, und **Chedeng tepa** (der siebente Finger) bezeichnet den Ringfinger, weil das Zählen nach den fünf Fingern der ersten Hand, sich mit dem kleinen Finger der andern fortsetzt und so den Ringfinger zum siebenten macht. Wenn die zehn Finger der beiden Hände nicht genügen, so wird mit den zehn Zehen der Füße weiter gezählt, und wenn die Rechnung auch diese Zahl übersteigt, so sitzen sie in lächerlicher Verlegenheit da, mit ihren ausgespreizten Fingern und Zehen dicht zusammen, ohne zu wissen, was weiter. Mitunter wird indeß zu einem neuen Hülfsmittel gegriffen, indem man kleine Stückchen Holz zusammenlegt. Bei Divisionen heißt daher der Jedem zukommende Theil sein Holz (**long**), und **long inj** (mein Holz oder mein Antheil) wird dann wieder im allgemeinen Sinne gebraucht, um die erste Person zu bezeichnen. **Long ram inj** (mein Antheil oder mein Holz ist verloren) würde bedeuten: „Ich bin zu Grunde gerichtet."

Zahlen der Banar:

ming,	bahr,	peng,	puen,	padam,	todro,	tapuch',	tangham,	tischin.
1	2	3	4	5	6	7	8	9
moi,	bahr,	pi,	puen,	padam,	tadro,	topech,	naham,	tischin:

Zahlen der Sedan.

Roth (**gōō'**) wird gewöhnlich **duhm** genannt, was auch die Reife in Früchten oder Getreide ausdrückt. Weiß, wenn es rein und

fein bedeutet, heißt baak bei den Banar, wie z. B. um Leute von weißem Teint zu bezeichnen. Coōhk ist Weiß, als verschieden von Schwarz. Clabng drückt die Farbe des weißen Büffels, aus und Cōh' wird für weißes Haar oder weißen Bart gebraucht. Jede düstere Farbe, die keinen Glanz in sich hat, heißt gam. Schwarz ist gam-brang, blau ist gam-plenj (plenj oder der Himmel), grün ist gam-gnet. Durch Gnet wird der Glanz einer Farbe bezeichnet, und es kann ebensowohl ein scheinendes Grün, wie ein scheinendes Blau meinen. Adri heißt im Besondern die grüne Farbe der Blätter, und es wird auch gebraucht, um Unreife in Früchten oder in den Reisähren auszudrücken. Adri-gnet schildert das frische Grün der jungen Sprossen. Die meisten hinterindischen Völker legen kein Gewicht auf die Unterscheidung zwischen blau und grün, die auch für unser Auge bei künstlichem Lichte verschwindet. Ich wurde zuerst darauf aufmerksam in Birma, wo mein Bursche, der eine blaue Medicinflasche holen sollte, dieselbe nicht finden zu können behauptete und die nachher gezeigte für grün erklärte. Ich hatte das in den Dictionairen als blau gegebene Wort gebraucht, aber in seinen Augen entsprach die Farbe einer andern Modification, und dieses konnte nicht etwa in einer Idiosynkrasie beruhen, da die Anwesenden ihn in seiner Aussage bestätigten. Sie bewiesen mir, daß wenn auch nicht schwarz weiß, so doch blau grün sei. Auch bei den Siamesen und Kambodiern mag Khiau unter Umständen sowohl Grün, als Blau bezeichnen. Ein dunkles Blau heißt Khiau kram (indigo blau) oder si thao (unbestimmte Farbe) bei den Siamesen und Khiau tchach (altes blau) oder sabo pech (unbestimmte Farbe) bei den Kambodiern. Himmelblau heißt si fa (die Farbe des Himmels) oder khiau fa (das Khiau oder Blau des Himmels) oder si khiau khao (die weiße Farbe des Khiau). Grün heißt im Siamesischen khiau bai thong (das Khiau der Bananen-Blätter), und die Kambodier nennen es ebenso, obwohl sie für Bananen-Blätter den Ausdruck slak chehk gebrauchen würden. Das Blattgrün bezeichnen die Siamesen als Khiau bai mai (das Khiau der Baumblätter) und die Kambodier als Khiau slak chöh (das Khiau der Baumblätter).

Alle die wilden Stämme der Berge, die bei den Kambodiern Pnom, bei den Cochinchinesen Moi, bei den Tonquinesen Myong heißen, werden von den Siamesen unter der allgemeinen Bezeich-

nung Kha zusammengefaßt, ein Wort, das Sklave bedeutet, indem diese Völker, die in beständigen Sklavenjagden ihren Erwerb suchen und sich gegenseitig verkaufen, die Sklavenmärkte Kambodias versorgen und dort noch jetzt dieselbe dienende Klasse bilden, die der chinesische Gesandte im 13. Jahrhundert mit dem Namen Tsung (Hunde) belegte. Das Wort Kha beginnt den verächtlichen Klang, der ihm anhaftet, durch die Hofdienste gerade unter den Siamesen, den sogenannten Freien oder Thai zu verlieren, indem die Kha luang dort einen angesehenen Posten im Staate bekleiden. Die Birmesen haben das in ihrer Sprache bedeutungslose Praefixum Kha dem Namen mancher Bergstämme (wie in Kha-khien dem der Khien) beigefügt und verbinden damit den Begriff von Eingeborenen, die nicht, wie sie selbst, von den himmelentsprossenen Brahmanen herstammten, sondern aus Blumen, Knollen, Wurzeln, oder (wie Aschanes im Harze) aus Felsblöcken und Steinen hervorgewachsen seien, durch die Tandaedaza (die Zeugung durch feuchte Wärme, wie im vegetabilischen Reich). Durch Mischung mit ihnen erzeugten die Bhyamma die Sklavenvölker der Ka-khyen, Ka-kuis, Ka-thay, Ka-Shin u. s. w. Auch die chinesischen Eingeborenen heißen Miautse und Miaou, oder aus der Erde geboren. Die Siamesen definiren die einzelnen Stämme durch Beifügung ihres jedesmaligen Namens, als Kha Tampuem, Kha Chavas, Kha So u. s. w., wie auch von Lao theh (den echten Lao in Viengchang), den Lao Suai (in Sisaket), den Lao Phuen (in Siengkrang), den Lao Njoh (in Lakhon Panom) gesprochen wird, und die Laos zählen wieder auf die Thai theh (die echten Thai oder Siamesen), die Thai Lao, die Thai Khamen, die Thai Phamah, die Thai Khek, die Thai Chek u. s. w. So giebt es auch die Khek thet (die Malabaren), die Khek Malayu (die Malayen), die Khek Xava, die Khek Farang, Khek Hindu u. s. w. Khek bedeutet einen Fremden im Allgemeinen, bezeichnet aber im Speciellen die Malayen, die auch Xava (Java) heißen oder (nach kambodischer Aussprache) Tschwea. Da sie Anhänger des Islam sind, begreift man unter Khek hauptsächlich die Mohamedaner. Solche, die aus Arabien und der Türkei, als den Muttersitzen ihrer Religion, eingewandert sind, und sich über die für ihre Orthodoxie allzu laxen Glaubensgenossen des Archipel weit erhaben glauben, rühmen sich ihrer Herkunft aus

Rum, und sind meist mit einer angesehenen Stellung bekleidet. Der schon in den alten Sagen der dortigen Völker spielende Name Rum hat damit eine neue Auffrischung und Bedeutung gewonnen. Der Ausdruck Tschwea wird gleichfalls generalisirt und dann im Speciellen vertheilt, als Tschwea Tanai (von Patani), Tschwea Malayu, Tschwea Cham, Tschwea Krabok (eines südlichen Eilandes), Tschwea Sot u. s. w., sowie Khamen Lao, Khamen Xong, Khamen Radeh, Khamen Samreh, Khamen Kuay, Khamen Tschwea andere Mischungen repräsentiren. Wenn ein Unterschied von den Suay der Tributpflichtigen, die statt persönlicher Leistungen eine Einlieferung bestimmter Steuern aufgelegt erhalten haben, ausgedrückt werden soll, so hört man die Laos sich die Thai banni Thai bannan (die Freien dieses oder jenes Dorfes) nennen. Die Cochinchinesen bezeichnen die Wilden mit demselben Worte Myang, das bei den Siamesen Städter bedeutet und nennen sich, als Städtebewohner, Keoh von Kecho oder Marktplatz, dem Namen der königlichen Residenz. Bei den Siamesen hat Keoh die Bedeutung eines Juwels oder Kleinods, und im Vergleich zu den nach chinesischer Weise geordneten Städten Tonquins mögen ihnen ihre eigenen nur als Dörfer vorkommen. Indeß beneiden sie sie gerade nicht. Ein Laos-Kaufmann bemerkte mir, daß es sich in seinem wüsten Lande, wo man tagelang weder Menschen noch Dorf treffe, leicht und bequem reisen lasse, daß er Tonquin aber stets nur mit Widerstreben betrete. Da sei Dorf an Dorf und Stadt auf Stadt, und unter der steten Angst vor den Wachtposten, Steuerbeamten und Paßrevisoren würde man seines Lebens nicht froh.

Nach Retord bauen die Xa, die aus Laos in sieben Familien ausgewandert seien, ihre Wohnungen auf kleinen Erhöhungen und sind mehr stationär als die Myong oder Moi (eine Eigenschaft, wodurch sich in Assam die Nagas von den umwohnenden Kukis und Kachar unterscheiden). Die Thi hält er für die wahren Eingeborenen, wogegen die Nong des Grenzgebirges chinesischer Herkunft seien. Die wilden Kemoi leben nördlich von Cochinchina, und im Birmesischen bedeutet Kamoi einen Räuber. Die Koi sind wegen ihrer Geschicklichkeit im Bogenschießen gefürchtet, wie die Khyen am Khyendwanfluß.

Im Gegensatz zu den Xao-den oder den Hochländern, die einen jährlichen Tribut an Wachs, Harz und Kardomen einzuliefern haben, heißen die die Niederungen Korats bewohnenden Khamen oder Khom, die Flachländer (Xao Lang) bei den Siamesen. Die kambodische Sprache unterscheidet Nak löh' (Hochländer) und Nak krom (Flachländer). Die Xao-den oder Lava in den Gebirgen Korats verehren besonders die Phi Arak, wie die Schutzgeister und die „nützlichen" Dämone auch bei den Siamesen genannt werden. Sie stellen aus Stein oder aus Holz gemachte Figuren, in denen die menschliche Gestalt roh nachgeahmt ist, in ihre Kapellen oder Tempelhütten (San), und rufen in gefährlichen Krankheitsfällen die Geister an, niederzusteigen, damit sie über die Krankheit ausgefragt werden können.

Den äußersten Vorposten der Karen bilden die Karien in der gebirgigen Umgebung des Phrabats bei Lophaburi, die ihr Haar in einen Knoten aufgebunden tragen, und dann die Karien bei Myang Kariajok (in der Nähe Korat's), die als Sklaven der Rawa oder Lawa, auch Kha genannt werden. Bei ihnen haben die Frauen, neben der Sitte, die Ohren zu vergrößern, den Haarknoten bewahrt, während die Männer ihr Haar schon nach der siamesischen Frisur, kurz geschnitten, tragen. Die birmesische Lawa dagegen und besonders die Lawa von Myang Lem in den Ländern der Shan oder Laos haften hartnäckig an den Bräuchen ihrer Väter und weichen nur schwer von denselben ab.

Im Westen von Mohang (Myang) Len oder Lem, der Hauptstadt der Laos, liegt Mohang Kosangpyi, und noch weiter nach Westen kommt man zum großen Walde Pahimapan (sagt du Halde). Mohang Kosangpyi wurde früher von einem Volke bewohnt, das Thay jay hieß und ein so ausgedehntes Königreich besaß, daß es drei Monate Zeit erforderte, dasselbe zu durchreisen. Jetzt aber ist es mit dichten Waldungen besetzt, die mit dem Walde Pahimapan zusammenhängen. Prachyan Otang, der König von Moang Kemarat, schickte jährlichen Tribut an Hawa. Diesen Pa-Himaphan (Pa ist das siamesische Wort für Wald) im Himalaya kennen die birmesischen Sagen als ihren mythischen Hemawun-Wald. Du Halde sagt weiter, daß die von Thay jay oder Pamahang nach Myang Lem kommenden Kaufleute indische Waaren brächten, so daß

sich also Indien dort mit Erzeugnissen China's auf der anderen Seite berührt.

Ein armer Sklave der Kha, den ich in dem Hause eines Edelmannes in Ubong sah, sang mir die Lieder seiner wilden Heimath, deren erster Vers gewöhnlich begann: „Say-Horot, die Chinesen, So, sind gekommen", und dann ein Juchhe über die Ankunft dieser Kaufleute mit ihren sehnsüchtig, wie Zucker von den Kindern, erwarteten Salzladungen, die sie, wie er mir sagte, in kleinen Packeten auf den Rücken trügen, da die engen Bergpässe keine Saumthiere erlaubten. Sie empfangen zum Austausch Wachs und mitunter auch Silber, das dort (vielleicht in dem argyra chora) gefunden und in kleinen Stangen von Fingerslänge (ngön lien genannt) verkauft wird. Als ich nach der Herkunft der mitgetheilten Lieder fragte, sagte er, daß sie dieselben in ihrem „Bauche" aufbewahren, d. h. in der Erinnerung. Bücher besäßen sie keine. Sie verehrten die Sonne, was er Pla matpri bö ma nannte, oder „die Sonne erhält Reis zu essen". Beim Beginn der Feldarbeiten wird die Kvan ngo Kvan ma genannte Ceremonie beobachtet, indem man der Meh Pohsoph Opfergaben bringt. Diese alte Feldmutter überwacht auch die Aecker der Karen, auf einem modrigen Baumstamme sitzend. In Siam ist sie gleichfalls bekannt, und dort hat das Wort Kvan einen vieldeutigen Sinn, indem es verschiedene Arten heiliger Weihen bezeichnet. Zur Begleitung ihrer Gesänge spielen die Kha die große Schilf-Orgel der Laos, Khen genannt. Von den Laos erhalten die Kha ihre Areca-Nüsse, aber die Betel rankt wild an den Bäumen ihrer Wälder. Die Zähne werden mit einem heißen Eisen geschwärzt, da sie dann nicht mehr schmutzig werden können.

Die Unbekanntschaft, in der die Kha so lange verblieben sind, ist besonders der schwierigen Schifffahrt auf dem Mekhong zuzuschreiben, der überall durch Wasserschnellen und Fälle unterbrochen ist. Von Europäern hat nur zuweilen das schwache Boot eines Missionärs diesen Strudeln zu trotzen gewagt, die besonders dort gefährlich sind, wo der Fluß aus der Hochebene in das zerrissene Gebirgsthal hinabstürzt. So lange er durch die chinesische Provinz Yunan oder an ihrer Grenze hinströmt, bietet er keine Hindernisse, selbst nicht für größere Fahrzeuge, sondern wird als ein breiter und ruhiger Strom beschrieben.

Als solcher erscheint er auch in der jetzt französischen Provinz Saigon, nach seiner Vereinigung mit dem Cambodiafluß, durch den die Wasser des großen Sees abfließen. Im 17. Jahrhundert sandten die Holländer Gerard van Wusthof nach den Laosländern, um Handelsverbindungen anzuknüpfen (1641), aber die Expedition hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe sie Viengchan zu erreichen vermochte. Von der europäischen Factorei jener Zeit haben sich manche Erinnerungen in Kambodia erhalten. Pinhalü, in der Nähe von Panompen, hieß früher Panom kjang Sabek, oder der Hügel des Häute-Magazins, weil die Holländer, die für ihre Communicationen mit dem Innern den Kanal Khlong Sarang bei Kampong luang gebaut hatten, dort ein Magazin von Büffelhäuten besaßen und jährlich mit ihren großen Schiffen heraufgesegelt kamen, bis in einer gegen sie angestifteten Meuterei alle Mitglieder der Factorei ermordet wurden. Ein kambodischer Mandarin, der die Fortschritte der häufig Udong von Saigon aus besuchenden Franzosen fürchtete, erzählte mir als eine im Volke fortlebende Tradition, daß die Holländer bei ihrer ersten Ankunft ganz bescheiden den König nur um so viel Land gebeten hätten, als eine Büffelhaut bedecken würde, um dort ihren Reis zu kochen, daß sie aber nach erhaltener Erlaubniß die Haut in Riemen geschnitten und genug Terrain damit umzogen hätten, um ein Packhaus zu bauen, das sie allmälig mit Kanonen zum Schutze vor Dieben besetzt und schließlich in eine Festung verwandelt hätten. In Batavia, wo den Holländern derselbe Trug vorgeworfen ward, hat sich diese Festung längst zu einem zweiten Karthago erweitert. Das ruhmvollere Epithet der Kanalbauer scheint den Holländer gleichfalls überall hin zu begleiten, denn auch in Loanda sah ich die Reste eines Kanals, den die Holländer während der kurzen Zeit, wo sie diese portugiesische Colonie besaßen, zu bauen angefangen hatten.

Es war natürlich, daß Kambodia schon bald die Aufmerksamkeit dieser speculativen Kaufleute auf sich zog, da es von allen hinterindischen Ländern das reichste an tropischen Producten ist. Ein überall hin verzweigtes Netz von Kanälen und Flußarmen bietet dem Handel die Vortheile des Wassertransportes, und die Franzosen, die sich in Saigon an der Mündung eines abgesperrten Flusses sehen, fangen an zu ver-

stehen, daß ihre Provinz geographisch weit richtiger zu Kambodia als zu Cochinchina gerechnet würde, eine Entdeckung, die dem König von Siam manche Unruhe verursacht. Nach der kambodischen Geschichte war Saigon längere Zeit der Sitz einer kambodischen Königsdynastie, die sich, von inneren und äußeren Feinden bedrängt, in dem damals noch dicht bewaldeten Lande ein zeitweiliges Asyl schuf.

Die Westküste von Afrika.

Ausland Nr. 38, 1859.

Die afrikanische Westküste ist, ihre Nähe zu Europa in Betracht gezogen, von allen zu Wasser erreichbaren Ländergebieten das verhältnißmäßig von Reisenden am wenigsten besuchte, und obwohl die englischen Postboote jetzt allmonatlich eine regelmäßige Verbindung zwischen ihren wichtigsten Punkten unterhalten, werden die gefürchteten Klimafieber für immer jeden abschrecken, den nicht sein Geschäft, Beruf oder die Wissenschaft dahinführen. Die Dampfschiffe, die auf den canarischen Inseln anlaufen, berühren die afrikanische Küste zuerst in der französischen Niederlassung Goree, südlich am Senegal, in einer Bucht des dort nur mit spärlicher Vegetation bedeckten Festlandes. Die nächste Station bildet das englische Bathurst, an der Mündung des Gambia gelegen, und der Sitz des dortigen Gouverneurs. Der Pflanzenwuchs wird reicher und üppiger, besonders wenn man die Region der Mangrovebüsche passirt hat, doch bleibt die Küste ein einförmig flacher Streif, bis sie sich in den malerischen Kuppen der Bucht von Sierra-Leone zu heben beginnt. Liberia liegt am Fuß des dichtbelaubten Cap-Mount, und dann nimmt die sorgfältig angebaute Kornküste ihren Anfang, wo überall Dörfer und weiße Thürme aus den dunkeln Büschen hervorschauen, und Hunderte von Booten, geschäftig vom Land stoßend, das Meer bedecken, sobald das Dampfschiff in Sicht ist. Kühn springt im Süden das Cap der Palmen vor, welches das Gebiet der Manou- oder Krufamilie durchschneidet, und dann tritt die Küste in die weite Bucht von Guinea zurück; der Name Guinea hat sich aus dem Mittel-

alter, von dem goldreichen Guinauha her vererbt, und scheidet sich in Nord- und Südguinea, als deren Grenze das Cameroon-Gebirge, Fernando-Po gegenüber, angenommen wird. Oestlich vom Cap-Palmas beginnt das wellenförmige Hügelland der Goldküste, vielfach auf den Höhen noch mit den Castellen jener Zeit des Faustrechts gekrönt, wo dort die seefahrenden Nationen Europas, Niederländer, Engländer, Franzosen, Dänen, mit Blut und Leben um Gold und Sklaven feilschten. Einige derselben dienen noch jetzt zu Handelscomptoiren und Garnisonen, haben aber vielfach ihre Herren gewechselt, und das alte El-Mina, die erste portugiesische Niederlassung in Guinea, ist jetzt in den Händen der Holländer. Das sogenannte Cap-Coast-Castle, wenige Stunden von El-Mina gelegen, bildet einen Anlegeplatz der Dampfschiffe, und über die Berge sieht man sich die Heerstraße hinziehen nach Coomassie, der Hauptstadt des mächtigen und schrecklichen Aschantireichs. Auf ihr stiegen verschiedenemal die Legionen seiner gefürchteten Kriegsschaaren nach dem Meer hinab, und mehr als einmal hing der Bestand der englischen Niederlassung an einem schwachen Faden. Doch gelang es, sie zu behaupten, und dadurch bleibt der König von Aschanti vom Meer abgeschnitten, wogegen sein nebenbuhlerischer Nachbar, der König von Dahomey, gleich im ersten Anlauf der Eroberung die europäischen Forts von Wyhdah zerstörte, und so sich einen offenen Exportationsmarkt für seine Sklaven schuf. Weiter südlich beginnen die Flüsse auf denen der jedes Jahr an Bedeutung zunehmende Palmölhandel getrieben wird, die lange bekannt, aber kaum beachtet waren, deren Mündungen aber jetzt der Reisende in andächtiger Beschauung hinaufsegelt, denn er weiß, daß in ihnen die Wellen des viel gesuchten Niger rollen. Das Dampfboot läuft gewöhnlich in Bonny an, besucht dann später noch den Alt-Kalabar und Cameroon, und schließt seine Fahrt in Fernando-Po, von wo es nach Einnahme der Post und etwaiger Cargos wenige Tage später nach England zurückkehrt, dieselbe Stationsroute in umgekehrter Richtung durchlaufend.

Wir befinden uns vor der Mündung des Alt-Kalabar, eines in einer imposanten Wassermasse, deren Breite auf zwölf bis fünfzehn (engl.) Meilen geschätzt werden mag, ausströmenden Flusses. Bis zur Papageien-Insel (Parrot-Island auf den Karten), wo ein dichter Wald von Rhizophoren täglich neues Land bildet, kann

die Einfahrt als ein Arm der See oder ein Aestuarium betrachtet werden, der noch verschiedene andere Zuflüsse aufnimmt. Die Küste Afrikas blickt niedrig und trüb aus dem trüben Wasser in einen grauen Nebel hinein, der dem spähenden Auge jeden Anblick des mächtigen Cameroongebirges, das seitlich aufsteigen muß, entzieht. Etwa fünfzig Meilen aufwärts erreicht man Duke-Town (4° 57′ 65″ nördl. Br.), den Hauptstapelort dieses Flusses, auf einem freien, ansteigenden Terrain, dessen frischere Vegetation angenehm gegen die dunkeln Mangrovebüsche absticht, die vorher die Ufer bedeckten. Die Lehmhäuser der Neger stehen unter und an dem Hügel, von dem die freundlichen Wohnungen einer englischen Missionsstation, im europäischen Style gebaut, herabschauen. Der Kalabar war lange Zeit ein bedeutender Ausfuhrhafen für Sklaven, aber in einem 1842 auf Verlangen der englischen Kreuzer unterzeichneten Vertrag machten sich die damaligen Häuptlinge, Eyo und Eyamba, verbindlich, dem Menschenhandel zu entsagen, und seitdem hat die Cultur des Palmöls und seine Ausfuhr bedeutend zugenommen. Sie ist fast ganz in den Händen der Engländer, und mehrere Oelschiffe, die in ihrem abgetakelten Zustande, mit Strohdächern überbaut, schwimmenden Häusermassen glichen, lagen auf dem Fluß vor Anker.

Die Hütten des von den Engländern Duke-town genannten Fleckens, der bei den Eingeborenen Atarpah heißt und gegen tausend Familien enthalten mag, stehen ordnungslos auf dem unebenen Terrain umher, so daß von Straßen, deren Reihen zwar angedeutet, aber nicht eingehalten sind, kaum eine Rede sein kann, zumal jeder die Straße zugleich als Hof benutzt, um allen Unrath dorthin zu werfen. Der Boden ist ein rother Lehm, der bei Regenwetter sich in einen schlüpferigen Morast verwandelt, und macht es oft bedenklich, die Abhänge hinabzuspringen, die meistens ein Haus von dem andern trennen. Die Häuser selbst sind aus leichtem Fachwerk aufgeführt, das von außen mit Thon beschmiert und von innen durch Matten und Abtheilungen getrennt ist. Viele derselben standen zerfallen oder wenigstens unbenutzt, da der Sohn beim Tode seines Vaters die Wohnung für ein ganzes Jahr leer stehen läßt, um die Ruhe der Seele, die so lange darin fortlebt, nicht zu stören. Ehe er auf's Neue einzuziehen wagt, errichtet er ein sogenanntes Teufelshaus für die jetzt heimathlose Seele, wo sie von den der nekromantischen Ceremonien Kundigen

beschworen und zu den gewünschten Aussprüchen gezwungen werden kann. Die Häuser der Reichen schließen freie Plätze ein, um welche Verandahs laufen, und tragen mitunter einen balconartigen Aufsatz als zweiten Stock, zu welchem Treppen hinaufführen. Man könnte leicht versucht sein, viele derselben für Möbelmagazine oder die Bude eines antiquarischen Trödlers zu nehmen, da der gute Ton unter der Negeraristokratie verlangt ihre Wohnungen möglichst mit allen Arten europäischer Luxusartikel vollzupfropfen, obwohl niemand an ihre Benutzung denkt, oder sie auch nur verstünde. Einen der Matadore des Kaufmannsstandes, der uns zu sich einlud, fanden wir in seinem Prunkgemach so eingepfercht zwischen zerbrechlichen Porzellan-, Glas- und Spielsachen, die auf dem Boden umherstanden, daß er weder Hand noch Fuß zu rühren wagen durfte — eine Verurtheilung zum Stillsitzen, die ihm anscheinend sehr behagte. Noch überfüllter war ein Saal in der oberen Galerie, der die sonderbarste Rumpelkammer der ihm von den Capitänen gemachten Geschenke bildete, und wo es der Mühe werth gewesen wäre, die Veränderungen der Mode in den letzten fünfzig Jahren zu studieren, von dem Roccoco-Armsessel an bis zum amerikanischen Schaukelstuhl. Da waren Fortepianos, Tische, Stühle verschiedene Tafeluhren mit und ohne Getriebe, Alabastervasen, Trinkbecher, Seidel und Schoppen, Kronleuchter und Lampenglocken, Teller, Suppenterrinen und Bratschüsseln, alles in der barocksten Manier aufeinander gestapelt. Die Wände waren bedeckt mit Zinntöpfen, Spiegeln und Bildern in solchem Ueberfluß, daß es oft nöthig war, zwei oder drei übereinander zu hängen, um Platz zu finden. In einem Nebenhof standen die Häuser für die Frauen des Harems, die am Kalabar schwere messingene Trichter an den Beinen tragen, so daß sie sich nur mit einem langsamen, schleppenden Gang bewegen können. Die Reicheren besitzen eine große Zahl derselben, besonders der König, mit dessen Frauen nur zu reden schon als ein Capitalverbrechen betrachtet wird. Der mittlere Hof enthielt einen Holzpfeiler, um dessen Mitte ein eiserner Ring genagelt war, als schützender Fetisch, und zu gleichem Zweck hingen oberhalb jeder Thür Fischknochen herab. In dem benachbarten Cameroon legt man auf einen solchen Fetischstock die Knochen eines Vogels, der innerhalb des Hauses gestorben sein muß. Eine andere Form dieses Fetisches (Ekponyong genannt) ist ein mit Zeug umwundener Pfeiler, auf den ein Schädel gestellt wird.

Daneben findet sich häufig ein Jujubaum gepflanzt, an dem eine parasitische Pflanze wächst, und dessen Wurzeln mit Blut begossen werden. Vor der Schwelle wird ein menschlicher Schädel eingegraben, so daß jeder Eintretende ihn mit seinem Fuß berühren muß.

Das Haus des Königs zeichnete sich von den übrigen nur durch seine Größe aus, und war in ähnlicher Weise eingerichtet; doch zeigten die mit gelben nnd schwarzen Streifen bemalten Wände eine pyramidale Neigung, die ich bei den übrigen Häusern nicht bemerkt habe. Die Decke des Zimmers war vollgesteckt mit Fetischen von Knochen, Federn, Zeuglappen, Eierschalen u. dgl. m. Der Hof, in dem verschiedene aus Palmfasern gefertigte Schirme standen, enthielt ein niedriges Fetischhaus, um welches halb mit Wasser gefüllte Blumentöpfe gesetzt waren, und vor der Thür lagen verschiedene Schädel von Menschen und Thieren neben dem eisernen Lauf einer Kanone, die größtentheils in den weichen Boden eingesunken war. Der Regulus, eine schwerfällige, ungelenke Gestalt, der, wie sein Hofstaat, nur mit einem Lendentuche bekleidet war, empfing uns, indem er mit dem Daumen und Mittelfinger ein Schnippchen schlug, die gewöhnliche Weise der dortigen Landesbegrüßung. Er saß, trotz aller Thronsessel und Divane, die seine Schatzkammer einschloß, auf einer niedrigen Lehmbank, und war entweder so eben erst aus dem Schlaf erwacht oder gerade im Begriff, sich dazu niederzulegen, obwohl dieser glückliche Uebergangszustand bei ihm, wie bei allen afrikanischen Potentaten, seit der Bekanntschaft mit dem Rum der Sklavenhändler, als der normale angesehen werden darf. Der verstorbene König Eyamba soll ein eisernes Haus bewohnt haben, das fertig von England verschrieben war, aber nach seinem Tode unter feierlichen Ceremonien zerstört wurde, damit er sich desselben im Jenseits bedienen könne. Alle zum Lebensunterhalte nöthigen Geräthschaften werden aus demselben Grunde, in absichtlich beschädigtem Zustande, mit in's Grab gegeben, auf dem früher auch Sklaven und Weiber geschlachtet wurden. Jetzt wird, meistens nur ein Hahn geopfert, der in dem Grabe aufgehängt wird um darin abzusterben. Außer dem erwähnten Hause ließ sich dieser durch europäische Civilisationsideen angesteckte Monarch auch ein paar Pferde und eine Kutsche herauskommen, obwohl ein Weg, auf dem dieselben gehen konnten, erst gemacht werden mußte. Bei dem

Mangel eines Ausdruckes für Pferd in der Efik-Sprache nannten es die Eingeborenen Euang makara (des großen Mannes Kuh), und die Kutsche Ufok unang makara (des weißen Mannes Kuhhaus). So bezeichneten die Tahitier das erste Pferd, das sie sahen, als „des weißen Mannes Schwein", und die Odjibbeways als „das Thier mit ungespaltenem Huf". Da die importirten Pferde bald am Klimafieber litten, so pflegte Eyamba in vollem Ornat und unter ein paar mächtigen Sonnenschirmen gravitätisch hinter seiner Kutsche herzuspazieren, die von einem Haufen Sklaven auf der mit vieler Mühe angelegten Fahrstraße hin- und hergezogen wurde. Gegenwärtig ist von dieser nichts mehr zu sehen, doch lagen auf den am Flusse hinlaufenden Gassen, die durch Faschinen gegen die Ueberschwemmungen desselben geschützt waren, Sandhaufen aufgeschüttet, mit denen eine Nivellirung des Terrains versucht zu sein schien. Die Außenwände der besser erhaltenen Häuser zeigten bunte Malereien, deren genaue Regelmäßigkeit anzuerkennen war, da sie mit freier Hand ausgeführt sein sollen. Diese Kunst wird nur von Frauen geübt, die auch Figuren in Calabassen schneiden und chirurgische Operationen ausführen. Die freien Bürger, die nie eine Handwerksarbeit unternehmen würden, tragen gewöhnlich ihr Haar in ein steifes Horn aufgedreht, das über der Stirn hervorsteht. Viele hatten runde Brandnarben auf Arm und Stirne gedrückt, und wie der Dolmetscher erklärte, bedeutete jede derselben den Werth eines Thalers, der auf Erden in dieser Weise durch Ertragung des Schmerzgefühls angelegt und später im Himmel mit Zinsen zurückerstattet werden würde. Sie werden, nach Art der Moxas, durch Baumwolle, die in Spiritus getränkt ist, eingebrannt.

In der Nähe des königlichen Palastes stand auf einer niedrigen Erhöhung das große Palaverhaus der Egboes, eine von Säulengängen umzogene Halle, die im Innern von zwei Metallpfeilern getragen wurde. Vor der Thür stand die heilige Egbotrommel, aus einem hohlen Baumstamm gefertigt, und daneben lag ein mächtiger Basaltblock, der von Fernando Po, oder, wie andere behaupteten, von der Prinzen-Insel gebracht sein soll. Alte Bäume im Umkreis, mit aufrechten Eisenstangen abwechselnd, waren mit Zeugfetzen behängt, und an dem Stamm des dicksten derselben lehnten Elephanten- und Manatiknochen, zum Theil in Zeug gewickelt. Der Eintritt in die inneren Gemächer des

Egboehauses ist Niemanden außer den in die höheren Grade des Ordens Eingeweihten gestattet. Weiterhin kommt man zum Marktplatz, wo jeden andern Tag Frauen ihre Producte zum Verkauf bringen. Am besuchtesten ist er an dem ersten Tage der Woche, die hier aus acht Tagen besteht, dem Chop-Day oder Aqua-e-dere, an dem jeder sein Haus mit Kuhmistwasser reinigt, und der König gewöhnlich den Capitänen und Supercargos, der im Hafen liegenden Schiffe ein festliches Mahl giebt.

Der Kalabar oder Bongo heißt in der Sprache der Neger Akpa-Efik oder Wasser von Efik. Der Ursprung ist noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt, doch scheint die früher vermuthete Verbindung mit dem Niger mittelst des sogenannten Croß-River jetzt widerlegt. Der Reisende Colthurst, der im Jahre 1832 von hier in das Innere vordringen wollte, behauptete von der Existenz derselben gehört zu haben, starb aber, ehe er die beabsichtigte Beschiffung hatte in's Werk setzen können. Schätzbare Beiträge zur Kenntniß dieses Flusses haben Oldfield, Cummins und zuletzt Beecroft, der frühere Gouverneur von Fernando-Po, geliefert.

Die jetzigen Bewohner von Duke-Town, Old-Town und Ekuritunko oder Creek-Town kommen aus dem Egbo-Sharygebiet an dem Croßflusse. Sie ließen sich unter den Aboriginern, den Kwa, nieder und traten nominell zu ihnen in eine Art Tributpflichtigkeit, wie auch jetzt noch die Oberherrlichkeit von dem König von Kwa-Town oder Abakpa, einige Stunden oberhalb Duke-Town, in Anspruch genommen wird. Früher wurde die Abgabe der europäischen Schiffe an den Kwa-König bezahlt, aber vor einigen dreißig Jahren machte sich Duke Ephraim, der in der nach ihm benannten Duke-Town wohnte, von ihm unabhängig, indem er die Ablieferung unterließ und die Gebühr für sich selbst erhob. Viele Ländereien an beiden Ufern des Flusses gehören noch dem Kwa-Volke, aber eine nach der andern werden dieselben von den Kalabaresen erworben, und die Kwa verschwinden mehr und mehr, so daß ihre Nationalität zum Theil schon in die unbestimmte Bezeichnung von Buschmännern aufgegangen ist. Fast alle handeltreibenden Stämme längs der Westküste sind aus dem Innern dahin gewandert, indem die ursprünglichen Besitzer des Bodens entweder unterjocht, verdrängt oder ausgerottet wurden. Der Handel ist das absorbirende Interesse von Kalabar, und jeder ist Kaufmann, groß oder klein, je nach seinen Mitteln, der König

selbst an der Spitze. Manche der dortigen Kaufleute können über bedeutende Hülfsquellen verfügen, und alle haben dadurch gewonnen, daß der Palmölhandel an die Stelle der Sklavenausfuhr trat, während die letztere von den kriegführenden Staaten aufrecht zu halten gesucht wird, bei denen das Umhauen der Fruchtbäume oft gesetzlich geboten ist. Der an der Küste übliche Vertrag mit England über die Abschaffung des Menschenhandels wurde, wie oben erwähnt, erst im Jahre 1842 abgeschlossen, doch hatte schon früher die einst enorme Ausfuhr in diesem Fluß sehr abgenommen. Raynal rechnet im vorigen Jahrhundert sieben- bis achttausend Neger, die von den Engländern allein dort jährlich gekauft wurden, und in den Jahren 1820 und 1821 stieg die Ausfuhr innerhalb fünfzehn Monate auf einhundertzweiundsechzig Schiffsladungen dieser lebendigen Fracht, fing aber dann an sich zu vermindern, da der Handel bald darauf durch den Bonny monopolisirt wurde; die europäischen Capitäne zogen sich dorthin und erklärten den Kalabar in die Acht, wegen der beständigen Erhöhung im Kaufpreis und der gebräuchlichen Abgaben, welche die durch ihren Gewinn übermüthig gemachten Kalabaresen forderten. Aus Noth wurden diese dadurch auf die Production des Palmöls geführt, haben aber diese Veränderung nicht zu bereuen gehabt. Capitäne die länger an der Küste gefahren, behalten ihre bestimmten Connexionen in Duke-Town, mit denen sie über die Quantität des nöthigen Oels und die Zeit seiner Ablieferung unterhandeln, wobei von beiden Seiten viel auf guten Credit gegeben wird. In der letzten Zeit hat man angefangen den Palmölhandel meistens mit großen Schiffen von tausend Tonnen und darüber zu betreiben, und wegen der Gefährlichkeit des Klimas für den europäischen Arbeiter pflegt das neu ankommende Schiff seine Mannschaft mit der ersten Gelegenheit nach England zurückzuschicken, und nur die Negerarbeiter zu behalten, mit denen es sich unterwegs an der Krooküste versehen hatte; die Raaen werden dann herabgenommen, das Schiff abgetakelt und vom Steuer zum Bugspriet mit einem Dach überbaut, während der Capitän seine Cajüte zu einem Laden einrichtet, wo die schwarzen Kaufleute die mitgebrachten Waaren ausgestellt sehen und darnach ihre Wahl treffen können. Ist die Ladung eingenommen, worüber oft ein Jahr und mehr hingeht, so nimmt der Capitän seinerseits die Mannschaft des zuerst ankommenden Schiffes an Bord des seinigen, um damit zurückzusegeln. Der

Capitän, der Supercargo, ein oder zwei Bötticher, um die Fässer herzustellen, und vielleicht ein Schiffschirurg sind die einzigen Europäer, welche die ganze Zeit bei dem Schiff bleiben, und da es nur zu häufig vorkommt, daß das Fieber auch von diesen seine Opfer fordert, so sind sie gewöhnlich dahin instruirt, jeder die Stelle des andern mit versehen zu können. Capitäne, die ursprünglich als Aerzte herauskamen, durch den Tod des Capitäns zur Leitung des Schiffes genöthigt wurden, und sich später durch Studium eine Kenntniß der Navigation aneigneten, sind nichts seltenes, und ich habe an der Küste manchen eifrigen Disputationen beigewohnt, in denen über die Vorzüge eines praktisch gebildeten oder theoretisch angelernten Capitäns gestritten wurde.

Der lange Aufenthalt auf diesen Flüssen und die einförmige Beschäftigung verführen die Capitäne leicht nach materiellen Vergnügungen zu suchen, welche die Gefährlichkeit des Klimas noch bedeutend steigern müssen. Die Ladung wird nur in kleinen Parcellen an Bord gebracht, und die geringeren Quantitäten des vielfach verfälschten Oels sind auf dem Schiffe umzukochen, wofür sich an dem großen Mast ein Kessel aufgesetzt findet. Die gangbarsten Artikel sind auch hier Baumwollenzeuge, Pulver, Gewehre, Eisenstangen, Messingdrähte, Branntwein, Salz u. s. w.; doch ist die Nachfrage sehr der Mode unterworfen, und dem Europäer unerklärbare Gründe können vielfach den Neger veranlassen, die eine Waare ganz und gar zu verwerfen, oder für die andere jeden geforderten Preis zu bezahlen. Die Kalabaresen verführen die von den Capitänen erhaltenen Güter selbst nach dem Oelmarkt, um dort ihre Einkäufe zu machen; doch ist ihre Communication mit den Ländern des Binnenlandes jetzt beschränkter als früher, da nach der Küste vordringende Stämme sie von verschiedenen Plätzen abgeschlossen haben. Auch die Bewegungen der Foulahs, am Kalabar Tibares genannt, mögen nicht ohne Einfluß darauf sein. Die Boote, mit denen die Händler von Duke-Town den Fluß oder vielmehr die Kanäle befahren (da der Hauptarm bald durch Wasserschnellen und Fälle unterbrochen wird), sind lang und schmal, so daß sie leicht zu bewegen sind, und bieten einen weit eleganteren Anblick als man in den südlicheren Flüssen gewohnt ist. Die größeren werden durch ein oder zwei Dutzend Sklaven, in Reihen längs der beiden Seiten sitzend, mit runden Paddeln, die zierlich bemalt und geschnitzt sind, fortgestoßen. Das Staats-

boot eines Kaufmannes, der am Morgen unserer Ankunft von einer Expedition in's Innere zurückkehrte, trug auf dem Steuertheil ein in Cabinette abgetheiltes Haus, das ganz mit rothem Scharlachtuch beschlagen war, während breite rothe Sonnenschirme den übrigen offenen Raum des Bootes überdachten. Um seine glückliche Ankunft zu feiern, war dasselbe, sowie die übrigen seiner aus fünf Booten bestehenden Flottille, mit bunten Fahnen behängt, und zwischen unablässigen Böller- nnd Flintenschüssen lärmten drei verschiedene Musikbanden durch einander, bei denen es an Trommeln und Pauken nicht fehlte. Ist der Handel flau und kommt nicht die gewünschte Zahl der Palmölschiffe, so ziehen die Priester in Procession nach der Papageien-Insel (Parrot-Island), die an der Mündung des Kalabar liegt und schon vom Meer bespült wird. Dort beschwören sie durch ihre Zauberformeln den Geist des „großen Wassers", dessen dunkles Gesicht zu ihnen aus dem Grund emportaucht, und wenn sie seine Erscheinung günstig deuten zu dürfen glauben, so opfern sie ihm ein Albinokind, das weiß ist wie die Europäer, die ihn als Gott verehren. Noch vor zwei Jahren wurde ein solches Menschenopfer dargebracht. In Bimbiah werden Thiere geopfert, wenn Mudiah, der große Geist des Wassers, in seinem Zorn verhindert, daß Fische in's Netz gehen. Am Neukalabar wurde häufig ein im Jujuhaus geweihtes Kind in's Meer versenkt, nachdem man es mit Exemplaren aller der im europäischen Handel gebräuchlichen und besonders gewünschten Artikel behängt hatte. Die Menschenopfer, die früher bei den jährlichen Erntefesten dargebracht wurden, sind abgeschafft, und solche überhaupt im Vergleich zu früher jetzt sehr selten geworden. Den ersten Anstoß dazu soll Duke Ephraim, ein wegen seiner Humanität und Bildung vielfach von den Capitänen gerühmter Häuptling, gegeben haben, vor dessen Haus einst der kopflose Rumpf eines dieser Unglücklichen trieb und durch die Ebbe zurückgelassen wurde, in einer Stellung als ob er die Treppe hinauf in die Thür kriechen wollte. Der Duke wurde dadurch so erschreckt, daß er sich für drei Tage ohne Speise und Trank abschloß und keine weiteren Hinrichtungen während seiner Lebzeit erlaubte. In Obulong ist ein heiliger Hain, dem Schutzgott der Stadt (Anansa) geweiht, dessen Bäume nicht beschädigt werden dürfen. Besonders verehrt ist der Idem Nyanga genannte Baum, sowie der selbstverbrennende Busch. Die Anwohner des Cameroon

halten ihren Fluß heilig, der ihnen alles Gewünschte zu geben vermöchte, sowie den Gipfel des Cameroongebirges (das Hochland von Amboze), den man in den Morgenstunden häufig mit einer glänzenden Schneekappe bedeckt sehen soll. Robertson berichtet als eine unter ihnen erhaltene Tradition, daß ihre Vorfahren einst seine Ersteigung versuchten, um das weiße Salz zu sammeln, aber größtentheils vor Kälte umkamen, oder durch Schlangen und wilde Thiere getödtet wurden. Ein jeder Privatmann hat seinen häuslichen Fetisch, der bald aus Knochen verschiedener Thiere, bald aus menschlichen Gebeinen, bald aus Pflanzenerzeugnissen besteht. Kinder beten jeden Morgen zu einer durch eine Kalabasse repräsentirten Gottheit (Obu genannt), welche die Macht hat, sie vor dem bösen Auge zu schützen.

Religiöse Gelübde, ähnlich den Mokissos in Loango, werden auch hier vielfach übernommen, und bestehen meistens in der Enthaltung von bestimmten Speisesorten. Wer das seiner Familie heilige Thier tödten sollte, hat sichere Strafe zu erwarten, und im Fall es ein Krokodil oder Affe gewesen, glaubt man, daß seine Seele in den Körper eines solchen Thieres fahren werde. Manchmal werden derartige Speisegesetze von der Regierung zur allgemeinen Pflicht gemacht. Dem früheren König wurde stets ein hölzernes Bild nachgetragen, welches das Volk in seinem Englisch den Doctor nannte, und dessen Wille von den Feiticeros erklärt wurde. Die Beschränkungen, die er dem König selbst auferlegte, waren oft sehr lästiger Natur. Ochsen- und Hühnerfleisch wurden vielfach verboten und mitunter selbst Fische, doch da der König ein großer Freund dieser letzteren war, wußte er in einem solchen Falle das Abkunftsmittel zu treffen, daß die Hofbedienten statt seiner die Enthaltung an seiner Lieblingsspeise übernahmen. Es erinnert an die angelsächsischen Thane, die zur Büßung schwerer Sünden ihr Gefolge zu versammeln pflegten, das sich dann gegen eine gute Bewirthung auf dem Schlosse die vorgeschriebenen Geißelungen aufzählte.

In Krankheitsfällen pflegt man einen Zauberer Abiadiong zu Rath zu ziehen, der sich mit dem Kranken in einen magischen Rapport zu setzen sucht, indem er seine Zauberperlen bald an dessen, bald an dem eigenen Körper reibt, und den Dämon anruft, ihm die wirksamen Heilmittel zu enthüllen. Früher pflegten, wenn das Leben von Vornehmen auf dem Spiel stand, zahlreiche

Niedermetzelungen von Sklaven stattzufinden, jetzt dient höchstens als vicarirendes Opfer ein Hund, den man vor der Hütte des Patienten in die Erde eingräbt, und dort ohne weitere Ernährung zu Grunde gehen läßt. Am Cameron giebt man Kranken die Halsdrüsen einer geopferten Ziege zu essen, und besprengt die von ihm getragenen Greegres*), besonders die der Halskette, sowie die ganze Hütte mit dem Blut. Es herrscht dort vielfach der Brauch, daß Vornehme, um ihr Leben gegen die Nachstellungen der Zauberrer sicher zu stellen, heimlich in's Innere reisen und von den Kwa oder anderen Buschmännern den jungen Sprößling eines heiligen Baumes kaufen, den sie selbst pflanzen, dann aber der Sorge ihres Gastfreundes überlassen, der gut dafür bezahlt wird, die aufwachsende Pflanze vor jeder Verletzung zu sichern. Wie überall in Afrika, ist auch am Kalabar jeder Todesfall in den Augen des Volkes durch Hexerei (ifod) verursacht, und sämmtliche Freunde und Verwandte eines Verstorbenen müssen die Probe der Ordealnuß untergehen. Professor Christison hat kürzlich verschiedene Experimente mit dieser von den Eingeborenen Esere genannten Nuß (deren Pflanze zu den Leguminosen gehört) angestellt und gefunden, daß sie allein von allen giftigen Leguminosensamen einen süßen Geschmack statt eines bittern habe. Gerade das macht sie geeignet, den Feiticeros bei ihren geheimen Ceremonien zu dienen, und da das Kochen des Extracts die giftigen Eigenschaften zerstört, so liegt es ganz in der Hand des Priesters, ob er dem Gottesgericht einen günstigen oder tödtlichen Ausgang geben will. Selbst die Cassava, die den Hauptartikel der Nahrung bildet, erleichtert solche gefährliche Kunststücke, da die in Süd-Guinea wachsende Art eine giftige ist, und erst acht bis zehn Tage in frischem Wasser eingeweicht werden muß, um ohne Schaden gekocht werden zu können. Um einen Dieb ausfindig zu machen, dienen die Afia genannten Ordeale, von denen Hutchinson acht verschiedene Arten anführt: 1) Afia aran oder Palmöl-Probe, wobei die Hand in siedendes Oel gesteckt und ihre Verbrennung als Zeichen der Schuld genommen wird. 2) Afia ayara, die Calabassen-Probe, indem die Augenlider mit einem in einer Calabasse bereiteten Pfefferwasser gerieben werden. 3) Afia edet-ibom oder die Probe des Schlangenzahns, der unter das Augenlid gebracht

*) Talismane.

wird und, im Fall der Unschuld, durch das Rollen des Auges ausgestoßen werden muß. 4) Afia ibnot-idiok oder die Chimpanzee-Probe, indem der Priester einen schwarzen und einen weißen Streifen auf den Schädel eines Chimpanzee zieht, und den ersteren für die Verurtheilung, den letzteren für die Freisprechung entscheiden läßt. 5) Afia ntuen mit scharfen Samen, die in's Auge gestreut werden. 6) Afia usan, indem ein Becken voll Wasser ohne überzulaufen bewegt werden muß. 7) Afia-utong, indem eine Nadel durch das Ohrläppchen gezogen wird und durch ihr Zerbrechen die Schuld anzeigen würde. 8) Afia itiat oder der Stein, welche Form der im Kalabar ansässige Missionär Rev. Anderson zu beobachten Gelegenheit hatte, in einem Falle, wo es sich um den Einbruch in das Haus eines Häuptlings von Henshaw-town handelte. Um zu entscheiden, ob der Verbrecher zur Einwohnerschaft Duke-towns oder Henshaw-towns gehöre, versammelte sich die Egbo-Gerichtsbarkeit beider Plätze, und ein großer runder Stein wurde herbeigebracht. Zwei Linien, eine weiße mit Kreide und eine schwarze mit Kohle, wurden dann neben einander gezogen und der Stein dazwischen gestellt. Einer der Häuptlinge träufelte einige Tropfen eines Pflanzensaftes auf denselben, forderte ihn auf, gerecht zu entscheiden, und theilte der Versammlung mit, daß sein Rollen gegen die schwarze Linie die Schuld auf Duke-town, gegen die weiße auf Henshaw-town werfen würde. Ein Knabe wurde herbeigerufen, der seine Hände, die gleichfalls mit dem Pflanzensaft betröpfelt waren, auf den Stein stemmte und ihn scheinbar niederzudrücken suchte, wobei er sich so anstrengte, daß er bald in Schweiß gebadet war. Der Stein neigte sich allmälig gegen die schwarze Linie, und blieb schließlich darauf stehen, die Bewohner von Henshaw-town zu ihrem Jubel von jedem Verdacht reinigend.

Bei der Eidesleistung muß der Schwörende eine zusammengesetzte Mixtur (Albiam) trinken, deren Rest über seinen Kopf ausgegossen wird, mit der Verwünschung, daß sein Bauch aufschwellen möge, im Fall, daß er falsch reden solle. Am Cameroon werden Pfefferblätter während der Eidesabnahme in den Mund genommen. Eine auch an der Goldküste bekannte Ceremonie, die gleicherweise in Rom, wie in Cuzco geübt wurde, ist die Reinigung der Stadt oder das allgemeine Austreiben der bösen Geister, Jubok genannt. Alle zwei Jahre werden aus Bambusfasern,

Stricken und Zweigen kleine Figuren, Nabikems genannt, zusammengesetzt, in Nachahmung von Menschen- und Thiergestalten, die man an verschiedenen Punkten der Stadt, besonders an den Kreuzwegen, aufsteckt. Drei Wochen lang werden sie dort gelassen als Lockvögel für die bösen Dämonen, von denen man glaubt, daß sie ihren Sitz darin aufschlagen werden. In der zur Lustration bestimmten Nacht überfallen sie die Bewohner dann plötzlich mit dem schrecklichsten Lärmen und Geschrei, das ihnen hervorzubringen möglich ist, reißen sie in Stücke und verbrennen sie, worauf das Freudenfest der vollbrachten Reinigung gefeiert wird.

Wenn ein Haus in Altkalabar ausstirbt, in dem der letzte Sproß bei seinem Tode keinen Sohn hinterläßt, so ist es die Pflicht der Tschuamapriester, den Großjuju Tschuku über die Bestimmung eines Nachfolgers zu befragen, da keine sacra gentilitia zu Grunde gehen dürfen, damit das Gemeinwesen nicht Schaden nehme. Der Tschuku lebt in wilder Waldeinsamkeit in einer Höhle, deren Zugang durch einen darüber wegstürzenden Wasserfall geschützt ist. Vielfache Wallfahrten werden dorthin veranstaltet, und gewöhnlich bringen die Pilger von dort (wie vom Ganges in Indien) Gefäße mit heiligem Wasser zurück, das für Krankheitsfälle im Hause aufbewahrt wird und nie verderben soll. Das Orakel des Tschuku wird von allen Seiten her beschickt und sein Ruf geht weit durch Afrika. Es heißt, daß er in der Mitte eines Wassers lebe, das ihn in mysteriöser Weise rings umgebe und sogleich ertränken würde, sollte er eine Lüge zu sagen wagen. Sein Cultus wird von einer einflußreichen Priesterschaft besorgt, die ihre Filialen unter den Ibos, am Bonny, am Kalabar und am Kameroon hat. Wer nicht die Mittel besitzt, um sich Zugang zu dieser hohen Autorität zu verschaffen, wendet sich am Kalabar für die Befragung der Zukunft an einen der volksthümlichen Zauberer, der in einer glänzenden Zinntafel das Isu Abasi (das Gesicht Gottes) erscheinen läßt. Böswillige ziehen dagegen vor, das Isu Ekpo, das Gesicht des Teufels zu sehen, was aber, wie alle schwarze Magie, nur heimlich verlangt und gezeigt wird.

Der eigentliche Name für Gott ist Abasi Ibum, der allmächtige Gott, der sich jedoch, gleich den Göttern Epikur's, in seiner Seligkeit zu wohl fühlen soll, um sich über die menschlichen Angelegenheiten zu kümmern. Nach einer kosmologischen Mythe, die ich später mittheilen werde, liegt der Grund seiner außer-

weltlichen Zurückgezogenheit in dem Ungehorsam des Menschen, der selbst den Bruch herbeiführte, und dadurch der Atai, der weiblichen Energie des Abasi, die den Tod in die Welt brachte, anheimfiel. Die Interessen des Kalabars sind dem Idem Efik, einer Emanation der höchsten Gottheit, anvertraut, der gewissermaßen als der Feruer oder der gespenstische Genius der Efiknation aufgefaßt wird, und sich zuweilen als Baum, zuweilen als Schlange verkörpert, aber in dieser Erscheinung nur von seinem irdischen Repräsentanten, dem Groß-Efik oder Etia gesehen werden kann, mit dem er sich selbst wieder bis zu einem bestimmten Grad identificirt. Er lebt in einer fortgehenden Kette von Avataren in diesem und dessen Nachfolgern fort, deren Reihe aber bei jedem Todesfall durch ein zweijähriges Interregnum unterbrochen wird, indem die Seele des zuletzt Abgeschiedenen Zeit haben muß, dreimal zu sterben, ehe sie sich wieder neu beleben kann. Während meiner Anwesenheit war die Stelle vacant, doch stand die Wiedergeburt der neuen Incarnation bevor. Der Etia bringt seinem Idem ein wöchentliches Opfer zum Besten des Staates, wird aber jetzt nur noch bei außergewöhnlichen Unglücksfällen, die das ganze Land betreffen, wie Hungersnoth, Dürre, Seuche und dergleichen mehr zu Rath gezogen, während er ursprünglich die höchste geistliche wie weltliche Autorität für alle Verhältnisse des Lebens bildete. Solche theokratische Gewalten haben selten lange bestehen können, und wurden meistens frühzeitig von der Geschichte ausgestoßen, sobald ein regeres politisches Treiben emporwuchs, das, wie es in Japan und Bornu den geistlichen Kaiser vor dem weltlichen in den Schatten stellte, so auch in Polynesien, zur Zeit der europäischen Entdeckungen, die altersgrauen Dynastien der Atouas verschwinden ließ. Gleich diesen alten Atouas, welche die ersten Entdecker auf verschiedenen Inseln der Südsee antrafen und bald als vergötterte Menschen, bald als vermenschlichte Götter bezeichneten, begegnen den Mythologen in Afrika überall ähnliche Gestalten in den frühesten Reiseberichten, während sich später nur noch schwache Spuren davon finden, und gewöhnlich auch diese ganz übersehen werden. Das Verhältniß selbst ist aber eins der wichtigsten in den heidnischen Religionsanschauungen, da sich in ihm überall der mystische Knotenpunkt des Göttlichen und Menschlichen schlingt, der Knotenpunkt des Weges nach oben und nach unten, der von den Erklärern freilich weit öfter zerhauen als

aufgelöst ist. Sein rother Faden zieht sich durch die Religionen aller Zeiten und Völker, und auch da, wo ihn das geschäftige Staatsleben schon in vorhistorischen Zeiten zerriß, bedarf es nur einiger Aufmerksamkeit, um leicht seine zurückgelassenen Spuren aufzufinden. Deutlicher und dauernder zeigt ihn, wie die mexikanische Geschichte, so die vieler altslavischer und scythischer Völker, er schaut überall auf den Inseln des indischen Archipelagus hervor, erneut sich vielfach in den reformirenden Secten des Dekkhan, und ist in der ganzen Erscheinung des Buddhismus, dem mächtigen Beweger der Völkerwiege, der in der Unendlichkeit seiner Proteusformen den asiatischen Continent erfüllt, beständig festzuhalten, wie sich auch aus ihm allein die auf dem persischen Sofismus erwachsene Mystik des Islam verstehen läßt, und sein Kern eben jede Mystik erst zu solcher macht. In Polynesien folgte dem Verschwinden der Atouas, dem goldenen Traum, wo noch die Götter auf Erden herrschten, die Epoche der Finnows, Tamehameas und Pomares, in deren wildem Waffenlärm bald die primitiven Geistesregungen der Vorzeit verklangen, in Afrika dagegen war das apathische Temperament der Neger weniger solch' gewaltsamen Aufregungen geneigt, und die Könige, auf deren Schultern die Wucht des eisernen Zeitalters zu lasten begann, waren selten mächtig genug, um die nach der Auflösung der alten Ordnung einbrechende Verwirrung zu hemmen, zumal der europäische Handel immer neue Gährungsstoffe in die politischen Verhältnisse warf. Bei der Schwäche der Fürsten mußte das Heilmittel von anderen Schichten der Gesellschaft in die Hand genommen werden, und wie die Auflösung aller staatlichen Bande im päpstlichen Mittelalter das Vehmgericht auf der rothen Erde Westphalens hervorrief, so entstanden überall in Afrika, wenn keine Centralisation der Staatsgewalt durch fremde Eroberer angebahnt wurde, jene religiös-politischen Weihebünde, die durch den Schrecken einer geheimen Verbindung über die Vollziehung des Gesetzes wachen. Als solcher herrscht der Egboe-Orden in Altkalabar. Gegenwärtig ist derselbe schon wieder in der Auflösung begriffen, da er vor einigen Jahren durch seine despotischen Eingriffe einen Sklavenaufstand hervorrief, aus dem der Geheimbund der Blutmänner entsprang, hat sich indeß in letzter Zeit durch Hervortreibung eines jungen Zweiges in den Inkas zu reformiren gesucht. Bei diesen afrikanischen Negerdörfern kann natürlich von einer geschichtlichen Ent-

wickelung schon deshalb nicht die Rede sein, als sich die schwarze Race nie aus dem Bann der sinnlichen Anschauung zum Reich der freien Idee emporgeschwungen hat. Aber eben deshalb stellen sich einer kritischen Analyse der ursprünglichsten Vorstellungen weit geringere Schwierigkeiten in den Weg, als bei den classischen Religionen des Alterthums, die uns im Schmuck einer reichen Poesie oder abgeglättet durch die philosophische Feile überliefert sind. Hätten die Gelehrten häufiger daran gedacht, oder Gelegenheit dazu gehabt, den Gesichtskreis des Wilden zum Gegenstand ihrer Beobachtungen zu machen, und die mythologischen Dogmen da festzustellen, wo sie am wenigsten durch Accidentien versteckt sind, so würden die Irrfahrten der Symboliker erspart worden sein, in denen Religion zur Philosophie und die Philosophie zum Märchen wird. Vor allen ist es Afrika, das sich über ihre Vernachlässigung zu beklagen hat. Die Nachrichten über dasselbe sind von jeher spärlich und unzusammenhängend gewesen, und in dem Sturm der durch den Menschenhandel aufgeregten Leidenschaften, die den Neger nur als käufliche Waare oder als Lastthier kannten, mochte Niemand daran denken, seine Eigenthümlichkeiten zu studiren. Mit der allgemeinen Barbarei der dort hausenden Völker, mit dem unbestimmten Ausdruck des Feticismus suchte man die Unwissenheit zu beschönigen, obwohl das ehrwürdige Alter des afrikanischen Continents, die ungestörte Entwickelung, die Religion und Staatsverhältnisse dort seit Jahrtausenden genommen haben müssen, wohl eine tiefer eindringende Untersuchung gerechtfertigt haben würden. Feticismus mag man die dortige Weltanschauung, wie die der meisten uncivilisirten, und nicht weniger hochcivilisirten Völker nennen, aber dieser Feticismus gliedert sich im Einzelnen in eine solche Mannigfaltigkeit verschiedener Formen, daß man erst nach einem specielleren Eingehen auf ihre jedesmaligen Eigenthümlichkeiten berechtigt sein wird, allgemeine Folgerungen abzuleiten. Bei den amerikanischen Nomadenstämmen erregt die Vielfachheit der Dialekte, der Sitten und Gebräuche gerechtes Erstaunen bei dem Europäer, der durch die asiatische und seine eigene Geschichte an eine weitere Umschau gewöhnt ist; noch ausgeprägter wird er diese Zersplitterung aber in Afrika finden, wo die ansässige Lebensweise Zeit und Gelegenheit die Fülle gegeben hat, jede locale Mythologie auf das Kleinlichste auszuarbeiten und zum Unterschied von der nachbarlichen zu charakterisiren. Nur in seinen Theilen

kann das Ganze verstanden werden. Für den Historiker, der die Wichtigkeit der Ereignisse nach ihren weitgreifenden Folgen, nach der Mächtigkeit ihrer Bewegungskraft, nach ihren gegenseitigen Anregungen abschätzt und, seiner Aufgabe gemäß, abschätzen muß, können die Naturvölker und ihre Weltanschauung immer nur ein höchst untergeordnetes Interesse haben; dagegen aber ist hier das recht eigentliche Feld der Psychologie, die in den mythologischen Erfahrungen ihre Grundstoffe abwägen muß, ehe sie sich den exacten Naturwissenschaften wird anreihen können; und eine auf den elementaren Gedankengang der Naturvölker eingehende Betrachtung wird eine überraschende Consequenz in dem aufdecken, was zu häufig als lächerliche Lappalien, kaum der Erwähnung werth gehalten wurde und so unbeachtet verloren ging; wird erkennen, wie das in der Geschichte aufwachsende Gedankengebäude in derselben Weise von festen und unabänderlichen Gesetzen beherrscht wird, wie jeder Organismus, der zu Früchten reift, und wird mit den blendenden Spiegelungen des religiösen Horizontes die dunkeln Tiefen des Gemüthes erhellen, aus denen das innere Seelenleben der Völker reflectirt.

Der Egboe-Orden oder Efik (Tiger) ist in elf Grade abgetheilt, von denen die drei obersten Nyampa, Obpoko oder der Messing-Grad und Kakunda für Sklaven nicht käuflich sind; andere Grade bilden oder bildeten der Abungo, Makaira, Bambim boko u. s. w. Der gewöhnliche Weg ist, daß Eingeweihte sich in die höheren Stufen nach einander einkaufen; das dadurch erlöste Geld wird unter die Nyampa oder Yampai vertheilt, die den inneren Bund bilden; dem König selbst kommt die Präsidentschaft zu, unter dem Titel Eyamba. Jede der verschiedenen Stufen hat ihren Egboetag, an welchem ihr Idem oder ihre gespenstische Repräsentation eine absolute Herrschaft ausübt, wie sie die Römer dem Dictator in Zeiten übertrugen, und auch Glieder anderer Stufen des Egboe-Ordens, wenn er ihnen begegnen sollte, mit seinen Strafen nicht verschont. Das Land findet sich gleichsam in einem permanenten Belagerungszustand, der durch die Ueberzahl der Sklaven und Frauen nöthig wird, indem die traditionellen Gebräuche des alten Herkommens durch die regelmäßig einander folgenden Egboetage und der damit verbundenen Proclamirung des Kriegsgesetzes beständig außer Kraft gesetzt und suspendirt werden. Sobald ein Egboetag verkündet ist, fliehen Sklaven,

Weiber und Kinder nach allen Richtungen, da der Idem mit seiner schweren Peitsche bewaffnet umgeht und durchaus nicht scrupulös in ihrer Anwendung ist. Eine gelbe Flagge auf dem Haus des Königs verkündet den Tag der Braß-Egboe oder des Messing-Grades, wo selbst von den Freien sich nur sehr wenige außer dem Haus zeigen dürfen. So oft bei dem Egboe-Orden eine Klage anhängig gemacht ist und der Missethäter bestraft werden soll, wird durch geheime Ceremonien der im fernen Buschlande wohnende Idem citirt, der dann mit einer phantastischen Kleidung aus Matten und Zweigen von Kopf bis zu den Füßen bedeckt und mit einem schwarzen Visir vor dem Gesicht erscheint. Im Kameroon werden die Glieder des Ordens selbst durch ein in einen künstlichen Knoten geschürztes Laubwerk vereinigt, so daß sie sich als eine zusammenhängende Masse bewegen. Ein Jeder, Mann, Frau oder Kind, hat das Recht, die Hülfe des Egboe gegen seinen Herrn oder seinen Nachbar anzurufen, und dazu bedarf es nur, daß er ein Mitglied des Ordens auf der Brust berührt oder an die große Egboe-Trommel schlägt. Der Beanspruchte muß alsogleich einen Convent zusammenberufen, wo die Klage untersucht und, wenn gerecht, befriedigt wird. Erweist sie sich dagegen als unbegründet, so wird der Kläger bestraft; hat das Gericht ein Verdammungsurtheil gefällt, so läuft der Idem mit seiner schweren Peitsche in der Hand, und von einem lärmenden Gefolge von Egboebrüdern umgeben, direct nach dem Haus des Verurtheilten, aus dem sich Niemand rühren darf, bis die Strafe vollzogen und gewöhnlich das ganze Haus zusammengerissen ist, so daß alle Einwohner mehr oder weniger Schaden nehmen. Während dieser Zeit, sowie überhaupt während der ganzen Dauer einer Egboesitzung, würde es für jeden nicht dabei Betheiligten der Tod sein, wenn er sich auf der Straße blicken ließe, und erst wenn die Egboe-Trommel den Schluß des Gerichtes verkündet, können die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens wieder begonnen werden. Mitglieder des Ordens sollen, wenn verurtheilt, das Recht haben, im Rausch zu sterben. Leute, die auf Reisen zu gehen gezwungen sind, stellen meistens ihr Eigenthum unter den Schutz des Messing-Egboe, und ein gelbes Stück Zeug, das über der Thür angebracht ist, genügt, das Haus gegen jede Beschädigung zu schützen; der in den Messing-Grad Einzuweihende wird am ganzen Körper mit einem gelben Pulver eingerieben. Am Kameroon

ist ein Bündel grüner Blätter, der an einen Pfahl gebunden wird, das Zeichen, daß das Eigenthum unter dem Schutz des Egboe steht.

Seine Entstehung soll der Orden der freien Egboes auf den Messen genommen haben, die auf einem großen Oelmarkte des Innern (halbwegs zwischen dem Kalabar und dem Kameroon) abgehalten wurden. Da dort vielfache Unordnungen einrissen, der europäische Handel aber zur Aufrechthaltung des Credits eine genaue Einhaltung der übernommenen Verpflichtungen forderte, so bildete sich dieses Institut als eine Art Hansa unter den angesehensten Kaufleuten zu gegenseitiger Wahrung ihrer Interessen, und gewann später eine politische Bedeutung, indem es die ganze Polizei des Kalabar und Kameroon in seinen Bereich zog. Die Könige suchten sich stets die Großmeisterschaft in diesem Orden zu sichern, da ohne dieselbe ihr Ansehen zu einem Schatten herabsinkt. Europäische Capitäne haben es mehrfach vortheilhaft gefunden, sich in die niederen Grade einweihen zu lassen, um ihre Schulden leichter eintreiben zu können. Ein Mitglied des Egboe hat das Recht, den Sklaven seines Schuldners, wo immer er ihn finde, als sein Eigenthum zu beanspruchen, indem er eine gelbe Schleife an das Kleid oder Tuch desselben befestigt. Der Charakter eines Egboe wird selbst im Innern noch geachtet und gefürchtet, und giebt eine Unverletzlichkeit, wie sie für ausgedehntere Handelsspeculationen in Afrika durchaus nothwendig ist. Als Vorbereitung für ihre Aufnahme unter die freien Egboes werden am Kameroon die aufwachsenden Knaben für längere Zeit zu den Makoko, einem Buschvolk des Innern, geschickt, bei denen sie nackend in den Wäldern leben und nur zeitweise, mit grünen Blättern behangen, hervorstürzen, um ein Bad im Flusse zu nehmen. Keine Frau, und vor Allem keine Sklavin, darf sich bei schwerer Strafe dem Walde nähern, in dem sie sich aufhalten. Um einen Besuch, vorzüglich einen europäischen, besonders zu ehren, pflegt man am Kameroon die Egboe-Ziege vorzuführen, deren Anblick dem Volke sonst nur selten gestattet wird.

Die afrikanischen Sprachen sind überall in eine Unzahl von Dialekten zerbrochen, und in hundert Meilen Radius (Creek-town als den Mittelpunkt genommen) werden die der Usahadet oder Bakasey, Efut oder Kameroons, Aqua oder Kwa, Aukauyong, Uwet, Umon oder Boson, Ekoi und Unenge oder Ibo angeführt, außer der Efik-Sprache selbst. Obwohl auch das Sprachgebiet

dieser ein beschränktes ist, da sie neben dem Kalabar nur in Egbo-Shary oder Ibibio als einheimisch betrachtet werden darf, so dient sie doch zugleich als das gemeinsame Communicationsmittel zwischen Stämmen verschiedener Zunge auch auf weitere Entfernungen hinaus, weshalb der Rev. Hr. Gouldie meint, daß es zu kurz gegriffen wäre, wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, die sie redende Personenzahl auf sechzigtausend berechnete. Obwohl zu der nord-afrikanischen Familie gehörig, nähert sich die Efik-Sprache der Alliteration der nilotischen, die schon in dieser nicht auf Consonante beschränkt bleibt, durch assonirende Uebereinstimmung der Vocale in den Verbal-Präfixen mit dem Grund-Vocal des Verbums. Die Verneinung wird in eigenthümlicher Weise durch die Beugung des Verbums gebildet und durch alle Zeiten durchconjugirt. Die Reflexiv- und Passiv-Form fällt zusammen, und daneben findet sich noch eine Derivation in re, welche die Umkehrung der in dem Verbum enthaltenen Bedeutung anzeigt. Gezählt wird, wie meistens bei den Negern, bis fünf (ket, iba, ita, inan, itiün). Um präpositionelle Beziehungen auszudrücken, werden umschreibende Phrasen verwandt, die sich noch nicht zu Verhältnißwörtern contrahirt haben.

Die Kalabaresen der eingewanderten Egbo- oder Ibibio- (sehr kurz oder klein von ibio: kurz) Race, bei denen sich, wie so vielfach in der Geschichte, der Name des Stammes und des Standes vermischt, lassen sich durch ihr intelligenteres Aeußere leicht von den autochthonischen Negern der Küste unterscheiden, und die Berichte der Capitäne sprechen schon im Anfange dieses Jahrhunderts davon, daß viele, andere sagen selbst: die meisten, englisch zu schreiben und lesen verstünden, und in ihren Geschäften regelmäßig Buch und Rechnung führten. Einige Kaufmannssöhne, die England besucht hatten, sollen diese Kunst mitgebracht und unter ihren Landsleuten verbreitet haben. Nach Adams (in den zwanziger Jahren) waren Lehrer angestellt und Schulen eingerichtet, wo die Knaben der vornehmen Familien unterrichtet wurden. Wenn diese Angaben richtig sind, so muß später ein bedeutender Rückschritt stattgefunden haben. Die seit 1845 etablirte Missionsstation hat verschiedene Bücher in der Efik-Sprache drucken lassen, meistens religiösen oder grammatikalischen Inhalts. Eine volksthümliche Literatur mangelt hier, wie in allen Theilen der Westküste, doch finden sich Mythen und Märchen (Nkes genannt) im

Munde des Volkes, die vielfach den Gegenstand der Unterhaltung bilden. Einige derselben zusammenhängenderen Inhalts fanden sich in einer kleinen Schrift, die ich der Güte des Dr. Hewn verdanke, des Arztes der Mission.

Das Kameroon-Gebirge (5° nördl. Br.) bildet die Grenze zwischen Nord- und Südguinea, und die Flüsse seiner Basis (der Kalabar und der Kameroon) fließen in die Bucht von Biafra aus, die sich vom Cap Formosa (4° 5′ nördl. Br.) bis zum Cap St. Johann (1° 15 nördl. Br.) erstreckt. Die Küste nördlich vom Cap Formosa bis zum Cap St. Paul umzieht die Bay von Benin, während die ganze Beugung Afrikas, die mit dem Cap Palmas beginnt, unter dem Namen des Golfs von Guinea zusammengefaßt wird. Indem das Cap Formosa die Bucht von Biafra wieder von der von Benin scheidet, so werden dadurch die Mündungen des Nigers zwischen beiden vertheilt. Der westliche Arm des Niger bildet den Beninfluß oder den Rio Formoso, wenn man von seinem Zusammenhang mit der Lagune von Lagos und weiter bis zum Cap St. Paul absieht, während es schwer ist, von dem intriganten Flußnetze, das sich südöstlich von dort bis zum Kameroon-Gebirge ausbreitet, das Stromgebiet des Niger mit Sicherheit zu bestimmen, da überall eine binnenländische Communication auf künstlichen oder natürlichen Kanälen stattzuhaben scheint. Gewöhnlich hört man auf mit dem Bonny zu zählen, doch soll das Land zwischen diesem und dem Antoniusfluß nur eine Insel sein, und früher wurde auch ein Zusammenhang mit dem Kalabar vermuthet, mittelst des Kroßflusses. Als die Hauptmündung des Niger oder Quorra wird der Nunfluß genommen, auf dem Landers 1830 zuerst zur See hinabfuhr, obwohl derselbe, wie beim Rhein, an Wassermasse gegen seine Nebenarme zurücksteht. Zwischen dem Benin und dem Nun sind die Flüsse Esclavos, Forcados, Ramoso, Dodo, Penington, Middleton, mit zwei Ausläufern, und Sengana bekannt, zwischen dem Nun und Bonny die Flüsse Braß oder Bento, St. Nikolaus, St. Barbara, St. Bartholomäos, Sombrero und Neu-Kalabar, der früher mit dem Bonny einerlei Mündung hatte, während sich seit einigen Jahren eine Insel (Breaker-Island) zwischen beiden zu bilden angefangen hat, die mit solcher Schnelligkeit durch das an ihren verschlungenen Mangrovewurzeln angesammelte Erdreich wächst,

daß der Capitän unseres Dampfbootes behauptete, auf seinen alle zwei Monaten wiederholten Besuchen deutlich das Zunehmen beobachten zu können. Vor allen Ausflüssen des Niger ziehen sich gefährliche Sandbänke oder Barren hin, die durch den Niederschlag des in dem Flußwasser sich ansammelnden Sandes gebildet werden, indem dort die Fluthwelle des Meeres dem Stromgefälle entgegenschlägt. Innerhalb des durch den umziehenden Kranz der Sandbänke gebildeten Sees ruhigen Wassers ist nun Gelegenheit gegeben, zur Entstehung der unzähligen Lagunen und Delta-Inseln, aus denen dort die Küste Afrikas besteht, und mit denen dieser Continent gleichsam in das Atlantische Meer hinauswächst. Alle Flüsse Afrikas brechen auf mehr oder weniger geringer Entfernung vom Meer durch ein felsiges Thor hindurch, an dem sich die Schifffahrt erschwerende Wasserschnellen bilden (wie bei Buna und Bussa, Layaba im Niger, bei Yellala im Kongo, bei Barraconda im Gambia, bei Felu und Govinea am Senegal, im Kalabar, Kongo, Kameroon, Gaboon u. s. w.), und man hat sich wohl diesen Wall von Felswänden, um den sich meistens weiter aufwärts ein zweiter oder dritter concentrisch herumzieht, als die ursprüngliche Grenze des Welttheils dargestellt, zwischen der und dem die Küste umbrandenden Kreis von Sandbänken das Land durch die Action der Flüsse allmälig angeschwemmt wäre. In dem Delta der Mündungen läßt sich ein solcher Vorgang allerdings nachweisen. Die Häfen Bonny, Neu-Kalabar, Gatto u. s. w. sind nur auf lehmigen Bänken erbaut, die jede Mondsfluth unter Wasser setzt. Auch weiter aufwärts gelegene Städte, wie die Hauptstadt des Braßgebietes, stehen nur auf einem aus Muscheln und Mangrovewurzeln zusammengeklebten Boden, und Aboh, oberhalb der Theilungsstelle gelegen, wird von den Nigerexpeditionen als ein schmutziges und schlüpfriges Neger-Venedig beschrieben, indem die Häuser mehr in als über das Wasser gebaut sind. Die ersten Ansiedelungen in diesen schlammigen Lagunen hatten wahrscheinlich die Bereitung von Salz zum Zweck, welches das Hauptaustauschmittel mit dem Innern bildet, obwohl seine reichliche Einfuhr von Europa jetzt die Fabrikation aus dem Meerwasser meistens überflüssig gemacht hat. Lange wurde in den verschlungenen Windungen des Nigerdelta ein kolossaler Handel mit Sklaven getrieben (man rechnete zwanzigtausend auf die jährliche Ausfuhr von Bonny allein), während jetzt der mit Palmöl

an die Stelle getreten ist, als dessen bedeutendster Markt in Afrika der Bonny betrachtet werden darf. Obwohl gleichfalls nicht ohne Gefahr, macht das breitere Aestuarium des Bonnyflusses doch größeren Schiffen den Zugang möglich, als nach den anderen Mündungen des Niger gelangen könnten. Das Wasser nimmt allerdings auf beiden Seiten der Barre rasch an Tiefe ab, aber in ihrem besten Fahrwasser mögen noch Schiffe von achtzehn Fuß passiren. Segelschiffe pflegen gewöhnlich außerhalb derselben zu ankern und einen Lootsen von Finnema (der Station derselben für Bonny) zu erwarten, um dann mit dem Nachmittags eintretenden Seewinde die Ueberfahrt zu versuchen. Wir waren auf unserm Dampfschiff unabhängig, nahmen aber gerne den schwarzen Lootsen an Bord, der auf seinem Canoe sich zu uns hatte hinausrudern lassen. Er begann sein wichtiges Geschäft, um nach altem Brauch das Meer sich günstig zu stimmen, indem er mit einem Glas Rum an den Bugspriet hinaustrat, denselben besprengte, auf beiden Seiten einige Tropfen in's Wasser fallen ließ und mit dem größeren Rest sich selbst bedachte. Eine ähnliche Operation wiederholte sich, nachdem wir Anker geworfen hatten, indem er Brod und Fleisch in kleine Stücke schnitt, auf dem Bugspriet, dem Schiff und dem Fluß umherstreute, das Uebrige unter den Anwesenden umherreichend, damit Jeder davon gekostet hätte. Die Fahrt von der Barre bis zum Anlegeplatz der Schiffe, in Front von Bonnystadt, ist nur eine kurze, da diese kaum sechs Meilen von der Mündung des Flusses entfernt und überall durch aufgesteckte Stangen und Landmarken bezeichnet ist. Die Brandung auf der Barre wird bei stürmischem Wetter auf weite Entfernungen gehört, und durch den aufgewühlten Sand ist ihr Wasser stets trüb und schlammig, während es inner- und außerhalb klar aussieht. Der Anblick des Landes zeigt nur die aus dem Wasser hervorragenden Spitzen der Bäume, und selbst nach der Ankunft in Bonny sieht man keinen andern festen Boden als eine das Ufer bildende Sandbank, weiß und kahl, während dahinter Häuser und Pflanzungen in einem schmutzigen Morast versunken scheinen — eine Illusion, die durch das Landen auch nicht zerstört wird. Die Kruneger des Schiffs hatten uns an der Sanddüne des Strandes ausgesetzt, von wo wir die Häuser des nahegelegenen Ortes zu erreichen hofften, aber schon nach wenigen Schritten sahen wir den Fortgang durch weite Wasserlachen gehemmt, deren Aus-

dünstungen vor der Betretung ihres schlüpfrigen Bodens warnten. Glücklicherweise boten einige herankommende Neger ihre breiten Rücken, und auf denselben oder vielmehr auf den Schultern nach afrikanischer Sitte sitzend, hielten wir unsern Einzug in Bonny oder Okellama.

Die Straßen bilden ein eigenthümliches Gewimmel von Häusern, an denen sich schwer die Vorder- oder Hinterseite unterscheiden läßt, da sie in allen ihren Ecken vorragen. Bald sind die Gassenlinien so eng, daß kaum zwei Personen neben einander Raum haben, bald erweitern sie sich in kleine Plätze oder Höfe, bald findet man sich zwischen Umzäunungen gartenartiger Anpflanzungen, aus denen Cocospalmen über Bananenbüschen hervorragen oder kleine Beete für Kürbisse und Hülsenfrüchte ausgelegt sind. Größere Bäume, die sich hier und da ausbreiten, sieht man meistens in den Höhlungen des Stammes mit Leinwandstücken behängt, die mit Blut von Ziegen und Hühnern besprengt sind, oder Flecken des Menstrualblutes tragen, um bei magischen Ceremonien zu dienen, welche die weibliche Fruchtbarkeit versichern sollen.

Der dumpfe Lärm einer Trommel rief uns nach einem offenen Platze, wo eine große Anzahl Neger beim Palmweintrinken zusammensaßen, während von ihnen ein Feitiçero, zum Schall verschiedener Instrumente, in zuckenden Bewegungen umhertanzte, um den Gottesdienst einzuleiten, der bald darauf in dem daneben stehenden Juju-Hause abgehalten werden sollte. Dieses war ein neues Gebäude, da das alte vor einigen Wochen durch ein Unwetter niedergeworfen war, und bildete ein längliches Rechteck aus neben einander gesteckten Pfählen, über welche Matten fortgezogen waren. Im Innern war ein kleiner Raum eingeschachtelt, in dem unter zwei Pfeilern auf einer Erhöhung eine Art von Altar stand, während eine niedrige Thür zu einem engen Gange führte, der um zwei Drittheile des Gebäudes umherlief, in ähnlicher Weise, wie man solche meistens bei den egyptischen Tempeln findet. Mitunter sieht man an den Fetischhäusern der Westküste auch die eigenthümliche Bauart mit geneigten oder Parapet-Mauern, wie sie allen Epochen der mexikanischen und peruanischen Architektur gemeinsam ist und sich dort aus dem massiven Material es zweckdienend erklärt, während ihre Bedeutung bei dem leichten Fachwerke der Neger nicht wohl einzusehen ist. Der Boden des Fetischhauses war mit menschlichen Schädeln, dicht neben einander

liegend, gepflastert, so daß sich viele Hunderte derselben darin finden mußten. Auf die erhobene Platform sollte das Bild der Iguana oder Giddi gestellt werden, des Hauptfetisches in Bonny.

Der ursprüngliche Fetisch soll der Okullema, eine Art Strandpfeifer gewesen sein, der die ersten Fischer zu ihrer Ansiedelung in Bonny geführt und deshalb von ihnen zum Gott erhoben worden sei. Später sollen die Spanier (oder Portugiesen) das Volk auf die Nützlichkeit der Iguana (eine schwarze, dem Menschen unschädliche Eidechse) aufmerksam gemacht haben und dieses dadurch bewogen worden sein, seinen Gott zu verändern. Gegenwärtig steht dieselbe in höchster Verehrung, und ihre Beleidigung durch einen Neger würde mit dem augenblicklichen Tode desselben, durch einen Weißen mit dem Interdicte des Handels bestraft werden. Sie schleicht überall in den Straßen umher und scheint von dem Gefühle ihrer Heiligkeit selbst durchdrungen zu sein, da sie sich kaum die Mühe nimmt auszuweichen. Der Thierdienst hat sich an der Westküste die mannigfaltigsten Objecte der Anbetung gewählt, und man kämpft im Niger-Delta ebenso um den Vorzug der nationalen Götter, wie einst in den Städten des Nils. Geräth eine Iguana zufällig in den Fluß oder in einen der mit Haien gefüllten Kanäle, so sieht man sogleich eine Menge Canoe abstoßen, um sie ehrfurchtsvoll aufzufischen und an's Land zurückzubringen, da es das traurigste Omen für den Staat sein würde, sollte sie von dem Hai, dem Fetische der Neu-Kalabaresen, ihren erbittertsten Feinden, beleidigt oder gefressen werden. Seit Kurzem soll am Neu-Kalabar indeß eine religiöse Revolution stattgefunden haben, indem die Haie, auf deren Erschlagung Todesstrafe stand, sich in solcher Weise zu vermehren anfingen, daß täglich Frauen und Kinder beim Wasserholen gefressen wurden. Der Groß-Juju, der in dem theokratischen Regimente des Neu-Kalabar noch über dem Könige steht, hatte deshalb eine Enthüllung, daß fortan die Haie zerstört werden müßten. Man setzte eine Belohnung auf ihren Fang und trägt jetzt Halsbinden ihrer Knochen als Fetische. Dagegen ist das Verbot eingeführt, sich irgend welcher Figuren oder Bilder zur Kleidung oder zum Gebrauche zu bedienen, so daß europäische Manufactur- und Porzellan Waaren, die für den Neu-Kalabar bestimmt sind, ganz schlicht und einfach sein müssen.

In Killibium, einem Bonny gegenüber gelegenen Dorfe, wird eine langgeschwänzte Affenart (in Afrika die Taube) als

Fetisch verehrt; der Schlangen-Cultus findet sich besonders im Braßlande und an der Westküste, der des Krokodils fast überall nebenherlaufend. In Senegambien sah ich Teiche, in denen dieses Thier gefüttert wurde, wie einst im See Möris, und in Kongo sollen die Feitiçeros dasselbe früher zum Reiten gezähmt und zu ähnlichen Kunststücken abgerichtet haben, für welche nach Strabo die Tentyriten bekannt waren. Nach Diodor sollte der Thierdienst seine Entstehung in dem Gebrauche genommen haben, die Stämme und Geschlechter durch Wappen zu unterscheiden, an der Westküste dagegen werden zu dieser Unterscheidung die Nationalhymnen gebraucht. Ein jeder Häuptling hat seine besondere Horn-Melodie nach der er benannt ist, und wer in den Rang der Adeligen tritt, muß als erstes Geschäft seine Leute anhalten, das für sich gewählte Stück zu üben und einzuspielen. Wie sonst der Schlachtruf oder War-hoop, dient diese Musik zur Herausforderung seiner Feinde oder zur Ermunterung seines eigenen Clans, und ist überall wohl bekannt. Solche Klänge nachahmend, nennen die Neger am Bonny ihre Feinde von Neu-Kalabar: Okullololokolobisch, und gebrauchen unter sich keine andere Bezeichnung derselben. Was Diodor weiter von den Egyptern sagt, daß einige manches Eßbare nicht genössen, einige nichts von Linsen, andere nichts von Bohnen, andere nichts von Käse, Zwiebeln oder andere Speise, (eine Bemerkung, die wohl Anlaß zu der Vorstellung von den im Garten wachsenden Göttern gegeben hat), findet seine natürliche Parallele in den Speiseverboten, die überall unter den Negern beobachtet werden.

Ueber die Stellung der Priester zum König, die z. B. in Loango seine Lebensweise ebenso genau regeln wie einst in Memphis; über die an die Mithras-Mysterien erinnernden Einweihungen in die Orden der Semos und Purros; über die ärztliche Behandlung der Krankheiten ließe sich ein Langes und Breites schreiben, doch sind die meisten dieser Vorstellungen zu wenig specifisch, um sie historisch ableiten zu dürfen, da sie vielmehr mit psychologischer Nothwendigkeit bei den verschiedensten Völkern des Erdkreises in der einen oder andern Art wiederkehren. Interessant wäre es immerhin, zu wissen wie weit sich der Einfluß des mächtigen Pharaonenreiches, die Handelsverbindungen des ammonischen Heiligthums und die Kriegszüge der Hamza-Dynastie in Mariaba durch Afrika erstreckt haben mögen, denn eine Geschichte dieses Welttheils existirt einmal nicht, und auch die aus den mohamme-

danischen Archiven zu erwartenden Aufschlüsse werden kaum über die Periode des Islam hinausführen. Für die Westküste sind weder aus Nechos' Periplus, noch aus dem des Eudoxus, weder aus des Sataspes Kreuzfahrt, noch aus Hanno's Colonisations-versuchen, weder aus Plinius noch aus Ptolemäus Data zu entnehmen, die sich mit Sicherheit verwerthen ließen. Die arabischen Reisenden des Mittelalters sprechen von den westlichen Häfen südlich von Ubil nur nach Hörensagen, das Land, wohin die Al-Magrurim verschlagen wurden, die normännischen Schiffersagen, die Entdeckungsfahrten der Genueser, der fabelhafte Goldfluß der canarischen Eroberer, die angeblichen Expeditionen der Diepper Kaufleute lassen sich bis jetzt noch nicht aus ihrer mythischen Umhüllung herausschälen. Für uns beginnt die Geschichte der Westküste mit dem Jahre 1434, wo es Gilianez gelang, nach vielen vergeblichen Versuchen der Portugiesen das Cap Bojador zu umsegeln. Bald erquickten das durch die Einförmigkeit des Wüstensandes so lange ermüdete Auge die schwellenden Contouren des grünen Vorgebirges (1445), bald schloß die üppige Tropenwelt des senegambischen Delta den Entdeckern sich auf, und damit war das erste Glied der Kette eingehängt, die ihre Schiffe von einem fremden Volke zum andern weit und weiter in unbekannte Zonen führte, gesteuert von dem Forschungsgeiste der neuen Zeit, der erst Athem schöpfte, als er, nach Umsegelung des Caps der Hoffnung, neue Welten suchend, sich in der alten wiederfand. Ueber die Völker, welche die ersten Entdecker in den Negerländern antrafen, erfahren wir auch jetzt nur wenig. Ausführlichere Berichte existiren erst aus dem nächsten Jahrhundert, aber dennoch läßt sich durch Rückschlüsse unwiderleglich constatiren, daß mit dem Erscheinen der Portugiesen eine allgemeine Umwälzung in allen Staaten der Westküste gleichzeitig statthatte, daß die ganze Küste, wie die Berichterstatter sagen, in einem allgemeinen Kriegsbrand loderte. Diese Gleichzeitigkeit darf nicht als zufällig betrachtet werden, da ihr ursächlicher Zusammenhang leicht zu verstehen ist. Umgeben auf der einen Seite von der Wüste, auf der andern von dem wildbrandenden Ocean, der selbst den Fischfang gefährlich oder unmöglich macht, lag Afrika in einem traumähnlichen Dasein begraben. Ohne äußere Anregung bewegt der Sohn der Tropen weder Hand noch Fuß; der Neger lebte und starb in seiner versteckten Hütte, begrenzt von dem engen Bezirk seines heimathlichen

Dorfes, der Meeresbewohner lag stumpfsinnig am Strande und brütete apathisch die Stunden des Tages dahin. Es war das goldene Zeitalter, wie es der Neger charakteristisch nennt, das goldene Zeitalter des großen Herrschers von Benin, dessen Reich sich vom Cap Palmas bis nach Benguela erstreckt haben soll. Die Portugiesen verwandelten es in ein Zeitalter des Eisens. Die Civilisation warf den verhängnißvollen Apfel der Zwietracht zwischen die „unschuldigen Naturkinder", sie füllte ihre Heimath mit Brand und Mord, sie taufte sie wieder und wieder in Strömen heißen Menschenblutes, aber noch immer läßt der Tag der Wiedergeburt vergebens auf sich hoffen. Von den Joloffs im Norden, deren Kaiser bald Name wie Schatten seiner Größe verlor, bis zum König von Kongo jenseits der Linie, dessen Reich nach seiner Bekanntschaft mit den Europäern rasch zusammenfiel, läßt sich überall an der Westküste dieselbe Ursache erkennen. Die neuen Handelsartikel, die von den fremden Schiffen entladen wurden, die dauerhafteren Zeuge, die glänzenden Glaswaaren, der verführerische Branntwein, das nützliche und gefährliche Pulver regten mit der Kenntniß unbekannter Bedürfnisse den Wunsch nach ihrer Befriedigung in dem bisher gedankenleeren Hirn der Neger an. Die Küstenanwohner verführten die Waaren in's Innere, und gaben damit selbst den Anstoß zu der Lawine, die sie bald nachher verschlang. Die kriegerischen Stämme der Gebirge drängten nach dem Meere vor, um Theil zu haben an den dort entfalteten Schätzen. Zurückgeworfen, warteten sie nur die Zeit ab, wo sie durch Bündnisse hinlänglich gekräftigt waren, um die verweichlichten Kaufleute der Häfen zu überwältigen und sich selbst dort festzusetzen. Ueberall längs der Küste ist die Race, mit der die Weißen jetzt verkehren, eine aus dem Innern eingewanderte, in Folge von Revolutionen, deren bewegendes Moment nicht in centraler Abstoßung, sondern in peripherischer Anziehung gesucht werden muß. Theils wurde die neue Heimath des gelobten Landes mit den Waffen erkämpft, wie durch die Aschantis und Dahomeer, theils auf dem friedlichen Wege des Kaufs und Vertrags, wie bei den Egboes und den Handelsstämmen des Nigerdelta's. Gegenwärtig sind diese eingewanderten Küstenbewohner selbst vielfach wieder durch neu nachdringende Stämme von den Märkten des Binnenlandes abgeschlossen, und können ihre Handelswege nur durch stete Tributzahlungen offen halten.

Die Bonny-Neger rechnen sich zu einem Ebani genannten Stamm, der aus dem Innern von Ibo oder Abo nach der Küste gewandert sei, und dort jetzt ein halbes Dutzend Dörfer bewohnt, als deren Hauptort Okulloma gilt. In einem innen und außen mit Ziegenschädeln bedeckten Fetischhause sah ich ein janusartiges Doppelbild, einen Mann und eine Frau darstellend, die Rücken an Rücken gelehnt saßen und am Halse zusammengebunden waren. Dies, wurde mir gesagt, seien die Figuren der Vorfahren des Ebani-Volkes. Zwei Reihen von Menschenschädeln, gelb gefärbt mit dem Pulver des Odo-Baumes, umgeben sie, unter denen besonders einer hervortrat, der mit einem langen schwarzen Barte versehen war, als der Schädel des Amakri, des Königs vom Antonius-Flusse, mit dessen Blute Papa, der Stifter von Okulloma, den Grundstein seines Palastes geweiht habe. Nach Anderen hieß der Gründer Opammaku und soll der Sohn Papa's gewesen sein. Die Nachfolge in dieser Familie wurde vor einigen Jahren durch eine Usurpation unterbrochen, durch die Peppel, der den noch unmündigen Sohn des letzt verstorbenen Königs aus dem Weg zu schaffen suchte, aber auf das Verlangen der englischen Kriegsschiffe, an die sich die in ihren Handelsspeculationen gestörten Capitäne gewandt hatten, scheinbar zu seiner Wiedereinsetzung gezwungen wurde. Bald darauf brach indeß eine neue Revolution aus, wodurch König Peppel zur Abdankung bewogen ward. Als man ihm später den plötzlichen Tod des Führers der Volkspartei zur Last legte und seine Familie zu verfolgen anfing, stellte er sich unter den Schutz des Hrn. Beecroft, englischen Consuls für die Bay von Biafra, und begleitete denselben nach Fernando Po. Von dort ging er nach England und wurde in London getauft. In Bonny ward eine Regentschaft aus den vier mächtigsten Ducs oder Häuptlingen eingesetzt, unter denen aber während meines Aufenthalts eine Spaltung eingetreten war, so daß man den Ausbruch neuer Parteikämpfe erwartete. Auf dem rasirten Platze, wo Peppel's Wohnung gestanden hatte, war ein Fetischhaus gebaut, mit Ziegenschädeln behängt und von einem Hüter bewacht, der uns nur kurze Zeit zu verweilen erlaubte. Sein Name hat insofern einen guten Klang, als er in einem Vertrag, den er nach längerem Kriege mit den Negern des Antonius-Flusses schloß, die Abschaffung des Essens von Menschenfleisch zur Bedingung des Friedens machte. Doch soll in Bonny noch alle drei Jahre das Opfer einer Jung-

frau gebracht werden, um das Meer zum Herbeiführen von Handelsschiffen günstig zu stimmen. Das Volk zieht in einer Procession von Canoen nach Finnema hinaus, das unmittelbar am offenen Meer gelegen und besonders von Feiticeros bewohnt wird, weshalb es auch Juju=town heißt. Man läßt dort das auserſehene Opfer ein Brett betreten, das quer über ein Canoe gelegt ist, so daß es beim Weiterschreiten überkippt und in's Wasser fällt. Wenn diese Barbarei jetzt überhaupt noch geübt wird, so geschieht es heimlich, um sie vor den Europäern zu verbergen. Früher dagegen wurde das Mädchen schon in frühester Kindheit auserwählt und als ein heiliges, der Gottheit geweihtes Wesen verehrt. Es erschien nie anders als in einer Begleitung zu seinem Dienste bestimmter Fetischmänner, und durfte sich aneignen was ihm beliebte, so daß, wenn es seinen Weg nach dem Markte wandte, dort eine allgemeine Flucht der Verkäufer statthatte, um ihre Waaren vor der Berührung zu schützen. Zur Zeit des Sklavenhandels wollen Capitäne, wie sie berichten, gesehen haben, daß die aus dem Innern herabkommenden Boote Leichen von Kindern an den Masten aufgehängt hatten, die für eine glückliche Reise geopfert waren. Gegenwärtig bestehen alle Arten der Opfer gewöhnlich in einem Huhn, das mit dem Kopf herabhängend, mit den Füßen an einen Pfahl gebunden und dort gelassen wird bis es stirbt. Das Huhn heißt Obio, und die Gebräuche der Obio-Männer in Westindien sind meistens aus diesem Theil der Küste bis nach Whydah hinauf adoptirt. Kranke pflegen sich ein lebendiges Hühnchen auf dem Herzen festzubinden, und wenn das Thier schreit oder mit den Flügeln schlägt, so betrachten sie es als ein günstiges Symptom, weil es die Essenz der Krankheit in sich söge und Schmerzen litte, die sie sonst selbst zu erdulden haben würden. Die Leiche eines Verstorbenen wird mit dem Blut von Ziegen und Hühnern besprengt, und der kopflose Rumpf eines Huhnes auf dieselbe gelegt. Schlägt es bei der Köpfung lebhaft mit den Flügeln, so gilt es als ein gutes Zeichen für die künftige Wohlfahrt des Verstorbenen. Bei jedem Flügelschlage, bis das Leben vollständig erloschen, stößt der ganze Kreis der Leidtragenden tiefe Seufzer aus. Im Juju-Hause begehen vornehmere Familien häufig weitere Todtenceremonien, die damit beginnen, daß sie wie leblos auf dem Boden ausgestreckt liegen, um verstorbene Menschen vorzustellen.

Die Bevölkerung Bonny's, die auf etwa sechstausend Menschen anzuschlagen sein mag, besteht fast ganz aus Sklaven, und auf meine Fragen erfuhr ich, daß sich nur sieben Familien zu den Freigeborenen rechnen dürften. Dieses gefährliche Verhältniß, das mit dem wachsenden Reichthum der Palmölhändler noch immer zunehmen muß, hat man dadurch zu bessern gesucht, daß Sklaven erlaubt wurde, sich frei zu kaufen, von denen schon verschiedene sich ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Man unterscheidet hier und in Braß unter den Sklaven die Egbo-bos oder Ruderknechte, und die Winna-bos oder Hausdiener, welch' letztere mehr als adoptirte Kinder betrachtet werden. Im Bonny ist die Beschneidung ein Zeichen des Sklaven, während sie in Neu-Kalabar an Jedem vollzogen wird. Durch die rege Entwickelung eines praktischen Lebens in dem aufblühenden Handelsverkehr im Bonny sind die Fetischmänner dort in eine untergeordnete Stellung zurückgetreten, und wirken nur als Friedensunterhändler mit feindlichen Stämmen, während sie in dem den europäischen Schiffen weniger zugänglichen Neu-Kalabar das Volk noch ganz in ihren sklavischen Fesseln geschmiedet halten, und der unter einem breiten Sonnenschirm umherstolzirende Groß-Juju dort bei allen Processionen den Vortritt vor dem König nimmt. Indeß ist seine Macht gleichfalls schon geschwächt, und längs des ganzen Laufes des Niger fangen die alten Priesterstaaten an vor den mit den Muhammedanern und Europäern eindringenden Bewegungen zu verschwinden. Zu Iddah in Igara herrschte während der ersten Niger-Expedition noch ein alter Atta als deificirter König, doch ließ sich der Zusammenbruch seines durch die Eroberungen der Fellatahs erschütterten Reiches leicht voraussehen, und ist bis jetzt nur durch die unter ihnen ausgebrochenen Uneinigkeiten verzögert. Die Fortschritte dieses Volkes, das man später schon auf dem linken Ufer des Niger antraf, müssen auf die fernere Entwickelung des Palmölhandels einen bedeutenden Einfluß ausüben, und wird es darauf ankommen, welche Folgen ihre mit der letzten Expedition der Engländer abgeschlossenen Verträge haben werden.

Der directe Nutzen der Dampfschifffahrten war bis jetzt gering, da die Anwohner des Flusses noch zu sehr an ihre alten Handelswege gewöhnt sind, und auch selten hinreichende Vorräthe aufgestapelt halten, um ein größeres Boot zu füllen. Die Bonny-

Kaufleute sammeln es dagegen in kleinen Quantitäten von den Producenten oder kaufen es auf dem großen Oelmarkt von Afrikah, der, als im Binnenlande gelegen, von Europäern nicht besucht werden kann. Längs des Niger handelten früher die Canoe von Bonny, sowie aus dem ganzen Braßlande (das wegen der dorthin ausgeführten Neptunes oder Messingschalen zum Abdampfen des Salzes so genannt wird) bis Abo, dem Hauptstapelplatz für das Nigerdelta und Alt-Kalabar zu Landers Zeit. Von dort bringen die Kaufleute, wie Hr. Crowther mittheilt, Salz und andere Waaren bis nach Igara, von wo das Volk von Idda diese weiter führt nach der Confluenz, sie dort für Elfenbein und Cowries verkaufend. Die Cowries werden auf den Onitschamarkt (oberhalb Abo) gebracht, um Palmöl einzuhandeln. Hr. Crowther fand dem Dorf Kayama gegenüber einen Stamm im Innern (Egen genannt), dessen Sprache dem Idzo gleicht, einem Dialekt des Braß und Bonny, und bemerkt zugleich, daß seit der Einrichtung der Missionen der Handelsverkehr der Eingeborenen an Lebendigkeit sehr zugenommen hat, und die Braßcanoe zahlreicher und weiter aufwärts auf dem Fluß erscheinen. Da die erste Jahresernte die ergiebigere ist, so ist es empfehlenswerth für die europäischen Schiffe, auf April oder Mai ihre Ankunft in den Bonny einzurichten, indem sich dann zugleich die große Hitze mäßigt und für Europäer erträglicher wird.

Die Ausfuhr von Bonny ist eine sehr bedeutende und wirft trotz der hohen Abgaben ansehnlichen Gewinn ab. Die Schiffe versehen sich an der Kruküste mit Arbeitern, in Fernando-Po mit frischem Wasser (da das des Flusses in Bonny noch salzig und das der Brunnen ungesund ist), und richten sich dann für einen längeren Aufenthalt ein. Der Raum enthält nichts als die zu füllenden Fässer, und um das Oel leichter einzunehmen, wird ein großer Trichter aufgerichtet, der gleich vom Deck in sie hineinreicht. Um Verfälschungen zu entdecken, untersucht man die an Bord gebrachten Fässer mittelst einer eisernen Stange, die auf der Längsfläche ausgehöhlt und mit einem vorzuschiebenden Lide versehen ist, so daß sich die verschiedenen Schichten untersuchen lassen. Auf Wasser wird durch Kochen geprüft. Da das auf der Ausreise mit den Waaren der Austauschgegenstände gefüllte Schiff die Fässer nur in Stücken zerlegt mit sich führen kann, so ist am Strand eine Stelle den englischen Capitänen überlassen,

wo sie Schuppen gebaut haben, damit ihre Böttiger ungestört arbeiten können. Früher durfte kein Schiff den Handel beginnen, ehe nicht die Ceremonie der Eröffnung (to open the trade) vorgenommen war, indem der König in seinem Staatscanoe um das Schiff herumfuhr und ein Ei am Bug zerbrach. Der Capitän oder Supercargo wurde dann in den Tempel geführt, um ihn zu fetischiren, indem die Priester ihm mit Lehm ein Zeichen zwischen den Augenbrauen aufdrückten und geweihten Palmwein zu trinken gaben, unter dem Läuten kleiner Glocken. Berauschende Getränke werden bei allen religiösen Ceremonien in Afrika gebraucht, und häufig sind sie selbst der Gegenstand der Verehrung. Die Kaufleute kommen vielfach um ihre befreundeten Capitäne zu besuchen, oder laden dieselben zu sich am Lande ein, besonders am achten Tage, der als allgemeiner Festtag gefeiert wird. Ihre Häuser sind aus einem dünnen Gerüst aus Baumstämmen aufgebaut, auf das ein hohes Dach aus Palmblättern gesetzt ist. Die Wände werden mit Lehm beworfen. Durch eine niedrige Thür mit hoher Schwelle tritt man in dunkle enge Gänge, die sich mit scharfen ein- und ausspringenden Winkeln aneinander setzen, so daß der Zutritt zu den inneren Gemächern überall leicht vertheidigt werden kann. Angebaut ist meistens ein sogenanntes Juju-Zimmer, einen hohen Tisch, aus roth und weiß bemaltem Lehm enthaltend, in welchem Messingröhren stecken, um Libationen, Rum oder Palmwein den abgeschiedenen Seelen auszugießen. Für andere Opfer von Speisen und Geräthen findet sich ein tiefes Loch am Fuße des Tisches; die Vornehmen lassen sich gewöhnlich unter der Schwelle ihres Hauses begraben, wo dann gleichfalls ein Loch offen bleibt, um Getränke hinabzugießen. Der Neger verläßt nie sein Haus, ohne einige Tropfen Rum oder Palmwein dort hinabgegossen zu haben unter dem Murmeln von Gebeten, nachdem er vorher seine Finger eingetaucht und damit seinen Körper an verschiedenen Theilen eingesegnet hat. Am Jahrestag eines Verstorbenen werden alle Töpfergeräthschaften zerbrochen. Niedrige Fetischhütten finden sich zuweilen an den Straßenecken, mit Leinwandtüchern behängt, hinter denen ich nur kleine Lehmfiguren bemerken konnte. An der Thür eines Hauses (einem Mitglied der Regentschaft gehörig, das wir besuchten) stand unter einem niedrigen Dache die Thonfigur eines Mannes, der sich mit der einen Hand auf eine Axt stützte, mit der andern eine Flinte hielt. Um ihn

herum standen kleine Thonkegel, und hinter der Thür die Bilder eines Mannes und einer Frau. Kleine Eisenstücke lagen umher, und Federn waren überall angeklebt. Die Frauen leben in einem abgesonderten Theil der Wohnungsgebäude, und manche haben den ganzen Körper mit breiten Arabeskenfiguren bemalt. Eigentliche Nationalzeichen, die man vielfach bei den Sklaven sieht, finden sich bei den freien Bonnynegern nicht, nur daß der älteste Sohn (Jtschi genannt) an der Stirnhaut, auf Schläfe, Augenlider und Nasenrücken tättowirt wird. Eine ähnliche Operation wird mit den adeligen Kindern unter den Jbos vorgenommen, den sogenannten Breeché, bei denen die Stirnhaut, nach den Augenbrauen zu, losgelöst wird, so daß sie eine harte Schwiele von einer Schläfe zur andern bildet.

Die Vorstellung der Gottheit faßt sich dem Bonnyvolk in dem Namen Schuo oder der Wolkenhimmel zusammen, indem sich in allen Naturerscheinungen die Aeußerungen seiner Thätigkeit sehen. Specieller wird Gott als Tamenu bezeichnet. Den Regenbogen fürchten sie als Krankheitspfeile sendend und meinen, daß, wenn er am Himmel erscheine, eins der Häupter in Bonny sterben müsse. Bei wichtigen Angelegenheiten wendet man sich an das Orakel des Tschuku in Aro, dessen Bewohner Omo Tschuku (Gottes Kinder) heißen (Afrika Nungos im Braßlande) und ein geheiligtes Gebiet bewohnen. Vor der Stadt fließt ein wilder Bergstrom durch dichtes Waldesdunkel, und dort ist es, wo die Priester den Wallfahrer erwarten, um seine Gaben in Empfang zu nehmen. Sie opfern dann ein Huhn, und wenn die Zeichen ungünstig sind, wird das Wasser blutig gefärbt durch hineingeworfene Färberröthe, und der Pilger fortgerissen in finstere Schluchten, wo seine Verwandten nie wieder von ihm hören. Er wird in fremde Länder als Sklave verkauft, aber im Volk heißt es, daß Tschuku sein Mißfallen zu erkennen gegeben und ihn fortgenommen habe — ein Kunstgriff, der auch in manchen brahmanischen Tirthras geübt wird, und in der Höhle des Trophonius, wie in St. Parick's Fegefeuer gleich gut bekannt war. Neigt die Gottheit dagegen den Gebeten ein wohlgefälliges Ohr, so darf der Fromme dem Heiligthum nahen, um seine Fragen zu stellen, die von den Priestern, im Geist ihrer Inspiration, beantwortet werden. Augen und Stirne werden mit einem gelben Pulver (Edo) eingerieben, das Jeden, der falschen Herzens ist, augenblicklich

tödtet, und ist auch diese Probe glücklich überstanden, so empfängt der Hadschi kleine Holzbilder, die er als heilige Reliquien bewahrt, zur Documentirung seiner glücklich vollendeten Pilgerfahrt. Enthüllen darf er Keinem die Ceremonien, denen er unterzogen ward, und in seine Heimath zurückgekehrt, gilt seine Person sieben Tage lang für heilig, während welcher Zeit er seine Wohnung nicht verlassen und von Niemandem berührt werden darf.

Der Götzendienst in Bonny findet sich indeß schon in dem Auflösungsstadium begriffen, wie er überall dem Eindringen fremder Ideen weicht. Hier zuerst an der Westküste verspürt man den Einfluß der muhammedanischen Missionäre, die das Innere Afrikas durchziehen. Obwohl man sie noch nicht selbst antrifft, wie in Yoruba, Dahomey und Ashantie, so sind doch schon manche ihrer Worte und Vorstellungen in die Sprache übergegangen, wie z. B. die See Allah minge oder Gottes Wasser heißt.

Liegen den Richtern in Bonny zweifelhafte Fälle vor, in denen sie keine Verurtheilung wagen, so erkennen sie über den Angeklagten die Probe des Gottesgerichtes. Er muß den Bonny von Ajamma trennenden Kanal durchschwimmen, der, mit Haien und Krokodilen angefüllt, selten eine Beute entschlüpfen lassen wird. Der zum Tode Verurtheilte wird an den Strand geführt und dort von der Menge bei lebendigem Leibe in Stücke gerissen, eine afrikanische Art der Hinrichtung, die vielfach an der Westküste wiederkehrt. So grauenhaft sie ist, so unverzeihlich würde es sein, wenn man deshalb den apathischen Neger zum Neronischen Ungeheuer stempeln wollte, das mit den Qualen eines Gemarterten seine überreizte Sinnlichkeit kitzelt. Beispiele raffinirter Grausamkeit sind von dem aufgeweckteren Volke der Kaffern bekannt, die, gleich den nordamerikanischen Indianern vom Gefühle der Rache geleitet, ihren Feind unter schrecklichen Qualen verscheiden lassen, um seine Standhaftigkeit zu überwinden. Auch bei den Fetischfesten in den Tropenländern rauchen Hekatomben hingeschlachteter Menschenopfer, aber hier liegen religiöse Motive den Handlungen der Gläubigen zum Grunde, und entziehen sie, wie alle, bei denen ein übernatürlicher Hebel eingreift, jeder sittlichen Beurtheilung. Bei den erwähnten Hinrichtungen dagegen soll die Blutschuld von der ganzen Gemeinde gleichmäßig getragen werden, weshalb Jeder selbst Hand angelegt haben muß, ähnlich wie für manche Verbrechen im Alterthum die Steinigung gesetzmäßig war, um den

Missethäter durch einen gemeinsamen Act des Volkswillens aus der menschlichen Gesellschaft auszustoßen.

Bei Sonnenuntergang, wenn die drückende Hitze des Tages sich mindert, beginnt der Marktverkehr auf dem weitesten, von einem alten Baumwollbaum überschatteten Platze der Stadt. Mit Früchten und Vegetabilien beladene Canoes langen aus den Pflanzungen der Umgegend in Bonny an, und in Anbetracht des unfruchtbaren Terrains muß man sich über die Mannigfaltigkeit wundern.

Um die Waldcultur zu pflegen, gilt das nützliche Gesetz, daß kein Holz in der Nachbarschaft der Stadt gefällt werden darf, alles steht dort unter dem Schutze (Tabu) des Juju, und die Capitäne müssen nach Finnema senden, um ihren Bedarf einzunehmen. Als Münze dient ein hufeisenförmiger Halbring, Igbi oder Manilla genannt, der, früher aus Eisen, jetzt dagegen meistens aus Kupfer, in verschiedenen Provinzen Afrikas im Geldverkehre gebraucht wird. Vor einigen Jahren gelangten einige dieser Ringe durch einen englischen Officier nach Europa, wo sie von der Dubliner-Akademie als identische Seitenstücke zu den in den irländischen Morästen gefundenen erkannt wurden. An geistreichen Hypothesen über phönizischen Weltverkehr fehlte es in Folge dieser Entdeckung nicht, doch ist die ringförmige Form des Geldes auch sonst nichts Seltenes. Die öffentliche Besprechung hatte indeß den Nutzen, die Aufmerksamkeit der Fabrikanten erregt zu haben, die in Folge dessen große Quantitäten dieser Ringe anfertigen, und sie jetzt als regelmäßige Ausfuhrartikel mit den Palmölschiffen nach Bonny senden. Die Hauptnahrungsmittel des Bonnyers sind Bananen, Mais, Yams, Fische und Hühner, und mit Hülfe des frischen, süßen Nußöls der Palmen weiß er daraus ein Gericht zu bereiten, das, etwas mäßiger mit Pfeffer gewürzt, auch bei europäischen Feinschmeckern Glück machen möchte. Die Canoes, mit denen die Bonnyer die Schiffe beladen, sind breit und flach. Um ein solches zu verfertigen, gehen sie in ihre morastigen Wälder, wo sie einen geeigneten Stamm wählen und denselben ausbrennen. Dann wird gewartet bis die nächste Fluth ihn flott macht, um ihn nach der Stadt zu bringen, wo sie ihn dann weiter zum Schiffe ausarbeiten.

Neben dem Bonny sind die von den Handelsschiffen besuchten Ausflüsse der Niger, der Neu-Kalabar, der Braß und der Benin.

Zwischen dem Nun und dem Benin lebt ein Piratenstamm, Jo genannt, der selbst mit Europäern bemannten Booten zuweilen gefährlich wurde. Die letzte und breiteste Mündung des Niger trägt den Namen von Benin, aber sonst nichts, was an ihre berühmte Vergangenheit erinnert, in der, nach den Sagen der Neger, Alles von Gold war und man Eisen mit Gold erkaufte. Die umliegenden Völker bekannten sich als Vasallen des Königs von Benin, und leiteten ihre Stammherren von dort ab. So heißt es im Beginn der Geschichte von Accrah: „Im alten Reich von Benin gab es keinen Krieg, Diebstahl kannte man nicht, die Ernten waren reicher, es regnete zu rechter Zeit.“ Dann folgt ein Streit zweier Häuptlinge um eine gemeinsam geliebte Prinzessin. Aquamboe, der schwächere, flieht nach Accrah, wo er der Stammvater der Aquamboer wird, und bald darauf wird die Ankunft der Portugiesen, ihre Einführung des Eisens und Pulvers erwähnt, wodurch das Reich von Benin zerfiel. Wie Römer bemerkt, sollten Hieroglyphen in Benin gesehen worden sein, was sich indeß wohl auf allegorische Zeichnungen beschränken wird, wie man sie vielfach in Congo und in Yoruba findet. Einige Districte zeichnen sich noch immer durch eine größere Industrie vor ihren Nachbarn aus, und die Jaboo-Zeuge bildeten lange Zeit einen bedeutenden Ausfuhrartikel für die Portugiesen nach Brasilien, wo sie die Sklaven damit bekleideten.

Der Entdecker des Benin war (1485) Affonso de Aveiro, der einen Gesandten des Königs mit nach Lissabon brachte. Auf dessen Ansuchen wurde Fernando Po ausgesandt, der nach der Entdeckung der nach ihm benannten Insel den Beninfluß hinauffuhr und in Gatto eine portugiesische Colonie stiftete, vierzig Meilen unterhalb der Hauptstadt Benin. Die Portugiesen wurden damals in ihren Entdeckungen durch ein gespenstisches Phantom geleitet, das einem trügerischen Irrwische glich, vor ihnen herschwebte, und dem die Wissenschaft ähnliche Verpflichtungen schuldet, wie später und in unseren Zeiten dem Golddurst der Pioniere. Mit den wunderbaren Nachrichten, welche die mongolischen Gesandtschaften der Päpste und die Erzählungen der venetianischen Reisenden über die bisher unbekannten Ländermassen des mittleren Asiens enthüllten, war die Kunde von einem geheimnißvollen Priesterkönig, der dort als Vorkämpfer gegen Heiden und Muhammedaner über ein mächtiges und blühendes Reich herrschen sollte, nach Europa

gedrungen, wo man schon im 12. Jahrhundert durch armenische Legaten auf solche Sagen aufmerksam geworden war. Viel waren der Versuche ihn aufzufinden, ohne je von Erfolg gekrönt zu sein, und auch heutzutage steht seine Identificirung nicht fest. Bald hat man die Bezeichnung Presbyter Johannes oder Prester Janni (in Ong-Chan oder Ung-Chan) auf den Han oder Chan der Mongolen bezogen, denen „nur Ein Gott im Himmel, nur Ein Chan auf Erden lebt“, bald in Erinnerung der negerartigen Buddha-Bilder den Preste Joao mit dem Fo des äthiopischen Indiens, wohin ihn Plano de Carpini (als Rex Indorum Sacerdos) versetzt, zusammengestellt, bald in ihm einen nestorianischen Dalai-Lama gesehen. Nach Anderen hängt der Name mit dem Propheten der Johannes-Christen zusammen, dessen Grab noch Benjamin von Tudela in Susa sah, und wurde aufgefrischt durch die Taufe eines Chans der Keraiten durch Joan, den nestorianischen Patriarchen von Bagdad. Der von Johannes de Monte-Corvino in Peking angeblich zum Katholicismus bekehrte Nachkömmling des Priesters Johannes scheint dem Geschlecht des Ung-Chan-David, der vor Tschingis-Chan erlag, anzugehören. Die Tartaren nannten die christlichen Fürsten der nestorianischen Secte Vang-Chan, die eigenen Unterthanen aber Jovano, was de Barros von dem Propheten Jonas herleitet; Andere erklären Prester Chan als Betkönig, Pristoa als einen tatarischen Fürstentitel, Prestejani aus dem Persischen, als apostolisch u. s. w. Als sich die asiatischen Staaten einer nach dem andern den Kenntnissen der europäischen Gelehrten aufgeschlossen hatten, und dort kein Platz mehr blieb für enthusiastische Phantasiegebilde, setzte man den Preste Giani in den Mittelpunkt des afrikanischen Continents, wo er nach allen vier Weltgegenden Raum genug zu beherrschen hatte. Die portugiesischen Entdecker hatten schon seit ihren ersten Fahrten nach demselben ausgesehen, wurden zu systematischeren Nachforschungen aber besonders durch die Erzählungen des nach Lissabon gebrachten Jaloff-Fürsten, Bemoy, veranlaßt, der von einem mächtigen Staate jenseits Timbuktu erzählte, dessen Bewohner weder Mauren noch Heiden, und deshalb Christen sein mußten. Mehrfache Expeditionen wurden ausgesandt, um ihn aufzufinden. Von Arguin aus forschte man in Ludamar und unter den Bambarrern, die keine Auskunft geben konnten; der Gouverneur von El-Mina schickte an einen muhammedanischen Fürsten des Innern, der aber

nur die vier Könige von Cairo, Alimaem, Baldac und Tucural kannte und keine christlichen Botschafter annehmen wollte. Endlich indeß schien den Portugiesen sich ihr treues Hoffen belohnen zu wollen. Auf ihr Fragen in Benin hörten sie von einem mächtigen König, den das Volk wie einen Gott verehre, und dessen Wohnsitz nur wenige Tagereisen von der Küste entfernt sei. Dorthin zogen sie, um dem heiligen Großpriester Johannes zu huldigen, und fanden einen nackten Neger vor seiner Hütte sitzen, der sich den König von Benin nannte, und die Kühnheit, ihn anzublicken, mit dem Tode bedrohte. Die portugiesischen Edeln hätten allerdings vor Scham in die Erde sinken mögen, aber man kam zu einem Verständniß, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Der große Herrscher von Benin war ehrlich genug, einzugestehen, daß weiter im Lande ein noch größerer hinter ihm sitze, der einen prächtigen Hofstaat halte, und seine Vasallen längs der Westküste mit einem Kreuze belehne. Er nannte ihn Ongané. Wem diese neue Rolle zugedacht war, ist nie mit Sicherheit bekannt geworden. Einige rathen auf den Sultan von Khano, doch war es auch vielleicht nur der Obbah von Yoruba, oder irgend ein anderer dieser patriarchalischen Heroengötter, die unter dem Namen von Ebbas, Abbas und Attas (Vater und Gebieter) damals überall pilzartig aus dem noch uncultivirten Boden Afrikas hervorwuchsen. Ehe die Portugiesen sich würdig für eine Expedition in's Innere zu rüsten Zeit hatten, langte ein directer Gesandter des Prester John, den Pedro de Covilha im Negus von Abessinien entdeckt hatte, in Lissabon an, und so zu seinem östlichen Ausgangspunkt zurückkehrend, schloß dieses prunkende Meteor seine dreihundertjährige Laufbahn ab. In späteren Berichten spukt noch hie und da ein Elephanten reitender Bel Gian am äquatorialen Centralsee, doch wird ihm jetzt bald auch diese letzte Zufluchsstätte genommen sein.

Die von Fernando Po in Gatto zurückgelassenen Missionäre erbauten dort eine Kirche, hatten aber besonders Erfolg in Awerri, einem von Benin abhängigen Vasallenstaat. Der dortige Fürst erklärte sich zur Annahme der Taufe bereit, wenn man ihm eine weiße Gemahlin reinen europäischen Blutes verschaffen würde, und nach, wie es heißt, nicht langem Suchen fanden die Missionäre auf St. Thomas eine junge Portugiesin, die bereit war, als Märtyrerin für ihren Glauben einem schwarzen Prinzen an-

getraut zu werden. Als Merolla auf seiner Durchreise das Land berührte (1644), fand er einen aus dieser Ehe entsprossenen Mulatten dort herrschen. Die Klöster verfielen später und die Mission ging ein, doch wollen die Capitäne dort zuweilen noch schwarze Priester getroffen haben, die regelmäßig ordinirt zu sein behaupteten. In Gatto starb der Reisende Belzoni, durch seine egyptischen Forschungen bekannt. Ende vorigen Jahrhunderts bestand auf der Insel Borodo für kurze Zeit eine französische Niederlassung.

Um die unbedingte Macht des Königs über seine Unterthanen zu zeigen, heißt es, daß ihm jeder Neugeborene dargebracht wird, damit er ihm als Sklave sein Siegel aufdrücken könne. So giebt es auch nur fremde Sklaven in Benin, da die Eingeborenen, als Sklaven des Königs, keinem andern Herrscher angehören dürfen. Niemand darf Gewänder tragen, bis er vom Könige bekleidet worden ist, was gewöhnlich erst mit der Mannbarkeit geschieht. Um in den Adelstand zu erheben, schenkt der König eine Schnur, die, wie bei den höheren Kasten in Indien, nie wieder abgelegt werden darf. Der König ist stets den Augen des Volkes verborgen und erscheint nur zweimal jährlich öffentlich, beim Korallenfest und beim Yamsfest. Er vergräbt dann eine dürre Yamswurzel in einem Gefäß und zieht sie bald darauf in vollem Wachsthum begriffen wieder heraus, ein auch in China prakticirtes Kunststück. An den Vollmondnächten oder wenn er es sonst für nöthig hält, geht zu schrecken und zu strafen sein maskirtes Gespenst um, das er sich meistens aus den Nachbarländern verschreibt, damit es um so rücksichtsloser seine Befehle ausführe. Wenn der König seinen Tod herannahen fühlt, theilt er seinem Onegwa oder geheimen Rathe die Zeichen mit, wodurch er denjenigen seiner Söhne erkennen könne, mit dem sein Geist sich wieder vereinigen würde. Dieser, der früher alle seine Brüder, nach osmanischer Sitte, tödten zu lassen pflegte, wurde einige Tage nach dem Tode proclamirt, aber nicht eher, als bis die mit dem König lebendig Begrabenen gestorben waren, und deshalb auf die Frage, ob sie den König gefunden hätten, keine Antwort mehr geben konnten. Von dem Schatten, den sie Pasador oder Führer nannten, glaubten die Neger in Benin, daß er Zeugniß ablegen würde, ob der Mensch gut oder schlecht gelebt habe, damit er je nachdem in der See, die für sie das Jenseits repräsentirt, zum Glück oder Elend gelange. Die Gottesgerichte zeigen auch hier eine sonderbare

Mannigfaltigkeit, und bestanden darin: eine Hahnenfeder durch die Zunge zu stechen, Hahnenfedern aus einem Erdklumpen zu ziehen, beißende Kräuter in die Augen zu speien, glühendes Eisen zu halten oder einen Fluß zu durchschwimmen, der jeden Schuldigen in seine Wirbeln fortrisse. Wenn reich genug, konnten Verurtheilte für ihre Bestrafung einen Sklaven stellen, der bei der Hinrichtung die Kniee dessen, für den er eintrat, mit der Stirn berühren mußte. Der fünfte Tag wurde festlich gefeiert, und Arme, die nicht im Stande waren die gesetzlichen Opfer zu bringen, von den Reicheren unterstützt, damit die Rechte der Gottheit nicht beeinträchtigt würden. Kaufleute, die außerhalb ihrer Heimath starben, wurden vor einem Feuer gedörrt und als Mumie zur Bestattung dahin zurückgebracht. Bei Geburt von Zwillingen wurden öffentliche Freudenfeste angestellt, eine erfreuliche Ausnahme von den Nachbarländern, wo ein solcher Vorfall die Tödtung des einen oder beider Neugeborenen zur Folge hatte. Jeder Hausherr in Benin hatte seinen Privatgottesdienst, zog für Opfer aber gewöhnlich einen Fetischmann herbei, der dafür Anspruch auf Bezahlung hatte. Im Januar glaubten sie mit den Geistern ihrer Vorfahren zu communiciren. Der Titel der Staatsbeamten, als Are de Roes, Viadores oder Fiadores, Mercadores, Veilles u. s. w. zeigt die längere Dauer des portugiesischen Einflusses.

Das Dampfschiff läuft nur in Ausnahmsfällen eine andere Mündung des Niger, außer dem Bonny, an, macht aber seine regelmäßige Station in Lagos, wo verschiedene amerikanische Missionäre an Bord kamen, um ihre durch Fieber geschwächte Gesundheit durch eine Seereise oder Rückkehr in die Heimath wieder herzustellen. Sie waren meistens in Abbeokouta und Ogbomascho stationirt gewesen, und da ich diese interessanten Orte wegen der Kürze unseres Aufenthalts nicht selbst besuchen konnte, werde ich mittheilen, was ich als die Früchte mehrjähriger Beobachtungen aus ihrem Munde sammelte, besonders über die verschiedenen Arten des Fetischdienstes.

Ein Olumo oder Versteckplatz genannter Porphyrfels am Flusse Ogun, einst der Sitz des Riesen Lishabbeh, wo lange Räuberbanden gehaust hatten, diente 1825, während der verheerenden Sklavenjagden der Dahomeer, einigen aus ihren verbrannten Städten vertriebenen Flüchtlingen zum Aufenthalt, wo sie sich bald durch neu hinzugekommene mehr und mehr verviel-

fachten, so daß in kurzer Zeit eine jetzt über hunderttausend Einwohner zählende Stadt anwuchs, Abbeokouta oder der Unterfels genannt. Ihre Bewohner gehören zum Egbo-Stamme der Jorubaner, demselben, der lange Zeit hauptsächlich die Sklavenschiffe bevölkerte, und der den bedeutendsten Theil der Freigelassenen in Sierra Leone bildet, die sogenannten Akoo. Von diesen waren einige, auf einer nach Badagry unternommenen Handelsspeculation im Jahre 1839 in ihre alte Heimath zurückgekehrt, sahen unter den Segnungen des Friedens die Ruinen ihrer Dörfer, aus deren brennenden Häusern sie als Sklaven fortgetrieben waren, sich auf's Neue erheben und das mächtige Abbeokouta aufblühen, als ein Schutz und Schirm gegen künftige Einfälle der wilden Dahomeer. Viele ließen sich dort nieder, andere kamen nach, und bald folgten auch Missionäre, deren Gemeinde von Tag zu Tag wächst.

Die Station ist günstig für Communicationen in's innere Afrika gelegen, zumal wenn sie sich später mit den an den Ufern des Niger beabsichtigten Niederlassungen in die Hände arbeiten wird. Der Götzendienst in Abbeokouta ist ein mannigfaltiger, schon weil so viele verschiedene Städte und Dörfer ihr Contingent zu seiner Bewohnerschaft geliefert haben, doch stimmen die meisten in der Verehrung des Olorun (Herrn des Himmels) und seines Mittlers, des Orissa (Alay-bawi) überein, welche Namen durch ganz Yoruba gehen. Früher hatte der König von Ojo, als Oberherr der kleinen Yoruba-Fürsten, eine theokratische Gewalt, die aber jetzt längst zu einem bloßen Schatten herabgesunken ist. Die Regierung Abbeokouta's ist eine aristokratische und in den Händen der Akpina oder Kriegshäuptlinge der verschiedenen Stadttheile, die einen Wahlkönig (Balagun oder Feldherrn) über sich setzen. Ist eine berathende Versammlung nothwendig, so proclamirt der König einen Oro-Tag, und weder Frau noch Sklave dürfen sich auf den Straßen sehen lassen, welche phantastische Masken unter dem Rufe Oro,- Baba, durchlaufen. Jeder, der, nachdem der Oro-Tag proclamirt ist, in Abbeokouta auf der Straße getroffen wird, ohne zu dem Bunde Oboni zu gehören, wird zum Eintritt in denselben gezwungen, sehr wider seinen Willen, da er vielleicht nie über die untersten Stufen hinausgelangt, wo alle Arbeit und Quälerei auf ihm lastet. Frauen werden bei der Begegnung gepeitscht, Sklaven getödtet. Beim Tode eines Mit-

gliedes der Gesellschaft kommt der größte Theil seines Vermögens dem Ganzen zu gut.

Jede Frau ist bei Todesstrafe zu glauben verbunden, daß Oro (Orun oder die Sonne) die Personification der gesetzlichen Rache, ein schrecklicher Dämon ist und jeden Uebelthäter unfehlbar bestraft, welchen moralischen Bann der Einfluß der Missionäre gebrochen hat. Der Lärm, mit dem Oro in den Straßen erscheint, wird durch das Umherwirbeln eines hohlen Bambu-Rohrs hervorgebracht. Um häusliche Streitigkeiten zu schlichten und die ihrem Mann ungehorsame Frau zu schrecken, erscheint der Egogun, der Knochen des Urahnen, ein phantastisch aufgeputzter Riese, der ein nacktes Schwert schwingt und in dumpfem Grabeston spricht. Der Ausdruck, Einem Oro geben, meint figürlich, mit der Strafe des Gesetzes drohen.

Als der Stifter der Stadt Abbeokouta wird Schodekkah, ein von Ake dorthin gewanderter Häuptling betrachtet, der viele siegreiche Kämpfe mit den Mohammedanern von Ilorin, mit den Verbündeten von Ijebu und Otta und mit Ibadan führte, sowie einen Vertrag mit Dahomey abschloß. Nach seinem Tod beschloß der König des letzten Landes, sich einen Weg nach der Küste bis Badagry zu öffnen (1842), wurde aber zurückgetrieben, ebenso wie 1851, wo er mit Kosokkoh, dem König von Lagos, verbunden, Abbeokouta zu stürmen suchte.

Die drei hervorragenden Secten in Abbeokouta sind die des Obbatalla, Schango und Ifa. Obbatalla bildete den menschlichen Körper, als Alamohrere oder der Eigner des guten Thons, konnte ihm aber kein Leben einhauchen, das von Gott allein kommt. Es war Gott selbst, der Himmel und Erde bildete, und eine monotheistische Secte bezieht auch die Erschaffung des Menschen direct auf ihn; der Name des ersten Mannes, nach ihrer Version, war Okikischi (der Ruhm), und Obbabisisch (der Herr der Sprache). Seine Frau hieß Iye oder Leben. Sie kamen vom Himmel und hatten eine Menge von Nachkommen. Mit dem Krieg begann die erste Sünde; das Schiff (Okkoh) gehört zu den heiligen Symbolen. Der eben erwähnte Obbatalla tritt dann als ein Nachkomme der alten Yoruba-Könige auf und heißt Orischanlo (der große Orischa) oder Orischapopo (der Orischa des Thores), der am Eingang der Tempel steht. Er ist androgynischer Natur, und wird bald als bewaffneter Krieger zu Pferd, bald als Frau, ein Kind säugend,

dargestellt. Ein Schlangenkreis, Lingam und Yoni sind vielfach auf den Thüren seiner Tempel dargestellt, oft begleitet von einem Leoparden, einer Schildkröte und einem Fisch. Als Frau heißt Obbatalla noch Jyangba (die empfangende Mutter), die dann wieder, für sich betrachtet, die Gattin Obbatalla's genannt wird. Eine Frau mit einer Hand und einem Fuß, deren Haar in einen Knoten geschürzt ist, dient zur Herstellung der einen Hälfte Obbatalla's, als der weiblichen Energie der Natur.

Schango oder Jakuta (der Steinwerfer) wird als Eisenstange dargestellt, mit dem die Priester seine Verehrer mesmerisiren und ihnen die Künste des Jupiter Elicius zeigen. Er ist der gefürchtete Gott des Unwetters, der die Bösen mit Donnerkeilen erschlägt und sie zur Hölle sendet. Gefundene Donnerkeile werden als werthvolle Reliquien von den Priestern bewahrt, wie bei den Khyens. In Rom wurde eine solche Stelle als Templum eingehegt. Seine Mutter (Schango) ist der Fluß Jyemozza, sein Vater Orrungan (der Mittag), sein Großvater Agungu (die Wüste oder die Himmelsfläche), sein Urahn Okikischi (der erste Mensch), sein älterer Bruder Dada (die Natur), sein jüngerer Bruder Ogun (das Symbol des Krieges und der Schmiede), seine Gattinnen Awya (der Niger), Ossun und Obba, sein Gefährte Orischako (der Schützer der Pflanzungen), sein Sklave Biri (Dunkelheit), und sein Priester Magba. Er war ein Sterblicher, zu Jfeh geboren, zu Jkoso herrschend, und wurde lebend in den Himmel gehoben und der Unsterblichkeit theilhaftig. Er ist ein Jäger, Fischer und Krieger, der die Guten beschützt.

Da der Gott des Donners am meisten gefürchtet ist, so ist unter seinem Schutz gestelltes Eigenthum am sichersten. Es genügt, einen Strohbüschel über die Thüre zu stecken, und wer verwegen sein sollte, dieses Zeichen nicht zu achten, dessen Haus wird Schango, oder wenigstens die Schaar seiner Anhänger, mit eben dem Strohbüschel anstecken; die Secte Schango ist eine unruhige und wegen ihrer Gewaltthätigkeiten gefürchtete. Den Platz, wo immer ein Donnerkeil niedergefallen ist oder niedergefallen sein soll, nehmen sie als ihr Eigenthum in Anspruch, da Schango ihn als solches bezeichnet habe, und jedes vom Blitz getroffene Haus ist ihrer Plünderung verfallen, wenn sie zeitig genug herbeikommen, ehe es verbrannt ist. Nicht selten sollen sie selbst ein Haus anstecken, um sich seine Plünderung zu verschaffen, und gewöhnlich practiciren

sie dann vorher eine Axt in dasselbe hinein, von der die wie zufällig herbeikommenden Zauberer erklären, daß sie vom Himmel gefallen, und ein Zeichen sei, daß Schango beim nächsten Gewitter seinen Blitzstrahl dorthin senden wolle. Um weiterer Verbreitung des Brandes vorzubeugen, bestehen dann die Nachbarn meistens auf der Zerstörung des dem göttlichen Zorne verfallenen Gebäudes, das den Priestern desselben zur Sühnung überlassen wird. In Abbeokouta steht dieser Gott in einem Tempel in seiner schrecklichen Wandlung, unter der Form eines viereckigen Kopfes, neben dem die Streitaxt hängt, mit der er das Haupt seiner Feinde spaltet. Nach einigen war er ein alter König von Yoruba, der vom Volk wegen seinen Grausamkeiten gehaßt und gefürchtet war. Während des Gottesdienstes werden hölzerne Kugeln um das Götzenbild gerollt, um den Donner (das Salmoneus) nachzuahmen.

Es bleibt in den mythologischen Anschauungen der jedesmaligen Ideenassociation überlassen, ob man den Blitz von der Hand eines guten oder eines bösen Gottes geschleudert glaubt, zum Belohnen oder zum Strafen, vom nächtlichen Summanus oder vom Zeus Soter. Der Mongole, zu dem ein Blitz niederschlug, mußte sich als Gegenstand des göttlichen Zornes langen Reinigungen unterwerfen, alle seine Geräthe und alle seine Hausgenossen durch das Feuer sühnen, ein Litthauer dagegen, der vom Blitz erschlagen wurde, war künftiger Seligkeit gewiß. Verdorrte ein Baum, in dem der Blitz gezündet hatte, so meinten die Slaven, daß der unter seinen Wurzeln liegende Dämon erschlagen sei, verdorrte er nicht, so war es dem bösen Geist gelungen, sich vor dem Himmelspfeil zu retten. Erklärungen sind leicht gefunden. Aus seinem Seelenleben trägt sie der Mensch in die Naturerscheinungen hinein, und die Priester des Schango wissen sie eben so verständig zu ihren Gunsten auszulegen, wie die übrigen Feitiçeros.

Ifa, der Gott der Palmnüsse, wird besonders in Krankheiten angerufen. Seine Beinamen sind: der Bewahrer der Geheimnisse, der Beschützer der Ehen, der Helfer im Kindbett. Sein Oberpriester wohnt unter einem sechzehnästigen Palmbaum am Berg Ado, und stellt seine Fragen durch das nur ihm bekannte Geheimniß der sechzehn Palmnüsse. Von ihm abhängige Tempel finden sich in allen Städten Yoruba's, und dort wenden sich die Verwandten eines Kranken an den Babbalawo oder Priester. Er beginnt seine Ceremonien, indem er Linien auf den Boden zieht,

die Wand mit Hieroglyphenzeichen beschreibt, und vor diesen Figuren einige Kauris und Palmnüsse in ein Kalabasse schüttelt, damit der Gott in die Nüsse fahre. Nur die an ihren Löchern als viersamig erkannten werden für diese Zwecke ausgewählt. Ein Schaf oder eine Ziege wird als Opfer gebracht, und mit dem Blut besprengt der Priester die Kalabasse und die Wand, dann streicht er damit über die Stirne des Patienten, um so das Leben des Thieres auf den Kranken zu übertragen; die Reste des Opferfleisches, nachdem der Priester mit seiner Familie davon gegessen, werden vor die Thür geworfen, und es gilt für ein gutes Zeichen, wenn die Raubvögel eilig herabstoßen, um sie aufzugreifen. Vor der Verheirathung begeben sich Braut und Bräutigam in den Tempel des Ifa, wo sie, jedes getrennt, Gebete verrichten, und von dem Priester geweiht werden; verbunden mit dieser Priesterschaft ist eine herumziehende Bande von Gauklern (Chugughudah), die mit Kauriemuscheln geschmückte Götzen mit sich führen. Die Anhänger des Schlangen-Cultus tragen einen messingenen oder eisernen Ring um das linke Handgelenk.

Das böse Princip ist repräsentirt durch Eschu, oder der Ausgestoßene, und um ihn zu versöhnen, wird Oel auf seinen Altar getröpfelt, ein rohes Steinconglomerat von Lehm und Kiesel, das durch eiserne Klammern zusammengehalten wird. Frauen wenden sich heimlich an die Priester für Amulette aus Kauries, die mit Blut besprenkelt sind. Wie bei dem bösen Geist Komallo, dem überall Umherwandelnden, wird oft auf einer in den Wäldern gelichteten Stelle angebetet, die im Himmel existirte, ehe sie auf Erden fiel (Igwikalla).

Die speciellere Form der religiösen Andacht kann jeden Gegenstand aus den drei Naturreichen zum Object der Anbetung wählen, sowie auch Werke von Menschenhand. Der Handwerker verehrt sein Werkzeug, der Fischer seine Canoe, der Reisende seinen Fuß, ehe er sich auf den Weg macht, ein Jeder seine tägliche Speise und Trank. Die Anbetung, die den Hügeln der Bugbugs oder Ameisen gezollt wird und die sich (nach d'Urville) auch in einigen Theilen Neu-Guinea's findet, bezieht sich häufig auf die abgeschiedenen Geister vornehmer Häuptlinge, die in solchen Nestern begraben werden, damit die als Reliquien zu bewahrenden Knochen möglichst rasch und vollkommen vom Fleische gelöst werden. Jeder hat seine Privatgötzen, und selbst die auf den Pflanzungen

arbeitenden Sklaven besitzen alle ihre kleinen Altäre, gewöhnlich von unbehauenem Stein dargestellt, wo sie opfern und beten nach ihrer Art. In den meisten Häusern ist ein viereckiger Raum abgetheilt, in dem mit Wasser gefüllte Töpfe um einen heiligen Baum stehen. Das Gesicht der Kinder wird bei Wiederholung der Ceremonie des Namengebens häufig damit besprengt. In den freien Plätzen Abbeokouta's finden sich vielfach offene Verandahs ohne eine Hinterwand, in denen man die Leute beten sieht, indem sie sich an eine Person wenden, die phantastisch gekleidet aus einer Seitenthür hervortritt und die vorgelegten Fragen beantwortet. Von den Seelen der Kinder wird geglaubt, daß sie von dem Geiste eines ihrer Ahnen bewohnt und beeinflußt werden. Bei der Geburt eines Kindes wird nach dem Priester geschickt und bei der Lieblingsgottheit der Familie angefragt, welcher der verstorbenen Vorfahren die Absicht habe, in dem Kinde zu wohnen, um ihm darnach seinen Namen zu geben. Sie begrüßen seine Zurückkunft dann mit dem Worte Whohbodu (du bist angekommen), als einen chubilghanischen Wiedergeborenen. In den Bestimmungen Manu's wird die Mutter mit der Entbindung Diaya, weil ihr Mann in der Form des Fötus ein neues Leben angetreten hat, und nach dem alten Reichsgesetze Tahiti's trat der König mit der Geburt des Kronprinzen in den Privatstand zurück, da sein bester Theil jetzt in jenen übergegangen war. Auch Beduinen glauben an eine mystische Inspiration, die sich in der Familie ihres Agyd, vom Vater auf den Sohn fortpflanzt. Eine complicirtere Seelenverwandtschaft, die an die rabbinischen Unterscheidungen zwischen Nephesch, Ruach und Neschama erinnert, findet sich bei den Eweern, worüber ich dem ausführlichen Bericht eines leider kürzlich verstorbenen deutschen Missionärs einiges entnehme. Wird nach ihrer Lehre ein Mensch geboren, so giebt ihm Mawu von der Seelenheimath des Menschen in Nodsie einen Dsogbe, den zur Beseelung eines lebendigen Menschen bestimmten Geist, der am Geburtstage in ihn eingeht. Nach der Geburt erhält der Dsogbe den Namen Luwo, Seele oder Schatten. Es giebt männliche und weibliche Dsogbe, gute und böse, so daß der Mensch keine Verantwortung für seine Handlungen fühlen kann. Stirbt der Mensch, so verläßt ihn sein Dsogbe wieder und geht nach Nodsie, weshalb solche, die früher schon da waren, behaupten, dieses oder jenes Verstorbenen Seele (Noali) dort gesehen zu haben. War der Dsogbe männlich,

so hat er sein weibliches Gemahl am Geisterorte und umgekehrt, deshalb wird in jedem Hause einem Paar geschnitzter Holzfiguren, männlicher und weiblicher Gestalt, Verehrung gezollt, die aber eigentlich dem Aklama, dem beständigen Begleiter des Dsogbe gilt, als dem Schutzgeiste des Menschen. Wohin der Mensch geht, ist er von seinem Aklama, wie von seinem Schatten begleitet, und dieser als guter Geist erbittet Wohlthaten für ihn, von den Göttern wie von Mawu selbst. Weicht der Schutzgeist vom Menschen, so vergeht auch sein Schatten, sein Dsogbe verläßt ihn und der Mensch stirbt. So glaubt man von unheilbaren Kranken, daß der Schutzgeist sie verlassen hat, weshalb sie in eine abgelegene Hütte zum Sterben gebracht werden. Die Zauberer kennen die Künste, vermittelst welcher die Seele den Geist verlassen kann, um geisterartig umherzufahren und beliebig Schaden anzustiften. Nach dem Tode wird sein Dsogbe, das, wenn es Fleisch geworden ist, Luwo heißt, zum Noali oder Gespenst. Das des Bösen gesellt sich zu den Dämonen und fährt mit diesen in den Wirbelwinden umher, wogegen die anderen wieder Thiere oder Menschen, besonders die derselben Familie, beseelen.

In Joruba wird das Sassaholz mit abergläubischer Verehrung betrachtet, als einen besonderen Dämon enthaltend, da Thüren und Tische, die daraus gemacht sind, vielfach ein eigenthümliches Krachen hören lassen, besonders Nachts. Mit Möbel von dort wurden die Klopfgeister in Amerika eingeführt. Wer seinen Feind durch einen Fluch zu zerstören wünscht, nimmt, während er ihn äußert, von der giftigen Rinde des Igginla-Baumes in den Mund. Ein neues Haus wird nicht eher bezogen, als bis der Zauber der bösen Geister Akalascho dadurch gebrochen ist, daß zwei Sklaven in demselben eine Nacht geschlafen haben, dann wird ein hufeisenförmiges Eisen über der Thür befestigt, damit nicht neue darin einziehen können. In Zeiten anhaltender Dürre wird ein Sklave festlich bekränzt, zum Flusse geführt und, um die Wassergöttin zu versöhnen, in ihr Element geworfen, wo ihn rasch die Krokodile verzehren. Am fünften Tage, der festlich begangen wird, als der Ossetag oder Tag des Stillschweigens, pflegen die Priester und Priesterinnen Wasser von den heiligen Quellen für ihre Götter zu holen, das während der Woche im Tempel aufbewahrt und nach der Weihe in Krankheiten gegeben wird.

Besonders berühmt ist das im Tempel der Naturgöttin, die als schwangere Frau dargestellt wird, aufbewahrte gegen weibliche Unfruchtbarkeit und schwere Geburt. In Abbeokouta wird von den unfruchtbaren Frauen auch zu der hermaphroditischen Form des Obbatalla gebetet, die aus einer nackten Frau und einem bekleideten Mann zusammengesetzt ist. Wenn die Priesterinnen mit den gefüllten Krügen des heiligen Wassers nach dem Tempel zurückkehren, so erwiedern sie keinen Gruß, sondern schlagen nur, zum Zeichen der Erkennung, mit den Fingern auf die Handfläche. Die Verehrer der Flüsse und Seen tragen, als Sectenzeichen, weiße Halsbänder.

Die Leichen der Verstorbenen werden in Yoruba meistens unter die Schwelle des Hauses, in sitzender Stellung, beigesetzt. Kinderleichen werden gewöhnlich fortgeworfen, da sie durch die Wirkung eines bösen Dämons gestorben sein könnten. Die Wahrzeichen des Jägers und Soldaten werden auf die Landstraße außerhalb des Thores gelegt, damit der abgeschiedene Geist nicht in die Stadt zurückkommen und die Ruhe des Volkes stören möchte. Aber selbst bei ruhigen Bürgern findet man es zweckdienlich, eine Bannung am siebenten Tage vorzunehmen. Ihre Freunde gehen dann bei Einbruch der Nacht abseitens der Heerstraße, rufen den Todten bei dem Namen, den er im Leben führte, und stellen ihm vor, daß er sich jetzt, als für immer mit der Welt gebrochen, betrachten müsse, und nicht daran denken möchte, zurückzukommen und spukend umzugehen. Zu bestimmten Zeiten wird ein Todtenopfer gebracht, wobei der Hausvater einen Widder schlachtet und das Blut in eine Grube unter die Erde fließen läßt. Ist die Familienmahlzeit beendet, so wird einer der Knochen angekleidet, am liebsten in dem Anzuge eines weißen Mannes, und dann durch die Stadt umhergetragen, als der Knochen des Vorfahrens, indem Frauen vorausgehen, die sein Lob singen.

In Ogbomascho unterscheiden sich die drei Secten des Schango, Orischa (der also hier mit Obbatalla zusammenfällt) und Ifa; die Priester leben in ihren Privatwohnungen und werden in denselben von ihren Anhängern consultirt; die Secte des Orischa ist die zahlreichste: die Häuptlinge finden es meistens vortheilhaft, allen drei Göttern ihre Verehrung zu zollen, um keine Popularität zu verlieren. Das Zeichen des Schango ist hier ein gegabelter Stock, der als Schutz des Eigenthums aufgesteckt wird. Seine Priester tragen einen eisernen Ring über dem Ellbogen,

das Zeichen des Orischa ist ein Grasbündel (wie das des Schango in Abbeokouta), und die Priester tragen ein Perlenband um das Handgelenk. Wenn die Frauen Orischa verehren, haben sie das Haar zurückgekämmt, und die Stirne mit einem weißen Flecken bezeichnet (als Tika); die Priester des Jfa besorgen auch hier hauptsächlich das Orakelgeschäft; die Stadt Ogbomascho wird gewöhnlich zweimal jährlich der Gewalt des Oro übergeben; der Lärmen beginnt, nachdem den Frauen die entsprechende Warnung zugekommen ist, in kleinen Hütten, die abseitens außerhalb der Stadtmauer stehen, und zu denen kein Zutritt ist als durch die Gebäulichkeiten des Stadtobersten. Während der ganzen Nacht geht dann der Geist der Vorfahren mit einer mächtigen Bambupeitsche umher, in einer Begleitung sonstiger Masken, die mehr oder weniger stereotyp sind oder werden. Auf den Straßen sieht man häufig Frauen Kunststücke mit Schlangen treiben, die um ihre Arme gewunden sind und denen das Volk Cauries darbringt. Die Leichen werden in Ogbomascho ebenfalls unter der Thürhalle begraben. In die offene Grube legt man in einiger Entfernung vom Boden Zweige und Aeste, den in Tücher gewickelten Knochen darauf und über ihn andere Holzstücke, bedeckt dann das Ganze mit Thon und stampft es fest, so daß die Leiche in einem trockenen Raum sich lange Zeit conservirt, ohne daß doch Ausdünstungen in das Haus eindringen. Der beistehende Priester wird mit Palmöl und Cauries belohnt, sowie mit einem Zicklein, das er schlachten muß. Er gießt etwas von dem Blut auf die Thonbedeckung des Grabes, dem er mit seinem Finger ein Zeichen aufdrückt, und legt einige Cauries nebst etwas Palmöl neben die Leiche; alles übrige gehört ihm. Das Blut eines vom Hausherrn geschlachteten Schafes wird auf die hölzerne Unterlage gesprenkelt. Das Begräbniß selbst wird im Geheimen vorgenommen, und um die Frauen zu entfernen, läßt man eine, gleich dem Todten ausgekleidete, Matte von zwei Männern durch die Stadt führen, unter der Begleitung aller seiner weiblichen Verwandten, die sein Lob singen müssen. Man beeilt sich mit der Beerdigung vor ihrer Zurückkunft fertig zu sein, und die Träger des falschen Todten verrammeln rasch die Thür, um die Matte zu entkleiden, als ob sie dann erst die Beerdigung vornähmen.

Jfeh gilt als die eigentliche Heimath des ganzen Götzendienstes, und dort werden Messingbilder der Sonne und des

Mondes verehrt, neben einer messingenen Kette, die vom Himmel fiel. Es ist der Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, für deren Bequemlichkeit dort ein Markt eingerichtet, der Markt der Todten (Ouga Attebah) genannt, wo die Todten ein- und verkaufen. Dort ist es den Verwandten möglich, durch die Vermittlung der Priester eine Zusammenkunft mit kürzlich Verstorbenen zu haben, aber es würde ihr Tod sein, wenn sie selbst zu sprechen wagen sollten.

Odua (Gott) schuf einen Mann und eine Frau, und setzte sie auf einen hohen Hügel, wo später Ifeh gegründet wurde. Eine Göttin, Twoh genannt, erzwang religiöse Verehrung und verlangte, daß ihr Bildniß als Gegenstand der Anbetung aufgestellt würde. Dasselbe ist fähig zu sehen und zu hören, aber nicht zu bewegen oder zu sprechen, und wird bei festlichen Gelegenheiten um den Tempel umhergezogen. Das erste Menschenpaar hatte sechs Kinder, die von ihren Eltern ausgesandt wurden, eine Stadt für sich selbst zu gründen, und zum König von Akoo kamen, dem sie unterworfen blieben. Dieser führte seine Erschaffung ebenfalls auf Odua zurück, und hatte einen älteren Bruder, Oeibo (der weiße Mann) genannt. Odua überließ ihnen die Wahl ihres künftigen Schicksals, Oeiba entschied sich für das Wasser, worauf er einen Trog mit goldenen Rudern erhielt und darin hinab in's Meer fuhr. Ouba-oyo (der König der Akoo) erklärte, daß er still sitzen und für Odua kämpfen wolle.

Irawaw ist der Hauptsitz des Orischako, der durch eine eiserne Stange vorgestellt und wegen des Kostspieligen seines Dienstes nur von den Reichen und Adeligen verehrt wird. Kein Bewohner Igbehins darf Irawaw betreten, und man erzählt als Grund, daß in den alten Zeiten, als noch die sechsfingrigen Riesen von Sierra Leone im Lande lebten, einer derselben, der in Igbehin wohnte, während einer Eidesleistung im Tempel des Orischako von Wahnsinn erfaßt worden sei und die Priester getödtet habe. In Awaye am Ogunflusse werden Fische als Orischa verehrt. Am Niger verbindet sich der Dienst des Orina vielfach mit dem des früher erwähnten Tschuku, dem Tschuku-Okeke oder Gott dem Höchsten. In Abo herrscht der Glaube, daß Gute nach dem Tod zu Orissa gehen, und dort mit ihm wohnen, oder wenn ihnen beliebt, zum Besuche der Erde zurückkommen können, wogegen Schlechte beim Okomo oder Feuergeist verweilen müssen. Vornehme

in Abo halten den untern Kinnbacken eines Schweines als heiligen Juju, oder bis sie sich einen solchen verschaffen können, ein in dieser Form gebildetes Stück Holz als Ofum (mein Bild), oder Agba Eghi (Schweinskinnbacken), oder Tschuku of Agba (oder Schweinsgott). Er wird sorgsam in den Hütten bewahrt und bei den von den Priestern bestimmten Festen vorgebracht, um mit Blut und Palmwein besprengt und mit Kolanüssen gerieben zu werden. An geeigneten Stellen werden Jujubäume gepflanzt, am liebsten nahe den Hütten, die man als Tschukum (mein Gott) anruft oder mit Zeugfetzen behängt. Andere schnitzen sich kleine Holzbilder als Ofo Tschuku (Gottbilder), zu denen sie sprechen und beten. Ein alter, weitschattender Jujubaum galt früher in Abo als ein öffentliches Heiligthum, dem jeder, außer dem ihm speciell gehörenden Baum, opfert.

Ueber ihren Ursprung laufen unter den Jorubanern, welche die Muhammedaner des Sudan von den Kanaanitern ableiten, verschiedene Sagen um, die sich nicht übereinstimmend vereinigen lassen. Im Allgemeinen betrachten sie Ifeh als ihren und der Menschheit Ursprung, aber nicht das jetzt in Joruba bekannte, sondern ein an der Seeküste gelegenes, von dem sie erst in das Binnenland gewandert seien. Die Jorubah-Stämme (Iketuh, Egba, Ijebuh, Ifeh, Ibini oder Benin und Jorubah) entsprangen von sechs Brüdern, die Söhne einer Mutter, die noch jetzt in Ifeh und Abbeokouta verehrt wird, als Iyommodeh oder die Mutter der Kinder des Jägers. Yoruba, der jüngste, beherrschte seine Brüder, aber allmälig entzogen sich diese seiner Herrschaft, so daß nur Dahomey und Popoe ihm unterworfen blieben. Die Hauptstadt wurde von Ifeh nach Igboho verlegt. Nach einer andern Tradition, eine Localsage der Ifeh-Secte, leiteten sich die Jorubas von sechzehn Stammherren ab, die ausgesandt waren, eine Colonie zu stiften. Ihr Führer nahm eine Henne mit sich und ein weißes Tuch, worin eine Palmnuß und etwas trockene Erde eingeknotet war. Lange Zeit wateten sie durch das Wasser, dann aber knüpfte der Führer das Tuch auf und streute die Erde heraus, die sich sogleich zu einem festen Ufer gestaltete, auf dem ein Palmbaum mit sechzehn Aesten emporwuchs. Die Henne flog auf den Boden und kratzte die Erde nach allen Richtungen, so daß das Wasser auftrocknete. Die Colonie gründete Ifeh, von wo sie sich über das Land weiter verbreitete. Damit stimmt eine andere

Sage, nach welcher die Jorubaner bei einer Ueberschwemmung des Nigers, an dessen Ufern sie früher gelebt hatten, auswanderten.

Die Sagen verderblicher Fluthen, die in der Vorgeschichte so vieler Völker wiederkehren, möchten sich einfacher erklären lassen als durch das Zurückgehen auf allgemeine Naturrevolutionen, wodurch wir aus unserer geologischen Epoche heraustreten. Wanderten die Völker gemäßigter Zonen nach den Tropenländern, so mußten sie nothwendig durch die ihnen unbekannte Heftigkeit der Regenzeit überrascht und erschreckt werden, und konnten sehr wohl, wenn sie auf die Spitzen der Berge flohen, die Welt als untergegangen betrachten, oder nach der Rückkehr der Sonne sich als die allein Geretteten ansehen. Die Wanderungen der Arier nach Indien würden so mit ihren weiten Zügen diese Sagen durch die Welt getragen haben, was bei Annahme solcher auch daraus hervorgeht, weil sich in der ihnen zugewiesenen Heimath, dem kalten Hochplateau Asiens, eine den dortigen klimatischen Verhältnissen angemessene Modification findet. Dort befiehlt Ahuramazda dem Yima vorsorglich Samen zu sammeln, und beschreibt ihm den gebäudeartig umzäunten Garten genau nach allen Dimensionen seiner Winkel, in dem er sich, als in einer heiligen Arche, vor dem Einbruch des ahrimanischen Winters schützen solle. Das unerwartete und unbegreifliche Ansteigen der Flüsse mußte ebenfalls mit seinen Verheerungen das Andenken eines verderblichen Naturereignisses bewahren, und die Macedonier verdankten es auf dem Indus nur ihren bessern Schiffen, daß diese der Zerstörung entgingen, die leichte Canoes nothwendig hätte treffen müssen. Nach mexikanischen Sagen war der spätere Gründer von Cholula allein aus der allgemeinen Sündfluth entkommen, einer Sündfluth, die, wie sich aus andern Berichten schließen läßt, das Ansteigen des Tabasco meint, wodurch die von Quetzalcoatl gestifteten Dörfer überschwemmt und zerstört wurden. Aehnliche Verhältnisse mögen in dem babylonischen Zweiflüsseland, dessen Vorzeit die semitischen Völker mit der unsern verknüpften, stattgefunden haben, indem man dort noch jetzt die Hälfte des Jahres auf den Ebenen zu Schiffe hinfährt, welche während der andern Hälfte in der Sonne verbrennen. Noch im Juli konnte ich Akkerkuf von Bagdad aus zu Schiffe besuchen. In der deucalionischen Fluth ist die rein locale Färbung schon häufig nachgewiesen. Solche Mythen waren

nützlich, um heilsame Furcht zu erregen. Ein Kassenti-Neger erzählte dem Missionär Oldendorp, daß, wenn er als Knabe unartig gewesen wäre, seine Mutter ihn mit einer großen Wasserfluth geschreckt hätte, in der er ertrinken würde, und die Priester zu Hierapolis hielten die abgeflossenen Fluthen des Diluviums in einem sichern Verschlusse unter dem Altar ihres Tempels, woraus sie aber dieselben jeden Augenblick wieder über die sündige Welt entlassen konnten. Vom Tilstein im Kölner Dom bestand im Mittelalter eine ähnliche Sage, und ebenso von Eben Schatja, auf den David beim Tempelbau stieß, vom Mundus der Römer u. s. w.

Die Gerichtsverfahren in Joruba sind zweierlei Art, und werden entweder von dem Fürsten der Stadt und seinem Rathe nach Recht und Zeugniß abgehalten, oder vor der Oboni-Loge, ein geheimes Institut, das auf der einen Seite mit der Regierung, auf der andern mit der Religion des Landes verknüpft ist. Das Oboni-Haus enthält drei Höfe, und den innersten derselben zu betreten, ist für jeden nicht Eingeweihten sicherer Tod. Der in den Orden aufzunehmende Candidat muß auf den Boden niederknien und aus einem Loch in demselben eine Mischung von Blut und Wasser trinken. Gesetze werden in jeder Stadt von dem Häuptling und seinen Räthen erlassen, zuweilen aber wird eine Versammlung des Volkes berufen, um erst die allgemeine Ansicht zu hören. Det Fürst kann nichts ohne Zustimmung seines Rathes thun, und Fürst und Rath zusammen würden nicht mächtig genug sein, die alten traditionellen Gebräuche des Landes verletzen zu dürfen. Die Zeitrechnung wird nach Mondmonaten geführt. Nach dem kosmischen System der Jorubaer ruht die Erde mit dem Land im Mittelpunkt auf den Wassern.

Die eigenthümliche Glasfabrikation Central-Afrika's, die immer eine Art Geheimniß geblieben ist, soll jetzt nur noch auf drei Städte in Nufe beschränkt sein. An der Goldküste gräbt man die Agree-Perlen in die Erde ein, damit sie wachsen können.

Die Rhede von Lagos ist allen Winden offen und für die Landung sehr gefährlich. Die Mail wird oft in eine Tonne eingepackt an's Land befördert, da schon zu häufig das Leben von Officieren und Seeleuten geopfert worden ist. Bei unserer Anwesenheit lagen daselbst einige Hamburger Schiffe, um Palmöl einzunehmen, was indeß dort mit größeren Schwierigkeiten ver-

knüpft ist als in den Flüssen. Auch können die gedrohten Angriffe der Dahomeer, denen man damals mit Aengstlichkeit entgegensah, leicht jeden Verkehr unterbrechen.

In Accrah bietet die Küste einen freundlichen Anblick in weiten, fruchtbaren Ebenen, die in der Ferne Hügelreihen durchziehen. In der Stadt erhebt sich das englische Fort, und außerhalb derselben das holländische. Weiter entfernt ist Dänisch-Accrah, ohne einen Antheil an der Stadt, die sich nur in das englische und holländische Viertel theilt. Die Landung ist schwierig, da man in der Brandung den richtigen Moment abwarten muß, um mit den Wellen hineingespült zu werden. Gelingt es nicht mit dem vollen Wogenschwall in ruhiges Wasser zu kommen, so würde das Canoe ohne großes Bedenken umstürzen und seine Ladung für die Haie ausleeren. Die von Lehm oft aus mehreren Stockwerken gebauten Häuser stehen zuweilen auf einem steinernen Fundament, an engen aber verhältnißmäßig reinen Gassen. Der englische und holländische Theil ist durch Gärten verbunden, zwischen denen man Cactushecken hinzieht, wie solche überall in der Ebene hervortreten. Niedrige Fetischhütten finden sich vielfach auf den Straßen, meistens verhangen. In den Umzäunungen einiger wurden Ziegen gehalten. Mein Führer war sehr ängstlich, nicht zu lange bei ihnen stehen zu bleiben, da Fälle genug bekannt wären, wo der über jede Neugier erzürnte Fetisch sich mit Gift gerächt habe. Die Thüren der Häuser waren vielfach durch eine mit Kalk bestrichene Thonpyramide bewacht, den Fetisch von Otutu. Wir besichtigten die Werkstätten einiger Goldschmiede, durch die Accrah berühmt ist, und die zierliche Schmucksachen aus dem von Akim gebrachten Goldstaub bearbeiten. Die Frauen tragen unter den Kleidern ein Polster (cul de Paris) über ihren Hüften, um diese hervorstehen zu machen, und das Haar in eine hohe Frisur aufgebunden, die beweglich auf dem Kopfe umherschwankt. Eine lange an der afrikanischen Küste ansässiger Kaufmann, Hanson, hat sich ein palastartiges Gebäude im europäischen Styl in Accrah gebaut, das aber trotz des massiven Materials schon jetzt, nur wenige Jahre nach seinem Tode, den Eindruck einer Ruine macht. Von seinem glatten Dach genoß man einen weiten Umblick über die fruchtbare Ebene und den nahe gelegenen See. Auf den Straßen war ein lebhafter Verkehr, und verschiedene der Verkäufer hatten in der Schaustellung oder dem Aushängen ihrer Waaren schon europäischen

Läden nachgeahmt. Eine französische Factorei in Accrah war vor wenigen Tagen, nachdem längere Mißhelligkeiten vorausgegangen waren, von den Negern geplündert und zerstört worden; da sie aber halbwegs zwischen dem englischen und holländischen Fort lag, so war. es zweifelhaft, welcher der beiden Regierungen die Ahndung dieser Gewaltthat zukommen würde. Im englischen Fort (James Fort) sahen wir indeß Vorbereitungen treffen, in Erwartung weiterer Verstärkungen, die von Cap-Coast-Castle anlangen sollten.

Schöpfungsmythe von Alt-Kalabar.

Abasi erhebt sich und nimmt seinen Sitz ein. Alle Dinge schafft er, alle Dinge oben, alle Dinge unten; schafft das Wasser und den Wald und die Flüsse und die Quellen und die Thiere des Waldes. Er schafft alle Dinge die da sind in der ganzen Welt, aber den Menschen schafft er nicht, denn der Mensch lebt im Jenseits mit Abasi. Kein Mensch lebt auf der Erde, wohl aber die Thiere des Waldes, die Fische, die im Wasser wohnen, die Vögel, welche die Luft durchfliegen und andere Geschöpfe der Fülle, zu zählen sind sie nicht. Aber Menschen gab es keine, sie wohnten droben mit Abasi in seiner Stadt; und so oft Abasi niedersaß und aß, kamen sie herbei, um mit ihm und seiner Atai der Unterhaltung zu pflegen.

Zeit schwindet hin. Einst redet Atai, sie ruft. Er antwortet; sie spricht: „Geschaffen sind die Dinge; sie sind gut. Dort ist die Erde isön, die du ausgebreitet, hier der Himmel enyön, den wir bewohnen. Aber ein Haupt fehlt dem, was du geschaffen, ein Ordner fehlt, und nur der Mensch vermag dem Fehler abzühelfen, wenn du ihn dorthin stellst. Siehe, wie es geschehen kann, daß er die Erde bewohne und Feuer entzünde; denn kalt ist es im Himmel, so lange kein Feuer auf Erden brennt.“ Abasi ist schweigend und stumm. „Atai,“ sagt er sodann. „Hier bin ich,“ antwortet sie. Er spricht: „Nicht in den Grenzen meiner Macht ist solcher Versuch. Würde den Menschen ich auf die Erde setzen, der Mensch, dort wohnend und lebend, würde bald sich mit mir messen, würde zu sagen beginnen: „Ich bin gleich ihm,“ würde zu sagen beginnen: „Ich kenne alles was geschehen.“ Siehst du Mittel und Wege es zu hindern, daß er nicht in seinem Stolze

sich überhebe, dann mag es geschehen, daß der Mensch auf Erden wohne." Sagt sein Gemahl: „Nicht solches sich vermessen wird der Mensch; hast du ihn dorthin auf Erden gestellt, werde ich über ihn wachen. Selbst begreifen wird der Mensch, daß er mit dir sich nicht vergleichen kann. Hast du den Menschen dorthin gestellt, so gieb ihn in meine Hand; ich werde wachen, daß er nicht versuche, sich mit dir zu messen; ich werde den Menschen hindern, werde verhindern, daß er dich übertreffe." Abasi stimmt bei. „Wohl," sagt er, „so mag es sein."

Zeit schwindet hin. Abasi nimmt einen Menschen männlichen Geschlechts, „der soll auf Erden wohnen," sagt er. „Der Mann soll die Erde bewohnen, und wenn es Essenszeit ist, wenn man im Himmel die Essensglocke (oder den Tam-tam) läutet, so soll er aufsteigen, um Speise zu nehmen, und wenn gesättigt, soll er niedersteigen und zur Erde zurückkehren. Passende Zeiten zum Essen sind: am Morgen, dann mag er zum Himmel kommen; am Mittage, dann mag er kommen; am Abende, dann komme er. Alle seine Speise genieße er dort." Abasi redet zum Mann, daß er niemals wünschen dürfe, Speise unten zu finden, denn würde er eßbare Speise unten finden, so würde er sich nicht weiter um andere Speisen kümmern, er würde nichts anderes denken und hoffen, er würde nicht ferner nach oben für seine Speise kommen, und dann die Folge würde sein, daß er seiner (Abasi's) vergesse.

Das Weib (Atai) spricht zu ihm (Abasi): „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein lebe, er bedarf eines Weibes. Für den Mann ist es recht, mit der Frau zu leben, für die Frau mit dem Mann." Abasi stimmt bei, er antwortet der Atai: „So sollte es sein. Aber gäbe ich dem Mann eine Frau, mit ihm zu wohnen, so wird es geschehen, daß Kinder geboren werden, männliche und weibliche Kinder, so daß der Menschen viele werden, und sind ihrer viele, werden sie mich vergessen." Das Weib sagt zu ihm: „Wohlan, so laß es geschehen, daß sie dort beisammen wohnen, aber nicht die gleiche Matte (zum Schlafen) gebrauchen." Abasi stimmt bei. Er nimmt die Frau, er sagt ihr, daß sie dort mit dem Manne wohnen müsse; die Frau geht, sie setzt sich zum Manne, sie wohnen beisammen. Abasi warnt sie, nicht dieselbe Matte zu gebrauchen. Sie stimmen bei und leben in Gesellschaft, dann wenn die Zeit der Speise gekommen ist, steigen sie nach oben an den geeigneten Tagen, die Frau geht nach oben mit

ihrem Gatten, sie essen dort, und wenn sie gegessen, stehen sie auf.

Ihre Freundin schließt sich ihr an. Sie bittet um Erlaubniß sie begleiten zu dürfen und geht mit ihr zur Erde. „Nenne mich Freundin," sagt sie zur Frau. Sie spricht zu ihr: „Das Land, das ihr bewohnt, scheint ein gutes Land, aber wie kommt es, daß ihr so unthätig seid?" „Wie so?" meint die Freundin. Sie spricht: „Ihr sagt, daß ihr nicht nach den Mitteln wünscht, euch selbst Speise zu bereiten, aber die lange Reise, die ihr täglich zu unternehmen habt, ist sie euch nicht zur Last? So eßt ihr Speise, die euch nicht gehört, und doch könnte eure eigene Hand euch solche schaffen. Abasi gehört dieser Wald, ich gebe es zu, aber war es nicht Abasi, der euch gebot, hier zu wohnen? Weshalb sucht ihr nicht die Mittel, den Wald zu bebauen, damit ihr eure eigene Speise haben möget?" Ihre Freundin antwortet: „Wahr ist es, wie du sprichst. Aber Abasi lehrt uns, daß wir nicht wünschen dürften, eigene Speise auf Erden zu haben, daß er uns stets dort droben Speise geben würde. Er warnte uns, daß, wenn wir den Boden anbauten, wenn wir eigene Speise hätten, wir uns nicht mehr um Anderes kümmern würden, nicht mehr zum Himmel aufsteigen würden, dort zu essen, daß wir Abasi's vergessen würden, und dann würde Abasi zürnen." Antwortete ihre Freundin: „Er wird nicht zürnen, er wird nichts dazu sagen."

Zeit schwindet hin. Sie kommen nach oben, um zu essen. Ihre Freundin giebt ihr eine Axt und sagt: „Gieb das deinem Gatten, daß er den Wald lichten möge, und ist es geschehen, so laß es mich wissen." Sie stimmt bei, sie nimmt die Axt, sie giebt sie ihrem Gatten. Der Mann lichtet den Boden seiner Hütte gegenüber, er reinigt und säubert ihn. Die Freundin ist benachrichtigt. Sie sagt: „Laß es liegen, daß es trockne." Sie stimmen bei. Dann als die niedergehauenen Büsche alle da lagen und trocken waren, nimmt die Freundin Feuer vom Himmel, bringt es und sagt: „Entzünde Feuer und wirf es in den Wald!" Sie zündet das Feuer, der Gatte zündet, die Freundin zündet. Sie gehen und werfen es in den Wald, das Feuer verzehrt den Wald. Die Freundin kehrt zurück, sprechend: „Wenn du die Speiseglocke hörst, hab' Acht und komm!" Sie stimmt bei. Sie hören die Speiseglocke, sie gehen, sie essen, und nach dem Essen stehen sie auf. Ihre Freundin ruft sie zu sich. Sie gehen zu dem Hause,

sie giebt ihr alle Arten Samen und Früchte, die sie um ihre Hütte pflanzen. Bald kommt ihre Freundin und bringt ein Messer, eine Haue und eine Hacke, und ruft dem Manne, und sie gehen zusammen zu der Stelle, die niedergebrannt wurde. Sie machen sie rein, theilen sie in Felder für die verschiedenen Fruchtarten, die sie pflanzen. Alle kehren zurück. Sie sitzen zusammen in der Hütte, und wenn die Zeit der Speise kam, gingen sie und aßen. Nicht lange dauerte es und Alles sproßte hervor. Die Yams treiben ihre Schößlinge, Alles wächst auf. Ihre Freundin sagt bei dem nächsten Besuche: „Laß deinen Gatten die Yams zerschneiden und pflanzen, daß er sehe, wie jeder Sprößling eine neue Frucht giebt.“ Der Mann thut so, und Speise sproßt in Fülle überall; denselben Tag gehen sie zum Himmel, um das Abendmahl zu essen, und bei der Rückkehr legt sich die Frau, wie sie gewohnt war, auf ihre Matte, der Mann auf die seinige. Die Nacht ist halb vorüber, als der Mann sich erhebt und der Frau naht. „Abasi wird zürnen,“ meint sie. „Er wird nicht zürnen,“ sagt er. „Und sollte er auch zürnen, seine Befehle sind schon gebrochen, indem wir den Boden bebauten. So laß uns auch seine übrigen Verbote verachten.“ Nach langem Sträuben giebt die Frau nach.

Der Tag graut und Monate ziehen vorüber; die Frau empfing denselben Tag, wo sie mit ihrem Gatten zusammenschlief. Ihre Freundin kommt zum Besuch. „Komm mit,“ sagt sie, sie gehen zum Felde, die Freundin nimmt einen Stock um aufzugraben. „Komm,“ sagt sie, „laß uns versuchen, wer am raschesten die Erde weggräbt, laß uns sehen, was wir gepflanzt haben, laß uns sehen, wie es aussieht;“ sie stimmt bei. Sie graben die Erde auf, sie ziehen den Yamknollen heraus und behalten ihn. „Lade auf,“ sagt ihre Freundin; sie thut so, sie kehren zum Haus zurück. Ihre Freundin unterweist sie in allem Nothwendigen; sie giebt ihr Pfeffer und Salz und alles Nöthige, sie giebt ihr Topf und Löffel und Kalabasse, und Mörser und Mahlstein, dann geht sie fort.

So sitzen sie beisammen, bis die Frau die Yams gekocht hat; dann essen sie, Gatte und Gattin, die Sonne geht unter, sie breiten ihre Matten neben einander, sie ruhen beisammen, Gatte und Gattin, die Frau geht nicht mehr um die Essensstunde nach Abasi's Stadt. Abasi frägt den Mann, er sagt: „Wo ist deine

Frau?" „Sie ist krank," sagt er, er wollte nicht sagen, sie sei schwanger, denn er fürchtet Abasi's Zorn.

Die Frau zählt die Monate, und als ihre Zeit gekommen, gebärt sie einen Sohn. So leben sie beisammen. Nicht lange nachher, und sie gebärt eine Tochter; so leben sie beisammen. Sie gehen nicht mehr für Speise nach Abasi's Stadt; der Vater lehrt die Kinder, lehrt ihnen was er weiß.

Denselben Tag ruft Abasi der Atai, er redet sie an, er spricht: „Siehe jetzt, wie es geschehen, was ich gesagt, der Mensch, hat er meiner nicht vergessen?" „Laß das," sagt Atai, „überlaß es mir, ich werde wachen." Atai sendet den Tod, der Tod kommt, er tödtet den Gatten, er tödtet die Gattin, er tödtet beide Eltern, die Kinder bleiben allein, die Kinder leben zusammen; sie leben zusammen, weshalb nicht in Ruhe und Frieden? Weshalb streiten? Welcher Grund liegt vor? Aber dennoch streiten sie. Abasi's Atai ließ Streit unter ihnen entstehen, und Tod und jedes Uebel, weil ihr Vater Böses gethan hatte.

Eines Tages geschieht es, daß der älteste Sohn und die zweite Tochter streiten, mit dem zweiten Sohne und der ältesten Tochter. Da geschieht es, daß der älteste Sohn und die zweite Tochter alle Bücher ihres Vaters nehmen und alle Sachen, die er nach der Sitte der Weißen zu gebrauchen pflegte. Sie nehmen alles dies, sie entfliehen damit, sie gehen in das Dickicht des Waldes und lassen sich in seinen verborgensten Winkeln nieder. Die älteste Tochter und der zweite Sohn nehmen die Hacke und die Haue, und das Schneidemesser und alles was zum Landbau gehört. Sie entfliehen in das Dickicht des Waldes, sie lassen sich dort nieder, sie zeugen Kinder, sie bebauen den Boden, sie hauen den Wald weg, sie brennen ihn nieder, und von dem Rauch werden sie schwarz; der älteste Sohn und die zweite Tochter, auch sie zeugen Kinder, aber sie bleiben weiß. So leben wir zusammen, Schwarze und Makara (Weiße), beide von einem Vater und von einer Mutter. Abasi's Atai hatte Recht, als sie zu ihrem Gemahl sprach: „Der Mensch, auf Erden geboren, überhebt sich seiner Kraft, er glaubt der allein Mächtige zu sein." Für einige Zeit hält Atai zurück, aber wenn der Stolze nicht demüthig wird, so tödtet sie ihn; sie schickt den Tod, und alle Menschen müssen sterben. So spricht Atai: „Der Mensch soll nicht zu zahlreich werden auf Erden, er muß nicht für immer leben, denn lebte er für

immer, würde er zu sehr sich mehren". So vergißt sie nicht, was sie ihrem Gemahl versprochen; so ist es, wie Atai ihrem Gemahl sagte. Sie will nicht, daß der Mensch für immer lebe, deshalb läßt sie ihn sterben. Obwohl sie dem Menschen seine Nahrung auf Erden giebt, so nimmt sie ihn später fort, denn wüßten die Menschen nicht, daß sie sterben müßten, so würde Mancher tiefer sinken als die Thiere des Waldes.

Die Geschichte der activen Völker beginnt gewöhnlich mit der Erscheinung der Götter des Ackerbaues, welche die Künste des Friedens lehren und heilige Ceremonien einrichten, in denen ihre Verehrer durch den Genuß der gespendeten Früchte einen mystischen Rapport mit ihnen unterhalten. Die mexikanische Mythe kennt dagegen noch die frühe Zeit des Traumlebens, „als (nach dem Ausdruck der Quiché-Traditionen) Schwarze und Weiße noch zusammen lebten, sich begnügten zum Himmel aufzublicken und das Gesetz des Schöpfers zu beobachten", oder wie es im Codex Chimalpopoca (bei Brasseur) heißt: „Dann begannen die Götter zu essen und sie steckten uns Speisen in den Mund, damit wir Kräfte bekämen." Nach der buddhistischen Kosmogonie des Ssanang Ssetsen begannen die von der Ssamadhispeise genährten Wesen zu sinken, nachdem sie von dem süßen Schaum der Materie gekostet hatten, und sanken tiefer und tiefer, je gröbere Nahrung sie genossen, bis sie, nach der Bekanntschaft mit dem Reis und zu seinem Anbau gezwungen, zu Menschen wurden, und in dieser niedrigen Stellung fortleben mußten, ehe sie sich wieder zu reinigen vermochten. Die Bewohner von Bolotu waren dem Tode verfallen, nachdem sie irdische Nahrung auf Tonga gegessen hatten, und nach der persischen Lehre von den letzten Dingen (im Jamacp-name), werden in der Hazare des Sosiosch die Menschen immer weniger zu essen beginnen, bis sie zuletzt nur „himmlische Speise" zu sich nehmen und dann rein sein werden wie ein Spiegel. Die Sage von einer erst späteren Trennung der Weißen und Schwarzen, und daß den ersteren Künste und Wissenschaft, den letzteren der Ackerbau zufiel, findet sich auch in Akkrah und anderen Theilen der Goldküste, ebenso wie die Präexistenz der Seelen; das Verweilen derselben in der Stadt Abasi's erinnert an die rabbinische Vorstellung von dem Becher Guf, in dem schon vor der Schöpfung

der Elohim die Seelen unter dem Thron der Herrlichkeit enthalten waren. Die Reise nach oben war den Rabbinen ebenfalls wohlbekannt, die mehrfach zu der himmlischen Synode aufsteigen, „wo (nach dem Berachoth) die Gerechten, mit Kronen auf den Häuptern sitzend, ihre Nahrung aus dem Glanz der Schechinah erhalten“. Wenn man aus solchem Wortgepränge, das, je nach der Stimmung, als tiefsinnige Enthüllung oder als hohles Geschwätz aufgefaßt werden mag, den psychologischen Kern herausschält, so wird man ihn gar wenig von dem Ideengang des „rohen Fetischanbeters“ verschieden finden, und in dem bunten Spiel des Mannigfaltigen das organische Gesetz der Einheit erkennen, das wir in der elementaren Zelle studirt haben müssen, um es in den verschlungenen Gestaltungen des Urwaldes zu verstehen.

Der siamesische Cyclus der Jahresfeste.

Internationale Revue II.

Das Verhältniß des Brahmanenthums zur Buddhalehre ist der Gegenstand vielfacher Erörterungen gewesen, und vor 10 bis 15 Jahren strotzten die Zeitschriften der gelehrten Gesellschaften in Indien mit Abhandlungen über Brahmanismus versus Buddhismus, ohne indeß die schließliche Gewinnung eines Endresultates wesentlich zu fördern. Unser Verständniß der Institutionen eines fremden Volkes wird nicht nur durch den Stand unserer Kenntnisse von demselben bedingt werden, sondern in nicht unwesentlicher Weise auch von dem Wege, auf welchem jene gewonnen sind. Die volksthümlichen Secten brahmanischer Religion mußten durch die Extravaganzen ihrer barocken Ceremonien schon bald die Aufmerksamkeit der ersten Reisenden auf sich ziehen, die im frühen Mittelalter die Küsten Indiens betraten. Erst später hörte man von den Vedas, und noch zu Jones' Zeit glaubte man in ihnen den Kern einer Urweisheit verborgen, durch deren Schlüssel sich die ungezügeltsten Ausschweifungen einer in polytheistischen Zerrgebilden verirrten Phantasie als die Allegorien tiefsinniger Mysterien enthüllen würden. Nach Aufwand vieler Kosten an Mühe und Geld gelang es schließlich, dieser geheimnißvollen Sprüche habhaft zu werden; die in Brahma's Munde tönenden Worte wurden der rauhen Behandlung durch die Druckerpresse unterworfen, sie wurden entziffert mit Hülfe meineidiger Priester, aus der heiligen Sprache des Sanskrit in die Dialekte profaner Mlechhas übersetzt, und obwohl die Vedas den krankhaften Erwartungen der Theosophen sehr wenig entsprochen haben, so lieferten sie dafür

desto gesundere Beiträge zur vergleichenden Ethnologie, als naturwüchsige Denkmäler alt-arischer Gesittung und Sprache.

Die europäische Bekanntschaft mit dem Buddhismus trat noch später ein. Man hatte entartete Formen desselben in China, Japan, Tonquin, Mongolien u. s. w. aufgefunden, aber lange den gemeinsamen Faden verkannt, der diese Religionen des Gautama, Schikia, Sakha, Fo, Tika, Amida und der Chutukten im Zusammenhang umschlang. Aus Indien lieferte nur Loubère wichtige Beiträge zu den Gesetzbüchern der siamesischen Talapoinen, Birma blieb bis zu Anfang dieses Jahrhunderts fast unbekannt, und Ceylon war seit den malabarischen Eroberungen so sehr mit brahmanischen Tempeln überwachsen, daß man es erst neuerdings für die heilige Insel des Buddhismus erkannte, dann aber freilich auch die reiche Ausbeute daraus gewann, wie sie in den Schriften Turnour's, Gogerley's, Hardy's u. A. m. niedergelegt ist. Gleichzeitig sandte Hogdson seine nepalesischen Sammlungen nach Paris, wo sie durch Burnouf's Arbeiten dem europäischen Publikum zugänglich wurden, und sich mit Csoma Körisi's Forschungen in Tibet ergänzten. Aus diesen stückweise angesammelten Materialien konnte auch nur ein zerstückeltes System des Buddhismus aufgebaut werden, da man nach jeder neuen Entdeckung eine neue Theorie zu bilden suchte, die in ihrem Abschluß unvollständig bleiben mußte, so lange nothwendige Ergänzungen fehlten. Erst jetzt ist man im Fortschritte der geographischen Eroberungen dahin gelangt, das gesammte Feld des weitverbreiteten Buddhismus zu überschauen und seine Wurzeln nach Vorderindien zu verfolgen, wo Buddha nur als Avatare Vishnu's bekannt war und die von den Orthodoxen geschmähte Ketzersecte der Jaina's wenig Beachtung gefunden hatte. Am reinsten und ungetrübtesten besteht augenblicklich der Buddhismus in den beiden Königreichen der Indo-Chinesen in Birma und Siam. Er ist dort freigeblieben von den schamaitischen Entstellungen des Lamaismus, und er hat ebenso die brahmanischen Götzendienste ferngehalten, die auf Ceylon in die Dewalas der Klosterpagoden eingedrungen sind. Daß indeß in früherer Zeit auch in Hinterindien ein ähnliches Verhältniß bestand, lehren die alten Geschichtsbücher, bezeugen vor Allem die Sculpturen der kambodischen Tempel, die eine eben so bunte Mischung buddhistischer und brahmanischer Mythologie bieten, als die javanischen. Noch gegenwärtig giebt es Brah-

manen in Hinterindien, aber ihre Functionen sind politischer Natur, während die Befriedigung der geistlichen Bedürfnisse das Amt der Mönche bleibt. Die Brahmanen bilden ein Collegium sacerdotum, um die Ceremonien der Staatsreligion zu überwachen und bei den Feriae statae zu präsidiren. Auch das Servare de coelo liegt ihnen ob, und in den Chroniken findet sich bei der Geburt oder dem Tode eines Königs jedesmal ein Verzeichniß der beobachteten Prodigien und Himmelszeichen. In Kambodia ist den Brahmanen die Hut der Reichs-Insignien anvertraut, in Birma bilden sie den Stand der Hof-Astrologen, wogegen in Siam die Verfertigung des Almanachs den Hora anvertraut ist und die Brahmanen den Cyclus der Jahresfeste zu ordnen haben.

Als regelmäßig wiederkehrende Feierlichkeiten zählt Pallegoix in Siam siebenzehn auf. Doch sind fünf in der von ihm angeführten Liste rein buddhistisch und religiöser Natur, wogegen die übrigen zwölf mit den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens in Beziehung stehen. Die Oberleitung der Brahmanen tritt besonders hervor bei dem Rek-na genannten Feste zur Eröffnung der Feldarbeiten vor dem Beginne der Regenzeit, bei dem zweimaligen Trinken des Eideswassers (Phitthi Thü-nam) und dem sogenannten Schwingfeste oder Phitthi Lo Xingxa. Ich werde hier zunächst eine Beschreibung derjenigen Feste geben, die in die Zeit meines Aufenthaltes in Bangkok fielen und die ich deshalb Gelegenheit hatte persönlich mit anzusehen.

Auf den 18. März fiel das erste Neujahr der Siamesen, Phitthi Kruth oder Phitthi Truth genannt, an dem für drei Tage die sonst nur in den Häusern der Spielpächter erlaubten Hazardspiele überall freigegeben sind. Nirgends in der Stadt wurde gearbeitet, und ich sah überall die in neue Gewänder gekleideten Bürger unter geselligen Belustigungen in ihren Häusern vereinigt. Der König gab ein Festmahl, zu dem die ihm bekannten Fremden Bangkok's eingeladen waren, und das unter bunter Illumination mit einem Ballet schloß; die Töchter der vornehmsten Edelleute wirkten, als Thevada oder Engel gekleidet, in dem Tanze mit, und dann folgte eine theatralische Aufführung, die Episoden aus dem Ramayana vorstellte. Das zweite oder solare Neujahr wird als Sankran oder Songkran durch den Eintritt der Sonne in die Constellation des Widders regulirt und bezeichnet den politischen Jahresanfang, nach welchem der Hofkalender heraus-

gegeben wird. Es fiel im Jahre 1863 auf den 14. April und wurde gleichfalls für drei Tage gefeiert. Am Thore des Palastes war ein Gemälde aufgehängt, die Gestalt bezeichnend, unter der der Genius vom Himmel herabkam. Je nach der Form, die er einnimmt, wird das Prognostikon des neuen Jahres gestellt. Damals war es eine auf dem Garuda oder Mannvogel reitende Götterfigur, die eine Lotosblume in der einen, einen Diskus in der anderen Hand hielt und von Engeln umschwebt war, mit der Unterschrift Nang Thephajuda Songkran. Es gilt für eine verdienstliche Handlung, an diesem Tage die Statuen Buddha's, oder auch die Mönche, als seine lebenden Repräsentanten, zu reinigen, und pflegen die Kinder ihren Eltern, die Schüler ihren Lehrern die Füße zu waschen. In Birma ist das Begießen und Wasserspritzen zur Volksbelustigung geworden, wie unter den Wenden am Ostermorgen (nach Haupt). Die Verlegung des Neujahrs von Kruth auf den Songkran fand bei der Verbesserung des Kalenders statt, und nennt man einen älteren, aber jetzt ungebräuchlichen Jahresanfang, der ziemlich mit dem unsrigen übereinstimmte, Kruth, von Karuka des Pali, während dort Neujahr Navavatso genannt wird. Das indische Neujahr trat früher im Monat Magha ein (Magra Sakranti), und als der veränderliche Gott des Luftkreises führt Indra den Namen Sankrandanna.

Von den Monatsfesten der Siamesen wurde das Pflugfest oder Rek-na (Phitthi Charad-Angkan) Ende April gefeiert, und traf man einige Tage vorher auf einem Felde der Vorstadt die dazu nöthigen Vorbereitungen. In der Mitte des eingezäunten Raumes war ein Zelt aufgeschlagen, das ein Kreis beflaggter Pfähle umgab und künstliche Lauben beschatteten. Auf einer Plattform in der Mitte des Empfangshauses standen, mit Blumen geschmückt, die Figuren brahmanischer Gottheiten, des vierhändigen Narai's oder Vishnu, des elephantenköpfigen Ganesa's, des Siva oder Phra-Insuen, vor denen Räucherwerk dampfte und Knochen brannten. Die beiden Seiten des Zeltes waren von dichtgedrängten Reihen buddhistischer Mönche eingenommen, die sich im grellen Schimmer ihrer gelben Gewänder spreizten; in einer Ecke des Hintergrundes aber saß eine Gruppe weißgekleideter Brahmanen, mit den in einer Art von Devanagari verfaßten Festbüchern vor sich. Sie tragen ihr Haar in einem Knoten am Hinterkopfe aufgebunden, wogegen die Hora oder Astrologen, die später hinzu

kamen, sich in ihrer Kleidung und bürstenartigen Frisur nicht von der gewöhnlichen Landessitte unterscheiden. Die Bücher der letzteren waren siamesisch geschrieben, die kahlköpfigen Mönche aber bedienen sich bei ihren Recitationen der Palmblätter des Pali.

Zur Eröffnung der Feierlichkeit wurde auf einer Sänfte ein junger Prinz herbeigetragen, ein Sohn des ersten Königs, dessen zarte Glieder sich unter der Last des Goldes und der Juwelen, womit man sie überhäuft hatte, kaum aufrecht erhalten konnten. Dann erschien der Scheinkönig, der an diesem Tage die Majestät repräsentirt und gewöhnlich durch den Minister des Ackerbaues, damals aber durch den Chao-Phaya Jomarat (den Präsidenten des Obergerichts) vertreten wurde. Er trug ein dick mit Gold besetztes Gewand und eine hohe Spiralkrone, die ihn noch höher aussehen ließ, wie er in dem Armsessel auf den Schultern seiner Träger dasaß. Ein rauschender Tusch verkündete seine Ankunft, und außer den roth uniformirten Soldaten mit aufgeschlagenen Wappen umgaben ihn viele Schwertbewaffnete aus dem Laoslande, sowie die Träger der Banner, der Wedel, der Ehrenspeere und anderer Königs-Embleme. Nachdem er von seinem erhabenen Sitz herabgestiegen war, trat der Reiskönig (wie Loubère ihn nennt) an den vergoldeten und mit Blumen umwundenen Pflug heran, der vorn die Figur des Garuda trug. Zwei Büffelochsen waren angespannt, um neunmal zwischen zwei schirmartigen Pfeilern die Ackerfurche zu ziehen, den Brahmanen folgend, die ihnen unter dem Blasen rechtsgewundener Muscheln voranschritten. Ueber dem erlauchten Ackersmann wurde ein goldener Schirm gehalten, und eine lange Procession schloß sich an unter lärmender Musikbegleitung. Einige greisesalte Palastdamen, die sich ohne die Unterstützung ihrer jüngeren Begleiterinnen kaum auf den Füßen zu halten vermochten, wankten hinter dem Pfluge her, die ersten Körner der neuen Saat ausstreuend, die sie kleinen, auf ihren Rücken gehängten Reiskörben entnahmen. Kaum war die Ceremonie in neunmaliger Wiederholung beendet, als der Andrang des zuschauenden Volkes die Barrière niederbrach, da Jeder herbeistürzte, um sich einiger der zuerst ausgeworfenen Samen zu versichern, die, mit seiner Einsaat gemischt, ihm eine reiche Ernte versprechen würden. Der kleine Prinz ließ sich dann zurücktragen, indem er, so laut es seine feine Knabenstimme erlaubte, ausrief: „Das Fest des Feldanfanges ist über, das Fest des Feldanfanges

ist über und nun kommt Regen." Einige Schauer waren schon im Laufe des Vormittags gefallen.

Als der König des Ackerbaues von dem Pfluge nach dem Empfangs-Pavillon zurückgekehrt war, führte man das Ochsengespann nach einer Scheune, wo die Brahmanen zwei Krippen niedersetzten, deren eine aus Blättern geflochtene Tassen mit Branntwein enthielt, die andere kleine Blätterkörbchen mit verschiedenen Getreidesorten, mit Reis und Weizen, sowie mit Bananen, Sesam, Melonen, Kürbissen, Zuckerrohr u. s. w. Da die Ochsen zunächst vom Weizen fraßen, so diente das den Bauern zur Nachricht, daß diese Art in dem kommenden Jahre vorzüglich gedeihen und deshalb am vortheilhaftesten cultivirt werden würde. Andere meinten im Gegentheil: dasjenige Futter, von dem die wahrsagenden Ochsen viel fräßen, würde in der nächsten Saison theuer sein, und bei solcher Dehnbarkeit der Erklärungen mußte sich die Vorbedeutung schon in der einen oder anderen Weise erfüllen.

Die Brahminen näherten sich dann dem Feldkönige und hielten ihm drei Pakete vor, mit einfachen Lendentüchern, wie sie der gewöhnliche Ackersmann bei seinen Arbeiten trägt. Er hatte eins derselben zu wählen, und als man das bezeichnete auseinanderschlug, um ihn über sein kostbares Gewand damit zu bekleiden, zeigte es sich als ein vierfältiges. Das galt als gute Vorbedeutung, denn im vorigen Jahre, wo ein Kleid mit fünf Falten gewählt worden, war zu viel Regen gefallen, und hoffte man nun, daß es diesmal besser sein würde. So tief das Untergewand herabhängt, so hoch wird es später aufzuschürzen sein, um die Regenpfützen zu durchwaten. Die Wenden schlossen auf die Höhe des künftigen Flachses aus der Höhe, zu der beim Erntefest ein auf dem Stuhl stehendes Mädchen ihr Bein aufzuheben vermochte.

Nachdem die priesterlichen Weihen vollendet waren, betrat der König des Ackerbaues sein mit einem hohen Kajütendache versehenes Boot und kehrte nach der Stadt zurück, wo er, nach der Ansicht des Volkes, für den Tag als der wirkliche König herrscht, da er alle zum Verkauf ausgelegten Gegenstände ergreifen lassen und als sein Eigenthum beanspruchen kann. Auch durften die zusammengeketteten Sträflinge, von denen sich mehrere in der Procession fanden, an dem Tage stehlen, was ihnen beliebe (meinte Einer meiner siamesischen Bekannten), ohne daß sie des-

halb Strafe zu fürchten hätten. Auf den Straßen waren während der Zeit nur wenige Verkäufer zu sehen und die Läden geschlossen. Für Hausfrauen ist es eine Regel, sich am Vorabende dieses Festes mit Einkäufen zu versehen, da am andern Tage nicht viel zu finden sein würde.

Wenn die Eröffnung des Ackerbaufestes bevorsteht, werden im Palaste die sibyllinischen Tamra-Bücher nachgeschlagen, um zu wissen, in welcher Richtung der Kopf des Weltdrachen (Phaya Nakh) liegt, und der Pflug muß dann nach der entgegengesetzten Seite herumgeführt werden, um ihn nicht zu verletzen. Der Drache wendet sich in jedem Monate herum, so daß sein Kopf an die Stelle des Schwanzes zu liegen kommt, und deshalb wird die Dauer des Festes auf drei Tage verlängert.

Eng verbunden mit dem Pflugfest ist das im Januar gefeierte Schwingfest oder Phitthi Lo Xingxa, dem ich persönlich beizuwohnen verhindert war, und dessen Beschreibung ich deshalb in wörtlicher Uebersetzung einem einheimischen Manuscript entnehme. Es heißt darin folgendermaßen:

„Das Fest zur Eröffnung der Feldarbeiten ist eine Eigenthümlichkeit in den siamesischen Gebräuchen, die von Alters her überliefert ist. Seine Majestät ernennt Einen aus dem Adel (Senabodi) unter dem Titel Chao Phaya Phollateph (Herzog der Engelschaaren) zum Chao Krasuang Kromana (der Gesetzesherr im Ministerium des Ackerbaues). Er ist mit der Leitung der Agricultur-Verwaltung betraut, welchem Departement eine Menge niederer Beamten beigegeben ist. Wenn sich unter den Landbewohnern eine Streitfrage erhebt über Felder, Reis oder ähnliche Dinge, so wenden sie sich an den Chao Phaya Phollateph und seine Beisitzer im Ministerium des Ackerbaues, um den Fall zu untersuchen und zu entscheiden. Ferner ist das Getreide und die Grundsteuer königliches Eigenthum, und Alles, was darüber zweifelhaft sein sollte, fällt unter die Gerichtsbarkeit dieses Ministers.

Wenn nun das Schwingfest herbeigekommen ist, im zweiten Monat, der siebenten Nacht des wachsenden Monats, während der kalten Jahreszeit, so bringen sie den Herzog der Engelschaaren in großer Procession nach dem Festplatze der Pfeiler, an denen für drei Tage geschwungen wird, bis die Runden vollendet sind. Dort stellen sie Phaya Phollatheph auf einen überkalkten

Ziegelstuhl, der, mit einem weißen Tuche bedeckt, durch Teppiche umhangen ist, und lassen ihn dort auf einem*) Beine stehen. Zwei Brahmanen halten sich auf der Erde zu beiden Seiten des Engelherzogs, der eine auf der rechten, der andere links. Chao Phaya Phollatheph darf sich nicht rühren und muß dort ganz ruhig stehen, bis die Schaar der Brahmanen ihre Reigen vollendet hat, zu denen sie mit Ochsenhörnern in der Hand umherspringen und unter ihren Tänzen singen.**) Dann schöpfen sie Wasser aus einer großen Kupferkufe, die dort in der Mitte hergestellt ist, und sprengen es umher, was, wie sie glauben, eine glückbringende Ceremonie ist, damit das Volk ruhig und friedlich lebe, im gedeihlichen Wohlstand und frei von Krankheiten. Wenn die Weihen vollendet sind, umdrängen sie Phaya Phollatheph, um ihn im zahlreichen Zug nach seiner Wohnung zurück zu begleiten, und so handeln sie während drei Tagen. Wenn später im sechsten Monat, in der sechsten Nacht des zunehmenden Mondes, die Zeit des Pflugfestes herannaht, so läßt Chao Phaya Phollatheph für die anzustellenden Feierlichkeiten einen Pavillon auf der Ebene der Felder errichten. Nachdem die Brahmanen während drei Tagen ihre Ceremonien fortgesetzt haben, tritt am Tage der sechsten Nacht der Herzog der Engelschaaren hervor, um die Feier zu eröffnen. Er bringt seine Verehrung den Götterfiguren dar, nämlich dem Bilde des Phra Insuen (Siva) und dem des Phra Narai (Narayana oder Vishnu). Dann wird der Pflug herbeigebracht und gesalbt, während Andere die geschminkten Ochsen mit Räucherwerk einreiben. Nachdem die Zugthiere angeschirrt sind, wird der Same ausgestreut und die wieder abgespannten Rinder dienen, um das Horoskop (Rök)***) des kommenden Jahres zu stellen. Man

*) An diesem siamesischen Charak-Puja kommt Phra Insuen vom Himmel auf die Erde herab, berührt sie aber nur mit einem Fuße, da sie sonst unter seinem Gewichte versinken würde.

**) Wenn dieser Roi Cloche-pied (nach Pallegoix) das einbeinige Stehen nicht aushalten kann und den andern Fuß niedersetzen sollte, muß er den Brahmanen, die ihn dann nach Belieben hänseln dürften, Strafe zahlen. Auch dem Dionysos wurden Skolien gesungen, wenn er hinkend (σκολιος) aus dem winterlichen Hades in den Frühling der Oberwelt zurückkehrte. In den Schaukelfesten des Dionysos schwingen die indischen Yogi zu Ehren der Bhawani, als die Reinigung per aërem in den dreien des Servius.

***) Grimm erinnert bei Rök oder Rökr (Dunkelheit) in Ragnarök an das slavische rok, tempus, annus, terminus, fatum. Das siamesische Rök (Röksa)

setzt ihnen eine niedrige Krippe vor und bringt dorthin Reis, Sesam, Sago, Arac und Palmsaft, Bananen, Zuckerrohr, Weizen, Hügelreis, Melonen, Kürbisse, Gurken und viele andere Dinge. Die Ochsen werden dann zum Fressen angetrieben. Es gilt aber als Prophezeiung (Sieng thai oder wahrsagende Stimme), daß solche Gegenstände, von denen die Ochsen fressen, im nächsten Jahre hoch im Preis sein werden. Ob man dieser Prophezeiung sicher vertrauen darf, können wir nicht sagen. Während dieses Tages geruht Seine Majestät, von allen den eingezahlten Abgaben und Zöllen dem Engelherzog ein Geschenk zu machen. Deshalb sieht man an diesem Tage die Beamten der landwirthschaftlichen Angelegenheiten mit Flaggen und festlichen Standarten umherziehen, um ungestraft die Waaren und Verkaufsgüter des Volkes fortzunehmen. Dieser Tag der Felderöffnung (Van Rek-na) heißt darum auch der Tag des Aufgreifens (Kam-tak), und die Kaufleute hüten sich sorgfältig, in ihren Läden etwa auszustellen, damit es ihnen nicht von den Dienern des Phaya Phollatheph weggerissen werde.“ So weit über die Phitthi Rek-na in dem siamesischen Manuscript.

Eine politisch wichtige Ceremonie ist das Trinken des Eideswassers (Phitthi thü nam), das sich zweimal im Jahre bei der Auszahlung des Soldes und der Gehalte wiederholt. Die halbjährige Feier wurde, während meiner Anwesenheit in Bangkok, am dritten October abgehalten. Die große Halle des im Palaste gelegenen Tempels (des Vat Keoh oder Juwelenklosters) war mit Mönchen gefüllt, die hinter den ihnen dargebrachten Geschenken saßen, und am Fuße des grünen Buddhabildes, dem heiligsten des Landes, standen Porzellanvasen voll Wasser. Die Brahmanen waren in einem Nebenraum versammelt. Die Ankunft des Königs, von seinen Leibgarden umgeben, wurde durch rauschende Militärmusik angekündigt, und die ihn erwartenden Fürsten traten dann mit seinem Gefolge in den Tempel ein. Er trug eine weiße, von Gold glitzernde Schärpe über der Brust und setzte sich den Mönchen gegenüber auf ein Kissen, die dorthin gestellten Kerzen an-

---

kann von den verschiedensten Gegenständen genommen werden, und könnte in Cicero's Bemerkung gemeint sein: Auspicia omnium rerum sunt. Das Hervorleuchten des weissagenden Blitzstrahls tritt im Vogel Rok vor dem Augurium zurück.

zündend. Nach dem Absingen einiger Choräle wurde das Frühstück für die Mönche hereingebracht, und die Edelleute beeiferten sich, die rothen Spitzdeckel zu entfernen, mit denen die Reis, Curry, Fische, Kuchen u. dgl. m. enthaltenden Schüsseln bedeckt waren. Nachdem sie abgegessen hatten, zogen sich die Mönche nach dem Hintergrund des Saales zurück, wo sie auf's Neue Gesänge anstimmten, während der Oberpriester der Brahmanen auf seinen Knieen vor dem Jasperbilde Buddha's lag. Ein zweiter Tusch der Militärmusik bezeichnete die Annäherung des zweiten Königs, der, seine Soldaten draußen zurücklassend, rasch durch die Zuschauermenge in den Tempel eilte und sich an der Seite seines Bruders niederließ. An einer Ballustrade hingen die reich mit Goldzierathen geschmückten Waffen des Königs, seine Schwerter, Speere, Dolche, Gewehre, Pistolen, die nun eine nach der andern von den Leibwächtern herabgenommen und dem brahmanischen Ceremonienmeister gereicht wurden, um diese Reichswaffen (die Werkzeuge der etwaigen Verräthern drohenden Strafe) in die Vasen einzutauchen, die, mit Wasser gefüllt, nebeneinander standen. Dann erhob der Brahmanenpriester eine kleine Schale, über die Beschwörungsformeln gebetet waren, und ließ aus ihr einige Tropfen in jedes der Gefäße fallen, um dadurch den ganzen Inhalt derselben zu weihen. Das Wasser wurde darauf in einen Becher ausgegossen und umhergereicht, zuerst dem zweiten Könige und dann den Fürsten, die eine Linie formirt hatten und einer nach dem andern das ihnen Zugeschenkte tranken. Sobald dies geschehen war, brach Alles auf, während sich der König nach dem inneren Corridore des Tempels begab, wo seine Frauen und Concubinen sich unter der Hut der weiblichen Leibwächter versammelt fanden. Die Rückseite des Tempels war eben so dicht von weiblichen Zuschauern umstanden, wie der Fronteingang von Männern. Die Edeln und Vornehmen zogen dann in verschiedenen Richtungen ab, jeder von einem langen Zuge seiner Vasallen gefolgt. Während der drei Tage, welche die Feierlichkeiten des Eideswassers währen, backen die Siamesen eine besondere Art von Kuchen, Keya-Sat oder Festkuchen genannt. Zum Trinken des Eidwassers sind alle königlichen Beamten verpflichtet, und da der ganze Adel Siams auf Staatsgehalte begründet ist, ein jeder aus fürstlichem oder edlem Blute. Solche blieben dann für das Volk verantwortlich, dessen waffenfähige Männer, durch die Conscriptionslisten

in Klassen getheilt, unter ihren Officieren Frohndienste leisten müssen. Die Worte des Eides wurden früher laut ausgesprochen, werden aber jetzt auf gedruckten Copien umhergereicht. Die buddhistischen Mönche haben während der Recitation ihrer Mantras die Religionsschriften des Trai=Pidok vor sich aufgeschlagen. Diese, gleich allen anderen Feierlichkeiten, wird am frühen Vormittag abgehalten, damit erst die verdienstliche Handlung der Abspeisung vorgenommen werden kann, weil es den Mönchen am Nachmittage verboten sein würde, Eßwaaren zu berühren. Wie bei uns, muß auch in Hinterindien Alles begessen werden, und begnügt sich der Siamese damit, seine Beichtväter zu tractiren und für sich kauen zu lassen, statt sich selbst dieser Mühe zu unterziehen, eine orientalische Faulheit, die noch einen Grad weiter geht, als die der vorderindischen Rajahs, die es nicht begreifen, warum sich die Engländer selbst im Tanzen abarbeiten, statt dafür Bajaderen zu miethen.

Ueber den Ursprung der erzählten Ceremonien giebt das schon erwähnte Manuscript eine Erklärung, die sie mit der dritten und siebenten Incarnation in den Avataren Vischnu's in Beziehung setzt:

Was die siamesische Sitte betrifft, das Eideswasser zu trinken, so stammt dieselbe aus den Gebräuchen der Brahmanen und hat folgende Bedeutung:

Als am Beginn der ersten Kalpa der erhabene Siva, der der Herr ist (Phra Insuen pen chao), die neu entstandene Welt wieder ausbaute, gab es einen gewissen Jakh (Rakshasa oder Unhold), Hiranjata=Jakh genannt. Dieser Hiranjata=Jakh, der zu dem Geschlecht der Brahmanen gehörte, wurde von Siva, dem göttlichen Herrn, gesegnet. Als nun später diese erste Weltperiode in ein höheres Alter vorgerückt war, fing dieser Hiranjata=Jakh, der im Grunde ein wilder und unverschämt roher Bursche war, auf der Erde an, umherzugehen, um die Oberfläche derselben in eine Menge von Faltenlagen aufzurollen, die er dann unter seinen Arm steckte und als Paket fortrug. Der Schurke hatte nämlich die Absicht, auf diese Weise alle lebenden Thierwesen zu fangen, um sie nacheinander für Befriedigung seines widernatürlichen Appetits zu verspeisen. Als die Schaar der Engelgötter (Thephada oder Dewa) dieses sah, wurden sie über ein solches Benehmen höchst ungehalten und fühlten sich tief bekümmert. Sie

begaben sich deshalb zu Siva, dem göttlichen Herrn, um ihm ihre Klagen vorzulegen. Auf sein Gebot wurde dann die Einrichtung getroffen, daß Phra-Narai in mannigfache Erscheinungen trat, indem er sich stückweise*) abtheilte (beng suen) und im Existenzenwechsel zur Wiedergeburt auf der Erde einkörperte. In verschiedene Geschlechter herabsteigend, trat er vielfachemale in Offenbarung, damit er die lebenden Wesen unterdrückenden Asura bezwinge, um Glück und Frieden wiederherzustellen. Nun geschah es zu einer Zeit, daß Gott Vischnu als Mensch (Manut) geboren wurde, unter dem Namen Phra Ram (Rama), und daß er dann als solcher mit dem Thossakan oder Zehnkopf (d. h. Ravana) genannten Rakshasa Krieg führte, weil dieser Frau (Nang) Sida, die Gemahlin Rama's, gewaltsam entführt hatte. Als der Kampf auszubrechen drohte, sah Phisek, der jüngere Bruder Thossakan's, voraus, wie die Sache enden würde, und machte demselben Vorstellungen, mit dem Rathe, Frau Sida an den König Rama zurückzugeben. Darüber wurde Thossakan aufgebracht und verbannte seinen Bruder aus dem Reiche Langka (Ceylon). Phisek begab sich dann in Rama's Lager, um dort seine Dienste anzubieten, aber der König wußte nicht, ob er dem Bruder seines Feindes trauen und dessen Aufrichtigkeit gewiß sein dürfe. Er ließ deshalb ein Zelt für Festesceremonien an der Küste des großen Oceans aufrichten und legte dort seine Waffen als ein Zeichen nieder. Dann forderte er den Phisek auf, in der folgenden Weise einen Eid zu schwören: „Ich hier eine Person, die den Namen Phisek führt, ich bete unter der Verwünschung, daß, wenn ich dem Herrscher Rama nicht treu und aufrichtig dienen sollte, diese Waffen Phrohmamat's mich tödten und zerstören mögen.“ Nachdem dieser Eidschwur abgelegt war, tauchte man Speere und Bogen in Wasser, das zum Theil durch den Fürsten Phisek getrunken, zum Theil auf sein Haupt gesprengt wurde, und dieser Gebrauch heißt Thü nam phi phat satcha, das Schreckenswasser aufrichtigen Gedeihens zu verehren. Solcher Brauch hat nun bis auf den heutigen Tag fortgedauert. Und die hier beschriebene

*) Mit diesem Ausdruck werden gewöhnlich die Verkörperungen Vischnu's in den siamesischen Büchern bezeichnet, und auch in Indien ist es einzig eine Sectenfrage, ob z. B. in Krischna die ganze Gottheit Vischnu's manifestirt sei, oder nur ein Theil derselben.

Ceremonie findet keine Begründung in der buddhistischen Religion (Phra Phuttha-Sasana), sondern gehört zu den Gebräuchen der Brahmanen, die dem Kamphi Saiyasatr (dem Textbuch des Schastras) entnommen sind. So ist der ursprüngliche Grund, daß die Könige, die über die siamesische Nation im Thailande herrschen, während ihrer Regierung diesen Gebrauch des Eideswassers nach brahmanischer Weise beobachten.“ Dann folgt die weitere Beschreibung der Ceremonie, die nichts wesentlich Neues dem schon Gegebenen hinzufügt.

Wie die Ceremonien der Eidesfeierlichkeit aus den brahmanischen, erklärt dasselbe Manuscript die eines andern Jahresfestes, der sogenannten Jing-Atana oder der in der Sylvesternacht abgefeuerten Böllerschüsse, aus den buddhistischen Büchern. Nachdem in den Anrufungen der Prakat Thevada die Engel zur Beschützung des Königreiches herabgezogen sind, jagt man nach afrikanischer Sitte die unreinen Geister durch den Lärm von Gewehr- und Kanonensalven zur Stadt hinaus und umzieht dann rasch, die Rückkehr zu verhindern, die Mauer mit einem geweihten Zauberfaden, während auf die Zinnen und Eckthürme gestellte Mönche Verfluchungsformeln sprechen. Hierüber macht der siamesische Verfasser weitere Mittheilungen:

„Ueber den siamesischen Gebrauch der Jing-pün Atana (das Flintenschießen auf die Atana) erzählt man sich folgende Geschichte:

Es geschah einst im Lande Vetsali, daß eine epidemische Seuche ausbrach, an der eine Menge Menschen starben. Der Name dieser Krankheit wird nach der Worterklärung gedeutet als giftiger Schlangenhauch (Lom Pit Ngu). Als das Sterben begann, ergriff es zunächst nur kleine Thiere, dann aber immer größere und größere, bis zuletzt Thiere von dem Umfang wie Büffel und Elephanten befallen wurden. Als nun in Folge der vielen Todesfälle das Land mit den Leichen der Gestorbenen bedeckt war, so erhob sich aus der Fäulniß ein gräulicher Gestank der Verwesung. Zufällig witterten die Amanut (Un-Menschen) diese Ausdünstung, und indem sie der Fährte nachgingen, kamen sie in's Land hinein und fügten den Menschen (Manut) viel Uebles und Böses zu. Sie verursachten Krankheiten, die mit augenblicklichem Tode schlugen, und rafften eine solche Menge von Menschen hin, daß es unmöglich ist, zu sagen, wie viele. Wenn man nur das Wort Amanut geradeswegs seiner Zusammensetzung nach erklären wollte, so würde

es besagen: Nicht-Menschen (Manut mi xai). Diese hier sogenannten Nicht-Menschen habe ich gefunden, den Phi Pisat (teuflischen Dämonen) zu entsprechen oder, wenn wir uns der vulgären Redeweise des Marktes (kham talat oder verba de foro) bedienen, den Khon tai ha (den Seelen Gehängter oder sonst jähen Todes Gestorbener). Nachdem also eine unendliche Zahl weggerafft war, lagen die Leichen in den Häusern aufgeschichtet und konnten nicht weggeschafft werden. Die geringen Ueberbleibsel des Volkes verblieben in Zittern und Beben, der Furcht und der Verzweiflung zur Beute. Sie warfen die Wände ihrer Häuser nieder und entflohen, um in anderen Wohnstätten fremder Länder Schutz zu suchen. Zu dieser Zeit nun wurde es dem Priester (Thero oder Sthavira) Ananda klar, daß die Amanut eine ansteckende Epidemie hervorgerufen hätten. Er füllte deshalb seinen Almosentopf mit Wasser, das in Erinnerung der verdienstvollen Wohlthaten Buddha's durch kraftvolle Gebetsformeln geweiht war, und sprengte mit diesem geheiligten Weihwasser rings um sich her. Kaum aber fielen die ersten Tropfen, als die Amanut voll grausen Schreckens über die Wunderkraft in den verdienstvollen Wohlthaten des Allwissenden (Phra Sapphanju, als Beiname Buddha's) sich in heftigster Flucht überstürzten und Vesali verließen. Seitdem hat man nichts mehr von der Ahivataka-Rok genannten Epidemie reden hören; sie hat sich nicht wieder gezeigt und ist gänzlich verschwunden. In Ruhe und Glück mögen jetzt die Völker leben. Lange Zeit nachher wurde es unter den Bewohnern des Thai-Landes (den Siamesen), die schon der Religion Buddha's folgten, zur schrecklichen Gewißheit, daß unzweifelhaftem Anschein nach die Amanut ihre Wohnsitze unter den Menschen aufgeschlagen hätten, mitten in der Stadt. Weil gerade, als man zu dieser Ueberzeugung gekommen war, der letzte Tag des Jahres herannahte, am Tage der dreizehnten Nacht des abnehmenden Mondes im vierten Monat, so verordnete Se. Majestät die Anordnung einer Festlichkeit, um durch das Beten der Mantras (Sprüche) Buddha's die Pisat (Dämonen) auszutreiben. So oft im Hersagen der Gebete eine Sentenz geendet ist, so wird zum Signal ein Geschoß vor dem äußeren Palastthore abgefeuert, diesem Report wird auf der nächsten Station geantwortet, und das Schießen setzt sich dann von Posten zu Posten fort, bis es die nach Außen führenden Thore der Stadtmauer erreicht, und so werden die Pisat schrittweise durch die Explosionen weitergescheucht

und zuletzt ganz aus der Stadt hinausgetrieben. Das geschieht einmal in jedem Jahre. Sobald die Stadt rein ist, zieht man eine Zauberschnur (Sai-sin) um den Umkreis der Wälle und thut dies, damit die fortgejagten Phi Pisat nicht wieder zurückkehren können. So verhält es sich mit diesem alten Gebrauch der Jing Atana, der sich bis auf die Gegenwart fortgepflanzt hat."

Ende October begannen (im Jahre 1863) die verschiedenen Festlichkeiten, die die Beschenkungszeit der Geistlichkeit in den Thot Kathin (dem Werfen buntscheckiger Gaben) einleiten. Dazu gehört die Versöhnung des Flußgottes für Verunreinigung seines Elementes in den Phitthi Chong Prieng Bura Khom Le Loei Kathong, der Ueberreichung gelber Priestergewänder (Thavai Traij) und die nächtlichen Processionen, um die Mönche mit Eßwaaren zu beschenken. Am Abende des 26. October waren in Bangkok alle Boote lebendig, um die Feuerwerke auf dem Flusse nicht zu versäumen. Ein ungeheuerer Knäuel derselben lag gegenüber dem Palaste des zweiten Königs versammelt und wurde durch die hin- und herfahrenden Wachtschiffe an's jenseitige Ufer gedrückt, um die Mitte des Wassers freizuhalten. Unter der herüberhallenden Musik sah man aus dem Palastthore eine lange Procession von Lichtern hervortreten, eine Reihe in der Luft schwankender Fackeln, da die Träger in der Dunkelheit der Nacht aus der Entfernung nicht erkannt werden konnten. Bald darauf ergoß sich in den Fluß eine ununterbrochene Feuerlinie, aus kleinen Schiffchen mit brennenden Kerzen bestehend, die in steter Erneuerung auf dem Strome flott gesetzt wurden, und erst in weiterer oder kürzerer Entfernung allmälig wieder erloschen. Dann stieg aus der Mitte des Wassers ein dunkelglühender Feuerball auf, und wie durch einen Zauberschlag entzündeten sich überall auf den im Flusse ankernden Flößen glänzende Strahlenbäume, in den buntesten Farben leuchtend und schimmernd. Dazwischen schossen Raketen empor oder feurige Meteore, die am dunkeln Himmel in glänzende Sterne zerplatzten. Aehnliche Schauspiele wiederholten sich nachher in den Feuerwerken vor dem Palaste des ersten Königs, wohin etwa um Mitternacht die Zuschauermenge weiter gezogen war. In dieser herrschte reges und lustiges Treiben. Man bombardirte sich mit Knallerbsen und Schwärmern, stieß mit den Kähnen zusammen oder suchte sich unter Lachen wieder flott zu machen und lud einander zur Theilnahme an den mitgebrachten Eßwaaren ein. In einem, neben dem

unserigen liegenden Boote war eine Gesellschaft von Laos versammelt, die ihre Rohrorgel spielte, während die mit spitzen Tirolerhüten bekleideten Mädchen jodelten und sangen, unter dem begleitenden Händeklatschen der Zuhörer. In einem andern Boote sprang ein Halbbesessener mit wirr herabhängendem Haar und verzerrten Zügen unter wilden Geberden umher, bald zum Tambourin tanzend, bald bewegungslos zusammenstürzend. Während des Feuerwerks gab der Niederfall der Raketen zwischen den Gondeln oder das Vermeiden derselben neue Gelegenheit zum Scherzen und Lärmen. Mehrere der Pagoden längs des Flusses, sowie die Thürme der beiden Paläste waren illuminirt.

Am 25. October sah man viele buntbeflaggte Boote unter Musik umherziehen, um beim Besuche der Klöster ihre Kathin zu werfen.

Am 30. October waren, wie der Fluß, alle Kanalstraßen der Stadt mit geschmückten Gondeln belebt, die theils von Jünglingen, theils von Mädchen gerudert wurden, alle in ihren Festkleidern und mit Blumensträußen an den Spitzhüten.

Am 3. November übten sich die Ruderer in Vorbereitung zu den Rennen, die schon Diogo de Couto bei seinem Besuche Siams erwähnt.

Am 4. November begab ich mich nach einem dem Schloßplatze gegenüberliegenden Hause, um von dort die Procession des Königs anzusehen, der an diesem Tage zu Lande umherzog und die vornehmsten Klöster besuchte, um ihnen seine Geschenke in den Kathin zukommen zu lassen.

Einige nach europäischem Exercitium eingeübte Soldaten hielten den Platz frei, als sich das Palastthor öffnete und unter dem Schalle der Musik die Bannerträger hervortraten, erst mit goldenen, darauf mit weißen Terrassenschirmen. Dann erschien, auf einem mit Goldzeugen umhängten Palankin getragen, der König, auf dessen Schooße eines seiner Kinder spielte. Nachfolgende Büschelträger wedelten Kühlung, und hinter ihnen schloß sich der Zug mit einer Reihe Bewaffneter, Schwert und Schild tragend. Die übrigen Prinzen der königlichen Familie ließen sich theils in Sänften tragen, theils bestiegen sie kleine Wagen, die von einem Pferdchen gezogen und durch drei nebenher gehende Bediente vorsichtig angefaßt wurden. Wir folgten nach dem nächstgelegenen Kloster (Vat Pho), das der König zuerst mit seiner Freigebigkeit

bedacht hatte, und sahen ihn aus der Priesterversammlung zurückkommen, ohne Krone und Thronmantel, indem er seinen Ornat in einem neben dem äußeren Thore eingerichteten Zimmer erst dann wieder anlegte, als er sich weiter tragen ließ.

Am 6. November besuchte der König die zu beschenkenden Klöster auf dem Wasser, und auch am siebenten, achten und neunten dauerte die Flußprocession fort. Alle Fürsten und hohen Würdenträger des Landes folgten mit ihren Staatsbooten dem des Königs. Die Häuser der von dem Zug besuchten Kanäle waren mit Blumen, Vasen, kostbaren Vorhängen geschmückt, und das Volk ließ, auf den Knieen liegend, seinen Herrscher vorüberziehen, der, einer goldenen Statue ähnlich, auf seinem durch nahe an hundert Ruderer bewegten Thronsitze dahinglitt. Der Steuermann steht bei diesen langen Schnabelschiffen auf einer hohen Platform und regiert sie von dort mit einer gigantischen Ruderstange. Die Gondel des Königs zeigt am Buge die Figur des vierarmigen Narayana, der, auf Garuda stehend, zwei Hände auf dessen Schulter legt, während er in den beiden andern Dreizack und Diskus hält. Der Sitz des Königs war mit golddurchwirkten Teppichen umgeben. Ihm folgte die Galeere des Kronprinzen. Einige der übrigen Boote trugen Gold- und Silbergefäße, auf einen in der Mitte ausgebreiteten Teppich gestellt. Zwei der Lootsen unterhielten durch das Aufstampfen mit ihren Stäben den nöthigen Rythmus, damit die langen Reihen der Ruderbänke im Tacte zusammenarbeiteten. Wenn der König so in glänzender Procession nach den Regierungsklöstern umherzieht, besucht das Volk die freien Armenklöster oder Vat-Rat, und die Edelleute begeben sich zu den von ihnen gebauten Privatklöstern. Wenn die Mönche die Geschenke der Thot Kathin vertheilen, so entscheiden sie unter sich selbst, wer der Würdigste ist, dieselben zu empfangen, und sprechen die neuen Gewänder Demjenigen zu, der sich durch seine zerrissenen Kleider ihrer am bedürftigsten zeigt, sowie die anderen Gaben Solchen, die den fünften Grad der Anisong (Früchte der Heiligkeit) erlangt haben oder sich am seltensten Uebertretungen der acht Regeln in der priesterlichen Etiquette (Matika) haben zu Schulden kommen lassen. Jeder der Empfänger muß sich durch Pali-Formeln legitimiren.

Thot kathin, bemerkt Bradley, means to lay down a pattern in order to cut patch-work by it und dieselben Festesceremonien finden sich schon auf der alten Steinschrift von Su-

kothay erwähnt. Am 25. November wurden neue Feuerwerke abgebrannt (während der Loei Kathong des zweiten Königs) und sah man transparente Riesenfiguren von Hähnen, Ochsen und anderen Thieren auf dem Flusse umhergezogen werden, die aus durchsichtigem Papier verfertigt und von innen erhellt wurden. Auf dem Lande versammelten sich beim Anbruch der Nacht die Verehrer in den Bethallen der Klöster, um den Predigten zuzuhören. In den Höfen hatten sie in kleinen Buden geschmückte Weihnachtsbäume (besonders Akazien) aufgestellt, durch aufgesteckte Lichter illuminirt und mit Geschenken an den Zweigen behangen, wie Früchte, Kuchen, Körbchen, Cigarren oder andere Gaben, die an den Thot Pa-Pha (der Mobranight) den Mönchen bestimmt waren. Nachdem die Geschenke heimlich neben den Zellen Nachts versteckt sind, rufen die Geber den Namen des Mönches, dem sie dieselben zugedacht haben, und eilen dann rasch davon. Es wird fingirt, daß sich die Mönche in ihren Einsiedeleien des Waldes (Pa) befänden. Ueber das Loei-Kathong oder das Flößen der Blätterkörbchen bemerkt der siamesische Verfasser, dessen handschriftliche Aufzeichnungen ich in Bangkok übersetzte, daß diese Ceremonie den brahmanischen Textbüchern des Sayasatr entnommen sei, aber in verschiedentlicher Weise erklärt würde. Nach einer Meinung werden diese Opfergaben zum Schwimmen flott gesetzt, um dadurch Vergebung von Nang Thorani und Nang Kongka (Ganga) zu erbitten, d. h. von der Erdengöttin und der Wasserfrau, weil die Menschen während des Jahres so manche unanständige Dinge verrichtet und Erde und Wasser durch Excremente oder andere schmutzige Besudelungen beleidigt haben. Das ist die populäre Ansicht (die mit den parsischen Sühnen des Amschaspand Sapandomad und Amschaspand Khordad übereinkäme). Doch habe ich gute Gründe, fährt der eingeborene Autor fort, sie für unrichtig zu halten. Andere vermuthen, daß der Vollmond des elften Monats, als das Ende der Regenzeit, der Vollmond des zwölften Monats als der Tag der neuen Vollendung und Auferstehung gefeiert würde. Darum werden Feuer angezündet und setzt man Blätterkörbchen auf den Fluß, damit die Todten an den verdienstlichen Werken Antheil haben, wenn durch die hinabgeschwemmten Flößchen Opfergaben dem heiligen Fußtapfen Buddha's gesandt werden, von dem man glaubt, daß er sich auf einem abschüssigen Sandhügel finde, an einer fernen Küste des großen

Oceans. So fährt man bis zum heutigen Tage fort, diese Körbchen schwimmen zu lassen. Diejenigen, die den alt ursprünglichen Grund nicht kennen, handeln so, indem sie einem traditionell überlieferten Gebrauche folgen und denselben durch Annahme einer der beiden erwähnten Meinungen zu erklären suchen. Einige dieser Kerzenflöße zündet der König selbst an, andere läßt er durch seine Beamten anstecken. Und daß Se. Majestät gleichzeitig Feuerwerke, die Blumen und Büsche darstellen, abbrennen läßt, wird deshalb gethan, weil der Vollmond des elften Monats, wie man sagt, der Jahrestag eines bedeutsamen Ereignisses ist. An jenem Tage kam unser Herr und Gott, der erhabene Buddha (Sombet-Phra-Phutthi-Chao) vom Himmel Daobüng herab. Der König und alles Volk verbleiben jenen Tag in andächtiger Erinnerung der mächtigen Verdienste Buddha's und deshalb entzünden sie die Feuerwerke in Büschen und Bäumen, Opfergaben von Blumen darbringend. Andere glauben aus Unwissenheit, daß dies ein Tag der Ceremonialfeste (Phitthi) sei. So weit mein Bericht."

Die Belustigungen des zwölften Monats entsprechen dem chinesischen Laternenfest und heißen auch das Fest der zum Himmel emporgezogenen Lampen (Phitthi tam khom nai akas).

Zu den übrigen Festen der Siamesen gehören das Phitthi Satr, an denen die Erstlinge der neuen Früchte gegessen werden (wie bei den Yamsfesten in Ashantie), sowie die Processionen des elephantenköpfigen Naret am He-Naret.

Am Khao Vasa (dem Anfange der Fasten) kehren die Mönche mit dem Beginn der Regenzeit zu den Klöstern zurück. Die Opfergaben der Visabuxa werden am Vollmond des sechsten Monats dargebracht, da Buddha an demselben Tage geboren wurde, sein Lehramt begann und in das Nirwana einging. Der Austritt der Fasten oder Ok-Vasa fällt am Ende der Regenzeit mit der Beschenkung der Priester durch die Kathin zusammen.

Reise vom Irawaddi nach dem Sittang, im Jahre 1862.

Geographische Mittheilungen (1866).

Die Birmesische Provinz zwischen Irawaddi und dem Sittang oder Paloun-Fluß ist besonders in ihrem nördlichen Theile nur wenig von Europäern besucht worden und die Karten darüber sind aus Hamilton's Notizen oder anderen Vermuthungen zusammengestellt. Noch in der zweiten Auflage seiner Geographie nennt Ritter Tongo oder Taunu „eine Stadt, die uns sonst nicht näher bekannt ist", und obwohl sie jetzt, nach dem zweiten Birmesischen Kriege, zur Englischen Provinz gezogen ist, bleibt sie noch immer ein wenig erforschtes Gebiet. Tongu liegt auf einem abgelegenen Vorposten, dem die directe Communication mit den Centralplätzen der Verwaltung fehlt und der nur auf Umwegen zu besuchen ist. Man hat verschiedentlich versucht, Verbindungswege mit Prome und dadurch mit Rangun zu eröffnen, aber die für ihre geringe Erhebung unverhältnißmäßig steile und schroffe Yoma-Kette (zum Unterschied von der Arracanischen die Peguanische Yoma genannt) bietet in der ungesunden Wildniß ihrer Waldhügel ein noch unbesiegtes Hinderniß. Zur Zeit der Blüthe des Peguanischen Reiches war eine Königliche Heerstraße von Hongsavadi nach Tongu angelegt, die in ihren Resten noch jetzt auf dem rechten Ufer des Sittang zu verfolgen, größtentheils jedoch unpraktikabel geworden ist. In der Regenzeit können Boote bis Pegu fahren, aber der Wasserarm zweigt sich unterhalb der Stadt Sittang von dem Flusse ab und ist deshalb schon dem Einströmen der verderblichen Bore ausgesetzt. Die Anlage eines oberhalb dieser gefährlichen Stelle einmündenden Kanals

ist projectirt, aber nicht ausgeführt worden, und außerdem ist die Bergfahrt auf dem reißenden Sittang-Flusse eine höchst langwierige und schwierige für Boote, für Dampfschiffe aber wegen der vielen Untiefen und herabgeschwemmten Baumstämme wohl kaum möglich. Da die Einfahrt in die noch wenig bekannte Mündung des Sittang von Europäischen Schiffen nicht versucht werden darf, werden Truppen und Provisionen gewöhnlich von Rangun nach Molmein geschickt und erst von dort nach Tongu weiter transportirt.

Die Englische Grenze ist ungefähr ½ Breitengrad oberhalb Tongu gezogen, bei einem Myolah genannten Dorfe, und ein Paar Stunden weiter liegt der Birmesische Grenzposten Mayho. Von Zinsaejoah, wo die von Ava oder Mandalay kommende Straße am Sittang ausmündet, mag ein kleines Boot die Thalfahrt in einem Tage nach Mayho zurücklegen.

Die Quelle des Sittang ist noch nicht mit Sicherheit bestimmt. Er muß in den Bergen um den See Nyoungschwe (den „Phaphun"- oder „Haphun"-Bergen nach Berghaus) entspringen und wurde früher aus diesem selbst abfließend gedacht. Richardson indessen läßt ihn seinen Ursprung nördlicher nehmen, obwohl, wie Yule aus einem von ihm benutzten Manuscript-Journal dieses Reisenden bemerkt, die Eingeborenen noch eine unterirdische Passage vermuthet hätten. Bei einigen Erkundigungen, die ich darüber einzog, wurde mir wieder von seinem gemeinsamen Ursprung mit drei anderen Flüssen aus einem mythischen Bassin gesprochen, aber Yule hat Recht, wenn er auf diesen, in Indien zum Dogma gewordenen See der vier Quellen, keinen Werth legt, so lange nicht directe Beobachtungen vorliegen. Indeß scheint mir zweifelhaft, ob auf seiner Karte der obere Lauf des Sittang richtig angegeben ist, indem er ihn schon nördlich vom Natteik-Paß das Shan-Gebirge durchbrechen läßt. Der dort ausströmende Fluß könnte der auf Buchanan's Sklavenkarte Panlaun genannte sein, ein Name, der leicht mit dem Paulaun oder Pouloung verwechselt werden möchte. Auf dem Wege von Ava nach Tongu war am zweiten Tage der hohe Natteik in Sicht, und wir hatten später noch mehrfach einen vollen Blick auf die Gebirgsmauer, die sich dort schroff aus der Ebene zu dem Tafellande der Shan emporhebt, eben so wie ein steiles Küstenufer aus dem Meere aufsteigt. Flösse der Pouloung dort schon am äußeren Fuße dieser Berge,

so müßte er ein verhältnißmäßig fruchtbares und angebautes Thal an seinen Ufern schaffen. Dagegen wurde mir bei meiner Ankunft in Zinsaejoah, dem letzten Dorfe in seinem oberen Laufe, gesagt, daß er nur für eine halbe Tagereise weiter hinauf schiffbar wäre, bis zu einem Kabaun genanntem Platze, und darüber hinaus den Charakter eines steinigen Waldbaches trüge, der durch eine Wildniß unbewohnter Berge hindurchschäume.

Danach würde er unterhalb Yemethen oder Ramasain, wo ich einige vorbeiströmende Nebenflüsse kreuzte, die Hauptkette der Shan-Berge verlassen und diese öffnet sich gerade dort in der großen Handelsstraße über den Paya Schuemaundade, wodurch Yemethen zum Mittelpunkt der von den Shan-Kaufleuten besuchten Märkte geworden ist. Der dort entspringende Fluß, der nach dem Irawaddi abfließt und auf Hamilton's Karte der Eingeborenen Samaun (wahrscheinlich Samaghyaung) heißt, wurde mir Sama-Miet (der Klare Strom) genannt. Er lag nicht an meinem Wege, aber ich passirte einen Nebenfluß desselben. Miet bedeutet einen Hauptstrom, Ghyaung einen Seitenstrom, und es mag so dieser Fluß am Irawaddi die letztere Bezeichnung führen, wogegen er im Inneren als Seitenarme aufnehmender Hauptfluß bekannt ist. Die den Sittang bei Zinsaejoah einengenden Berge gehören nur noch zu den Vorbergen des Plateaus, die auf dem linken Ufer zwischen einem ungeordneten Hügelgewirr sich zu der niedrigeren Terrasse der Karenni (Rothen Karen) erweitern und auf dem rechten sich zur Yoma-Kette fortsetzen. Die ganze Fläche, die der den Shan-Pässen gegenüber zurückschweifende Irawaddi einschließt, ist das Product einer Einsenkung durch vulkanische Revolutionen, als deren Zeuge sich neben der Oelquelle Yaynangyoung noch der isolirte Kegel des Papadaun erhebt. Erst weiter südlich beginnt im Anschluß an morastige Sumpfgegenden, aus denen kleine Bäche abfließen, die Yoma-Kette anzusteigen und die Scheide zwischen den Flußgebieten des Irawaddi und des Sittang zu bilden. Das obere Birma ist noch jetzt vielfachen Erdbeben ausgesetzt und Anspielungen auf solche finden sich in den alten Traditionen der Sagengeschichte, da die Gründung mehrerer der bedeutenderen Städte, wie Prome, Halin, Ava u. s. w., an eine geologische Umwälzung angeknüpft wird.

Der hauptsächlichste Verkehr zwischen dem Irawaddi und Sittang findet auf der von Mykyaung-yai nach Tongu abgehenden

Fahrstraße statt, die eben so wie die nördlichere Yandabo's das Gebiet zwischen den beiden Flüssen vor der Erhebung der sie später trennenden Yoma-Kette durchschneidet. Der Weg von Ava nach Tongu führt durch eine wüste oder wenigstens verwüstete Provinz größtentheils im Walde hin, wo man freilich jeden Tag Dörfer trifft, aber meistens nur nominelle, aus ein paar Dutzend Hütten, und oft aus keinem halben bestehend. Außer Yemethen hat nur noch die alte und früher befestigte Stadt Nyaungyan, die, anmuthig von Betel-Pflanzungen umgeben, in einem fruchtbaren und wohlbewässerten Thale liegt, einige Bedeutung, so wie das ziemlich betriebsame Ban-ihn. Erst wenn man sich dem Sittang nähert, beginnen die Teak-Holzungen, deren zunehmende Ausbeute jetzt mitten im Walde die Stadt Niengien hervorgerufen hat, einen Sammelplatz aller desperaten Charaktere in dieser mehr den Räubern als der Regierung gehörenden Gegend. Seitlich vom Wege und nicht von mir berührt liegt die Stadt Maithila in einer morastigen Sumpfgegend, wo verfallene Wasserbauten von besseren Tagen zeugen. Auch an anderen Orten bemerkt man Reste verschütteter Kanäle oder Brunnen, während jetzt stellenweis ein solcher Wassermangel herrscht, das in einigen der Dörfer, die wir passirten, dieses nothwendige Bedürfniß stundenweit auf Karren geholt wurde. „From the bottom of the pass (Nattike) to Ava, though the soil is not rich, it is vell watered by several large streams and being nearly level it is favorable to irrigation," bemerkt Richardson von der Lehdau (Königliche Felder) genannten Ebene; daraus mag sich die eigenthümliche Flußverzweigung erklären, die Buchanan in anatomischer Vergleichung Anastomosis or plexus of rivers nennt.

Trotz des öden Charakters, den diese Gegend jetzt trägt, besitzt sie doch ein eigenthümliches Interesse für den Geschichtsforscher als die Pflanzstätte, in der nach der Zerstörung des tempelreichen Pagan die neuen, in den Schutt gesäeten Keime genährt wurden, bis sie genugsam erstarkten, um zu dem weithin schattenden Baume des goldenen Ava aufzuwachsen. In ihr liegen die Ruinen jener kleinen Königsburgen Pinlay, Panja, Mienzain, die mit Sagain in ihrem Interregnum die Geschichte Pagan's mit der Ava's verknüpfen, und von hier aus nahm auch das zweite Königsgeschlecht Tongu's seinen Ursprung, das später auf dem Throne Hongsavadi's unter dem Titel der Brama-Könige die Augen der

mittelalterlichen Reisenden durch die Entfaltung barbarischer Pracht blendete. Die Könige Mienzain's hatten schon während der letzten Zeiten des Pagan-Reiches eine Art Selbstständigkeit bewahrt und nach der Chinesischen Eroberung erbaute Tiethaumin 1285 Pinlae und 1313 die Stadt Panja. Er schickte Gesandte nach Ceylon für neue Reliquien, und auch einer der Birmesischen Tempel von Buddhagaya in Behar ist von ihm erbaut. Schon von ihm wurde die günstige Localität des späteren Ava erkannt, aber seine Versuche, dort eine Stadt zu bauen, mißglückten, weil, wie der Birmesische Historiker sagt, die Zeit noch nicht erfüllt war. Erst Satomenchin konnte 1364 dieses Project ausführen.

Die Lage Ava's war eine sehr begünstigte, und selbst jetzt noch, seitdem die Stadt schon über ein Vierteljahrhundert verlassen steht, habe ich von alten Birmesen den Wechsel der Residenz beklagen und von den Vortheilen der früheren erzählen hören. Der breite Irawaddi strömt am Fuße der Mauern vorbei und der dort in ihn einmündende Myit-ngay verband sich durch einen Zweig mit dem Myit-tha, so daß die Stadt ganz vom Wasser umflossen und überall von Kanälen durchschnitten war. Die neueste Hauptstadt Mandalay dagegen liegt auf staubiger, schattenloser Ebene und auch Amarapura ermangelt der Vortheile eines regen Schiffsverkehrs, da es absichtlich an einer schwer zugänglichen Stelle des Flusses gebaut war.

Die ganze Entfernung von Ava bis Niengien beträgt mit den Windungen des Weges ungefähr einhundertundfünfzig englische Meilen, und obwohl ein guter Fußgänger wie des Königs Eilboten, die bei wichtigen Missionen zweiundzwanzig und vierundzwanzig ununterbrochen marschieren, die Strecke in vier Tagen zurücklegen kann, so brauchen die unbehülflich schweren Ochsenkarren der Birmesen doch zwölf bis fünfzehn Tage oder mehr, und wo zwischen Yemethen und Niengien die Ebene sich wellig zu heben beginnt, würden sie ohne Vorspann von Büffeln gar nicht vorwärts kommen. Niengien ist noch eine halbe Tagereise von Zinsaejoah entfernt, von wo bei der Unsicherheit der Grenzgebiete der Wasserweg meistens vorgezogen wird, und Lastschiffe erreichen in etwa sechs Tagen Tongu, wenn der Wasserstand günstig ist. Von Ava bis Tongu rechnen die Birmesen gewöhnlich hundert Toing oder Poststeine, ein unbestimmtes Maß, das aber in diesem Falle auf zwei bis drei englische Meilen per Toing angenommen werden

kann. Man unterscheidet, wie nach Herodot, im alten Babylon das gewöhnliche Maß von dem Königlichen. Nach dem ersteren wird der Toing tausend Ta ausmachen, nach dem letzteren etwas mehr. Das Ta entspricht ziemlich unserer Elle, aber das Normalmaß der Birmesen ist in Anknüpfung an ihre verwickelten Religions-theorien eine Dranghyi, von welchen zehn ein Hnan oder Sesam-korn (Sesamum indicum) ausmachen; demnach setzen 648,020 Sesamkörner ein Ta zusammen. Dies giebt allen Distanz-Bestimmungen in Hinter-Indien eine große Unsicherheit, und Entfernungen, die von den Landesbewohnern nur auf Tagereisen angegeben werden und sich häufig in geographischen Werken wiederholt finden, sind völlig werthlos, wenn nicht dabei bemerkt ist, ob für Elephanten, Pferde, Packochsen, Büffelkarren, Lastträger oder Palankine geltend, denn alle diese verschiedenen Arten sind im Gebrauch und können Unterschiede bedingen, die zwischen eins und zehn schwanken würden.

Syrien's Städte (1860).

Die römischen Schriftsteller erzählen von dem Berge des Jupiter Casius in Syrien, wo die Morgendämmerung die Abenddämmerung ablöst, und wenn die zweite Vigilia diese verschwinden sieht, schon der Ablösungsruf der dritten ertönt, worin sich jene erhebt. Der hohe Gipfel des Berges Casius sieht schon um die vierte Nachtwache, noch während der Dunkelheit, die Sonne, so daß man bei einer kleinen Wendung des Körpers Tag und Nacht zugleich erblickt (Plinius). Die im Osten aufgehende Sonne bleibt hinter dem dortigen Gebirgszuge verborgen, der die tiefen Theile noch dunkel und schwarz läßt, während bereits das westliche Meer in hellem Lichte leuchtet.

Es handelte sich hier um einen hohen Berggipfel, von dem herab man die Effecte der Sonne früher, als diese selbst bemerkte, denn die Länge der eigentlichen Dämmerung konnte für einen Europäer nichts auffälliges in Syrien haben, wo sie im Gegentheil, als in südlichen Breitegraden gelegen, weit kürzere Zeit anhält. Dort fehlen jene buntgefärbte Tinten, die bei uns dem Sonnenaufgang oft stundenlang vorhergehen, und die Ankunft des glänzenden Königs verkünden. In den eigentlichen Tropen scheidet sich Nacht von Tag, wie durch einen Zauberschlag, und wenn diese scharfe Trennung in flacher Umgebung durch die Einförmigkeit des wolkenlos aufsteigenden Balles ermüdet, so ruft sie in den Gebirgen einen wunderbaren Effect hervor, den man gesehen haben muß, um ihn zu verstehen.

Es war gegen Ende der dritten Nachtwache, als wir, von Damascus kommend, auf den Gipfel des Bergzuges anlangten, der nach der Küste abfällt. Wir blickten aus trüber Dunkelheit, die uns umgab,

in eine graue Nebelmasse hinaus, wie es in den phönizischen Mythen heißt: „Im Anfange war die Zeit und ein Nebel wirren Chaos. Das formlose Chaos gerieth in wogende Bewegung, umherwallend begann es sich zu schichten, zu sondern, gewaltsam rang der Tag sich aus der Nacht empor. Das Chaos zerriß in wilde, ungestalte Wolken-ungethüme, die hier-, die dorthin flohen, und unter denen eine bunte Farbenpracht, das reich geschmückte Land, hervortrat, Syrien's blühendster Theil, die Waldungen und die Abhänge des Libanon, die Weinberge, die Gärten, die Maulbeerhaine, das blinkende Bli-rut auf brennender Küste, der blaue Spiegel des umgrenzenden Mittelmeeres, auf dem die Fischer und der Schiffe weiße Segel umherschwankten. Es war der eine schöne Augenblick der Liebe, wo sich die Amichla dem Pothos vermählte, wo Alles im melo-dischen Schmelze ineinander floß, denn schon im nächsten trat die Sonne höher hervor, mit ihren Strahlen die sanften Reflexe in scharfe und eckige Umrisse zerschneidend. Bald hing sie als glühende Kugel über dem trockenen und staubigen Wege, auf dem wir langsam und mühsam hinabstiegend, um nach der Erfrischung des Wassers und des Schattens lechzend, in der heißesten Stunde des Mittags auf unseren Maulthieren die Straßen Beirut's zu betreten.

Am Nachmittage unserer Ankunft miethete ich ein kleines Fischer-boot, um den Fluß Lykus zu besuchen, den Nahr-el-kelb der Araber. Wir fuhren längs einer sandigen und einförmigen Küste hin, die durch ein scharf hervorspringendes Vorgebirge abgeschlossen wurde. Dieses ward umfahren; wir befanden uns vor der Mündung des Flusses und der überraschte Blick tauchte plötzlich tief in das Herz des reichen Landes, aus dem diese klare Lebensader hervor-strömte. Längs der Cascaden und Wasserfälle des Stromes drängte sich das enge Thal in malerischer Gruppirung an beiden Seiten zusammen, überall bekleidet von grüner Vegetation, die in dichten Büscheln umherging. Weinstöcke standen auf den Abhängen, aber zwischen ihnen zogen sich frische Windungen des Epheu hin, der Epheu umrankte die Pfeiler einer alten Römerbrücke, die den Fluß überspannte, der Epheu wucherte um den Stamm eines eingefal-lenen Aquaductes hervor, der Epheu schmückte die Hütte des Winzers, die an der Felswand lehnte, und aus dem dichten Epheu-gebüsch schallte die Glocke des Maroniten-Klosters, das einen stei-len Abhang überschaute. Der Libanon öffnete sich, der (wie die arabischen Dichter singen) auf seinem Scheitel den Winter, auf

seinen Schultern den Frühling, in seinem Schooße den Herbst trägt, während zu seinen Füßen ein ewiger Sommer herrscht. Am Nahr=el=kelb, dem Hundeflusse, stehen jene seltsamen Sculpturen, in denen sich egyptische und assyrische Kunst mischt, dort war der Berührungspunkt der beiden alten Cultur=Reiche, die vor dem Beginn der Geschichte schon die Geschicke der Welt geleitet hatten. Die ältesten Figuren tragen das egyptische Gepräge, und werden auf Rhamses und Sesostris bezogen, daneben steht die Gestalt eines assyrischen Königs, drohend die Hand nach dem Meere erhoben, auf dem er vielleicht die Flotte der geschlagenen Egypter entfliehen sah. Die Sculpturen, zu denen nur ein schmaler Fußpfad führt, finden sich auf zwei geglätteten Felswänden, die schroff von der beträchtlichen Höhe in die Brandung der Küste niederfallen. Eine Klippenreihe, die sie früher davon trennte, liegt in Steinmassen zerbrochen, in den Wogen umher, und wie der Führer meinte, könnte man bei einer derselben noch die Gestalt des Hundes*) erkennen, von dessen Verehrung der Fluß seinen Namen führe. Römische Inschriften finden sich aus der Zeit des Aurelius. Die Einfahrt in den Fluß ist durch eine Sandbank abgesperrt, so daß man sie nur mit vollem Wogenschwall unternehmen kann, dann aber sich wohl gegen das Umschlagen zu hüten hat. Da bei der Rückkehr der Wind uns entgegenwehte, und wir mit dem Laviren kaum aus der Stelle kamen, ließ ich mich nebst meinem Diener an einem Punkte der Küste landen, um zu

*) Das Idol des Hundes war der Volkssage nach hohl gewesen, so daß es beim Durchwehen des Windes zu klingen, dann bei Annäherung von Feinden laut zu bellen begann (als an den Landesgrenzen stehend), was bis nach Cyprus hin hörbar gewesen. Die Araber meinen, daß es verzaubert gewesen, und schreiben ihm die stete Verwüstung der Brücke zu. Die Brücke, an deren Fuß sich noch eine alte Inschrift des Sultan Selim I. (1517) findet, wurde durch den Emir Beschir der Drusen wiederhergestellt. Nach der Kunststraße, die der Kaiser Antoninus im Zickzack die steile Felswand hinauf bahnte, trägt der ganze Küstenweg den Namen Via Antoniniana. Die egyptischen Sculpturen sind tief eingegraben oder eingeschliffen (nicht eingehämmert), die persischen dagegen (in denen man das Bild des Cambyses vermuthet) erhaben gearbeitete Bildwerke. Vor den Tafeln der Ersteren haben (wie v. Wildenbruch meint) steinere Thürflügel an eisernen oder ehernen Zapfen gehangen. Der Lykus (Nahr=el=kelb) bildet die Landesgrenze zwischen Beirut und dem Gebiete des von Königen beherrschten Byblus. Nonnus nennt Beirut eine zwischen Dionysus und Poseidon getheilte Stadt. Die Verehrung des Hundes soll noch bei einigen Familien der Ansayrier fortbestehen.

Fuß nach Beirut zurückzukehren. Da wir aber den tiefen Sand der Dünen verließen und inland gingen, ohne einen bestimmten Weg vor uns zu sehen, so hatten wir uns bald zwischen dem intriguanten Gewirre von Graben und Hecken verirrt, die die Maulbeerpflanzungen dort umgeben und durchschneiden. Die einbrechende Dunkelheit vermehrte unsere Verlegenheit, da wir uns auf Privateigenthum befanden und bei der Unsicherheit, die in der Umgebung von Beirut zu herrschen pflegt, ein nächtlicher Besucher eines unangenehmen Empfanges seitens der Eigenthümer oder Hofhunde gewärtig sein mußten. Ein alter Herr, den wir im Schatten seiner Feigenbäume sitzend antrafen, zeigte uns indeß den Ausgang aus seinem Garten, und nach längerem Suchen langten wir spät in der Nacht in Beirut wieder an. Die Plantagen an diesem Theile der Küste sind vielfach Eigenthum der Drusen, und man sieht oft ihre Frauen mit einem beweglichen Horn auf der Stirn an denselben arbeiten.

Schon vor Tyrus und ehe selbst noch Sidon erwähnt wird, spricht Sanchuniathon von Byblus und Berytus.*) Später traten diese beiden Städte zurück, und nach Berytus kurzem Glanze, während dort Agrippa Herodes regierte, konnte es sich im Mittelalter nicht mit Sidon oder Saida messen. Erst seit dem Erdbeben, das das letztere zerstörte, erhob es sich besonders unter Mehemet Ali's Verwaltung wieder zu höherer Bedeutung, und jetzt concentrirt sich in ihm der europäische Handel mit dem Orient. — Beirut, die Stadt der Quellen, der Sitz der Nymphe Berae, der heilige Ort des Baal Berith, liegt in einem lachenden Paradiese, der sonst nur in Dünensand und nacktem Gestein brennenden Küste Phöniziens. Die von den Bergen rieselnden Quellen sind dort in kleinen Kanälen überall durch das Land geleitet, um die ausgedehnten Maulbeer-Plantagen zu bewässern, und ihr Sand schmückt sich mit Gärten von Orangen und Citronen, mit Olivenhainen und Palmengruppen, während das Hochgebirge, das den stolzen Cedernwald trägt, die Reis- und Baumwollenfelder der Nebenhügel am Ard el-Buradschineh (Feld von Beirut) umgrenzt.

*) Nach Procop waren Tyrus und Berytus die Hauptsitze der Seidenhändler und Seidenweber. Der Olivienhain beim Dorfe Schuweifat gilt als der größte in Syrien. Der Wadi Schuweifat umzieht das sandige Triangel, worauf Beirut liegt.

Die Ufer des Flusses ranken in dichten Gebüschen blühender Oleander, zwischen denen Pappelreihen hinziehen, und an der andern Seite der Stadt, an der neue und alte Ruinen malerisch durcheinander gebaut und in ein dichtes Grün gehüllt sind, steht ein düsterer Pinienwald, den Fachreddin auf's Neue anlegte, um als ein natürlicher Damm das Culturland gegen das Fortschreiten der Dünen zu schützen. In diesen schattigen Gehölzen war es, wo, nach Nonnus, Dionysos und Poseidon um den Besitz der Nymphe Berae stritten, und in solcher Mythe die Collision des syrischen und phönizischen Cultus vortrat. Nach der localen Tradition war es in Berytus, wo zuerst die Menschen, gleichzeitig mit dem Götterpaare Aion und Protogonos, aus dem Schlamme der Urwelt enstanden. Um Byblus wohnten (wie Sanchuniathon berichtet) die Berggötter des heiligen Gebirges. Kronos aber, der dem höchsten Uranos folgte, übergab die Stadt Byblus der Göttin Baaltis, dem Poseidon und den Kabiren die Stadt Berytus, wo sie die Ueberreste von Pontus heiligten (Nahr Beirut und bei Plinius).

Das Leben Beirut's erinnert den Besucher vor Allem an das Alexandrien's, das in alter wie in neuer Zeit als der Stapelplatz des europäischen Handels im Oriente, eine betriebsame, aber ordnungslose und abenteuernde Bevölkerung dorthin zog. Auch in Beirut scheidet sich der Osten und der Westen nach den verschiedenen Stadttheilen. Während in den engen und dunkeln, durch Teppiche geschützten und gekühlten Straßen der oberen Stadttheile schweigend die langen Reihen der Kameele entlang ziehen, auf denen träumerisch der braune Sohn der Wüste schaukelt, während dort der Türke stumm hinter seinen Waaren in den Lauben des Bazars sitzt, dort geräuschlos der Sklave auf dem glatten Boden des Kaffeehauses dahingleitet, drängt sich in den heißen und schutzlos von der Sonne durchglühten Kais ein lautes und lärmendes Leben durcheinander. Dort springt der spanische Matrose mit dem breiten Messer im Gürtel an das Land, dort gesticulirt der Neapolitaner vor der Garküche und dem dampfenden Nudelgericht, dort schreien die Franzosen bei der Weinflasche des Cabaret, dort eilt geschäftig der Jude, der Armenier, der Grieche umher. Dazwischen liegen mächtige Waarenballen aufgestapelt, Boote kommen und gehen, Ladungen bringend und fortzunehmen, Comtoire, Packhäuser stehen von früh bis Abends offen. Es findet sich eine griechisch-italienische Fonda in der Stadt, die auf den Namen eines

Hotels Anspruch macht und ihn im Vergleich zu allen übrigen, die man in Syrien trifft, auch verdient. Bei meinem ersten Besuche von Beirut stieg ich dort ab und war Zeuge einer zeitgemäßen Procedur, wie ein griechischer Pope die verschiedenen Zimmer umging und durch Weihwasser und biblische Heilssprüche die von den ketzerischen Reisenden verunreinigten Kammern wieder weihte. Das zweite Mal, wo ich mit mehreren Thieren in Beirut anlangte, zog ich es vor, in einem inländischen Khane abzusteigen, wie ich es immer auf meiner Reise im Oriente gethan hatte. Der ansehnlichste derselben liegt vor der Stadt und hat weite Räumlichkeiten für Menschen und Vieh, aber freilich in Betreff der Reinlichkeit für die ersteren nicht viel besser als für das letztere. Der Orientale dehnt gern seine apathische Nächstenliebe bis über die Thiere, und er findet es dann bequem, zu diesen herabzusteigen, um die Gleichheit des Niveau's rascher herzustellen. Der Thürhüter bewaffnete sich mit seinem massiven Keulenschlüssel, um mich durch die Corridore zu einem unbesetzten Raume zu führen, dessen Thür er offen stieß und mir das Innere zur Disposition stellte. Sich zwischen diese nackten vier Stein-Wände zu wagen, würde lebensgefährlich gewesen sein, denn ich wußte, daß der grauschwarze Staub, der zolldick den Boden bedeckte, aus Heerden halbverhungerter Raubthierchen zusammengesetzt war, die nur auf eine Beute warteten, um sich auf dieselbe zu stürzen. Den Portier kümmerte es nicht weiter, ob ich außen oder drinnen blieb. Er hatte seine Pflicht erfüllt, indem er mir unter hergebrachtem Ceremoniell den Stubenschlüssel einhändigte und dafür sein conventionelles Backschich, eine Art Abschlagszahlung auf die Miethe, empfing. Ich ließ mein Gepäck in dem offenen Hofe der Karavanserai und schickte meinen Diener aus, um sich ein halbes Dutzend Wasserträger zu miethen, Besen und Bürsten zu kaufen. Neue Matten sind überall billig zu haben, und wenn auch nicht sehr fein und elegant, thun sie für einen Gebrauch von wenigen Tagen doch völlig ihre Dienste. Durch Fegen, Waschen und Schruppen war das frisch tapezierte Zimmer am Nachmittag so weit hergestellt, daß ich es beziehen konnte. Jetzt wurde noch ein thönerner Wasserkrug gekauft und gefüllt, mein Bett neben dem Fenster als Divan ausgebreitet, und auf ihm den Dampf des süßen Latakieh schlürfend, gab ich mich im wohlbehäbigen Kief ganz dem angenehmen Bewußtsein hin, noch einmal wieder den Banden steifer Förmlichkeit entschlüpft zu

sein, denen ich mit jedem Schritte weiter nach den Grenzen Europa's zu näher rücken mußte. Abends erhellten sich die Kaffeehäuser des freien Platzes mit bunten Oellämpchen, deren Licht nicht die Helle einer Gasflamme ausstrahlte, aber eben deshalb um so malerischer die verschiedenen Gruppen, den dunklen Burnus des Arabers, die glitzernde Waffe des Arnauten, den breiten Turban des Tartaren beleuchteten, wie sie bald hier sich in die blauen Wolken der Wasserpfeife hüllten, bald dort über dem Schach- und Brettspiele lehnten, wie sie bald sich in größeren Mengen um den recitirenden Erzähler sammelten, um den, liebliche Narcose duftenden, Märchen der Schehezerade zu lauschen. Um die Schwüle der Nacht leichter zu ertragen, betteten sich die Einwohner des Khanes in die Corridore, und die ersten Stunden derselben saß ich über Pfeifen und erfrischenden Wasser-Melonen mit meinen Zimmernachbarn zusammen, kurdischen Häuptlingen, die soeben aus dem türkisch-russischen Kriege zurückkehrten und wunderbare Räubergeschichten von den ungläubigen Völkern des fernen Westen und Nordens zu erzählen wußten.

Der Hafen Beirut's wurde durch Emir Fachreddin, ebenso wie der Saida's, seiner Residenz, verschüttet, um sich gegen die türkische Flotte zu schützen. Dennoch ist er noch immer einer der besten an der Küste Syrien's, obwohl auch in ihm die Schiffe nicht sicher liegen. Trotz ihrer verhältnißmäßig günstigen Lage war die Stadt im Alterthum von nur geringer Bedeutung, denn obwohl sie, wie erwähnt, unter den Städten Phönizien's schon in frühester Zeit angeführt wird, trat sie doch bald gegen Sidon und Tyrus in den Schatten. Der gegen Antiochus VII. Sidetes aufständische Diodotos Tryphon soll sie gänzlich zerstört haben. Unter Augustus wurde sie zur römischen Colonie mit jus italicum erhoben, unter dem Namen Julia Augusta Felix. In diese römische Colonie verlegte Herodes Agrippa I., aus Furcht vor dem jüdischen Fanatismus in Jerusalem, seine Residenz, die er mit einem Amphiteater, Porticus und Bädern schmückte. „Die Colonie Berytus, welcher Augustus viele Freiheiten gewährte, ist, wie der göttliche Hadrian in einer Rede sagt, eine augustische Colonie, die das italische Recht hat," bemerkt Ulpianus, durch dessen Bemühungen dort unter Kaiser Alexander Severus die hohe Rechtsschule emporzublühen begann, und sich der Name Beryt mit einem wissenschaftlichen Glanze umgab, der aber eben- so plötzlich wieder verblich. In dem

großen Erdbeben (529) stürzten die Hörsäle zusammen, die Lehrer flüchteten nach Sidon und konnten auch nach dem Wiederaufbau Beryt's nicht wieder dort die alte Schule herstellen. Während der Kreuzzüge wurde Beryt, als dessen alten Namen Wilhelm von Tyrus Girgosi angiebt, vom König Balduin (1111) erobert, mit der Hülfe des Grafen von Tripolis und Schiffen aus Tyrus und Sidon, die den Hafen schlossen. Den Belagerern hatte der Fichtenwald zur Herstellung ihrer Sturmmaschinen gedient. Als der Handel Saida's durch die Tyrannei Dschezzar's († 1796), der alle Fremden forttrieb, gebrochen und nach dem Erdbeben (1837) gänzlich aufgehoben war, fing Beryt wieder an emporzusteigen.

Hat man auf dem Wege nach Sidon die Gärten in der nächsten Umgebung Beirut's passirt, so findet man sich in deu beweglichen Sandhügeln des Sahel Beirut verirrt, die sich in dem ganzen westlichen Theil des Ras Beiruth nach der Laune des Windes und des Meeres umhertreiben, und ohne den Schutz des Pinienwaldes (Harsch Beirut) auch das Culturland mit dem Untergange in der Wüste bedrohen würden. Aus den Dünen hervorblickende Trümmer und Steine zeigen das Werk der Zerstörung. Nach dem Durchschreiten des Wadi Schuweifat erreicht der Weg wieder das Meer und bald darauf den Khan Kulda, der, in Mutatio Heldua des Itinerars, schon als eine Station der Via Romana figurirt. Solche Khane, kleine oder größere, finden sich mehrerere auf der betretenen Landstraße Phöniziens. Oft bestehen sie nur aus einem leichten Schuppen, die der Verkäufer zu seinem eigenen Schutze gegen die heiße Sonne aufgerichtet hat. Unter demselben stehen die kühlen Thongefäße, mit Wasser gefüllt, und seitlich glimmen einige Kohlen im Sande, um rasch den verlangten Kaffee zu bereiten. Der Maulthiertreiber läßt nicht gern die Gelegenheit vorübergehen, ein paar Züge aus der hölzernen Wasserpfeife zu schmauchen, die gleichmäßig für alle Ankömmlinge dient, und vielleicht läßt sich auch das Eine oder Andere über die Sicherheit des weiten Weges erfahren. Der berühmteste dieser Halteplätze ist der Khan Nebbi Yunus, wo der unglückliche Prophet von dem Ungeheuer ausgespieen sein soll, und, durch sein schlechtes Logement gewitzigt, sogleich ein Wirthshaus gründete, freilich noch immer ein miserables genug. Als ich mit ausgedörrter Kehle an ihm vorüberging, phantasirte ich von kommenden Zeiten, wo sich im Bauche des Wallfisches kühle Seidel schäumenden Lagerbiers

kredenzen würden. Zwischen dichten Schilfgebüschen fließen die Wasser des Damur-Flusses dahin, von den Ruinen einer steinernen Bogenbrücke überhängt, aus der überall bunt geschmückte Oleander hervorblühen. Die Straße zieht sich dann hart am Meere einen engen und felsigen Paß hinauf, auf dem einst ein mitleidiger Scyron den schweißtriefend auf matten Thieren hinaufkeuchenden Reisenden die Ueberraschung eines kalten Bades bereitet haben soll. In geschichtlicher Zeit fochten dort Syrier und Egypter, als Antiochus M. die Truppen des Ptolomäus (218 a. c.) nach Sidon zurücktrieb. Von einem der Vorberge öffnet sich ein weiter Berg mit drei abnehmend ausspringenden Spitzen, von denen auf einer Erhöhung des mittleren sich in der Ferne das Fort Saida's zeigt, und die zum Meere herabziehende Stadt unter ihm. Die specielle Lage von Sidon ist mit einer breiten Strecke von Vegetation umzogen und von verschiedenen kleinen Bächen durchflossen. Die Stadt liegt in einer fruchtbaren Ebene, überall in Fruchtgärten und Feldern wechselnd, bis an den Fuß der kühn geschwungenen Berge, die sich in einem weiten Bogen umher- und zurückziehen.

Die engen Straßen der Stadt laufen auf dem unebenen und beschränkten Terrain derselben auf und nieder. Viele Häuser enthalten einen kleinen Kramladen, doch weisen die ausgestellten Gegenstände nur auf den Detailverkehr hin. Die im größeren Style angelegten Gebäude, aus einer vergangenen Zeit, gehen rasch ihrem Verfalle entgegen. Mitunter haben sich Familien in den zusammenfallenden Ruinen eingemiethet, und erhalten dann, wie in den Palästen Venedig's, so viel davon, daß ihnen Wohnlichkeiten gesichert sind. Ich stieg bei einer Wittwe ab, die ihre überflüssigen Räumlichkeiten für Gäste eingerichtet hatte, und fand ein Abendessen, bei dem es Messer und Gabel gab, sowie ein Bett mit Matratze und Ueberzügen. Sie gehörte jener gemischten Bevölkerung an, die an die Pullanen der Kreuzzüge erinnert und in die Küstenstädte Phönizien's und Egyptens die lingua franca eingeführt hat. In ihr kreuzt sich griechisches, italienisches, armenisches, jüdisches, arabisches, phönizisches Blut, und womöglich auch syrisches, da die Herbeiziehung des letzteren einen jener beliebten Ausdrücke giebt, mit dem sich alles Gewünschte bezeichnen läßt, weil es im Grunde nichts bezeichnet. Die Leute wissen selbst selten recht, was sie eigentlich sind, und wenn bisher die Confessionen eine bestimmte Scheidung gaben, so fängt auch diese Trennung an

undeutlicher zu verfließen, seitdem die nestorianischen, maronitischen, jacobitischen Kirchen zum Theil zur allgemeinen katholischen übertraten oder sich in den Schulen der protestantischen Missionen amalgamirten. Damit gewinnt auch der Einfluß der Franken, und werden erst dann die Bemühungen europäischer Diplomatie, die Lage der Christen im Oriente zu verbessern, dankbar anerkannt werden, denn bisher wurde das Landvolk von dem Indifferentismus der mohammedanischen Rechtspflege nur befreit, um desto hülfloser in die räuberischen Hände der griechischen Hierarchie zu fallen, die als absoluter Despot in ihren Gemeinden herrscht. Am meisten Ansehen genießen in Syrien, sowohl in der Ebene wie im Gebirge, unter den fränkischen Consulaten die französischen, besonders wohl weil sich leicht passende Persönlichkeiten zur Uebernahme derselben finden lassen. Bei dem lebhaften Handel Frankreichs, mit der Küste, dem steten Verkehr der französischen Postboote, die in allen Stationen einlaufen, entschließen sich französische Kaufleute leicht zu einem längeren oder kürzeren Aufenthalt, und werden dann mit dem Consulartitel betraut. England hat seinen Vertreter in Damascus, Beirut, kann aber nicht für jeden der unbedeutenden Hafenplätze einen eigenen Bevollmächtigten aussenden, und überträgt es deshalb gewöhnlich einem Eingeborenen, vorkommende Consulargeschäfte zu versehen. Dadurch sinkt aber der moralische Einfluß, den der Name der Franken über die Stämme des Innern ausübt, und wenn diese bei dem Besuche der Städte Frankreich würdiger als England repräsentirt sehen, müssen sie diese Impression in ihre Berge mit sich zurücknehmen. Um den östreichischen Consul (den kanonenlosen Consul njemscht) schien man sich wenig zu kümmern.

In einer Festung auf dem Hügel, die die Stadt nach der Landseite schützt, liegt eine türkische Besatzung. In die Mauerwerke sieht man antike Säulen und behauene Steine eingefügt. Der Zugang scheint nur unter officieller Weitläufigkeit gestattet. Hinter dem Hügel öffnet sich ein von Bergen umschlossenes Thal, und auf einer Erhöhung, von wo durch die Bäume das blaue Meer sichtbar ist, finden sich winkelige Reste von den Grundlagen alter Gebäude. Daneben ist eine Kammer ausgegraben, die durch eine Scheidewand von jenen Abtheilungen geschieden wird. Durch eine glatte polirte Thür tritt man ein und findet in der ersten sechs, in der zweiten zwei Nischen. Die Steine zeigen Spuren des Kalkmörtels. Ein anderer Eingang führt durch die Wölbung des na-

türlichen Felsens in eine Höhlung desselben und öffnet sich nach beiden Seiten in eine Reihe von Gewölben. In einer Kammer, in der sich seitliches Gemäuer unterscheiden läßt, war nach der Aussage des Führers ein großer Kopf, aus Stein gearbeitet, gefunden. In einer zwei Sarcophage enthaltenden Kammer sieht man die Sculpturen zweier Köpfe, die durch eine Kette verbunden werden. Eine andere Aushöhlung enthält mehrere Sarcophage in den natürlichen Felsen eingesetzt. Marmorsärge und Sarcophage mit runden oder dreieckigen Deckeln stehen mehr oder weniger zerbrochen umher. Einer der Steine zeigte ein Viereck, auf dem eine dreieckige Figur stand, und eine lingamähnliche Sculptur. Dort wurde die Grabschrift des alten Königs Eschmunezar gefunden, der trotz seiner Flüche und Verwünschungen noch nach dreitausend Jahren von den nordischen Barbaren fortgeschleppt wurde.

Saida ist nicht mehr das alte Sidon, Sidon die Große, deren adelige Geschlechter Tyrus im Süden und Aradus im Norden gründeten. Sidon, die Stadt der der Seefahrt kundigen Schiffer und der kühnen Handelsleute, diese Beherrscherin der Meere, ging in den Feuersgluthen zu Grunde und vertilgte sich selbst vom Erdboden. Als in der Empörung gegen Artaxerxes Ochus III. (351) die Bürger, die den persischen Satrapen getödtet und keine Gnade von dem Könige erwarten konnten, die Schaaren ihrer blutgierigen Feinde durch das von dem Verräther Tennes ihnen geöffnete Thor eindringen sahen, als ihnen, die selbst aus Hochherzigkeit ihre Flotte verbrannten, keine Flucht weiter aus ihrer Inselstadt blieb, da schlossen sie sich mit Weib und Kind in ihre Häuser ein und verbrannten sich und ihre aufgehäuften Schätze. Die rauchenden Trümmer wurden von den zornigen Siegern dem Boden gleichgemacht, und der Schutt, in welchem die geschmolzenen Metalle flossen, für unermeßliche Summen verkauft; der später auf der Stelle des alten Sidon erbaute Ort blieb fortan gegen Tyrus und Aradus und Tripolis in den Schatten gestellt. Zur Zeit der Kreuzzüge, wo es meistens Sagitta genannt wurde, hatte es wieder einige Bedeutung erlangt, fiel aber schon früh in die Hände der Christen, besonders durch die Hülfe des norwegischen Königs Sigurd. „In demselben Jahre (1111) rüstete das Volk aus abendländischen Inseln (erzählt Wilhelm von Tyrus), hauptsächlich aber aus Norwegen, auf die Kunde hin, daß die heilige Stadt Jerusalem von den Christen erobert sei, eine tüchtige Flotte

aus, um dorthin zu steuern und ihre Andacht zu verrichten. Sie fuhren mit günstigem Winde über das brittanische Meer und kamen zwischen Kalpe und dem Atlas die Meerengen des mittelländischen Meeres hindurch in unser Meer und landeten bei Joppe; die genannte Flotte aber wurde von einem jungen Manne geführt, der der Bruder des Königs von Norwegen und sehr groß und schön von Gestalt war." Der König Balduin wußte sie für die Eroberung Sidon's zu gewinnen und führte solche bald darauf aus. Ludwig IX. befestigte Saida, wie die übrigen Küstenstädte, und das jetzige Fort wird noch auf ihn bezogen. Als die Tempelherren ihr Inselkastell verließen und sich nach Tortosa zurückzogen, fiel Saida (1291) in die Hände Sultan Aschraf's. Ein späterer Glanzpunkt seiner Geschichte ist die Periode, wo der Groß-Emir der Drusen (Fachreddin) in seinen Mauern residirte (1595—1634). Er erbaute sich durch italienische Künstler einen großartigen Palast und schmückte die reizende Umgebung Saida's durch mannigfache Gärten. Der Handel nahm einen reißenden Aufschwung, da die Straße nach Damascus in gutem Stande erhalten wurde, und dieser reiche Markt, sich statt des Umweges über Aleppo, direct aus dem Hafen Saida's versorgte. Khane, Campi, Fondas und Factoreien füllten die Stadt, aber Alles ging zu Grunde, als dort Dschezzar, der blutige Schlächter, wüthete, und jetzt macht die Nähe des begünstigten Beirut jede Nebenbuhlerschaft unmöglich. Gegenwärtig sind es nur die Feluken der Fischer, welche im Hafen liegen, und seit der von Fachreddin anbefohlenen Verschüttung ist er auch kaum noch größeren Schiffen zugänglich. Er liegt südlich von dem Inselfort, das im Mittelalter ausgeführte Bogen mit dem Festlande verbinden, und zeigt eine viereckige Form, von Riffen umgeben. Zum Theil ist er aus den Felsen, von denen mehrere geglättet sind, ausgearbeitet. Eine eingehauene Treppe führt auf die Platform. An anderen Stellen ist durch Mörtel verbundenes Gemäuer sichtbar. Dem Unterbau sind mächtige Quader eingefügt, aus welchen in einer großen Oeffnung ein granitner Pfeiler vorsteht. Im Grunde des Wassers sieht man überarbeitete Steine, die durch Seegewächse überzogen sind, und zuweilen durch das Ebben und Fluthen, welches an dieser Küste als ein eigenthümliches Phänomen des Mittelmeeres auftritt, bloßgelegt werden. Der nördliche Hafen ist nicht viel zugänglicher, so daß größere Schiffe auf der den Nordstürmen ausgesetzten Rhede ankern müssen. Vergleicht

man die Häfen des griechischen und phönizischen Alterthums mit denen unserer jetzigen Handels-Metropolen, Athen, Sidon, Tyrus mit Sidney, St. Francisco, Bombay, so erscheinen sie als ein Puppenspielzeug für die Kindheit der Geschichte, in richtigen Proportionen zu den Dimensionen des damaligen und des gegenwärtigen Verkehrs. Im Hafen Sidney's mag man einen ganzen Tag umherfahren und hat vielleicht nicht die Hälfte der Schiffe gesehen, die dort liegen, im Hafen Sidon's darf man sich nur in ein ganz kleines Boot einschiffen, um nicht gleich am andern Ende anzustoßen. Das geschlossene Mittelmeer kann nicht jene weiten und prächtigen Baien und Buchten bilden, wie der freie Ocean, und sein allmälig ablaufender Strand mußte von selbst darauf führen, die Schiffe, statt in offener See zu ankern, auf's Land zu ziehen, wie es von dem trojanischen Kriege an bis zur Belagerung von Tyrus durch die Venetianer im Gebrauch blieb. So war man gegen die Unbilden der Witterung geschützt, und die Häfen der Alten waren eben so sehr, oder mehr noch, auf den Schutz gegen Menschen als gegen die Natur berechnet. Die reichen Handelsstädte waren zugleich Piratenburgen, ihre Kaufleute Raubkönige zur See, und wo fremdes Recht nicht geachtet wurde, mußte man gerüstet sein, das eigene zu vertheidigen. Alle Häfen des alten Phöniziens hatten sich zwischen Klippen und Felsriffen eingenistet, umgeben von Untiefen und Sandbänken, um jedem Fremden und des Weges Unkundigen verderblich zu werden, während wir jetzt unsere Häfen möglichst weit in die See hinausbauen, auf die äußersten Spitzen der Landzungen, um einen freien Zuzug dem freien Handel zu gewähren.

Nach einem Bade in einem abgeschlossenen Bassin des Hafens kehrte ich in die Stadt zurück, wo auf einem freien Platze ein Volksfest gefeiert wurde und sich die geschmückte Menge zwischen Buden und Schaukeln umhertrieb. Früh am Morgen verließen wir Sidon. Der Weg führt, zwischen den Bergen und dem Meere, durch einen breiten Gürtel von Feldern, der hier und da durch Strecken von Haidekraut unterbrochen wird. Die flache Küste, der man entlang blickt, springt auf unregelmäßigen Zwischenräumen in spitzen Vorgebirgen heraus, die dann die weitere Aussicht verdecken, bis sie passirt sind. Doch zeigt sich schon früh bei einer Beugung des Weges für einen kurzen Augenblick die länger vorlaufende Landzunge von Tyrus, und aus der weiten Entfernung

erscheint die kleine Inselstadt, wie mitten im Meere liegend, als ein „schwimmendes Tarsisschiff". Einen deutlichen Blick auf dieselbe hat man erst von der Ruine eines verfallenen Khan's, jenseits des Kasimiyeh-Flusses. Lange vorher und kurz nachdem man jene erste Ansicht von Tyrus genossen hat, passirt man noch auf der ersten Hälfte des Weges die Ruinen einer alten Brücke (im Nahr-es-Sanik), mit Resten viereckiger Gebäude, die aus unregelmäßigem Kieselgestein durch Mörtel zusammengefügt sind. Aus ähnlicher Bauart ist ein viereckiges Gebäude aufgeführt, das auf einer vorspringenden Landspitze (Ras Sarfand) *) steht. Außen und im Innern, wo sich die Decke als Bogen wölbt, ist es durch behauene Sandsteine überlegt. Eine glatt polirte Thür gewährt den Eingang zu diesem festungsartigem Gebäude, das vielleicht als Wachtposten oder Leuchtthurm gedient haben mag und von dem Führer Birs Labiyeh genannt wurde. Auf einer folgenden Landspitze sah man unregelmäßige Steinhaufen umherliegen und Spuren einer Straße, die dorthin geführt zu haben schien. Behauene Steine lagen vielfach am Wege, und auf mehreren derselben zeigten sich die Sculpturen eines Vogels, die daran erinnern konnten, daß dort irgendwo die Ornithopolis des Scylax sich gefunden haben müsse. In einer kleinen Einbucht lagen zwei Schiffe vor Anker, vor einem viereckig aus dem Felsen gehauenen Gebäude, auf dessen einer Seite die Stufen einer Steintreppe hinaufführten, ganz in derselben Art, wie man es im Hafen zu Sidon sieht. Der Kasimiyeh (der Grenzfluß zwischen Sidon und Tyrus im Mittelalter) strömt in der Nähe der Furt durch breite Schilfgebüsche hin. Weiter unten wird er träge und seicht, da er sich eine Sandbank vor seiner Mündung aufgeworfen hat und so nur unter vielfachen Hin- und Herwindungen ausfließen kann. Wer ihn nur dort sieht, würde schwerlich den klaren Bergstrom wieder erkennen, der so lieblich durch die oberen Theile des hohen Libanon **)

*) Bei Sarepta lagen die Glasfabriken der Sidonier.

**) Sind es Thränen, die zum Meere wallen,
Kasimiyeh deinen Wellen fort,
Sind es Seufzer noch die wiederhallen
In dem Säuseln jener Schilfe dort?
Du, der stolz auf schneeigen Gipfeln springet
Der von fern Damaskus Zinnen grüßt,
Der sich froh durch grüne Thäler schwinget
Du, der Balbek's hohen Tempel küßt, —

sprudelt. Da wo er aus den Bergen in die Ebene hinaustritt, steht eine kastellartige Ruine, die später als Khan benutzt wurde, auf der Höhe, und zeigt einige enorme Quadern eingemauert, ähnlich denen beim Bau von Baalbek verwandten. Ueber der Thür liegt ein granitner Pfeiler, um als Portal zu dienen. Der Weg bleibt in der Ebene und passirt einen Tank, der durch eine Quelle (Ain Adrian) gespeist wird. Ein Bogen überschreitet ein trockenes Flußbett. Lange, glatte Steine tragen einen breiteren als Dach. Ein schmaler Weg führt von der sandigen Bay zu der Landzunge von Tyrus, die nach Süden zu einen weiten Bogen bildet, während im Norden ein Hafen dadurch geformt wird, daß die Häuser dem Lande entlang gebaut sind und eine im Meere aufgerichtete Mauer, eine Fortsetzung der um die Stadt laufenden, das Viereck schließt. Der Anblick Sur's oder Tyr's ruft in der Erinnerung eine Vergangenheit wach, die schon aus fernstem Alterthum mit jener Fülle von Bildern füllt, wie sie uns neuerdings erst wieder durch den Fortschritt geographischer Entdeckungen vertraut geworden sind.

Hier kein Schatten labet deine Fluthen,
Deine Ufer krönt kein Felsenrand;
Sengend in der Sonne heiße Gluthen
Wälzt du dich zum öden Dünensand,
Der dich schlingt, ob auch in tausend Bogen,
Krümmend windet sich dein langer Schweif,
Es verschmäh'n des Salzes heilge Wogen,
Deinen blutgetränkten Wasserstreif.
O, ihr Berge, ihr habt sie gesehen,
Dieser Stunde schreckenvolle That.
Leise Lüfte, die von euch mir wehen,
Flüstern von des tück'schen Strom's Verrath.
U. s. w.

Doch klang es (trotz Pococke und Sady) eher wie Kalykadnus (Gök-Su) oder selbst wie kalter Kydnus, so daß das poetische Feuer verkühlte.

Zwei Thierfabeln aus dem Kaukasus.

Globus 1868.

1. Eine Fabel der Tschetschenzen. Ein Tiger, ein Wolf und ein Fuchs gingen miteinander auf die Jagd. Sie erlegten einen Hirsch, eine wilde Ziege und einen Hasen. „Wir müssen diese Beute theilen," sagte der Tiger und übertrug dies Geschäft dem Fuchse. Der Fuchs erwiederte: „Dir, o Tiger, als dem Aeltesten, gehört, aller Gerechtigkeit nach, der Hirsch; die Ziege gehört, aller Gerechtigkeit nach, für dich, o Wolf, und dies kleine Häschen nehme ich für mich, von Rechts wegen." „Ha!" schrie der Tiger, „theilst du so? Ich sehe, dein Verstand ist nur beschränkt und deine Einsicht bedarf der Erleuchtung." Mit den Worten sprang er auf ihn zu und zerriß ihn. Dann befahl er dem Wolf, die Theilung vorzunehmen. Dieser verneigte sich und sprach folgendermaßen: „Dir, o Mächtigster der Herrscher, gebührt der Hirsch. Willige ein, ihn zu verzehren, und möge er dem fürstlichen Magen ein Balsam sein, daß seine Gesundheit sich erfrische und lange dauere das Leben des Herrn. Auch die Ziege, Allergnädigster, gehört dir, sie paßt für dein Abendessen. Ach, und möchtest du morgen zum Imbiß den Hasen deiner würdig finden, möchtest du ihn huldvoll verzehren und ihm die Gunst gewähren, dein Frühstück bilden zu dürfen." „Einsichtsvoll hast du getheilt, o Wolf!" rief der Tiger. „Ei, sag' mir doch, o Wolf, woher kam dir solche Fülle der Weisheit und des Verstandes?" Der Wolf, auf den zerrissenen Fuchs zeigend, sagte: „Deine Pfoten haben mir Kopfklugheit gegeben."

Diese Fabel findet sich, wie im indo-europäischen Fabelschatz in vielfachen Versionen, so auch in Afrika.

2. Eine Fabel der Immerethier. Ein Mann fand eine Schlange unter einem Felsblock liegen, der auf sie herabgefallen war und sie zu erdrücken drohte. Mit vieler Mühe wälzte er den Stein hinweg, als die befreite Schlange züngelnd auf ihn zusprang. „Halt!" rief er aus, „ist das meine Belohnung?" „So ist meine Natur," entgegnete die Schlange. Der Mann schlug vor, sich an einen Richter zu wenden, und Beide begaben sich zum Löwen, ihm den Fall zur Entscheidung vorlegend. „Wie kannst du auf Dankbarkeit hoffen?" sagte der Löwe zum Menschen, nachdem derselbe seine Klage vorgebracht hatte. Man kam indeß überein, einen zweiten Richter zu befragen, und die Wahl fiel auf den Fuchs, der am Wege angetroffen wurde. Nachdem dieser die Auseinandersetzung angehört hatte, meinte er, daß die Lage der Schlange unter einem Felsstein ihm fast unmöglich erscheine. Es würde nöthig sein, daß er sich selbst vorher durch den Augenschein überzeuge, wie es sich damit verhalten habe, weil er sonst sich nicht befugt fühlen könne, ein Urtheil zu fällen. Um ihn rasch zu überzeugen, legte sich die Schlange an die frühere Stelle mit übergewälztem Felsstein, und der Fuchs rieth dann dem Menschen, sich schleunigst aus dem Staube zu machen und den Proceß fallen zu lassen. —

Eine identische Fabel, in der der Tiger die Stelle der Schlange einnimmt, findet sich aus dem siamesischen Nonthuk-Pakaranam in der Zeitschrift „Orient und Occident" Jahrgang III, Heft IV, S. 486 veröffentlicht.

Erzählungen aus Hinterindien.

Globus, 1866.

Die Indochinesen sind reich an Märchen und Erzählungen verschiedener Art, die sich theils in ihrer Literatur geschrieben finden, theils mündlich fortgepflanzt werden. Sie tragen vielfach das Gepräge eines indischen Ursprungs, oder lehnen sich an das Chinesische, andere sind aus dem Malayischen übersetzt, andere wieder aus dem Javanischen, indem sich die verschiedenartigsten Einflüsse auf der hinterindischen Halbinsel gekreuzt haben. Danebenher laufen die historischen Sagen der nationalen Traditionen, und dann findet sich noch ein unerschöpflicher Fabelschatz, der den heiligen Textbüchern entnommen ist, vorzüglich den fünfhundertundfünfzig Vorexistenzen Buddha's, welche die kleineren heißen, im Gegensatz zu den zehn letzten oder großen Wuttu's der Xataka.

Von den hier folgenden Uebersetzungen sind die aus dem Birmanischen herrührenden nach mündlicher Mittheilung aufgezeichnet, die siamesische Erzählung dagegen ist aus einem Buche niedergeschrieben, das ich in Bangkok entlehnte und das den Titel „Sibsonglien" führte. Es enthält einen Kreis von zwölf Erzählungen, die, wie in der Einleitung bemerkt wird, auf den zwölf (sibsong) Ecken (lien) des Sarcophages eines berühmten Königs (Naosavan genannt) gefunden wurden. Ein Buch, welches vielerlei Märchen enthält, heißt „Pisat-Pakaranam" und enthält Gespenstergeschichten in jener in einander gewebten Form, wie sie bei den indischen Fabelsammlungen häufig wiederkehrt.

Die Wunderharfe.

(Nach dem Birmanischen.)

Auf zwei hohen Bergen lebten einst in grauer Vorzeit zwei Eremiten (Yathay), die das Abkommen getroffen hatten, sich Lichter zu zeigen, um sich gegenseitig Kunde von ihrem Leben zu geben. Eines Nachts konnte der eine Eremit kein Licht auf dem andern Berge bemerken, und er schloß daraus, daß sein Freund das Zeitliche gesegnet habe und in den Stand der Dämonen (Nats) übergegangen sei. Bald darauf erhielt er auch einen Besuch von dessen Gespenst, und da er sich über die wilden Elephanten beklagte, welche ihn vielfach belästigten, eine Harfe zum Geschenk, durch deren Spielen er je nach der Melodie die Elephanten herbeiziehen oder vertreiben könne.

Eines Tages hörte er in der Wildniß das Gejammer eines Kindes, und als er darauf zuging, fand er, trostlos auf einem Baume sitzend, eine Königin mit einem Säugling im Arme. Sich im Hofe ihres Palastes sonnend, war sie durch den herbeischwirrenden Riesenvogel aufgepackt und aus dem Kreise ihrer jammernden Ehrendamen fortgeführt worden, um ihm in seinem Neste zur Speise zu dienen.

Der Eremit verbarg sie in seiner Einsiedelei und vermählte sich mit ihr; den königlichen Sohn, Oudinath, adoptirte er, mit der Wunderharfe ihn beschenkend. Einst im Dunkel der Nacht sah der Eremit einen der glänzendsten Sterne am Himmel sich plötzlich verdüstern und erkannte daraus, daß der große König, der Oudinath seinen Ursprung gegeben, sein Leben geendet habe, und der Sohn davon hörend, beschließt in sein väterliches Reich zurückzukehren. Auf hohem Elephanten thronend, begleitet von den sämmtlichen Elephanten des Waldes, langt er vor den Thoren der Hauptstadt an, die er verschlossen findet, und das ganze Volk in Trauer, da dem Lande ein Herrscher fehlt. Durch die Wahrzeichen eines Ringes und Gürtels, welche seine Mutter ihm mitgegeben, wurde er als der Erbprinz erkannt und von den Edelleuten auf den Thron gehoben.

Zu jener Zeit erfüllte die Tochter eines Pana (Brahmanen) mit dem Rufe ihrer Schönheit die Reiche der Erde, und aus allen Gegenden strömten Bewerber um ihre Hand herbei, aber Niemand

fand Gnade vor ihren Augen. Der Vater begegnete einst Myatzoa-Phaya (Buddha), und überwältigt von dem göttlichen Glanz seiner Herrlichkeit, dachte er in ihm einen passenden Schwiegersohn zu finden. Er bat ihn, in einem Hause zu warten, da er seine Tochter herbeibringen wollte, aber als er zurückkam, war sein Gast fortgegangen und hatte nur den Abdruck seines Fußes zurückgelassen. Die in der Kenntniß der Veden (Vedas) wohl unterrichtete Tochter erkannte aus den Figuren, daß es die Fußsohle des Gottes sei, und wurde von unbezwinglicher Sehnsucht ergriffen, sich ihm zu vermählen. Seinen Spuren nachgehend, holte sie Myatzoa-Phaya ein, dieser aber wies ihre Liebe zurück, da er auf dem Wege nach Baranasi (Benares) war, um dort den Thron zu besteigen, und Ueberfluß an Frauen ihn schon erwartete. Die verschmähte Schöne traf im Walde mit Oudinath zusammen, und jetzt weniger wählerisch geworden, erlaubte sie ihm, sie als seine Königin sich zur Seite zu setzen.

Nun geschah es, daß ein benachbarter König, der Oudinath's Zauberinstrument zu besitzen suchte, auf eine List sann, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Er läßt die große Figur eines weißen Elephanten aus Holz verfertigen und mit Soldaten gefüllt in den Wald stellen. Als Jäger an Oudinath berichten, ein Thier höchster Vollkommenheit gesehen zu haben, zieht dieser aus, um dasselbe zu fangen. Aber zum ersten Male versagen die Töne der Harfe ihren Dienst. Statt zu folgen entfernt sich der Elephant, und Oudinath, überrascht und verwundert, verfolgt ihn so eifrig auf seinem Pferde, daß er bald von seinem Jagdgefolge getrennt ist. An einer versteckten Stelle des Waldes springen die Soldaten aus dem Bauche des Elephanten hervor und führen Oudinath als Gefangenen zum König. Dieser verlangt die Mittheilung seiner magischen Geheimnisse, kann aber die hartnäckige Verschwiegenheit Oudinath's nicht besiegen, da selbst Todesandrohungen fruchtlos blieben. Zuletzt erbietet er sich, als Bedingung der Freiheit, ein Sklavenmädchen darin zu unterrichten; der König aber substituirt seine eigene Tochter, die er hinter einen Vorhang stellt und ihr sagt, daß sie von einem weisen Manne unterrichtet werden würde, der aber körperlich ein abschreckendes Scheusal und aussätzig sei. Als während des Unterrichtes Oudinath sie ausschilt, weil sie nicht rascher begreife, schmäht sie auf ihn als einen Aussätzigen zurück. In der Lebhaftigkeit des Zankes wird der Vorhang bei

Seite geschoben, Beide erblicken sich und verlieben sich sterblich in einander aus Wahlverwandtschaft, da sie schon in einer früheren Existenz Gatte und Gattin gewesen. Sie entwerfen einen Plan und theilen dem Könige mit, daß zur Ausführung der Zauberceremonien Blätter eines fremden Baumes nöthig seien. Darnach ausgeschickt, entläuft die Prinzessin, welche die Wachen des Gefangenen fortgesendet hat, mit ihm nach seinem Reich, und sie wurde ihm als die erste Königin vermählt. Die dadurch eifersüchtige Brahmanin benützt eine Abwesenheit des Königs, um eine zwischen Blumen versteckte Schlange auf den Thron zu stellen, und die Königin des Verraths zu beschuldigen. Die Minister, welche die hervorzüngelnde Schlange sehen, erkennen sie für schuldig, und die Brahmanin, der sie zur Hut übergeben ist, verbrennt sie in einem durch Teppiche verhängten Hofe des Palastes.

Als der König bei seiner Rückkehr davon hörte und den Zusammenhang der Sache erfuhr, gerieth er in den größten Zorn. Er läßt das ganze Geschlecht der Pona (Brahmanen) herbeiholen, sie auf einem Felde eingraben und dann *ihre Köpfe abpflügen*. Die Ponatochter selbst wird auf das grausamste gemartert. Aber während der ganzen Zeit ihrer Pein betet sie täglich zu Myatzoa-Phaya, den sie durch ein kleines Loch aus dem Dache ihres Gefängnisses über sich am Firmament umherwandeln sieht. Daß die Ponatochter, obwohl sie so eifrig Myatzoa-Phaya verehrte, diese schmerzliche Strafe ausdulden mußte, war die Folge einer *in früherer Existenz* begangenen Sünde. Als sie einst aus dem Bade hervorkam, und der Tag etwas kühl war, machte sie sich Feuer an im Walde. Durch die zurückgebliebenen Kohlen entstand nach ihrem Fortgehen ein Waldbrand, und ein heiliger Rahanda, der, in Meditation versunken, im Walde saß, wäre fast verbrannt, wenn er nicht, durch die Fähigkeit zu fliegen, in die Höhe gestiegen und entkommen wäre. —

Diese Erzählung ist in veränderter Form auch in ein Drama verarbeitet, das in Birma oftmals aufgeführt wird. Viele der theatralischen Darstellungen basiren auf indischen Mythen, und die bei festlichen Gelegenheiten aufgeführten sind vorzugsweise Episoden des Ramayana entnommen.

Eine birmanische Fabel.

Zu Schin-tai, dem Löwenkönige der Thiere, kamen alle Bewohner des Waldes, um ihre Huldigung darzubringen. Auch die kleine Ameise kam herbei, sich vor ihm zu verneigen, aber die Edelleute trieben sie verächtlich weg. Als der Ameisenkönig davon hörte, gerieth er in Zorn und schickte einen Wurm, sich in das Ohr des Löwen einzuschleichen und ihn zu quälen. Auf das erschreckliche Schmerzgebrüll kamen die Thiere von allen Seiten herbeigelaufen, boten ihre Dienste an und wollten den Feind bekämpfen, wo und wer er auch sei. Aber Keiner konnte Hülfe leisten. Zuletzt, nach vielen demüthigen Botschaften, ließ sich der Ameisenkönig bewegen, einen seiner Unterthanen zu schicken, der in das Ohr hineinkroch und den Wurm herausholte. Seit der Zeit haben die Ameisen das Privilegium, überall und an jedem Platze zu leben, während den anderen Thieren ihre Aufenthaltsorte angewiesen sind.

Eine siamesische Erzählung.

In alten Zeiten lebte ein mächtiger König, Humayum genannt, der mit großer Macht und Pracht über das Land Batharath herrschte. Als er eines Tages mit seiner Armee marschirte, fühlte er Durst und verlangte nach Wasser, aber obwohl überall darnach gesucht wurde, war in der Gegend keines zu finden. Beim Umherreiten kam der König zu einem Fruchtgarten mit Granatbäumen, und er fragte den alten Hüter, der denselben besorgte, ob er ihm Wasser bringen könne, um seinen Durst zu stillen. Der Gärtner erwiederte: „Wasser giebt es hier nicht, aber Granaten die Fülle, wenn ihr einige zu essen wünscht, bitte, kommt herein und ruhet in diesem Lusthause für ein Weilchen, ich werde gehen und einen Trunk aus frischem Fruchtsaft bereiten."

Nachdem König Humayum eingetreten war und sich in dem Pavillon niedergesetzt hatte, pflückte der Gärtner eine Frucht ab und legte sie auf ein reines, weißes Tuch. Als er sie auszudrücken begann, füllte ihr klarer Saft bis zum Rande den ganzen Becher, den er dann seinem Gaste darreichte; nachdem der König sich daran erquickt hatte, fragte er den alten Gartenhüter, ob diese Fruchtbäume Abgaben zahlten oder nicht. Der Gärtner sagte in Erwiederung: „Diese Fruchtbäume haben früher nie Abgaben bezahlt und sind auch jetzt frei davon, aber es giebt in der Nähe hier

Pflanzungen anderer Eigenthümer, die steuerpflichtig sind.“ Der König fragte weiter, für welchen Preis er die Früchte dieses Gartens zu verkaufen pflege? Der Gärtner erwiederte, daß sie im letzten Jahre dreihundert Gold-Salüng eingebracht hätten, und daß noch immer außerdem genug wäre, um nach Herzenslust zu essen.

Der König überlegte dann bei sich und dachte in seinem Sinn: „Die Pflanzungen dieses Fruchtgartens sind sehr ausgedehnt; wenn ich diese Gartenbäume besteuern sollte, so würde ich ein gutes Geschäft machen.“ Mit diesem Gedanken in seinem Herzen bat er den Gärtner, eine neue Frucht für ihn auszupressen und die Schale noch einmal zu füllen. Der Aufseher brachte eine Frucht, die er abgepflückt hatte, und drückte sie vor den Augen des Königs aus, aber er bedurfte einer zweiten, und noch einer andern, und bis zu zehn, und immer blieb die Schale ungefüllt, so lange er auch preßte.

„Was ist denn das?“ fragte der König?“ Vorher war der Saft einer einzigen Granate genügend, um die Schale zu füllen, jetzt habt ihr schon zehn Früchte ausgedrückt und sie ist immer noch nicht voll.“

Der alte Gärtner schüttelte den Kopf und antwortete: „Sieh, Freund, ich will dir sagen, wie das zugeht. Ohne Zweifel muß Seine Majestät, der große König, der über unser Land herrscht, so eben zu dem Beschlusse gekommen sein, diese Granaten mit Steuern zu belegen. Sobald das der Fall ist, trocknen sie auf und man kann nichts aus ihnen herauskriegen.“

Der König Humayum sagte zu sich selbst: „Als wir beschlossen, die Früchte zu besteuern, vertrocknete ihr Saft, wenn wir nun das Gegentheil beschließen sollten, was wird dann geschehen?“ Und alsobald überlegte der königliche Herr bei sich, im Stillen sprechend: „Wir müssen diese Granaten unbesteuert lassen.“ Dann bat er den Gärtner, hinzugehen, eine neue Frucht zu holen und es noch einmal zu probiren.

Der Greis that so, und als er die abgepflückte Frucht zu drücken anfing, füllte sie nicht nur den Becher bis zum Rande, sondern da war selbst eine große Menge Saft noch außerdem und nebenher.

Da jubelte der alte Mann, der Gartenhüter, und er lachte vor Freude und sagte: „Sieh’ hier, Freundchen, ich will dir sagen,

wie das ist. Ohne Zweifel hat Seine Majestät, der große König, der über unser Land herrscht, gerade jetzt bei sich den Gedanken gefaßt, keine Steuern von diesen Fruchtbäumen zu erheben. Ich habe gehört, daß es als alte Ueberlieferung durch Geschlecht zu Geschlecht von unseren Vorfahren her mitgetheilt ist, daß, wenn der Landherr Taxen auf Fruchtbäume legt, die früher solche nicht bezahlt haben, die Bäume sich verschlechtern, die Früchte ihr Aroma und ihre Süße verlieren, und allmälig zu Grunde gehen. So ist es auch mit den anderen Sachen, auch mit den Steuerpflichtigen, wenn die Abgaben das gewöhnliche Maß überschreiten. Die Bäume fangen dann an zu verdorren, die Bebauung wird vernachlässigt, Gärten und Pflanzungen verkehren sich in eine Wildniß. Wer zu viel will, erlangt nur wenig, wer sich mit wenigem begnügt, wird viel gewinnen."

Der König fragte nach der Ursache, warum es so sei, und der Gärtner gab ihm dann folgende Erklärung: „Wenn die Summe der zu zahlenden Steuern zu sehr erhöht wird, dann hören die Eigenthümer der Gärten, Felder und Pflanzungen zu arbeiten auf und lassen Alles verfallen. Es wird sich also in dem Steuer-Einkommen ein Abbruch zeigen. Wenn dagegen die Taxen niedrig bleiben, so sind die Leute eifrig dabei, Gärten und Felder zu bebauen und in gutem Stande zu erhalten. Weil sie sehen, daß für sie selbst Gewinn und Vortheil bleibt, so arbeiten sie mit gutem Willen und muntern sich gegenseitig auf. Solche, die früher nur zwei oder drei Bäume zu pflanzen pflegten, werden jetzt hinzufügen und neun Bäume, und zehn Bäume pflanzen, so daß die Steuersumme wachsen und größer sein wird, als vorher."

Der König Humanyum erkannte die Wahrheit dieser Bemerkungen. In der Zwischenzeit war sein Gefolge und die Edelleute, die ihn suchten, herangekommen; als sie sich am Lusthause aufstellten, merkte der Gärtner, daß er die ganze Zeit mit des Königs Majestät gesprochen habe, und er war zum Tode erschrocken. Sein Herz zitterte und sein Gesicht war leichenblaß. Der König aber befahl seinen Ministern, dem Greis für seinen Garten Indemnitäts-Papiere ausfertigen zu lassen, und er setzte ihn zum Verwalter des ganzen Districts ein, mit voller Macht zu handeln.

Nachdem der König Humanyum nach seiner Residenz zurückgekehrt war, erließ er an seine Beamten eine Verordnung folgenden

Inhalts: „Gegenstände, die früher keine Taxen bezahlt haben, müssen nicht damit belastet werden, und alle Abgaben in den Zollämtern und Marktplätzen müssen auf ein geringeres Maß als früher erniedrigt werden. Alle Beamten der Verwaltung haben diesen Vorschriften gemäß zu handeln.“

Von der Zeit nahmen die Einkünfte in Abgaben und Steuern jährlich zu, und das Volk lebte in glücklicher Zufriedenheit unter der weisen Regierung seines großen Fürsten. —

Diese und die anderen Erzählungen derselben Sammlung scheinen die Siamesen durch Vermittlung der Dscham (Çiampa) aus malayischen Beziehungen erhalten zu haben.

Eine siamesische Thierfabel.

Bremer Sonntagsblatt (1864).

Während meines Aufenthaltes in Siam habe ich mich mehrfach mit der Märchen- und Fabelwelt dieses Landes beschäftigt. Ich fand drei Märchen-Sammlungen. Die erste derselben, welche achtzig bis neunzig verschiedene Erzählungen enthält, heißt Nonthuk-Pakkaranam, nach einem „klugen Ochsen“ Namens Nonthuk, der in der längsten der Erzählungen die Hauptrolle spielt. Die Sammlung scheint aus dem Sanskrit übersetzt und besteht, gleich dem Panchatantra und ähnlichen Büchern, aus einer Reihe in einander geflochtener Erzählungen, nach dem Muster von „Tausend und einer Nacht“. Die Erzählungen sind der Prinzeß Kankras in den Mund gelegt, die, um ihren Vater von dem Tode zu erretten, den König von Pataliput (Palibothra) mit Märchen unterhielt. Eine andere Sammlung, in der besonders Vögel auftreten, heißt Paksa-Pakkaranam, und eine dritte, in der die Erzählungen sich vorzugsweise um Dämonen drehen, Pisat-Pakkaranam. Obwohl augenscheinlich aus dem Pali oder Sanskrit übersetzt, müssen sie doch verschiedentliche Umgestaltungen oder Hinzufügungen in Siam erfahren haben, wie schon aus den vielen Calembourgs auf siamesische Worte, die in einer andern Sprache keinen Sinn haben würden, hervorgeht.

Eine andere siamesische Märchen-Sammlung, Sib-song-lieng genannt, die (nach der Einleitung) auf den zwölf Ecken eines Sarkophags aufgeschrieben gefunden wurde, ist der Literatur des mohammedanischen Orients entnommen und erinnert vielfach durch Namen und Situationen an die Erzählungen von Tausend und

einer Nacht. Die siamesische Literatur ist überhaupt reich an Uebersetzungen. Aus dem Chinesischen findet sich der Sankhok, die berühmte Novelle über die drei Kriege. Aus dem Ceylonesischen ist das Geschichtswerk des Mahavong (Mahavansa) übertragen. Ein Heldengedicht, Ramakhien genannt, ist eine Uebersetzung und theilweise Umarbeitung des indischen Ramayana. Ein Drama, Inao genannt, ist dem Epos des javanesischen Nationalheros nachgearbeitet. Gedichte, nach der Weise der Pantun, sind aus dem Malayischen und andere Bücher seit jüngster Zeit auch aus den europäischen Sprachen übersetzt. Die religiösen Bücher sind dem Pali entnommen.

Aus einem späteren Theil des zuerst genannten Buches (Nonthuk-Pakkaranam) ist die folgende Thierfabel entlehnt, die (im zweiten Bande) der Jackall Sangkathan dem Ochsen Nonthuk erzählt. Diese und die übrigen Fabeln dienen dazu, für den einen oder andern praktischen Fall die entsprechende Moral zu ziehen, und sind eingeflochten in die Gespräche der beiden Jackale, der verrätherischen Minister des Königs (des Löwen), die zwischen dem letzteren und seinem ehrlichen Freunde, dem Ochsen Nonthuk, Mißtrauen und Feindschaft zu säen suchen.

In früheren Zeiten lebte einst ein Reiher, Kalaphangkho mit Namen. Dieser Vogel, durch die Luft umherfliegend, sah unter sich einen See, ganz mit Fischen und anderen Wasserthieren gefüllt, und er überlegte bei sich, wie er eine List ausdenken könne, aller dieser habhaft zu werden und sie zu verzehren, ohne einen einzigen zurückzulassen. Der Vogel watete dann in das Wasser hinein, bis es ihm hinauf zum Knie reichte, und dort stand er mäuschenstill, ohne einen Laut von sich zu geben oder seinen Körper zu bewegen, steif wie eine Statue. Nachdem der Reiher so ruhig und geduldig drei Tage ausgeharrt hatte, wurden die Fische allmälig mit seiner Erscheinung vertraut; sie schwammen näher heran, um zu sehen, was er da mache. Die alten und erfahrenen Fische hatten allerdings ihre Bedenken. Der Reiher, sagten sie, ist der natürliche Feind der Fische. Aber dieser Vogel hier scheint sich durchaus nicht um die Fische zu kümmern, er ist völlig gleichgültig. „O nein, im Gegentheil," meinten andere, „dieser Reiher-Vogel ist von äußerst wohlwollender Gesinnung und meint es gut mit den Fischen." So verloren die Fische mehr und mehr ihre Furcht, und nachdem sie mit dem Reiher bekannt

geworden waren, sammelten sich einige der ehrwürdigen Häupter unter den Fischen um ihn, ihn auszufragen, und sagten: „drückt dich irgend ein Kummer, daß du hier so niedergeschlagen dastehst, und was mag es sein?" Seufzend erwiederte der Reiher: „Groß ist mein Kummer, und bitterer Jammer zerreißt mein Herz, wenn ich euch ansehe." „Aus welchem Grunde bist du unsertwegen betrübt?" fragten die Fische. „So wißt ihr es noch nicht?" erwiederte der Reiher. „Ihr wißt noch nicht, welche Schlingen man euch legt? In jedem Hause werden Netze und Körbe und Angelruthen vorbereitet, und die Leute sprechen ganz öffentlich darüber, daß sie jetzt diesen See vollständig austrocknen wollen, um euch alle bis zum letzten Mann zu fangen. So hänge ich meinem Schmerze nach über das schreckliche Loos, das euch bevorsteht, und suche durch meine Buße das herbe Schicksal abzuwenden."

Die Fische erschraken ob dieser Nachricht, und ihren Tod so nahe vor Augen sehend, beriethen sie sich, was zu thun sei, und dann baten sie den Reiher um seinen Rath, indem sie sagten: „Euer Gnaden haben uns diese Unglückspost mitgetheilt, und es war äußerst gütig, uns davon zu benachrichtigen. Aber was sollen wir thun, wohin sollen wir fliehen? Wir können nichts ersinnen. Vielleicht kann eure Weisheit uns einen Ausweg zur Rettung andeuten." Kalaphangkho sagte darauf: „Hört auf meine Worte und behaltet sie wohl in dem Gedächtniß. Ich werde euch einen Vorschlag machen." Die Fische antworteten: „Das Wohlwollen Eurer Gnaden ist ohne Grenzen. Unsere Verpflichtungen sind größer, als wir durch Dank erwiedern könnten. Wir sind ganz Ohr." Der Reiher sprach dann in der folgenden Weise: „Auf der Spitze jenes fernen Berges liegt ein stiller See, einer der lieblichsten, die ich je gesehen habe. Es ist wunderbar, wie voll er ist von allen Dingen, die zur Nahrung dienen. Dieser See ist nicht nur von großer Tiefe, sondern auch sehr weit im Umfange. Das Wasser ist klar und hell wie Krystall. Mit einem Worte, es ist der reizendste Ort, den man sich denken kann, und mit allen Bequemlichkeiten des Lebens versehen. Nun lauscht auf das, was ich euch zu sagen habe. Wenn ihr mir vertrauen wollt, werde ich euch dort hinüber tragen. Ich werde euch erst den Platz zeigen, damit ihr euch selbst überzeugen könnt, daß Alles in Wahrheit und Wirklichkeit sich so verhält, wie ich es euch beschrieben

habe, und wenn ihr damit zufrieden seid, so werde ich euch dann nachher alle hinübertragen."

Die Fische hielten eine Berathung unter sich und kamen zu dem Entschlusse, daß sie einen unter ihnen zuerst vorausschicken wollten, um zu sehen, ob Alles richtig und in Ordnung sei, und der Karpfen (Pla Mo oder Topf=Fisch) wurde mit dieser Untersuchung beauftragt. Der Reiher nahm den Fisch sehr sanft aus dem Wasser und trug ihn in seinem Schnabel nach dem auf der Bergspitze gelegenen See, wo er ihn niedersetzte. Der Karpfen schwamm im Wasser umher, und den See an allen Seiten untersuchend, fand er, daß derselbe ein sehr lieblicher und reizender Aufenthalt sei. Er blieb so lange in der Erforschung aller der Annehmlichkeiten des Platzes, daß der Reiher ungeduldig wurde und in das Wasser watend ihm zurief: „Heda, mein Herr Karpfen, sputen wir uns etwas! Kommt rasch hieher, rasch, rasch! Alle eure Gefährten, die ganze Gesellschaft der Fische, sind in großer Spannung und erwarten eure baldigste Rückkehr. Wenn wir so lange ausbleiben, möchten sie am Ende gar auf die Vermuthung gerathen, daß ich euch hinweggeführt hätte, um euch zu verspeisen, und es würde mich tief bekümmern, wenn ein solcher Verdacht auf mich geworfen werden könnte."

Der Karpfen kam nun zurückgeschwommen und ließ sich durch Kalaphangkho aufnehmen, der ihn nach seinem früheren Aufenthaltsort zurückbrachte und in den See niedersetzte. Die Fische drängten sich um ihn, um seinen Bericht zu hören, und er beschrieb ihnen den See. „Es ist ein weiter, tiefer See und ausnehmend lieblich. Er enthält eine große Menge Wasserpflanzen, das Wasser ist klar und kühl, der Platz bietet jede Bequemlichkeit, die sich wünschen läßt. Während der Zeit unsers Verweilens dort haben wir überall umhergesehen und fanden Alles höchst befriedigend." Als die Fische diese verführerische Beschreibung des Karpfen hörten, eilten sie um die Wette herbei und drängten sich um den Reiher. Sie stießen einander in großem Getümmel und riefen, der eine noch lauter als der andere: „Nimm mich, nimm mich jetzt gleich, nimm mich!" Der Reiher erwiederte: „Ruhig und gelassen, meine Freunde. Habt keine Sorgen. Ihr sollt jeder sein Recht kriegen. Ich werde euch alle bis zum letzten Mann aufnehmen." Der Vogel nahm dann die Fische je einen in seinen Schnabel und trug sie nach den Zweigen eines großen

Baumes, auf dem er sie einen nach dem andern verzehrte. Acht Tage und acht Nächte dauerte dieser Transport, und zuletzt, als alle Fische über die Seite gebracht waren, blieb nichts mehr übrig in dem See als eine Krabbe. Die Krabbe dachte bei sich selbst: „Dieser weiße Vogel ist der natürliche Feind der Fische. Er trägt sie fort und behauptet, sie in einen andern See zu setzen; ob sich das aber auch wirklich so verhält?" Der Reiher, die Krabbe erblickend, stellte die folgende Betrachtung an: „Diese Krabbe muß ich gleichfalls herausholen. Ihre äußere Schale, wie ich sehe, scheint sehr hart zu sein, aber um so mehr ist zu vermuthen, daß das innere Fleisch darunter ausnehmend süß und fein schmecken muß. Mit ein wenig Anstrengung werde ich schon mit ihr fertig werden und mir eine Mahlzeit aus ihr machen." Der Reiher watete in das Wasser hinein und rief der Krabbe zu: „Alle deine Gefährten sind jetzt fort, nur du bist noch übrig. Willst du hier allein zurückbleiben?" Die Krabbe beäugelte den Reiher von Weitem und sagte zu sich selbst: „Ich kann nicht mit Sicherheit wissen, ob dieser Reiher wirklich so tugendhaft ist, als er vorgiebt. Vielleicht ist er ein Schurke." Sie wandte sich an den Reiher und sagte: „Meine Schale ist sehr hart, und wenn du mich in den Schnabel nimmst, wird es schwierig sein, mich festzuhalten. Ich will mich mit meinen Scheeren an deinen Hals hängen, dann kannst du mich leichter tragen, und ich werde auch nicht mit einem so schweren Gewicht an dir hangen." Als die Krabbe diese List vorschlug, hatte die Gierigkeit schon so vollständigen Besitz von Kalaphang genommen, daß er nicht weiter überlegte, ob in diesen Worten nicht vielleicht Tücke verborgen sei, und vergaß, daß derjenige, der verrätherisch gegen andere handelt, selbst auf Verrath gefaßt sein muß. Seine lüsterne Gierigkeit hatte ihn völlig bethört. Ohne Zaudern streckte er seinen Hals vor und trug die Krabbe, die sich daran gehängt hatte, hinweg. Er flog nach dem großen Baume zu, der ihm für seine Mahlzeiten gedient hatte, aber als die Krabbe die große Menge von Gräten und Knochen sah, die dort aufgehäuft lagen, hatte sie den klaren Beweis, daß der Reiher die Fische fortgetragen hatte, um sie zu fressen. Sie sagte daher zu Kalaphang: „Hüte dich wohl, mich hier hinunter werfen zu wollen, hörst du! Trage mich gefälligst zurück nach dem Orte, von wo du mich gebracht hast. Wenn du Umstände machst, werde ich dir mit meinen Scheeren

den Hals zuschnüren und das Genick brechen." Der Reiher begriff seine gefährliche Lage und trug die Krabbe zurück nach dem Ufer des Sees, indem er bei sich dachte: „Ich werde sie hier mit Gewalt auf die Steine fallen lassen und dann fressen, nachdem die Schale auseinander gebrochen ist." Er war im Begriff sie dort niederzuwerfen, aber die Krabbe, die seine Absicht merkte, sagte: „Du hast mich zu einem Platz zu tragen, wo tief Wasser ist und es mir gefallen wird, herunterzugehen." Als sie dann zu einer Stelle gekommen waren, wo das Wasser hinlängliche Tiefe hatte, kniff die Krabbe Kalaphang in die Gurgel, so daß er starb.

Ein siamesisches Märchen.

Globus (1866).

Es war einmal in alter Zeit ein König, Matkharat genannt, der in der königlichen Residenzstadt des Landes Mattakharat regierte. Er hatte einen Sohn, einen jugendlichen Prinzen, der in dem Alter von sechzehn Jahren Abschied nahm von seinen Eltern und in die Fremde hinauszog, um die magischen Wissenschaften in der Stadt Takkasinla (Taxila) zu erlernen. Sein königlicher Vater versah ihn mit Gold bis zu dem Werthe von zehntausend Krasaph, und als ein günstiger Tag gekommen war, verließen der Prinz und sein Milchbruder, begleitet von den Segenswünschen des Königs, die Stadt Mattakharat und schlugen ihren Weg nach Norden ein. Nun begab es sich, daß zu derselben Zeit in der Stadt Hematatha-Nakhon (die Stadt des Schneelandes) ein reicher Kaufmann lebte, Udon-Setthi genannt, der große Reichthümer besaß bis zu dem Betrage von achtzig Kot. Sein Sohn, im Alter von sechzehn Jahren, erhielt von seinen Eltern Gold bis zu dem Werthe von zehntausend Krasaph und sagte ihnen Lebewohl, um mit seinem Milchbruder hinauszureisen nach der Stadt Takkasinla, und dort die magischen Wissenschaften (Sinlaprasat) zu studiren.

Als des reichen Mannes Sohn mit seinem Milchbruder des Weges entlang zog, begegneten sie dem Prinzen, der sie anredete und fragte: „Welcher Nation seid Ihr und von wo?“ Der Jüngling, zur Antwort auf die Ansprache des Prinzen, entgegnete: „Ich bin der Sohn eines Kaufmanns, der in der Stadt Hematatha-Nakhon lebt, und ich bin auf der Reise nach Takkasinla, um dort die magischen Wissenschaften zu studiren.“ Dann stellte er

seinerseits Fragen über Wohnort und Abkunft. Der Prinz erwiederte: „Wir sind der Sohn des Königs Matkharat, der in der großen Residenzstadt Mattakharat Hof hält. Wir haben die Absicht, uns dem Studium der magischen Wissenschaften zu widmen.“ Der Jüngling sagte darauf: „Eure Hoheit ziehen dieselbe Straße, die wir ziehen. Laßt uns zusammen gehen und Gefährten sein.“ So thaten sich der edle Prinz und des reichen Mannes Sohn und die zwei Milchbrüder zusammen, und diese vier Personen reisten in Gesellschaft und unterstützten einander, bis sie die weitberühmte Stadt Takkasinla erreichten. Dort traten sie ein und verbeugten sich ehrerbietig vor dem gelehrten Thittasapamok, der sie befragte, sprach: „Willkommen, Ihr Prinzen, Ihr Vier! von wo des Weges?“ Da erzählten sie ihm Alles, wie es ihnen ergangen, und machten es klar und deutlich für das Verständniß des gelehrten Thittasapamok und sagten: „Eure ergebenen Diener kamen hierher mit dem Wunsche, die Sinlaprasat zu studiren, unter der anleitenden Aufsicht unsers Vaters und Wohlthäters.“ Der Thittasapamok gab seine Zustimmung, und die edlen Jünglinge legten die mitgebrachten Gelder in die Hände ihres Lehrers nieder, mit dem sie zusammen lebten, und der sie in der Sinlaprasat unterrichtete, in den versiegelten Geheimnissen und in den Zauberformeln der acht Arten von Magie. Nach einem Aufenthalte von drei Jahren hatten sie den Kursus der Wissenschaften beendet und verabschiedeten sich von dem gelehrten Professor, um in die Städte ihrer Heimath zurückzukehren. Der Thittasapamok gab ihnen dann seinen letzten Rath mit auf den Weg und sagte: „Wenn Ihr Vier im Laufe Eurer Reise an eine Stelle kommen solltet, wo drei Straßen sich kreuzen, so folgt der Straße, die gerade ausläuft, da sie Euch in Eure Heimath führen wird. Hütet Euch aber vor der krummen Straße, die abbiegt.“ Die Jünglinge brachen auf, und nach einiger Zeit geschah es, daß sie an einen Kreuzweg kamen. Der Prinz überlegte bei sich und dachte: „Unser Lehrer hat uns vor dem Seitenwege gewarnt. Wie mag es damit sein?“ Dann sich zu seinem Begleiter wendend, zeigte er ihm die gerade Straße und sagte: „Dies ist die Straße, der Ihr folgen müßt, um in Eurer Heimath anzukommen. Wir werden hier diese Seitenstraße wählen. Lebt wohl.“

So wich der Prinz mit seinem Milchbruder von der großen Heerstraße ab. Sie kamen nach einiger Zeit zu einem Wege-

hause*), das dort für die vorüberziehenden Reisenden unter einem Baume aufgerichtet war, und da sie sich ermüdet fühlten, setzten sie sich dort nieder, um auszuruhen. Nun begab es sich, daß die Wildniß dort von einem Dämon (Asura) bewohnt war, der den Namen Satsarat führte. Als er den Prinzen und seinen Milchbruder erblickte, sagte er zu sich selbst: „Diese beiden Prinzen da haben die Grenzen meines Gebietes überschritten. Sehr wohl, ich werde sie fressen.“ So überlegt habend, schrie der Oger (Raksaka) mit fürchterlicher Stimme und sagte: „Heda, Ihr zwei Gesellen, Ihr seid in mein Gebiet eingetreten. Ich beabsichtige, Euch als mein Frühstück zu verzehren.“ Mit diesen Worten packte der Oger den Prinzen. Der Prinz aber setzte sich zur Wehr, und da sein Milchbruder zur Hülfe herbeikam, dauerte das Gefecht eine lange Zeit, bis die Stärke des Ogers nachzugeben anfing. Der Prinz sprang dann auf seinen Körper, und ihn mit den Füßen niederstampfend, schwang er sein königliches Schwert hoch in der Luft, um den Kopf dieses Großteufels abzuhauen. Der Großteufel begann kläglich zu wimmern und bat und flehte um sein Leben; er sagte: „Wenn Ihr mir mein Leben schenken wollt, so werde ich Euch eine Zauberformel mittheilen, mittelst welcher Ihr im Stande sein werdet, die Seele aus dem Herzen heraufzubeschwören und von dem Körper zu trennen, so daß Ihr ohne denselben umherwandeln könnt, bis es Euch gefällt, sie wieder zu vereinigen. Der Prinz sagte dann: „Sprichst du wirklich die Wahrheit, Großteufel?“ Der Oger erwiederte: „Es ist wahrhaftig und aufrichtig so.“ Der Prinz ließ ihn darauf frei, und nachdem er die versprochene Beschwörungsformel gelernt hatte, setzte er mit seinem Milchbruder die Reise fort.

Nach sieben Tagen kamen sie zu einer großen Stadt, Phirai-Nakhon (Siegesstadt) genannt, wo der mächtige König Phitsarumaharat herrschte. Dieser hatte eine sechzehnjährige Tochter, die mit den fünf Merkmalen der Schönheit begabt war, aber seit frühester Kindheit von dem Unglück betroffen worden war, ihre Sprache zu verlieren. Der König sandte nach dem Hora Pra

*) Banna-Sala sind kleine Hallen, die, um ein verdienstliches Werk zu thun, für die Reisenden längs des Weges aufgerichtet werden. Sie bestehen gewöhnlich nur aus einigen auf Pfählen gelegten Planken oder Bambusstäben, die von einem Blätterdach beschattet werden.

Rohit (den Astrologen), um das zukünftige Loos der Prinzessin zu erforschen. Die Astrologen prophezeiten, daß sie ihre Sprache wieder erlangen würde, sobald sie einem Gatten angetraut sein würde. Der König ließ dann in dem Palaste einen hohen Thurm mit sieben Stockwerken erbauen und sandte dorthin eine große Anzahl von Musikanten mit Trommeln, Gongs und Blasinstrumenten, sowie die königlichen Hofdamen, um im herrlichen Pomp und Pracht die Prinzessin zu bedienen, die das oberste Stockwerk bewohnte. Und der König ließ alle diese Diener und Wächter einen heiligen Eid schwören, daß sie, sobald die Prinzessin die Sprache wieder erhalten haben würde, ihre Musikinstrumente aufstreichen und lustig darauf spielen sollten. Der König machte dann eine Uebereinkunft mit allen Großen und Edelleuten; er befahl ihnen, daß sie ihre Söhne schmücken und zur Unterhaltung mit der Prinzessin hinaufsenden sollten, Einen nach dem Andern, Nacht für Nacht. Wenn es Jemand gelingen sollte, die Prinzessin zum Sprechen zu bringen, würde er ihr als Gemahl angetraut werden, aber wer in seinem Versuche fehlschlüge, hätte den Tod zu erleiden. Demgemäß bereiteten die Minister und Edelleute ihre Söhne vor und sandten sie, Ein bei Ein, zu der Prinzessin, Nacht für Nacht. Aber Keinem glückte sein Unternehmen. Einer nach dem Andern wurde hingerichtet, und eine große Menge war schon zu Grunde gegangen. Die Eltern pflegten dann am nächsten Morgen vor dem Thurme zu erscheinen und erhielten die Leiche ihres Sohnes ausgeliefert, um sie zu verbrennen in feierlicher Bestattung. Und so ging es fort für eine lange Zeit.

Nun begab es sich eines Tages, daß die Reihe, die Prinzessin zu besuchen, an den Sohn eines reichen Mannes (Setthi) gekommen war. Und die Eltern hatten in tiefer Bekümmerniß große Vorbereitungen getroffen für die Trauer-Ceremonie, und sie hielten Leichenspiele und Grabesfeierlichkeiten, klagend und weinend um das bevorstehende Geschick ihres geliebten Sohnes, und das ganze Haus war mit Stöhnen und Jammern gefüllt. Zu der Zeit geschah es, daß der Prinz mit seinem Milchbruder dort ankam. Und er fragte die Leute in des reichen Mannes Hause, sich an die Diener wendend, und sagte: „Was ist die Ursache alles dieses Weinens und Klagens, und warum ist da ein solches Gejammer?“ Einer der Männer erwiederte verwundert: „Was fragst Du nach der Ursache, als ob Du es nicht wüßtest.“ Der Prinz antwortete:

„Wir kommen aus weiter Ferne und wissen nichts." Da drängten sich die Leute um ihn und erzählten ihm, daß der König des Landes eine sechzehnjährige Tochter besäße, die ausnehmend schön aber stumm sei, daß er alle die Großen seines Reiches verpflichtet habe, ihre Söhe herzusenden, um sich mit der Prinzessin zu unterhalten, daß derjenige, der sie zum Sprechen bringen könne, ihre Hand erhalten würde, aber daß auf einen fehlgeschlagenen Versuch der Tod folgen müsse, und daß schon Viele so ihr Leben verloren hätten. „Und jetzt," fügten sie hinzu, „hat das Loos, die Prinzessin zu besuchen, den Sohn dieses Kaufmannes getroffen. Und da kann kein Zweifel sein, daß es ihm so gehen wird, wie den Uebrigen, und daß der König ihn morgen früh wird tödten lassen. Und darum hat sein Vater, von tiefem Schmerz erfüllt, alle Vorbereitungen für die Leichen-Ceremonien getroffen und begeht die Bestattung seines geliebten Sohnes. Deshalb ist nun das Haus gefüllt mit Jammer und Klagen und hallt wieder vom beständigen Weinen." Als der Prinz diese Erklärung vernommen hatte, begann er die Leute zu befragen und sagte: „Ich bitte Euch, horcht auf meine Worte. Im Falle sich Jemand erbieten sollte, den Platz des Sohnes von diesem reichen Manne zu übernehmen und an seine Stelle hinzugehen, würde es ihm erlaubt werden?" Der Mann erwiederte: „Deine Worte scheinen trefflich und gut. Warte ein wenig, ich werde hineingehen und darüber sprechen." Dann ging er in das Innere des Hauses, und sich an die beiden Eltern des Kaufmannssohnes wendend, sprach er so: „Da draußen stehen zwei Jünglinge, die ihrer Erscheinung nach gar edler Abkunft sind. Sie sind bereit, den Platz Eures Sohnes zu übernehmen, um an seiner Stelle die Prinzessin zu besuchen. Würde Euch das recht sein oder nicht? Theilt mir Eure Ansicht mit und entscheidet darüber."

Als die betagten Eltern diese Worte hörten, fühlten sie sich von Freude erfüllt, und sie sandten rasch den Diener hinaus, diese zwei Fremdlinge einzuladen, in das Haus hereinzutreten. Der Kaufmann befragte sie dann und sagte: „Seid Ihr die beiden Edelleute, die bereit sind, an unsers Sohnes Statt die Prinzessin zu besuchen und ihn von der Hand des Todes zu erlösen?" Der Prinz erwiederte: „Laß Deine Trauer fahren und fürchte nichts." Der reiche Mann war außer sich vor Freude und sagte jubelnd: „Wenn Eure Gnaden meinen Sohn ersetzen wollen, so wird Euer

Sklav all' sein Gold und Silber, all' seine Besitzungen mit Euch theilen und außerdem seine Tochter Euch zur Ehe geben." Er ließ dann den Prinzen baden und in reiche Gewänder kleiden und beging Festlichkeiten und feierliche Ceremonien zu seiner Ehre. Dann als die Nacht gekommen war, ging der Prinz zu dem Thurm, und die Wächter, nachdem sie die Erlaubniß des Königs eingeholt hatten, ließen ihn eintreten, und der Prinz nahm seinen Milchbruder mit sich.

Nun war es höchst merkwürdig, wie der Milchbruder seine Seele heraufbeschwor und sie in einen Wassereimer fahren ließ, der dort stand, um die Füße zu waschen. Als der Prinz bei dem Eimer vorbeiging, rief der Eimer ihn an und begrüßte ihn, sprechend: „Ich lade Eure Hoheit demüthigst ein, o fürstlicher Herr, Eurer Hoheit verehrungswürdige Füße in mir zu waschen. Dann mag Eure Hoheit weitergehen und eingehen zu Eurer Hoheit jüngerer Schwester,*) der Prinzessin, die schon lange in ungeduldiger Erwartung der Ankunft Eurer Hoheit sehnsuchtsvoll entgegensieht." Und der Eimer rief die weiblichen Dienstboten und die Zwerge an und schrie ihnen zu: „Warum kommt ihr nicht hierher, die Füße des fürstlichen Herrn, eures ältern Bruders, zu waschen?" Und der Prinz sagte: „Wie kann, mein Bruder, der Eimer die Gedanken meines Herzens kennen?" Dann erwiederte der Eimer und rief mit lauter Stimme: „Ich bin der Sklave meines fürstlichen Herrn, und ich bin hierhergestellt, um seinem Gebrauche zu dienen." „Sei ruhig," antwortete der Prinz, „und belästige nicht die Dienerinnen und die Zwerge. Ich habe meinen Milchbruder bei mir, der mir meine Füße waschen wird." Dann ließ der Milchbruder seine Seele aus dem Eimer zurückkehren und, nachdem er seinen Körper wieder belebt hatte, wusch er die Füße des Prinzen. Nun gingen sie weiter, um zu dem Erker empor zu steigen. Und da ereignete sich noch etwas sehr Merkwürdiges. Der Milchbruder beschwor seine Seele herauf und ließ sie in den Teppich fahren, der den Prinzen demüthigst anredete und um seine Gunst bittend, sagte: „Eurer Hoheit Sklavin hier ist die Madame Decke. Ich lade demüthigst den fürstlichen Herrn ein,

*) Aelterer Bruder und jüngerer Bruder, oder ältere Schwester und jüngere Schwester sind zärtliche Anreden, die auch ohne verwandtschaftliche Verhältnisse gebraucht werden.

auf mich zu treten und emporzusteigen, da die Prinzessin schon lange ungeduldig und sehnsuchtsvoll der Ankunft Eurer Hoheit wartet." Als der Prinz mit seinem Milchbruder weiter gegangen und zu der Thür gekommen war, beschwor der Milchbruder seine Seele und ließ sie in die Thüre fahren, wo sie mit lauter Stimme auszurufen anfing und den Prinzen anredend, sprach: „Eurer Hoheit Sklavin ist die Frau Thür. Ich lade demüthigst den fürstlichen Herrn ein, hineinzutreten. Die Prinzessin hat sich gerade niedergelegt und sie sieht erwartungsvoll Eurer Hoheit Ankunft entgegen."

Als die Prinzessin alle diese verschiedenen Gespräche hörte, kam es ihr höchst sonderbar vor, und sie dachte bei sich selbst: „Wer mag da kommen, und was ist alles dies Sprechen und Einladen? Wunderbare und überraschende Dinge sind es in der That, die sich heute ereignen." Dann war es, daß der Prinz eintrat und sich dem Ruheplatz der Prinzessin näherte. Was aber die Prinzessin betrifft, so lag sie im Bette, ohne den Eintretenden eines Blickes oder irgend welcher Aufmerksamkeit zu würdigen.

Nachdem das Stillschweigen für einige Zeit angedauert hatte, knüpfte der Prinz mit seinem Milchbruder ein Gespräch an und sagte: „Wir sind hierher gekommen, um bei der königlichen Prinzessin zu wachen. Wenn wir aber schweigend sitzen, fürchte ich, daß wir einschlafen möchten, und das würde sehr unpassend sein." Und dann fügte der Prinz hinzu, mit seinem Milchbruder weiter redend: „Weißt Du Geschichten zu erzählen? — Laß uns hören! Erzähle. Ich will zuhören. Oder wenn Du willst, lege Du Dich zuerst nieder, da Du ermüdet scheinst." Der Milchbruder erwiederte: „Eure Hoheit wird besser beginnen, eine Geschichte zu erzählen. Ich würde mit Eurer Hoheit Erlaubniß vorziehen, zuzuhören." Der Prinz erwiederte darauf: „Sehr wohl, wir wollen Geschichten erzählen, der Reihe nach, und Jeder muß versuchen, die Bedeutung derselben zu enträthseln." Der Milchbruder beschwor dann seine Seele und ließ sie in den Vorhang fahren, der über das Bett der Prinzessin ausgebreitet war. Und der Vorhang begann auszurufen und sagte mit lauter Stimme: „Hier bin ich, Madame der Vorhang. Ich bin die beständige Begleiterin der Prinzessin und ich kann jedes Räthsel lösen. Haben Eure Hoheit nur die Güte anzufangen und zu erzählen. Laßt mich hören, wie es ist." Der Prinz sagte dann zur Antwort: „Ei, ei, haben Sie

die Absicht, sich mit mir zu unterreden, Madame der Vorhang? Wollen Sie in der Thai?" Und der Vorhang gab ehrerbietig seine Erwiederung, indem er sprach: „Eurer Gnaden Sklave ist der beständige Begleiter und unzertrennliche Gefährte Ihrer Hoheit der Prinzessin. Da ist nichts, was Ihre Hoheit thut und denkt, worüber sie sich nicht zuvor mit Ihrer jüngeren Schwester, Madame dem Vorhange, berathen würde. Ihre Hoheit zieht mich stets in allen ihren Angelegenheiten zu Rathe und überlegt die Sache mit mir. Sie unternimmt nichts, was ich nicht billige, und handelt stets nach meinem Vorschlage. Was den Milchbruder Eurer Gnaden angeht, so wird es besser sein, ihn sich niederlegen zu lassen, da er ermüdet scheint. Wolle mein fürstlicher Herr zunächst irgend eine Liebesgeschichte erzählen. Ich werde dann später dasselbe thun." Der Prinz sprach dann in der folgenden Weise:

Zwölfte Erzählung.

In alten Zeiten da lebten einst vier reiche Kaufleute, die mit einander befreundet waren und in dem Lande Kabinla-Raxachum ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Sie hatten vier Söhne, die mit einander umherreisten, um nach Frauen zu suchen, und auf ihrem Wege nach dem Dorfe Chantakham kamen. In diesem Dorfe nun wohnten vier reiche Landbesitzer mit vier heirathsfähigen Töchtern, die entschlossen waren, nur einen durch Klugheit und Scharfsinn ausgezeichneten Mann für ihren Gatten zu nehmen. Die beiden Parteien trafen sich auf dem Wege, und sobald die Jünglinge die Mädchen sahen, entbrannten sie in Liebe, gingen zu ihnen hin und fragten sie, wo sie lebten. Die Damen antworteten in einem Räthsel. Eine derselben strich mit der Hand über das Hauptharr, die andere strich ihre Augenbrauen, die dritte strich ihre Brust und die vierte strich ihre Kleider. Dann sagten sie: „Kommt zu unserm Dorf," und gingen fort. Als der Abend gekommen war, gingen die Jünglinge zu dem Dorfe Chantakham, um nach ihren Geliebten zu suchen, aber sie konnten dieselben nirgends sehen noch finden und waren in großer Verlegenheit, was sie thun sollten. Sie standen auf der Straße und beriethen sich zusammen in der Nähe eines Verbrechers, der dort an demselben Tage gepfählt, aber noch nicht gestorben war. Der Räuber rief sie an und fragte: „Ihr vier Herren spaziert hier umher und geht

hierhin und dorthin, und dann steht Ihr still und steckt Eure Köpfe zusammen; was bedeutet Alles dieses?" Die vier Burschen theilten dem Räuber ihre Lage mit und erzählten ihm Alles, was vorgefallen war. Der Räuber erwiederte: „Bringt mir ein wenig Wasser. Wenn ich getrunken habe, werde ich Euch die Sache auslegen und Euch andeuten, wo Ihr die Damen finden könnt." Die jungen Leute gingen um Wasser zu holen und gaben es dem Räuber, der, nachdem er getrunken hatte, in folgender Weise sprach: „Vor dem Hause des Mädchens, das ihr Haar mit der Hand strich, steht eine Oelpresse, vor dem Hause des Mädchens, das ihre Augenbrauen**) strich, steht eine Bohnenpflanzung, vor dem Hause des Mädchens, das ihre Brüste strich, wachsen Kürbisse,*) und vor dem Hause des Mädchens, das ihre Kleider strich, steht ein Webestuhl. So verhält es sich mit diesen pantomimischen Hieroglyphen." Die Jünglinge folgten dann der ihnen von dem Räuber gegebenen Anleitung und fanden richtig die Mädchen, wie es ihnen gesagt worden war. Die vier Damen befragten sie darauf und sagten: „War es Euer eigener Scharfsinn, der dieses Räthsel löste, oder wurdet Ihr durch Jemand Anders darin unterstützt?" Die Jünglinge erwiederten: „Wir suchten nach Euch eine lange Zeit, aber vergebens und ohne Erfolg, bis wir zuletzt glücklich den Räuberhauptmann trafen, der dort für seine Verbrechen aufgepfählt ist. Er gab uns den Schlüssel zu dem Räthsel, und so fanden wir Euch." Die vier Damen erwiederten: „Wir glaubten, es wäre Euer eigener Scharfsinn gewesen, und wir wußten nicht, daß Ihr eines andern Mannes Hülfe bedurftet, um Euch zu erleuchten." Und dann fügten sie hinzu: „Kommt und laßt uns erst den Räuber aufsuchen, wir mögen nachher hierher zurückkommen." Als die Damen von den vier Jünglingen zu dem Räuber geleitet worden waren, wandten sie sich an ihre Begleiter und sagten: „Eure Gnaden, Ihr Vier, seid ziemlich traurig versehen, was den Verstand anbetrifft. Wir laden Euch deshalb ein, abzumarschiren und zu verdunsten." Die vier Mädchen gingen dann eifrig daran, den Räuber von dem Pfahle abzunehmen, an dem er aufgesteckt war, und sich gegenseitig unterstützend, trugen sie ihn fort und

---

*) Khiu heißen die Augenbrauen (im Siamesischen) und Thua Peb Khiu ist die Bohnenpflanze.

**) Nam-Tao ist ein Kürbis und Phra-Tao ist der Busen (im Siamesischen).

brachten ihn nach ihrem Hause. Dort legten sie ihn nieder und beschäftigten sich eifrigst, seine Wunden zu heilen. Eines der Mädchen unternahm es, Wasser zu holen, das Essen zu kochen und alles Nöthige vorzubereiten. Ein anderes holte die Medicinen und bereitete sie. Die Dritte reichte ihm, was er bedurfte, und die Vierte war damit beauftragt, ihn zu unterstützen, wenn er auffsaß, oder ihn niederzulegen. Als der Räuber durch ihre gemeinsamen Bemühungen genesen war, erhob sich ein Streit unter den vier Damen, da Alle ihn als ihren Gatten in Anspruch nahmen und Jede ein Recht auf ihn zu besitzen glaubte. Wessen Recht ist nun das beste und wem sollte er als Gatte zuerkannt werden? „Wohlauf, Madame der Vorhang, lassen Sie uns hören, wie Sie diese Streitfragen entscheiden würden!" Und der Vorhang ohne Zaudern rief frisch und fröhlich aus und schrie mit lauter Stimme: „Das ist leicht und einfach genug. Ich werde das sogleich auf das Richtigste entscheiden, ohne daß ein Zweifel übrig bleibt. Die Dame, die den Reis kochte und ihm zu essen gab, das ist sie, dei muß ihn kriegen." Der Prinz erwiederte lächelnd: „Ei, ei, meine liebe Madame der Vorhang, Sie thaten anfänglich etwas dick und prahlten, die unzertrennliche Gefährtin Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin, zu sein und alle die Gedanken und Ansichten Höchstderoselben zu kennen. Aber würden Sie dann Räthsel in solcher Weise lösen und so verkehrtes Zeug schwatzen? Sie sind vollständig auf dem Holzwege, und es ist in der That ein Schimpf und eine Schande für Ihre Hoheit, die Prinzessin, meine Cousine in fürstlichen Gnaden." Als die Prinzessin diesen jämmerlichen Schnitzer hörte, den der Vorhang in der Ausdeutung der Erzählung gemacht hatte, schwoll ihr Herz in Zorn, und sich emporhebend, zerriß sie den Vorhang in tausend Stücke. Dann sagte sie: „Da ist weder Sinn noch Verstand in diesem Vorhang. Wie kannst Du erbärmlicher Schlucker von Vorhang solch stupiden Unsinn hervorbringen? Diejenige Dame, die ihn unterstützte im Aufsitzen und die ihn niederlegte, und die beständig um ihn war, die muß seine Frau werden. Das ist der richtige und angemessene Weg." Als die Soldaten und Wärter, die in den Thurm als Wächter für die Nacht gesetzt waren, die Prinzessin sprechen hörten, fingen sie an, ihre Musik aufzuspielen, und alle Instrumente brachen los, unter dem Rühren der Trommeln und dem Blasen der Trompeten, und als König Phitsarumaharat die Instrumental-Musik vernahm,

horchte er freudig auf und dachte bei sich: „Ob die Prinzessin gesprochen haben sollte?"

Als die zweite Nachtwache kam, wandte sich der Prinz an seinen Milchbruder und sagte: „Die erste Wache ist vorbei. Unser guter Vorhang hat sich traurig genug blamirt im Räthselrathen und hat seine gerechte Strafe empfangen. Wenn wir nun eine andere Geschichte erzählten, wer würde es unternehmen, dieselbe zu deuten?" Der Milchbruder beschwor dann seine Seele und ließ sie in die Nachtlampe fahren, die alsogleich munter und lustig ihre Antwort hervorschrie: „Was versteht der Vorhang von solchen Dingen. Ich bin es, ich allein, der die Ehre hat in beständiger Begleitung Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin, zu verweilen. Wollen Eure Gnaden gefälligst beginnen und Ihre Geschichte erzählen. Ich werde sogleich das Richtige errathen." Der Prinz sagte dann: „Sehr wohl, wir werden unsere Geschichte der Lampe erzählen. Aber der Sinn muß richtig und fehlerlos errathen werden." Die Lampe erwiederte: „Fürchtet nichts! Alles nur richtig und echt. Möge der Prinz nur beginnen. Meine Geduld ist auf das Höchste gespannt, zu lauschen. Ich errathe stets sogleich das Richtige, ohne jemals Fehler zu machen." Der Prinz erzählte dann in der folgenden Weise:

Dreizehnte Erzählung.

Es waren einmal vier Jünglinge, die einen Freundschaftsbund geschlossen hatten. Der Eine derselben war ein geschickter Holzglätter, der Zweite wußte auf die vorbereitete Tafel die Figur eines hübschen Mädchens zu zeichnen, der Dritte verstand sie einzugraben und der Vierte zu beleben. Als nun das Mädchen sich erhob, war sie von reizender Form und verführerisch anzuschauen. Es entstand deshalb ein Streit unter den Jünglingen über ihren Besitz, und wem würde sie von Rechts wegen als Gattin zuzusprechen sein? Laßt uns hören, Madame Lachtlampe, wie Sie diesen Fall entscheiden würden?" Die Nachtlampe erwiederte: „O, das ist klar und deutlich, sie gehört dem, der sie belebte." Der Prinz lächelte und sagte: „Die Nachtlampe rühmte sich vorher, Alles zu wissen und die beständige Begleiterin Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin zu sein. Aber wie könnte sie dann sich so versehen und eine solche falsche Ausdeutung eines Räthsels geben?" Als die Prinzessin diese Worte hörte, riß ihr die Geduld

und sie sagte ärgerlich: „Fi über Dich, Du Lampe, wie kannst Du solchen Blödsinn schwatzen? Der berechtigte Eigenthümer des Mädchens ist derjenige, der sie in das Holz eingegraben hat, denn er hat sie berührt und ihren Körper in seinen Händen gehabt. Seine Frau muß sie werden." Dann in ihrem Zorn stieß die Prinzessin die Lampe mit ihrem Fuß, daß sie über und über purzelte. Als die Leute, die in dem Thurme wachten, die Stimme der Prinzessin und die geflogene Unterhaltung hörten, ließen sie die Musik erschallen. Sie stießen in die Posaunen, rührten die Trommeln und bliesen die Trompeten. Und als Seine Majestät der König die festlichen Töne hörte, fühlte er sein Herz von Freude erfüllt.

Als die Nacht bis zur dritten Wacht fortgerückt war, fing der Prinz auf's Neue an, sich mit seinem Milchbruder zu unterhalten und sagte: „Die Lampe war unfähig, mein Räthsel zu lösen und ist gezüchtigt worden, wie es sich gehört. Im Falle ich eine andere Geschichte erzählte, wer würde bereit sein, die Ausdeutung zu unternehmen?" Der Milchbruder beschwor seine Seele und ließ sie in den goldenen Spucknapf fahren. Alsobald begann der Spucknapf auszurufen und sagte: „Ich, mein hoher Herr, bin wohl bewandert in allen Ränken und Schlichen. Da ist nichts so verwickelt und so fein, daß ich es nicht zu entwirren und zu lösen wüßte. Ich bin die Sklavin Ihrer königlichen Hoheit und ich bitte um die Erlaubniß, Eure Räthsel errathen zu dürfen." Der Prinz erzählte dann dem Spucknapf die folgende Geschichte:

Vierzehnte Erzählung.

Es waren einst unter den großen Brahmanen vier Männer, die sich zusammen auf einem Fahrzeuge einschifften, um eine Seereise zu unternehmen. Der eine Brahmane war ein Hora (Astrolog) und konnte zukünftige Ereignisse vorhersagen. Der zweite Brahmane war erfahren in der Kunst des Bogenschießens und stets sicher zu treffen. Der dritte war ein Taucher, der unter dem Wasser verbleiben konnte. Der vierte verstand lebendig zu machen.*) Als eines Tages die vier Brahmanen in dem Vorder-

*) Eine der magischen Operationen, die in der Sinlaprasat zu Taxila gelehrt wurde, und sich vielfach in den Palibüchern erwähnt findet, ist die im Siamesischen „rub" genannte. Sie besteht darin, sei es durch Besprengung mit

theil des Schiffes beisammen saßen, fragten im Laufe des Gesprächs seine drei Gefährten den vierten Brahmanen, der in der Wahrsagerkunst erfahren war, ob er etwas Merkwürdiges voraussehe, was sich in der nächsten Zeit ereignen würde. Der Astrolog stellte seine Berechnungen an und sagte dann: „Am heutigen Tage wird der Vogel Insi*) seine Erscheinung machen und über dem Schiffe vorbeifliegen, mit einer Jungfrau in seinem Schnabel. Er wird uns heute mit Einbruch des Abends begegnen, aber die Jungfrau wird schon gestorben sein." Da sagte der Brahmane, der im Bogenschießen geschickt war: „Wenn der Insivogel mit der Jungfrau in seinem Schnabel hier vorüberkommt, so werde ich mit meinem Bogen nach ihm schießen und ihn durch einen Pfeil herunterbringen." Der im Tauchen geübte Brahmane sagte: „Sobald die Jungfrau in das Wasser gefallen ist, werde ich nach ihr tauchen und sie auf die Oberfläche bringen," und der Brahmane, welcher verstand, das Leben zu infiltriren, fügte hinzu, daß er ihre leblose Form wieder lebendig machen werde. Während die Brahmanen noch da standen und sich unterhielten, flog der Raubvogel vorüber, mit einer Jungfrau in seinem Schnabel. Und dann geschah es, wie sie ausgemacht hatten. Der Bogenschütze schoß den Vogel an, der im Schmerze die Jungfrau fallen ließ. Der Taucher sprang in das Wasser, ergriff sie mit seinen Armen und brachte sie an Bord des Schiffes. Sie war todt, aber der in den magischen Künsten erfahrene Brahmane durchgoß ihre starre Form mit neuem Leben und sie erhob sich in voller Jugendblüthe. Da die Jungfrau ausnehmend schön und reizend war, so stritten sich die Brahmanen um ihren Besitz, weil ein Jeder sie für sich als Gattin verlangte. Der Prinz richtete dann seine Frage an den Spucknapf und sagte: „Nun, Frau Spucknapf, was ist Ihre Ansicht von der Sache? Welcher der Brahmanen hat das beste Recht auf dieses Mädchen und wem sollte sie als Gattin angehören? Lassen Sie mich hören, wie Sie diesen Punkt entscheiden würden." Der Spucknapf, ohne langes Bedenken, rief aus:

Wasser, sei es (nach Medea's Art) durch Feuer und Kochen in einem Kessel, bald Gestorbene auf's Neue zu beleben, bald die Formen von Thieren in Menschen, oder die von Menschen in Thiere zu verwandeln.

*) Der fabelhafte Vogel des Orients, der Menschen zum Fraße raubt und oft ganze Städte und Länder verwüstet.

„Die Dame war gestorben und ohne Leben. Derjenige, der ihr das Leben zurückgab, ist ihr rechtmäßiger Besitzer und ihm sollte sie, als Gattin, übergeben werden." Lächelnd erwiederte der Prinz: „Sie, Frau Spucknapf, haben die Ehre, die unzertrennliche Gefährtin Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin zu sein, und sich stets nahe am Munde meiner liebenswürdigen Cousine zu befinden, und jetzt kommen sie hierher und machen solchen Plunder im Räthselrathen? Was soll ich davon denken?" Die Prinzessin aber, als sie diese Worte hörte, sagte in großem Zorne: „Was für ein dummer Spucknapf das ist! Mit Deiner Weisheit ist es in der That beklagenswerth bestellt. Du solltest lieber schweigen, als solches Zeug zu faseln und Dich so mit Deinen Erklärungen lächerlich zu machen." Und die Prinzessin ergriff den Spucknapf, und zerrte ihn hervor und warf ihn von sich und stieß mit ihrem Fuß noch dahinter her, während sie sagte: „Das Richtige ist, daß die Jungfrau dem Manne zur Frau gegeben werde, der niedertauchte und sie aus dem Wasser holte, denn er hat sie in seinen Armen gehalten und ihren Körper mit seinen Händen berührt." Als die Wächter, welche in dem Thurme aufgestellt waren, die Prinzessin reden hörten, ließen sie die Musikanten ihre Instrumente spielen und rührten die Trommeln und bliesen die Trompeten. Und der König, als er es hörte, war ausnehmend froh.

Als die vierte Nachtwache gekommen war, sprach der Prinz zu seinem Milchbruder und sagte: „Dem Spucknapf ist es nicht gelungen, mein Räthsel zu lösen, und er ist dafür bestraft worden, wie er es verdiente. Wenn ich nun noch eine Geschichte erzählen sollte, wer würde sich anbieten, die Deutung zu unternehmen?" Der Milchbruder beschwor darauf seine Seele und ließ sie in das mit Goldstickereien verzierte Kopfkissen fahren. Und das Kopfkissen rief aus zur Erwiederung und sagte: „Hier bin ich, ich, das Kopfkissen Ihrer Hoheit der Prinzessin. Ich werde jedes Räthsel lösen. Wollen Euer Gnaden gefälligst nur beginnen!" Der Prinz sprach dann folgendermaßen:

Fünfzehnte Erzählung.

Da lebten einst in früherer Zeit vier Damen von äußerst zarter Constitution. Der ersten Dame schwollen ihre Hände, wenn

sie Jemand Anderes Reis stoßen*) sah. Die zweite fühlte ihre Brust wie zerschlagen, wenn sie Jemand Anderes die Trommel rühren sah. Die dritte hatte ein Gefühl von Müdigkeit in dem Handgelenk, wenn sie Jemand Anderes Wasser holen sah, und die vierte war am ganzen Körper wie gequetscht, wenn die Mondstrahlen auf sie fielen. Welche von den vier Damen nun war die am meisten sensitive und am zartesten organisirt?" Das Kissen rief sogleich: „Ich durchschaue das deutlich genug, das weichste und empfindlichste Fleisch war das derjenigen Dame, deren Handgelenke ermüdeten, wenn sie Jemand Anderes Wasser tragen sah." Hierauf lächelte der Prinz und sagte dann: „Wie, Madame Kissen, Sie, die mit einem Platz im Innern des Bettes beehrt werden, Sie, die beständige Begleiterin, so dicht und nahe zu den Ohren und Augen Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin, Sie können keine bessere Erklärung geben? Sie sollten sich schämen!" Die Prinzessin aber, als sie hörte, wie stümperhaft das Kissen den Sinn der Erzählung ausgedeutet hatte, entbrannte in grimmigem Zorn. Sie erhob sich, und das Kissen hervorreißend, sagte sie mit ärgerlicher Stimme: „Du verschrobenes Ding von einem Kissen, kannst Du nichts Besseres ausdenken als solche Faseleien?" Und sie nahm das Kissen und zerrte es umher und zerfetzte es in lauter kleine Stücke, die sie Handvoll umherschleuderte und so weit wie möglich von sich warf. Dann sagte sie: „Die empfindlichste Dame ist diejenige, deren Körper sich durch die Mondstrahlen zerschlagen fühlte. Sie übertraf an Feinheit des Gefühls bei Weitem die drei Anderen." Als die zur Wache aufgestellten Diener die Prinzessin sprechen hörten, ließen sie fröhliche Melodien erschallen. Sie stießen in die Posaunen, sie bliesen und pfiffen und trommelten, wie sie in den früheren Nachtwachen gethan hatten.

Mit der ersten Dämmerung des nächsten Morgens verließen der Prinz und sein Milchbruder das Schloß und kehrten nach des reichen Mannes Haus zurück. Dieser war äußerst erstaunt, als er sie kommen sah und sagte: „Von all' den Leuten, die in jenes Schloß eingetreten sind, ist noch Keiner zurückgekehrt. Und es sind ihrer Viele, die dort umkamen. Wie ist es denn mit Euch? Seid Ihr nicht hineingegangen und habt Euch so gerettet?" Der

*) Zum Enthülsen des Paddy in hölzernen Mörsern, ein tägliches Hausgeschäft in den Reis essenden Ländern Indiens.

Prinz erwiederte: „Wir waren dort und haben unsere Wache richtig gehalten.“

Als Seine Majestät der König in der Audienz der Großen und Edlen des Hofes saß, fragte er sie und sagte: „An wem war in voriger Nacht die Reihe in dem Schlosse zu wachen?“ Die Edlen gaben respectvoll und ehrerbietigst zur Erwiederung: „Die Reihe war an dem Sohne des reichen Mannes.“ „Sendet Einen hin und bringt ihn hierher,“ befahl der König. Die Großen gingen nach dem Haus des reichen Mannes und sagten: „Die königliche Majestät geruht Euer Wohlgeboren zu befehlen, am Hofe zu erscheinen.“ Der reiche Mann erschrak und fühlte große Furcht, doch mußte er Folge leisten und ging, den Prinzen mit sich nehmend, zum Palaste. Nachdem er seine demüthigste Huldigung bezeigt hatte, wurde das königliche Wort an ihn gerichtet: „War diese Nacht die Reihe an des Kaufmanns Sohn in dem Schlosse Wache zu halten?“ Der reiche Mann, nachdem er seine schuldige Ehrerbietung gezeigt hatte, flehte und bat: „So hatte das Loos getroffen, aber dieser Jüngling hier erbot sich, die Wache zu übernehmen.“ Dann war da ein königliches Gebot, also sprechend: „Wer bist Du und wessen Sohn und wo ist Dein Volk und von wannen kommst Du? Gieb klaren und deutlichen Bericht und Alles der Wahrheit gemäß.“ Der Prinz flehte*) und bat und sagte: „Euer Sklave ist der Sohn des Königs, der in der Stadt Makharat herrscht. Ich verließ meine Heimath, um in der Stadt Takkasinla die Wissenschaften zu studiren. Ich verabschiedete mich dann von meinem Lehrer, um nach Hause zurückzukehren, und auf dem Wege dahin bin ich durch diese Stadt gekommen.“ Als König Phitsarumaharat diesen Bericht hörte, bezeigte er große Freude. Er erhob den Prinzen über alle seine Großen und traute ihm die Prinzessin als Ehegemahl an. Als dieser später bei dem Tode des Königs den Thron bestieg, überschüttete er seinen Milchbruder mit Ehren und erhob ihn schließlich zu dem Range des zweiten Königs (Uparath), und herrschte mit ihm in der Stadt Phirai-Nakhon.

*) Nach dem orientalischen Hofceremoniell ist jedes Wort, das an den König gerichtet ist, ein flehendes, und wird auch in den Büchern stets mit einem solchen Ausdruck bezeichnet, wogegen alle durch den König gesprochenen Worte in der Form eines Befehles gegeben werden.



Diese bis dahin lesbare Erzählung endet leider in einer Weise, daß sie höchstens lateinisch wiedergegeben werden könnte, und deshalb breche ich vorläufig ab. Sie ist einer Märchensammlung entnommen, die aus dem Indischen entlehnt scheint und gleich dem Pantschatantra und ähnlichen Büchern aus einer Reihe in einander geflochtener Erzählungen besteht. Die Erzählungen sind in den Mund der Prinzessin Kankras gelegt, die, um ihren Vater vom Tode zu retten, den König von Pataliput (Palibrotha), mit Märchen unterhält. Von solchen Sammlungen enthält die gegenwärtige zwischen achtzig bis neunzig verschiedene Erzählungen.

Bei den Verwandlungen, welche der König gewordene Prinz in der Folge erfährt, findet er sich durch unvorsichtige Anwendung seiner Kunst für längere Zeit in Thierleiber eingeschlossen und hat, seines Thrones beraubt, ähnliche Schicksale zu leiden, wie sie in den indischen Märchen über den wahren und falschen Vikramaditya in Umlauf sind.

Einige Fabeln aus dem siamesischen Nonthuk-Pakkaranam.

Orient und Occident (1861).

Dann sagte Sithat: Möge Eure Majestät mir erlauben, eine zum Sprichwort gewordene Geschichte aus dem Alterthum zu erzählen:

„In alten Zeiten gab es ein paar Eisvögel. Der Gatte hieß Khutaliban, das Weibchen Priengvathan. Diese Vögel lebten in inniger Freundschaft zusammen, unzertrennlich von einander, wie es solchen ziemt, die von edler Race abstammen. Ihr glückliches Zusammenleben war ungetrübt und nie durch Zänkereien oder Streit gestört. Nun geschah es einst, daß Priengvathan's Zeit gekommen war, Eier zu legen, und sie sagte zu Khutaliban, ihrem Gemahl: „Ich werde jetzt bald zu brüten anfangen, wenn du einen guten Platz wissen solltest, um meine Eier dorthin zu legen, so zeige ihn mir an." Da sagte Khutaliban: „Gehe doch und lege deine Eier in das Bett feinen Sandes dort, am Strande nahe beim Wasser." Priengvathan erwiederte: „Sollte Phra-Samuth*) sich erheben und herangeschritten kommen, so würde er unsere Jungen hinwegfegen. Was würdest du dann thun, Väterchen?" Khutaliban sagte: „Ich thue Niemanden Unrecht. Wenn Phra-Samuth mich beleidigen sollte, so werde ich mich ihm widersetzen, ich werde gerade auf ihn losgehen." Priengvathan antwortete: „Ich werde kein Mißtrauen in die Worte meines Gemahls setzen." Und so ging sie vertrauensvoll hin und legte ihre Eier in den weichen Sand am Strande des Meeres. Da saß nun Priengvathan und brütete, und Khutaliban flog umher, nach Nahrung

*) Der Lord Ocean, als Bezeichnung für das als Gottheit gedachte Meer.

zu suchen und Priengvathan Tag für Tag zu füttern. Es währte auch nicht lange, so waren zwei Junge ausgekrochen.

Da aber ereignete es sich eines Tages, daß Phra-Samuth die Lust ankam, sich zu erheben und umher zu wandeln. Das Zelt wurde mit den Leuten vorangeschickt und gerade dort aufgeschlagen, wo die beiden Vögel ihr Nest hatten. Die Jungen, die dort im Wege lagen, nahmen die Diener mit sich fort. Dann erschien Phra-Samuth selbst, und nachdem er sich mit seinem Gefolge belustigt hatte, kehrte er wieder zurück.

Priengvathan war in tiefster Betrübniß. Sie jammerte und klagte, bis sie umfiel, sie schrie bis sie halb todt war, sie wälzte sich im Sande und rollte über und über. Da sagte Khutaliban: „Sei nicht so bekümmert, liebe Mutter. Ich werde dir deine Kinder zurückbringen. Sicherlich, ich bringe sie." Priengvathan antwortete ihm: „Was ist die Stärke meines Vaters? Um mir meine Kinder zurück zu holen, kann er sich in einen Kampf mit Phra-Samuth einlassen?" und so viel auch Khutaliban sie trösten und beruhigen wollte, so viel er auch schwor, Priengvathan glaubte ihm nicht. Da legte Khutaliban einen schweren Eid ab und sagte: „Wenn ich unsere Kinder nicht zurückbringe, so soll meine Sünde gleich der des Jägers sein, der bei lebendigem Leibe in die Hölle stürzte. Dasselbe möge mir geschehen!" Priengvathan fragte ihn, wie es sich damit verhalte, und Khutaliban erzählte dann die folgende Geschichte.

In früheren Zeiten gab es ein Waldland, Ditasakintha genannt und in demselben lebte ein Jäger, mit dem Namen Mikha-Phran (Phran oder Jäger). Dieser Jäger, Bogen und Lanze nehmend, ging zum Walde, fand aber kein Wild. Auf seinem Rückweg traf er einen Tiger, der ihn jagte. Der Jäger lief mit aller Macht, und einen Bannanenbaum sehend, kletterte er hinauf und setzte sich zwischen die Zweige. Nun war da ein Affe, Phra-Phanong genannt, der in diesem Baume lebte. Der Jäger schloß Freundschaft mit dem Affen, der ihn mit Essen und Wasser versah, dessen er bedurfte, und der Jäger, der völlig ermüdet war, legte sich nieder und schlief ein. Der Tiger rief dann den Affen an und sagte: „dieser Geselle mit dem schwarzen Haar ist eine sehr wilde Bestie. Gieb ihm nur einen Stoß, daß er herunter fällt, ich werde ihm bald den Garaus machen." Phra-Phanong sagte: „Er kam hieher und flüchtete sich in meinen Schutz, wie kann ich

ihn herabstoßen?" Der Tiger sagte: „Wie viel Gutes du auch einem dieser Burschen erzeigen magst, er wird es dir nur mit Uebel und Bösem erwiedern." „Weißt du eine alte Geschichte darüber, sagte der Affe, so laß hören." Der Tiger erzählte dann folgendermaßen.

Es war einmal ein Brahmane (Phram), Thephasavami genannt, der die Stadt Pharanasi (Benares) verlassend, in einem Walde umherwandelte und dort einen See sah, in dessen Wasser sich eine Affe, ein Goldschmied, ein Tiger und eine Schlange, alle vier mit einander befanden. Der Brahmane, sie erblickend, dachte bei sich selbst: „Ich werde ein gutes Werk thun (wörtlich: ich werde mir Verdienst erwerben)". Er nahm eine lange Schlingpflanze, die wie ein Strick rankte, und warf sie den Ertrinkenden) zu. Der Affe, daran entlang kriechend, kam zuerst heraus und sagte, nachdem er dem Brahmanen seine Ehrerbietung bezeigt: „Ich armes Geschöpf besitze weder Silber noch Gold, ich habe gar nichts, um es dem Herrn Wohlthäter**) darzubringen. Sollte Eure Wohlwollenheit aber jemals nach dem Walde kommen, so werde ich meine Verehrung darbringen, und Früchte spenden." Der Brahmane warf dann die Ranke ein zweites Mal, und der Tiger, der sich daran angeklammert hatte, gelangte an's Land. Nachdem er seine Ehrerbietung bezeigt hatte, sagte er: „Ich bitte und ersuche den Herrn Wohlthäter, mich gelegentlich mit einem Besuche in meiner Wohnung dort weiterhin zu beehren." Mit solchen Worten verabschiedete er sich. Darauf kam die Schlange über die Ranke hergekrochen und verehrte den Brahmanen, sagend: „Ich habe nichts, um eure Wohlthaten zu vergelten, doch solltet Ihr je in Trübsal oder Gefahr gerathen, so erinnert Euch meiner." Die drei Thiere warnten den Brahmanen und sagten: „Laß ja nicht den schwarzhaarigen Burschen dort herauskommen. Wenn Du den Menschen errettest, so wird er Dir Leid zufügen." Die Schlange nahm dann gleichfalls Abschied und ging ihres Wegs. Der

*) Es war also kein heiliger See, weil es sonst, wie beim Ganges und anderen Flüssen, sehr unverdienstlich gewesen wäre, die hineingefallenen Wesen zu retten. Oder das Liebesgesetz des Buddhismus verhindert in Siam den Brahmanen den finsteren Ansichten der bigotten Schulen des Tantrismus zu folgen.

**) Hier zugleich in Bezug auf die empfangene Wohlthat, sonst aber im Allgemeinen Ehrentitel, besonders für die buddhistischen Mönche (die sogenannten Talepoinen) in Siam.

Brahmane überlegte bei sich selbst: „Die Geschöpfe, die ich bis jetzt errettete, waren nur Thiere, wie würde es recht sein, nicht dasselbe einem Menschen zu thun? Aber wie ist es mit den Warnungen der Thiere, soll ich dieselben unbeachtet lassen?" Der Brahmane konnte zu keiner Entscheidung kommen, indem er das Nützliche und Vortheilhafte gegenseitig abwog, aber zuletzt, den ganzen Zusammenhang der Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart in Betrachtung nehmend, folgerte er so: „Ich werde ihm Gutes erzeigen. Sollte ich dafür von ihm Böses empfangen, so würde es nur eine Folge meiner eigenen Handlungen aus früherer Zeit sein (kam ku eng d. h. es würde mein eigenes Kam oder Geschick sein)." Nachdem er dies überlegt hatte, warf er die Ranke auf's Neue, und der Goldschmied, der sich daran festhielt, gelangte an's Land. Nachdem er dem Brahmanen seine Ehrerbietung erzeigt hatte, sagte er. „Ich bin ein Goldarbeiter und verfertige die königlichen Geräthschaften und Gefäße. Sollte Eure Wohlwollenheit irgend welche Aufträge für mich haben, so bitte ich, mir Ihre Bestellungen zukommen zu lassen." Nach schuldiger Verehrung, verabschiedete sich der Goldschmied.

Als nach einiger Zeit, der Brahmane den Wald besuchte, kam ihm der Affe entgegen mit allen Arten von Früchten und betete ihn an. Was den Tiger betrifft, so hatte er, nach Nahrung suchend, den königlichen Prinzen, des Herrschers Sohn auf seinem Wege getroffen; im reichen Staat der goldnen Ketten und aller Arten von Schmuck, während sein Gefolge in einiger Entfernung zurückgeblieben war, begegnete er dem Tiger, der ihn niederwarf und verspeiste. Nachdem er die goldenen Schmucksachen des Prinzen abgebissen hatte, begrub er sie dort. Als nun der Brahmane den Tiger zu besuchen kam, holte dieser die Goldsachen hervor, und schenkte sie ihm, als Vergeltung für die ihm erwiesene Wohlthat. Der Brahmane nahm dieselben mit nach Hause, indem er bei sich dachte: „Es würde doch nicht passend für mich sein, solchen Schmuck zu tragen und eben so wenig ihn zu behalten. Ich werde ihn dem Goldschmied bringen, und mir daraus eine Beteldose*) machen lassen." In dieser Absicht begab er sich zu dem Goldschmi.d, der,

*) Bei diesen Dosen, die zum Hineinlegen der Areca-Nuß, der Betel-Blätter, des gemischten Kalks und des Tabacks dienen, ist selbst den Priestern und heiligen Männern einiger Luxus erlaubt.

als er ihn von Weitem kommen sah, ihm zurief und ihn einlud in sein Haus einzutreten. Indem er die Schmucksachen dem Goldschmied zeigte, sagte er: „Diese erhielt ich von dem Tiger, den ich aus dem See errettete, als seine Dankbezeugung. Ich würde wünschen dieselben in eine Betelbose verarbeitet zu haben." Dem Goldschmied kamen verrätherische Gedanken, da seine Natur von Haus aus verdorben war, und er vergaß die Wohlthaten, die er von diesem Gütigen empfangen hatte. Er sah nur die Gegenwart, die dicht vor seinem Augen stand, ohne in die Zukunft zu blicken. Heimtückische Pläne hegend, sagte er zu sich selbst: „Ich werde gehen und diese Sache dem Statthalter berichten, das wird mir viele Geschenke dieses Brahmanen wegen einbringen." Er sagte deshalb zu dem Brahmanen: „Möge der Herr Wohlthäter sich gefallen ein wenig hier zu verweilen. Ich habe einige Geschäfte zu besorgen und werde gleich zurück sein." Zum Statthalter gehend, berichtete er ihm, daß der Räuber, der den königlichen Prinzen ermordet, die goldenen Schmucksachen desselben zu ihm gebracht habe. Er habe sie erkannt und in Verwahrung genommen, den schuldigen Thäter aber zurückbehalten. Der Statthalter schickte Häscher aus, die, von dem Goldschmied geführt, den Brahmanen und die Schmucksachen vor den Richter brachten. Der Brahmane gefragt, woher er diese Schmucksachen habe, und aufgefordert, der Wahrheit gemäß zu reden, dachte bei sich selbst: „Wenn ich sagen sollte, daß ich dieselben von dem Tiger erhalten habe, so werde ich keinen Glauben finden. Es wird mir geschehen wie verdient. Getroffen von den Wirkungen früherer Ursachen, werde ich mich nicht herauswickeln können." Der Statthalter nahm dann den Brahmanen mit sich zu seiner Majestät, dem König, und legte ehrfurchtsvollen Bericht ab: „Der Brahmane ist gefaßt, der den königlichen Prinzen ermordete. Hier bringe ich den Schmuck und die Kostbarkeiten. Die Wächter haben auf Alles Hand gelegt." Der König gerieth in großen Zorn und es wurde ein allerhöchster Befehl erlassen, ihn zu tödten. Damit aber sein Blut nicht auf die Erde falle, wurde das Todesurtheil des Brahmanen in der herkömmlichen Weise gesprochen und man legte ihn in schwere Ketten. Der Brahmane erinnerte sich dann der Schlange und diese kam alsbald aus der Erde hervor, und nachdem sie ihre Ehrerbietung bezeugt hatte, stellte sie dem Brahmanen vor, daß er damals ihre warnenden Worte nicht beachtet, aber jetzt nur Un-

dank für seine Gutthat erhalten hätte, „aber,“ fügte sie hinzu, „habe keinen Kummer. Ich werde die Liebeshandlung, die ich von dem Herrn Wohlthäter empfing, zu vergelten wissen. Ich werde jetzt mich hinbegeben und die Königliche Prinzessin beißen, wenn sie ausgeht, um in dem Garten zu spielen und Blumen zu sammeln.“ Die Schlange gab ihm dann ihre Anweisungen und sagte: „Wenn die Verkündigung geschehen und man es öffentlich ausschreien wird, so mußt du dich zur Kur erbieten, und dann rufe mich in dein Gedächtniß zurück.“ Die Schlange verabschiedete sich dann von dem Brahmanen und glitt zwischen die Blumen, ihre Gelegenheit zu erspähen. Als die Prinzessin, sich mit ihren Begleiterinnen im Garten erlustigend, die Hand ausstreckte, um eine Blume zu pflücken, wurde sie gebissen, so daß sie niederfiel und ohnmächtig wurde. In großem Jammer hoben ihre Milchschwestern sie empor und trugen sie zum Palaste, mit dem Geschrei: „Eine Schlange hat die Prinzessin gebissen.“ Der König schickte schleunigst seine Aerzte, um das Gift auszuziehen, und ließ es überall durch die Beamten ausrufen, daß wer den Schlangenbiß zu heilen wüßte, Städte und Titel erhalten würde, sowie die Prinzessin zur Gattin. Auf den Befehl des Königs ließen die Beamten überall beim Klange der Gong*) diese Verkündigung ausrufen, aber in der ganzen Stadt fand sich Niemand, der fähig war, das Gift unschädlich zu machen. Der König befragte seine Edlen, ob die Aerzte im Stande gewesen wären, das Gift auszutreiben, aber die Edlen erwiederten: „Sie versuchten es Alle, jedoch ohne Erfolg. Da ist nur noch Einer übrig, der Brahmane, der im Gefängniß liegt.“ Der König schickte sie schleunigst zu ihm, um sich des Weiteren zu erkundigen. Auf die Frage der Edlen sagte der Brahmane, daß er einige Kenntniß besitze und die Heilung versuchen wolle. Als der König den Bericht der Edlen hörte, bestätigte er, daß er ihm im glücklichen Falle seine Tochter zur Ehe geben, sowie auch Städte und Titel verleihen würde. Der Brahmane ließ einen siebenfach gefalteten Vorhang aufhängen und die Prinzessin für die Ceremonien hervorbringen. Der Brahmane wurde auf Befehl des Königs gebadet und in weiße Gewänder gekleidet, und dann, um das Gift auszutreiben, rief er Phaya Ngu**) (den

*) Eine Metallscheibe, die, wie in China, auch in Siam bei öffentlichen Verkündigungen geschlagen wird.

**) Gewöhnliche Phaya Nakh (Nâga), indem die aus dem Pali abgeleitete

Schlangengott), in seinem Gedächtniß wach. Dieser erschien sogleich, das Gift aus dem Körper auszusaugen, und die Prinzessin erhob sich frisch und gesund. Als die Milchschwestern dem Könige berichteten, daß die Prinzessin hergestellt wäre, wurden die Heirathsceremonien vorbereitet und der König belehnte beide mit Städten und Gütern. Der Brahmane erzählte dann alles das Vorgefallene der Prinzessin, den ganzen Zusammenhang erklärend, und als der König von ihm den Sachverlauf erfuhr, ließ er den Goldschmied kommen, der eingestehen mußte, daß die Worte des Brahmanen der Wahrheit gemäß wären. Zur Strafe, daß er für empfangene Wohlthaten Uebeles vergolten und deshalb nicht den Geboten der Kitasadika gemäß gehandelt habe, befahl der König, daß der Goldschmied im Gesichte gebrandmarkt und mit geschorenem Kopf umhergeführt werden solle, damit sich Jeder an ihm ein Beispiel nehmen könne. Dann sollte er getödtet werden, aber der Schwiegersohn des Königs hielt ihn durch diese öffentliche Ausstellung für genugsam bestraft und erbat sein Leben vom König, indem er fürchtete, daß sein Tod schlimme Folgen für ihn haben möchte, als Ursache fernerer Wirkungen, die er in seinen späteren Existenzen empfinden würde.

Der Jäger wiederholte dann seine Aufforderung an den Affen, seine Gunst nicht an den schwarzköpfigen Menschen zu verschwenden. Der Affe erwiederte: „Er kam her und flehte zu mir um Erbarmen. Ich habe ihn aufgenommen. Wie könnte ich ihn jetzt herabstoßen? Würde das recht sein! Du kennst, fügte er hinzu, die alte Geschichte von dem bösartigen Jäger? „Laß hören," sagte der Jäger, und der Affe erzählte: „In alter Zeit lebte einst ein Sethi (reicher Mann oder Kaufmann), mit Namen Pratansen, in der Stadt Kalinkharat (der Stadt Kalinga). Als sein Sohn, Ruthirakh genannt, volljährig geworden war, bat er seinen Vater um Geld, zu dem Betrage von eintausend Säcken, damit er nach Takkhasinla*) ziehen könne, um die Sinlaprasat zu erlernen von

---

Ausdrücke einen vornehmeren Klang haben, ähnlich wie das Lateinische im Englischen, wenn man für dieselbe Sache zwischen zwei Ausdrücken wählen kann, von denen der eine aus dem Lateinischen, der andere aus dem Angelsächsischen abgeleitet ist. Ngu ist das echt siamesische Wort für Schlange.

*) Taxaçila spielt in allen diesen Buddhistischen Erzählungen als die Universität, wohin die Söhne der Könige und Vornehmen ziehen, um die Thraiphet oder drei Vedas (die die Siamesen beständig im Munde führen) zu erlernen.

dem Thitsapamok. Der Vater gab ihm eintausend Krasab, und er ging zu dem großen Lehrer, um in der Austreibung (wörtlich Abwischung) des Schlangengiftes unterrichtet zu werden. Nachdem er diese Kenntniß erlangt hatte, nahm er Abschied, um heimzukehren. Der Professor belehrte ihn und sagte: „Wenn du zu Hause angekommen bist, so magst du beginnen, diese Formeln (Mon oder Mantra) zu gebrauchen, aber so lange du dich noch auf dem Wege befindest, darfst du sie nicht hersagen.“ Nachdem er den Segen empfangen, begab Ruthirak sich auf die Reise. Es traf sich nun, daß ein Tiger sich auf einen Ameisenhügel niedergelegt hatte, in welchem sich ein Asuraphit (Gift der Asura, als Name einer Viper-Art) fand, und gebissen worden war. Der Tiger wälzte sich auf der Erde und schrie: „Ich bin im Sterben.“ Als er Ruthirak des Weges kommen sah, flehte er ihn an, daß er das Gift austreiben möchte, und dieser, die Ermahnungen seines Lehrers vergessend, recitirte die heilige Formel (Phra-Vet oder das göttliche Wissen), wodurch der Tiger curirt wurde. Sich erhebend, sprang er in einem Satz auf Ruthirak, um ihn zu zerreißen. Ruthirak sagte: „Ich habe dir Wohlwollen erwiesen.“ Der Tiger erwiederte: „Wohlwollen oder nicht, wie wollen wir das abwiegen. Ich werde dich fressen. Damit punktum.“ Ruthirak sagte: „Ich bin nicht in der Gewohnheit*), dir zur Nahrung zu dienen.“ Der Tiger erwiederte: „Was soll ich da noch zuhören. Ich (Ku)**) fresse dich (müng). Ruthirak sagte: „Laß uns

Der Inbegriff der profanen Wissenschaften heißt Sinlaprasat oder Wissenschaft der Steine (des Steins der Weisen), die, wie jede Magie ihre schwarze und ihre weiße Hälfte hat. Der auch in Manu's Gesetzbuch fehlende vierte Veda (der Atharva) ist nach dem Ermessen der Siamesen verloren gegangen.

*) Eine besondere Ausdrucksweise im Siamesischen, die an die Aale erinnert, die es allmälig gewohnt sein müssen, sich lebendig schinden zu lassen. Es will hier sagen, daß es eigentlich nicht vorzukommen pflegt, daß Männer seines Wissens sich in solche Lagen begeben, wo sie von einem Tiger gefressen werden können, und daß der Tiger deshalb in diesem besondern Falle sich nicht auf seine Natur berufen könne, die ihm den Menschen zum Fraß bestimmt habe.

**) Der einfache Wechsel der Pronomina legt hier einen Ausdruck in den Satz, der in anderen Sprachen schwer wiederzugeben ist. Bisher ist die Unterredung mit den Pronominen des gewöhnlichen Gespräches verlaufen, hier aber wendet der Tiger auf sich Ku (das höchste Pronomen der ersten Person) an, während er sein Opfer als müng (das niedrigste Pronom der zweiten Person) bezeichnet.

gehen und den Waldherrn aufsuchen. Er mag die Entscheidung geben und wir werden uns seinem Ausspruch unterwerfen." Sie begaben sich so zu dem Herrn des Waldes und sagten: „Möge der Herr Wohlthäter die Gewogenheit haben, diesen Streit zwischen uns zu entscheiden." Sie erklärten ihm dann den Sachverhalt, indem der eine sich auf die erwiesene Gutthat stützte, der andere sich auf sein Naturell berief. Nachdem Phra Thanonxai (der Affenkönig) die Erzählung angehört hatte, erklärte er, nach einiger Ueberlegung, daß der Tiger sich verrätherisch gegen Ruthirak benommen habe. Als der Tiger widersprach, und um die Lage der Dinge genauer kennen zu lernen, ließ er sie nach dem früheren Platz zurückgehen. Als der Tiger auf's Neue gebissen war und wieder um Hülfe rief, sagte er: „Jetzt ist es klar. Nichts spricht zu Gunsten Ruthirak's, der Tiger mag ihn fressen. In Betreff von Tigern, so sind Menschen, wie Ruthirak, ihre gebräuchliche Nahrung, der Tiger hat deshalb das Recht, ihn zu fressen." Mit diesen Worten stand der Meister der Gelehrsamkeit auf und entfernte sich. Ruthirak erbat sich seinen Abschied von dem Meister der Gelehrsamkeit, und ging seines Weges, ohne auf den um das Gegengift bittenden Tiger zu hören, und dieser starb.

Der Affe fügte hinzu: „Dieser Mann hier mag mit Ruthirak verglichen werden und einen boshaften Tiger giebt es hier ebenfalls." Da der Jäger erwacht war, entfernte sich der Tiger. Der Affe legte sich nun seinerseits in den Schooß des Jägers und schlief ein. Der Tiger kam dann zurück und sagte: „Höre die Geschichte von dem boshaften Affen, die ich erzählen werde."

Ein Pärchen Sperlinge*) wohnte einst in dem Gipfel eines Terebinthenbaumes. Innig verbunden, lebten sie glücklich und zufrieden. Als die Früchte zu reifen begannen, fanden sich zwei Affen ein, ein Männchen, Vivek genannt, und seine Frau Vavai mit zwei Säuglingen. Eines Tages brach ein heftiger Gewittersturm aus und die beiden Affen, jeder mit einem Säugling in dem Arm, standen zitternd und frierend in den Regengüssen, in

*) Der siamesische Name bezeichnet verschiedene kleine Vögelarten, am gewöhnlichsten den Sperling. Hier ist indeß wahrscheinlich der Baya oder Schneidervogel gemeint, dessen Nest stets der Sammelplatz von Leuchtkäfern ist. Er soll sie dorthin tragen, um sein Nest zu illuminiren, und mit Stückchen weichen Lehms festkleben. Solche kleine Lehmklumpen sind, wie Emmerson Tennent bemerkt, vielfach in den Nestern dieses Vogels gefunden worden.

sehr ungemüthlicher Lage. Ein Leuchtkäfer setzte sich auf einen Halm an dem Neste der Sperlinge und sagte: „Habt ihr, meine Freunde, die Affen dort gesehen, den Vater mit seinen Knaben? Die sehen sehr trübselig aus.“ „Ja, ja,“ sagte der Vogel, „sie sind zu bedauern. Mein Nest ist hübsch breit. Wenn es groß genug wäre, würde ich sie gern zu mir herein nehmen. Da sie indeß Hände und Füße haben, warum bauen sie sich nicht selbst eine Wohnung? Dann würden sie nicht nöthig haben, dort in dem Regen zu stehen, mit den Kindern in ihren Armen.“ Vivek wurde sehr zornig darüber und sagte: „Ha, du Vogel da, wie kannst du es dir herausnehmen, mich zu beschimpfen? Es ist meine Gewohnheit auf den Bergen zu leben, aber da mein Herr (Nai)*) kein Nest hat, um darin zu wohnen, so würde es mir sehr schlecht zustehen, ein solches bauen zu wollen.“ Der Affe riß darauf das Nest in Stücke. Der Vogel sprach dann die Morallehre: „Sie, die stark sind, zerreißen mein Nest. Ich, der Schwache, muß untergehen. Meine Jungen sterben und auch ich.“ Der Leuchtkäfer sprach diese Sentenz: „Ist der Baum abgestorben, so wird er brechen. Alles Schöne ist der Zerstörung unterworfen, nichts entkommt. Nimm das Schwert, den Stein zu zerhauen. Der Stein wird zerhauen, aber das Schwert bleibt schartig. Wir wollen hier nicht länger verweilen. Flieg weg, flieg weg.“

Der Tiger rief dann dem Jäger zu: „Der Affe ist ein wildes Thier, wirf ihn herab, daß ich ihn fresse.“ Der Jäger erwiederte: „Der Vogel hat zuerst den Affen geschmäht, die Schuld ist also auf beiden Seiten.“ Der Tiger erzählte dann dem Jäger eine andere Geschichte.

Einst spazierte ein großer König, Thao**) Laomithirat genannt, zur Belustigung in seinen Gärten und sah einen Affen, den er durch seine Edeln fangen und abrichten ließ. Sie lehrten ihn eine Menge Sachen und, als er darin vollkommen geworden war, brachten sie ihn zu dem König, der ihn sehr lieb gewann.

---

*) Ein echt siamesischer Zug, der kaum in einem andern Lande entstanden sein kann. In Siam muß jeder Unterthan des Königs sich an einen Vornehmen, als seinen Meister oder Nai (nâyaka) anschließen und gehört nun zu dem Gefolge desselben. In dieser Erzählung bezeichnet Nai gleichsam den Repräsentanten des Affengeschlechts als den Vorsteher desselben.

**) Die alt-siamesische Bezeichnung für König, die jetzt wenig gebraucht wird, als antiquirt.

Eines Tages begab es sich, daß der Fürst in seinem Garten spazierte und den Affen bei sich hatte. Als sie zu einem kühlen See kamen, legte sich der König nieder und gab sein Schwert dem Affen mit dem Auftrage, Wache zu halten, und ihn, wenn Jemand kommen sollte, seine Ruhe zu stören, dagegen zu schützen. Der König bettete sich dann in den Schatten eines Blumenbaumes (Ton Pikun) und fiel in Schlaf. Der Affe saß da, um den König zu bewachen. Da kam ein Bienenschwarm daher, um den Nectar der Blumen zu sammeln. Eine der Bienen, angezogen durch den Wohlgeruch, der die königliche Person umgab, ließ sich auf den König nieder. Der Affe wurde zornig über die Frechheit dieser Biene und schlug mit dem Schwert nach ihr. Aber das Insekt verfehlend, schlug er dem König eine solche Wunde, daß er todt blieb. Bald darauf kamen die Edelleute, die den König suchten, nach diesem Ruheplatz. Dort lag er todt und der Affe in großer Furcht und Angst saß als Wächter daneben. Auf die gestellten Fragen gab der Affe die Erklärung und versicherte, daß er nach den Befehlen des Königs gehandelt habe. Die Edelleute hörten schweigend zu. Der Affe sprach dann folgende Sentenz: „Du magst irren ebenso sehr durch zu vieles Wissen, als wegen einer verdorbenen Natur, gleich mir," und wurde darauf von den Edelleuten getödtet.

Der Tiger fügte hinzu: „Du kannst diesem Affen nicht trauen, wirf ihn herab für mich zum Fraß." Der Jäger gab dann dem Affen einen Stoß. Der Tiger sprang darauf zu und packte ihn am Genick. Der Affe, den Schmerz fühlend, fletschte seine Zähne und lachte den Tiger an. Der Tiger sagte: „Gewöhnlich wenn ich Thiere ergreife, jappen sie nach Luft, aber du, Affe, lachst, wie ist das?" Der Affe erwiederte: „Als du mich ergriffst, hast du mein Herz verfehlt, und ich habe deshalb ein herzliches Lachen über dich." Der Tiger fragte: „Wo liegt denn dein Herz?" Der Affe erwiederte: „Mein Herz findet sich am Ende meines Schwanzes." Der Tiger ließ den Hals los und sprang an den Schwanz, aber ehe er denselben packen konnte, war der Affe auf den Baum geklettert und in Sicherheit. Der Affe sprach dann die folgende Sentenz: „Wer kühnen, starken Sinnes ist und nicht sein Herz verliert, wird sich retten, gleich mir." Nachdem der Tiger so den Kürzeren gezogen hatte, entfernte er sich von dort und ging fort. Der Affe fühlte durchaus keine Erbitterung gegen den Jäger, auch nicht die allergeringste, und sagte zu ihm: „Möge es meinem

älteren Bruder gefallen, ein wenig hier zu verweilen. Ich werde reife Früchte für ihn sammeln zum Essen, und dann ihm als Führer dienen auf dem Weg nach der großen Heerstraße. Der Affenkönig (Phaya Phanong) nahm dann seine Begleiter mit sich, um Früchte im Walde zu sammeln. Während der Abwesenheit des Affen schlug der Jäger seine Jungen, Kinder und Enkel, todt, indem er zu sich sagte: „Ich werde sie räuchern und meiner Frau mitnehmen." Phaya Phanong mit seinen Leuten zurückkehrend, brachte eine große Menge von Früchten herbeigeschleppt. Als die Affen alle ihre Jungen todt fanden, wurden sie wüthend gegen den Jäger und wollten ihn umbringen. Phaya Phanong aber hielt sie zurück und verbot es ihnen, indem er sagte: „Alles ist vergänglich (anichang). Wir könnten jetzt allerdings den Jäger tödten; aber unsere Nachkommen würden dafür zu leiden haben, und das sündvolle Geschick (Kam) würde für fünfhundert Generationen auf uns lasten." Indem er mit diesen Worten die Erzürnten zur Ruhe verwies, leitete er den Jäger auf seinen Weg. Weil nun die Natur des Jägers von Grund aus verderbt war, so kamen ihm die folgenden Gedanken: „Ich habe kein Stück Wild gefangen, und wenn ich jetzt nach Hause komme, wird man viel über mich zu reden haben. Das darf nicht sein. Ich werde diesen Affen hier todt schlagen und ihn dann räuchern, um ihn meiner Frau mitzubringen." Phaya Phanong ging vor ihm her, ihm den Weg zu zeigen und wußte nicht, daß der Jäger beabsichtigte, ihn zu tödten. Der Jäger aber nahm seinen Bogen in die Hand und schlug den Affen auf den Kopf, daß das Blut in dicken Tropfen herabfiel. Er fragte ihn: „Weshalb schlägst du mich?" Der Jäger erwiederte: „Ich gab dir diesen Schlag, weil ich dein Fleisch nöthig habe. Ich werde es räuchern und dann für meine Frau und Kinder mitnehmen." — Phaya Phanong sagte: „Wenn ich stürbe, wer würde dich auf den Weg führen? Steht dein Wunsch nach meinem Fleisch*), so laß mich dich erst nach der großen Straße leiten, du wirst den Weg finden, indem du den Spuren meines Blutes nachgehst." Phaya Phanong ging voran. Als sie an das Ende des Jungle gekommen waren und den Anfang der Straße erreicht hatten, wandte Phaya Phanong sich um

*) In den Jâtakas spielt Phaya Phanong als eine der Vorexistenzen Buddha's.

und sah nach dem Jäger, der der Blutspur folgend herankam. Nachdem er ihn sodann getödtet, bereitete er das Fleisch zum Geschenk für sein Weib. Aber gerade in dem Augenblick, wo der Jäger seinen Fuß aus dem Jungle hinaussetzte, öffnete sich die Erde und zog ihn hinunter. Der Jäger fiel direct in die große Hölle Avéchi. Was aber Phaya Phanong anbetrifft, so brachten ihm, im Augenblick des Todes, die Thevada (Dewas) einen glänzenden Goldpalast*), um darin zum Himmel aufzusteigen. Dort wurde er mit großem Pomp empfangen, während seine Kinder und Enkel, die der Jäger getödtet hatte, auf königlichen Wagen herbeigeführt wurden. Als die Thevadas mit ihm in den Himmel eintraten, blickte Phra Phanong überall umher und fragte die Thevadas, sprechend: „Ist nicht auch der Jäger gleichfalls hierher gekommen?" Die Thevadas antworteten: „Wir laden den Herrn Wohlthäter ein, weiter zu gehen. Dieser Meister Jäger sündiger Gesinnung ist in die Hölle Avéchi hinabgestürzt. Eure Hoheit muß aufhören, noch ferner an ihn zu denken." „Und so," sagte Khutaliban zu Madame (Nang) Priengvathan, „war es, daß der Jäger, der den Affen tödtete, lebendig in die Hölle fiel." Dann sagte Priengvathan: „Als du diesen Eid schworst, hatten wir keinen Glauben. Aber wie willst du dich hier nun herauswickeln und unsere Jungen zurückerhalten? Wenn ich meine Kinder nicht wieder bekomme, so werde ich sterben, wie es mir scheint."

Khutaliban setzte dann aus, um Phaya Kaa (den Lord Rabe) aufzusuchen, und schüttete alle seine Sorgen vor ihm aus, ihm Alles, wie es sich ereignet hatte, erzählend: „Wie werden wir nun, sagte er dann, unsere Kinder zurückerhalten? Ich bitte den Herrn Wohlthäter, sich unserer zu erbarmen und Mitleid mit mir zu haben." Der Rabe erwiederte: „Tag für Tag haben unsere Verwandten, alle Barone und Lords, Ursache, sich über Phra-Samuth (das Weltmeer) zu beklagen, daß er sie geringschätzig bebehandelt und uns gleichsam verachtet. Es wird nöthig und angemessen sein, diese Sache ein für allemal in Ordnung zu bringen, indem wir sie dem Phaya Naxapaksi (dem großen König der Vögel) vorlegen. Das wird am besten sein." Der Rabe ging

*) Die Thevadas durchsegeln die Luft in beweglichen Palästen (ähnlich den Vimâna der Phramana) wie sie in dem brahminischen Indien den von Kârtikeya bekämpften Asuren zugeschrieben werden.

dann mit Khutaliban, diese Angelegenheit seiner Hoheit, dem Geier, zu berichten. Der Geier sagte: „Wegen einer Sache, wie diese, die das Wasser betrifft, muß man sich an den Nok Karien (Reiher) wenden.“ Der Geier begleitete Khutaliban, um den Reiher aufzusuchen, und nachdem sie demselben den Sachverhalt dargelegt hatten, sagten sie: „Wir bitten Eure Excellenz diese Sache dem Phaya Khruth (Garuda) unterzubreiten, dem Könige der Vögel (Raxapakſi).“ Die vier Vögel begaben sich dann zusammen zum Vogelkönig, indem sie in einem ehrfurchtsvollen Bericht ihre Bitte vorbrachten, sagend: „So viel wir auch immer klagen und protestiren mögen, Phra Samuth achtet nie darauf und kümmert sich gar nicht darum. Wir kommen jetzt, um unsere Zuflucht bei dem großen Könige, unserem Herrscher, zu nehmen. Es vergeht kein Tag, ohne daß die Beamten und Angestellten nicht Protest und Verwahrungen einlegen, aber Phra Samuth kehrt sich an nichts. Mein Herz will brechen und ich werde sterben durch den Kummer um die Kleinen, die man mir genommen hat. Aber außerdem auch fühle ich mich tief gekränkt, weil Phra Samuth eine so geringe Meinung von uns hat und uns offenbar verachtet. Ja, er äußert es geradezu: „Ich fürchte dies Volk nicht. Sie haben weder Herren noch Fürsten.“ Darauf sagte Phaya Khruth: „Ihr seid hierher gekommen, um Zuflucht bei mir zu suchen. Also Phra Samuth zeigt bis jetzt keine Ehrerbietnng für mich.“ Dann entbrannte Seine Majestät in grimmigem Zorn und er rief aus: „Ha, ha, Phra Samuth, du bist auf dem rechten Wege. Ich kannte nicht eine solche Unverschämtheit an dir.“ Und Phra Khruth ging an den Rand des Wassers. Dort stellte er sich hin und rief Phra Samuth, ihn herausfordernd: „Wollen Eure Hoheit sich gefälligst hierher bemühen.“ Phra Samuth dachte bei sich selbst: „Sie haben die Angelegenheit der armen Leute vor Phaya Khruth gebracht, deshalb kommt er nun hierher und macht solchen Lärm.“ Und dann sprach Phra Samuth laut, als Antwort: „Ich habe nichts zu essen für den Herrn Wohlthäter. Ich fürchte mich gewaltig vor dem Herrn Wohlthäter.“ Phaya Khruth aber wurde noch um so zorniger, weil Phra*) Samuth sich so unverschämt

*) Der Gebrauch von Phra und Phaya ist ein sehr eigenthümlicher im Siamesischen, und würde eine weitere Auseinandersetzung erfordern, als hier gegeben werden kann. Ursprünglich stammen beide Titel von demselben Wort, die gött-

benahm. „Ich bin selbst hierher gekommen," sagte er, „ich selbst habe ihn gerufen, und dennoch steigt er nicht herauf, hierher zu kommen. Ich sehe also wohl, daß es wahr ist, worüber man sich bei mir beklagte, und daß er wirklich die Kinder fortgenommen hat." Und als er trotz allen Rufens nicht erschien, da kannte der Zorn Phaya Khruth's keine Grenzen weiter. In der vollen Kraft seiner Wuth stieß er mit dem Schnabel in das Wasser, so daß es an beiden Seiten auseinander klaffte, neun Jozana tief, und die Thurmspitze*) von Phra Samuth's goldenem Palaste am Grunde des Oceans sichtbar wurde. Dann sagte Phra Samuth: „Ich werde für den Herrn Wohlthäter Essen zu finden suchen. Warum handelt ihr so feindselig gegen mich?" Phaya Khruth aber erwiederte: „Du selbst wirst mir zum Essen dienen, wahrlich, denn wahrlich, du bist ein Unverschämter, jetzt werde ich es dir eintränken, nicht gekommen zu sein, als ich rief." Dann sagte Phra Samuth: „In welcher Weise hat sich denn Ihr ganz unterthänigster Diener unverschämt benommen?" Phaya Khruth erwiederte: „Da ist Priengvathan, die zu meinen Unterthanen gehört. Du kamst herauf dich zu belustigen und hast dann ihre Kinder geraubt. Sie flüchtete sich in meinen Schutz und klagte gegen dich, weil sie ihre Kinder nicht zurückerhalten konnte." Phra Samuth sagte darauf: „Allerdings ist es wahr, das ich emporstieg und dorthin kam, um mich zu belustigen, aber von dieser Sache da wußte ich nichts. Ich werde meine Diener und Sklaven zusammenrufen. Diese mögen es gethan haben. Ich werde darüber Erkundigungen einziehen." Phra Samuth schickte dann seine Edelleute aus, um alle Fische zusammenzurufen. Als Alle versammelt waren, aufgestellt in ihren verschiedenen Kasten und Abtheilungen, ließ er die nöthigen Untersuchungen machen und fragte sie: „Wer war es, der vor einigen Tagen, als wir zum Spiel ausgingen, junge Vögel fortgenommen hat? Wenn irgend Jemand so gethan hat, so verhehle er es nicht, sondern lege rasch das Geständniß ab, oder ich werde ihn schwer bestrafen, und es soll ihm selbst

---

liche oder königliche Majestät (wie Bogdo) bezeichnend. In den Geschichtsbüchern erhalten die Könige während ihres Lebens meistens den Titel Phra, wogegen man sie als Phaya (dem birmesischen Herr in der Aussprache fast gleich) bezeichnet, wenn ihre Namen auch nach dem Tode wieder erwähnt werden.

*) Auch die Birmesen erzählen viel von der goldenen Pagode des Meeresgottes im Ocean.

das Leben kosten.“ Dann wurden in jedem Departement und in jeder Abtheilung Untersuchungen angestellt und die Leute wurden gewarnt, nicht verstockt zu sein. Da kam zuletzt eine Unter-Abtheilung von dem Pla Mo (Karpfen) vorwärts und sagte: „Als wir damals das königliche Zelt aufschlugen, sahen wir einen Vogel mit zwei Jungen, gerade an der Stelle, wohin das Zelt gesetzt werden mußte; wir dachten es unpassend, daß dieselben dort blieben, wenn unserer königlicher Herr und Herrscher sich daselbst niederzulassen beabsichtigt. Wir nahmen sie deshalb mit uns fort.“ Phra Samuth befahl dann dem Mo-Fisch die jungen Vögel zu holen, und er überreichte sie dem Phaya Khruth, der sie Khutaliban ausliefern ließ. Priengvathan war außer sich vor Freude und, Phaya Khruth ihre Huldigung darbringend, folgte sie ihm beständig und blieb in seiner Nähe. Phaya Khruth sagte dann zu Phra Samuth: „Von jetzt an hüte dich, den Unserigen ferner Leid zuzufügen.“ Als Phra Samuth seinen Abschied erhalten hatte, ging er nach seinem goldenen Palast zurück. Phaya Khruth erließ nun seine Befehle an die Edelleute unter den Vögeln und traf folgende Anordnungen.*) „Wenn fernerhin irgend Jemand euch Unrecht thut, so wendet euch zuerst an den Raben, als den Vornehmen des ersten Ranges. Dann sprecht zu dem Geier und laßt den Geier mit dem Reiher reden, dieser wird die Sache vor den Raxapakſi legen, der Raxapakſi berichtet dem Sakkatava und dieser wird uns damit bekannt machen. Wir werden dann die nöthigen Nachforschungen anstellen, und den Geier befragen. Ueberschreitet die Sache seine Gerichtsbarkeit, so mag man sich an mich wenden. Liegt es aber noch in seiner Macht zu entscheiden, so hat er den königlichen Schwan (Raxa-Hong), den Sattava, den Raxapakſi und alle die Aeltesten und Erfahrenen zu versammeln, um sich mit ihnen zu berathen. Man muß sich nicht immer gleich an uns wenden wollen, dieser Zugang muß schwierig bleiben. Nur in wichtigen Sachen kann es erlaubt sein. Aber, außer-

*) Eine gute Illustration des siamesischen Staatsorganismus, in dem Jeder zu einer Genossenschaft gehört, die wieder Theil einer höheren Rangordnung bildet. Jeder Siamese hängt ab von (aber wird auch geschützt durch) einen Nai, und dieser Nai von einem höheren Nai, bis hinauf zu dem König, dem Obersten aller Nai. Dadurch kann möglicher Weise ein Mann des Volkes seine Klagen bis zu dem Throne bringen, was in directer Weise, wegen des complicirten Ceremoniells, unmöglich sein würde.

dem, Alles muß nach den Fähigkeiten beurtheilt werden. Und dann, alle ihr Thiere groß und klein, fügt einander kein Uebel zu. Bleibt stets auf dem Wege des Rechts." Und Phaya Khruth gab seinen Segen allen Vögeln und sagte: „Alle, Herren und Diener, haltet euch fern von Unterdrückung, sondern im Gegentheil, unterstützt einander und suchet alle Zwistigkeiten auf friedliche Weise zu lösen." Dann bezeugten alle die Edlen und Großen unter den Vögeln dem Phaya Khruth ihre Huldigung, als dem Beherrscher der Vögel, und begleiteten ihn nach seinem goldenen Palast.

Priengvathan aber tanzte in ihrer Freude um Khutaliban und sang: „Wer kann sich mit ihm vergleichen? Wo giebt es ein anderes Männchen, wie mein Männchen?" Und Beide gingen mit ihren Kindern nach ihrer Wohnung und lebten glücklich und zufrieden unter den Blättern des Baumes.

Und Sittat, nachdem er dem königlichen Jäger seine Huldigung dargebracht hatte, sagte: „Wenn diese Thierchen, obwohl so kleine Vögel, einen Kampf mit Phra-Samuth (dem Ocean) wagen konnten, wer würde nicht mit größeren Anstrengungen jedes Ding zu erreichen vermögen?" u. s. w.

Phaya Khruth ist Vischnu's (bei den Buddhisten besonders als Nârâjana bekannt) Garuda, der kühne Vogel, der auf Kaçyapa's Anweisung selbst bis in den Himmel drang und den Göttern das Amrita entführte, um seine von den Schlangen gefangene Mutter zu erlösen. In den Ruinen von Nakhon Vat (in Cambodia) erscheint seine Figur überall auf den Zinnen und an den Portalen, als das Symbol ungezügelter Kraft eine gewundene Schlange in den Händen zerquetschend. In den siamesischen Märchen und Fabeln figurirt er meistens (wie oben) als der mächtigste Vogelkönig, spielt aber auch zuweilen eine komische Rolle, wie in der folgenden Erzählung, die ganz an unsere von dem Hasen und dem Schweinigel erinnert:

Es geschah einst, daß Phaya Khruth nach dem Nakh (Nâgas oder Wasser-Schlangen) aussah, um sich zu nähren, aber er konnte nicht hinlänglich von ihnen finden. Als er deshalb zu einem See kommend, eine Schildkröte darin erblickte, dachte er dieselbe zu essen. Die Schildkröte aber rief: „Ehe du mich frissest, laß uns einen Wettlauf zusammen anstellen," und Phaya

Khruth, der es zufrieden war, erhob sich stolz in die Lüfte. Die Schildkröte aber rief alle ihre Verwandten und Bekannten zusammen, die ganze Menge der Schildkröten und stellte sie in Reihen von 100, von 1000, von 10,000, von 100,000, von 1,000,000, von 10,000,000 auf, den ganzen Raum ausfüllend. Khruth schoß oben in der Luft umher, mit der ganzen Kraft seines Flügelschlages, und die Schildkröte rief ihm zu: „Wohl, laß uns beginnen. Ich lade Eure Hoheit ein, am Himmel entlang zu fliegen, was mich betrifft, so werde ich im Wasser marschiren. Wir wollen sehen, wer zuerst ankommen wird. Wenn ich verliere, gebe ich mich zur Beute." Khruth flog vorwärts mit aller seiner Schnelle und dann anhaltend, rief er nach der Schildkröte, aber von allen Seiten, wohin er auch immer flog, antwortete die Schildkröte und rief ihm schon von ferne zu. Da flog Khruth auf's Neue, so rasch, als es ihm möglich war, aber in jedem Punkt war die Schildkröte vor ihm. Da flog Kruth und flog bis nach dem großen Waldgebirge, dem heiligen, Himaphan. Zuletzt sagte Kruth: „Höre, o Schildkröte! du verstehst in der That, ziemlich rasch zu marschiren," und, den Wettlauf aufgebend, setzte er sich zum Ausruhen auf den Rathit-Baum, seine Residenz.

Die hier gegebenen Fabeln sind dem Nonthuk-Pakkaranam entnommen, oder, wie Professor Benfey schon bemerkt hat, dem Nandaka-Prakaranam. Der andere Ochse heißt Sanxib (Sandschîva). Der Ochse bleibt nicht im Walde zurück, weil er (wie im Hitopadeça) das Bein bricht, sondern Nonthuk stellt sich absichtlich krank, weil ihm die Gegend gefällt, und der Fuhrmann muß ihn ausspannen. Der letzte Kampf mit dem Löwen, der durch die verrätherischen Schakale herbeigeführt wird, endet mit dem Tode Beider, indem Nonthuk von dem Löwen zerrissen wird, aber der letztere an den empfangenen Wunden gleichfalls stirbt.

In dem Pakſi-Pakkaranam (Pakshi-prakaranam im Sanskritischen) dreht sich eine der Haupt-Erzählungen um den astronomischen Streit zwischen dem Könige der Thevada (Deva's) und dem Könige der Phramana (dem Könige der Nats und dem Könige der Byamma nach den Birmesen) über den Jahresanfang. Die Lösung der gestellten Räthsel wird den Riesenvögeln abgelauscht, die sich allabendlich auf den großen Weltenbaum

niederlassen und dort in menschlicher Sprache Unterhaltung führen. Außer diesen geschriebenen Sammlungen des Pakkaranam, in denen die Fabeln und Märchen stets eine bestimmte Moraltendenz verfolgen (wie im Hitopadeça), laufen in Siam noch eine Menge Erzählungen um, die (ähnlich denen des Kathâsaritsâgara), ohne eine eigentliche Pointe zu besitzen, nur die romanhaften Abenteuer von Heldenjünglingen und geraubten Prinzessinnen beschreiben und die ich zum Theil aus mündlichen Mittheilungen kenne. Das Buch der Sib-song-lieng genannten Märchen, die in den Ländern des mohamedanischen Orients spielen, ist dagegen viel verbreitet.

Rußland im Osten.

Unsere Zeit (1866).

Vor einigen Jahrhunderten pflegte man darum zu streiten, ob Rußland zu Europa oder zu Asien gehöre, und jetzt wird seine mit jedem Jahre fortwachsende Ausdehnung bald Zweifel darüber erregen, ob es ein Reich oder ein Continent zu nennen sei. Die Entdeckung Sibiriens war in der That die eines neuen Welttheils. Die Kosacken Jermak Timosejef's und seine Nachfolger, hatten zwar kein städtereiches Anahuac zu bekriegen, kein tempelgeschmücktes Cuzco zu plündern, aber in ihrer wagehalsigen Verwegenheit, in ihrem Kampfe mit feindlichen Elementen, in ihrer unermüdlichen Ausdauer bewähren sie sich als würdige Nebenbuhler der Conquistadores eines Pizarro oder Cortez. Und noch jetzt ist Sibirien für die Provinzen Rußlands dasselbe Land der Verheißung, das die Auswanderer des übrigen Europa in Amerika suchen. Auswärts allerdings verknüpfen sich mit Sibirien zunächst die Schrecknisse eines Verbannungsortes, aber ein einseitiges Festhalten an dieser Vorstellung würde ein ebenso unrichtiges Bild geben, wie wenn man bei Australien nur an Botanybai oder an die Deportation nach dem Schwanenflusse denken wollte. Die Mehrzahl der Verurtheilten erhält Land zum Anbau, die für härtere Arbeiten bestimmten Bergwerke liegen von der großen Straße entfernt, und auf dieser begegnet zwar der Reisende mitunter Gefangenentransporten, die ihn zur Trauer stimmen, sieht aber sonst nur geschäftige Betriebsamkeit in den Städten und reinliche Dörfer, deren Aussehen von Wohlstand zeugt. Nach Sibirien strömen aus der alten Heimath Unternehmungslustige,

die in der neuen auf rascheres Fortkommen hoffen, und vorzüglich viele Deutsche aus den Ostseeprovinzen sind dort als Handwerker oder Handeltreibende angesiedelt. Der Apothekerstand besteht fast ganz aus Deutschen, da er früher sogar gesetzlich jeder andern Nation verschlossen war, und in den großen Städten kann man mit völliger Sicherheit auf das Zusammentreffen mit Gebildeten rechnen, denen Deutsch oder Französisch ebenso geläufig ist wie das Russische. Der höhere Beamtenstand Sibiriens ist vorwiegend mit strebsamen Männern besetzt, die sich dort einen erfolgreicheren Wirkungskreis für ihre Talente zu schaffen vermögen, während die durch ihre Geburt begnadigten Protectionskinder lieber daheim in den fetten Pfründen des Vaterlandes zurückbleiben.

Sibirien gleicht auch darin Nordamerika, daß es nicht so sehr eine Colonie als eine neue Ansiedelung bildet. In den alten Culturstaaten Amerikas, in Peru und Mexiko, hat die Widerstandskraft der einheimischen Bevölkerung die romanischen Einwanderer bis zu einem gewissen Grade nationalisirt, und beide Länder haben Aehnlichkeit mit den in Indien oder an der afrikanischen Küste gegründeten Factoreien, in denen das europäische Element der Herrscher in der großen Masse der Eingeborenen verschwindet. In den Vereinigten Staaten dagegen, wie in Australien und am Cap der guten Hoffnung, haben sich die Ureinwohner vor den an der Küste gelandeten Fremden zurückgezogen, und diese konnten ungestört ihre Eigenthümlichkeit auf einem neuen Boden entwickeln. Dasselbe fand in Sibirien statt, wo Wogulen, Ostjäken und Jukagiren vor dem slawischen Ankömmling untergingen, und der sibirische Bauer scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeiten gewonnen hat, die ihn ebenso deutlich dem russischen gegenüber kennzeichnen, wie sich der Yankee durch seine sprüchwörtlich gewordenen Charakterzüge von dem Briten des Mutterstaates unterscheidet. Nur die Buräten, ein Stamm mongolischer Race, besaßen hinlängliche Widerstandsfähigkeit, um sich ungeschwächt neben den europäischen Eindringlingen zu erhalten, und die bei der Lostrennung von ihren türkischen Verwandten nach der untern Lena versprengten Jakuten erwiesen sich sogar als die Ueberlegenen, indem sie die mit ihnen vermischt lebenden Racen mehr nach ihren charakteristischen Gebräuchen umgewandelt haben, als daß sie selbst russische Sitten angenommen hätten.

Das ist jedoch ein alleinstehender Ausnahmsfall, die größere Mehrzahl der sibirischen Landeskinder hat der europäischen Ueberlegenheit weichen müssen. Die Tschuktschen setzten lange einen hartnäckigen Widerstand entgegen, und entflohen dann, als sich dieser vergeblich zeigte, in den äußersten Winkel des Nordostens, wo sie zum Theil noch ihre Unabhängigkeit bewahren. Als ihre Väter, so geht die Sage von dem verschollenen Volke der Tschuden, zwischen den heimischen Fichten ihrer Wälder die weiße Birke aufwachsen sahen, da erkannten sie, daß der Adler des weißen Czaren im Fluge nahe, und brachen ihre Hütten ab, um an's Eismeer fortzuwandern.

So lag das Land offen und frei, als dem Kosaken folgend, der russische Bauer seinen Karren über den Ural nach Sibirien trieb, um mit den hergeführten Werkzeugen das erste Haus zu zimmern, um das sich bald ein Dorf ansiedelte.

Den raschesten Zuwachs erhielt Sibirien in den letzten Jahren, wo statt des Kosakenpferdes das Dampfschiff eroberte. In einem Sommer wurde die ganze Länge des Amurflusses hinzugefügt, mit jenem weiten Gebiet, wo einst Albasin verloren gegangen, worauf im Vertrage von Kiachta (1727) Verzicht geleistet worden, für dessen Rückerwerbung seit Krusenstern's Colonisationsvorschlag (1805) vergebliche Verhandlungen angeknüpft waren. Murawiew, der unternehmende und scharfsichtige Gouverneur Ostsibirens, ward durch den unglücklichen Ausgang, der 1847 von Ustj-Strelka ausgesandten Expedition nicht abgeschreckt und schiffte sich selbst im Jahre 1854 auf dem Amur ein, um ihn, unbelästigt von den chinesischen Wachtposten, bis zur Mündung zu befahren, und als der 1858 abgeschlossene Vertrag in Peking bestätigt war (1859), sah Rußland die ganze Länderstrecke vom Zusammenfluß der Schilka und des Argun am rechten Ufer des Ussuri bis zum Ausfluß des Thu-Mens-Kjang seinem Reiche einverleibt. Mit der Gründung von Nikolajewsk öffnete sich nun ein neues Thor nach der wunderbaren Civilisation der japanischen Inselwelt, während früher der Weg durch Sibirien nur über die Beringsstraße nach dem nordwestlichen Amerika führte, dessen Küsten für Niemand anlockend waren, außer für den Pelzjäger oder den Walfischfänger. Auch mit dem lange verschlossenen Korea haben die vorgeschobenen Kosakenposten schon angefangen, einen Tauschhandel einzuleiten, und voraussichtlich wird auch dieses

Reich, das starrsinnig alle Fremden von seinen Küsten bisher zurückgewiesen hat, dem Eindringen des russischen Keilkolosses nicht lange widerstehen können.

Das Czarenreich steht nicht still, es arbeitet weiter und weiter vorwärts. Erst kürzlich wieder ist Fürst Krapotkin von einer Entdeckungsreise zurückgekehrt, auf der er in Verkleidung die nördlichen Districte der Mandschurei durchzog und Merghen besuchte, wo der russische Gouverneur seinen Sitz hat; andere Expeditionen erforschen Saghalien, die Kentigebirge, die Seen der Sojoten, die Alterthümer von Minusinsk und Nertschinsk, und alle diese Mitarbeiter tragen der Gelehrtenwelt reiche Ernten in ihre Scheuern ein. Die Völkerkunde fand jenseit der noch den Tungusen verwandten Goldi, Mangun und Orochonen die Gilyak an der Mündung und dann die nach den Kurilen hinüberführenden Ainos; die Zoologie und besonders die Ornithologie gewannen Schätze aus den Sammlungen Middendorff's, Schrenk's, Radde's, und alle anderen Zweige der physischen und physikalischen Wissenschaften bereicherten sich mit den Resultaten der Reisenden, welche die Regierung jetzt fast beständig in den noch wenig erforschten Gebieten unterhielt. Eine der neuesten Aussendungen ist bestimmt, die Provinz Turuchansk zu untersuchen und den Jenisei bis an's Eismeer zu verfolgen, wo außer den Graphitbergen, die noch mit Haut bedeckten Skelete ganzer Mammuth erst kürzlich wieder die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben.

Das Generalgouvernement Ostsibirien mit dem 1851 abgetrennten Transbaikalien oder Daurien erreicht fast die Größe Europas und zeichnet sich vom westlichen Sibirien durch die Mannigfaltigkeit seiner Bodenbeschaffenheit aus. Zwar erstrecken sich die öden Tundren und Steppen des letztern im Norden über die politische Grenzscheide hinaus, aber der Süden des östlichen Sibirien ist eine Fundgrube malerischer Naturschönheiten. Dort windet sich aus den Abhängen des Altai die Selenga hervor im anmuthig malerischen Thal, dort ruht in großartiger Bergwildniß das heilige Meer des Baikalsees, und dort fand der Maler Atkinson Landschaften von frappanter Eigenthümlichkeit, die das Material zu seinen, dem Publikum bekannten Landschaftsbildern lieferten. Auch war diese vielseitig begabte Gegend nicht immer der Wanderplatz heimathloser Nomadenhorden gewesen, sondern hatte in vergangenen Zeiten eine höhere Cultur gekannt. Der

russische Colonist erzählt, wenn er ihre Spuren findet, sonderbare Märchen von dem alten Stamm der Tschuden, einem sagenhaften Volke, das nicht nur in der sibirischen Vorzeit eine Rolle spielt, sondern auch in der des nördlichen Europa, bis am baltischen Becken seine schwachen Klänge von den stolzen Gesängen skandinavischer Heldengedichte überrauscht werden. Wie sich aber aus den Darstellungen des Pytheas, des Tacitus, des Jornandes manche Andeutungen entnehmen lassen, um die schwankenden Schattenbilder der finnischen Tschuden auf historische Gestaltungen zurückzuführen, so verschwindet auch in Ostsibirien das mythische Halbdunkel, wenn man das Licht chinesischer Geschichte darauf fallen läßt. Schon Modo-Khan, der bis zu seinem Tode, im Jahre 174 v. Chr. von China Tribut bezog und den kaiserlichen Hof durch Uebersendung von Prinzessinnen zur Verschwägerung zwang, herrschte über das südliche Sibirien, über Turkestan und Bokhara bis zum Kaspischen Meere. An den Ufern des Baikal wurde 119 n. Chr. die große Schlacht geschlagen, in der sich die Chinesen den Durchgang nach Westen erkämpften, um die bis zu ihnen gedrungene Kunde von dem mächtigen Tatsin, dem römischen Reiche, zu erweitern. Der Schanjui Uschilu (Oer-Schanjui), der schon 102 v. Chr. China mit Eroberung bedrohte, hielt sein Hoflager an der Selenga. Als nach der Theilung des Chunnenreichs das Haus Sjänbi, von welchem die Vorfahren des Tobageschlechts am Baikalsee herstammten, an Macht gewann, herrschte 150 v. Chr. Tanschischai über das östliche Sibirien bis an den Tom, und später gehorchten alle diese Länder demselben türkischen Chaganus der den byzantinischen Gesandten Valentinus wegen der Beschützung der Avaren mit seiner Rache bedrohte (580 n. Chr.). Die tarbagtaischen Tschungaren, wie Hyacinth bemerkt, verbreiteten sich im 4. Jahrhundert bis nach Jakutsk unter dem Namen der Haogjuier. Aus den Mochö am Amur, vom Argun bis zum östlichen Meere, wanderte im 9. Jahrhundert der Stamm der Tatan nach den Ländern der Kalkas. Während das khitanische Haus der Lao auf dem chinesischen Throne saß, drangen Strömungen der Civilisation in Mandschurien und Ostsibirien ein, aber dieselben Länder wurden auch von den Schlägen durchzuckt, die seit 1125 n. Chr. seinen Sturz herbeiführten, bis der Weltenstürmer Dschingis-Khan mit der Yuendynastie eine neue Aera eröffnete.

Die russischen Entdecker fanden jenseit des Baikal mongolisch-burätische Horden, die nach ihrer Vertreibung aus China sich durch Tributforderungen von den Tungusen entschädigten, bald aber vor den slawischen Rivalen das Feld räumen mußten. Unter den kräftigen Gründern der Mandschudynastie erstarkte der chinesische Einfluß auf's Neue und nahm eine gebietendere Stellung im mittleren Asien ein als je zuvor. Die russischen Festungen am Amur wurden zerstört, die Besatzungen als Gefangene nach Peking geführt, und in Moskau begnügte man sich gern damit, den Handelsmarkt in Kiachta zugestanden zu erhalten. Jetzt hat sich das Blatt gewendet. Die Mandschukaiser liegen machtlos darnieder, kaum fähig, sich im eigenen Lande auf dem wankenden Throne zu erhalten, während Rußland allgewaltig durch Asien dahinschreitet und den benachbarten Nationen seine Gesetze dictirt.

Irkutzk, aus den schwachen Anfängen einer Kosackenstation erwachsen, ist der Sitz eines Statthalters geworden, der die Verwaltung des ganzen Ländercomplexes zwischen Eismeer und Stillem Ocean leitet. In Irkutzk laufen alle Fäden zusammen, und so bildet die Stadt auch den Mittelpunkt, wo die naturwissenschaftlichen Entdeckungen, die in den neuerworbenen Ländern überall sich aufdrängen, zuerst ihre Berichte einsenden. Es war deshalb eine glückliche Idee, in Irkutzk, diesem Außenposten europäischer Civilisation, eine geographische Gesellschaft zu bilden, und den Reichthum an werthvollen Originalmittheilungen, womit die Nummern ihres Journals gefüllt sind, fließt ohne Mühe dorthin, da jeder Reisende im östlichen oder südlichen Sibirien auf einem seiner Wege Irkutzk passiren wird. Mit der geographischen Gesellschaft ist außer einem Museum auch eine Bibliothek verbunden, in der ich die zuvorkommendste Erleichterung für jede Art der Benutzung fand. Ohnedies trifft man in Irkutzk manche Beamte und Missionäre, die sich nach langjähriger Wirksamkeit unter den einheimischen Volksstämmen für den Abend ihres Lebens nach der Hauptstadt zurückgezogen haben. Ich erhielt durch dortige Bekanntschaften interessante Mittheilungen über die Tschuktschen, Sojonen, Buräten, Tungusen, und könnten solche aus praktischer Erfahrung geschöpften Berichte nie durch die Erkundigungen einer flüchtigen Durchreise ersetzt werden.

Die Resultate der schon erwähnten Entdeckungsreise Krapotkin's wurden während meiner Anwesenheit in Irkutzk bekannt. Er war, zur Erforschung eines directen Weges von Transbaikalien nach Blakoweſtſchensk am Amur, am 31. Mai von Altſuruchaitojevsk am Argun aufgebrochen und am 4. Juni in Merghen angelangt, dem befestigten Centralpunkt der chinesischen Verwaltung am Nonnifluß, etwas oberhalb seines Zusammenlaufs mit dem Ganfluß. Am rechten Ufer des letzteren war er schon in den ersten Tagen bei dem Vulkan des mittleren Tsangiunoi vorüberpassirt, und fand später vielfache Gelegenheit, die Karten der Jesuisten zu corrigiren. Mit Uſſolzeff und Shiſhmaroff bereiste Krapotkin den Fluß Sungarei von der Stadt Girin bis zur Mündung. Shiſhmaroff versieht das russische Consulat in Urga, dessen Tempelklöster der lebende Buddha der Kalkasmongolen für seine steten Menschwerdungen gewählt hat, und folgte dem altberühmten Onon zu seiner Quelle, während Timroth und Helmersen das Land zwischen Uſſuri und der Meeresküste durchwanderten. Die Namen und Verdienste von Schwatz, von Maack, von Schmidt, von Bulitſchef sind bekannt. Mit dem Studium des Buddhismus der Mongolen ist besonders der frühere Pope Stukoff beschäftigt, von dem in dem letzten Sapiski der sibirischen Section der kaiserlich russischen Gesellschaft ein Aufsatz über die Mongolen und Buräten erschienen ist.

Irkutzk zählt etwa fünfundzwanzigtausend Einwohner und ist durch den Zusammenfluß der Theeladungen aus Kiachta, sowie des Pelzwerks aus Norden und Osten ein wichtiger Stapelplatz für den russischen Handel. Die Straßen sind breit und reinlich, mit Holz gepflastert, und die in bunten Farben bemalten Holzhäuser machen zusammen mit den vergoldeten Kuppeln der griechischen Kirchen einen freundlichen Eindruck. Die Stadt, an dem Zusammenfluß des Irkut und der Angara gelegen, ist von welligen Höhenzügen umgeben, auf denen kleine Landhäuser und Gärten zerstreut liegen. Während des kurzen, aber heißen Sommers soll Alles im fröhlichsten Blumenschmucke prangen, jedoch geht diese Freude rasch vorüber, und für den größten Theil des Jahres liegt das Land in Schnee und Eis begraben. Die Kälte kann schon im November zu hohen Graden steigen und mag selbst den Gefrierpunkt des Quecksilbers erreichen, aber die mit reißendem Gefälle aus dem Baikal hervorstürzende Angara ge-

friert erst im December oder Januar, wenn sie mechanisch durch die aus dem Baikal abgerissenen Eisblöcke aufgedämmt wird. Bis dahin duldet das Wasser keine hemmende Decke, und am Tage hoher Kältegrade sieht man es im Kampfe mit seinem mächtigen Feinde dampfen und verdunsten, so daß die nahe gelegenen Straßen der Stadt in dichte Nebelwolken gehüllt sind. Einmal in der Luft gefriert der Wasserdunst, und die Photographen, die in Irkutzk etablirt sind, müssen dann ihre Arbeiten einstellen, da die in der Atmosphäre schwebenden Eissplitter das Licht nach allen Seiten brechen.

Unter den Bewohnern von Irkutzk finden sich einige Exilirte des polnischen Adels, denen aus Vergünstigung diese Stadt zum Aufenthalt angewiesen wurde. Auch der Beamtenstand zählt Mitglieder derselben Nation, und während meiner Anwesenheit war General Göckel, ein Pole von Abkunft, Präsident der geographischen Gesellschaft. Das deutsche Element ist zahlreich vertreten, nicht nur durch Aerzte und Apotheker, oder im Handwerkerstande durch Bäcker, Fleischer, Schneider u. s. w., sondern auch unter den Officieren und Civilbeamten. Die deutsche Gemeinde beruft ihren Pastor aus den Ostseeprovinzen und wechselt nach einigen Jahren mit der Besetzung des beschwerlichen Amtes. Da die Diöcese dieses Geistlichen sich bis nach Nikolajevsk erstreckt, so muß er sich auf eine mehrmonatliche Reise einrichten, wenn die verschiedenen Militärstationen zur Vornahme von Trauungen und Taufen zu besuchen sind.

Die Bevölkerung Transbaikaliens ist im steten Wachsen begriffen. Die Einwohnerschaft Tschitas, der Hauptstadt, die sich 1851 auf sechshundertneunundfünfzig Seelen belief, zählte dreitausendundneunzehn Seelen im Jahre 1862, und viertausend im Jahre 1865, eine Zunahme, die zwar nicht mit der San-Franciscos und Melbournes zu vergleichen, aber im Verhältniß zu den sonstigen Oeden Sibiriens stark genug ist. Für einige Zeit wirkt auch dort der goldene Magnet mit unwiderstehlicher Anziehungskraft, und im Jahre 1846 beschäftigten die Wäschereien von Krasnojarsk allein über zwölfhundert Einwohner.

Wie auf dem Amur sind auch auf dem Baikalsee Dampfboote eingeführt, um die Ueberfahrt zu vermitteln. Mitte October stellen sie gewöhnlich ihre Fahrten ein, und dann ist es schwer, den See zu passiren, bis er im December fest zugefroren ist, da der Land-

weg um die Küste herum über rauhe Gebirge führt, auf denen ein reicher Kaufmann Kiachtas einige Saumpfade für die Theekaravanen hat anlegen lassen, die Poststraße der Regierung aber noch im Bau begriffen ist. In ganz Sibirien vermeidet jeder, der es einrichten kann, die Zwischenzeiten des Sommers und Winters für seine Reisen, da es höchst gefährlich ist, im Frühjahr die mit aufbrechendem und im Herbste die mit ansetzendem Eise gefüllten Ströme zu passiren. Im Winter dagegen bildet ganz Sibirien, von Tomsk bis zum Ural, eine glatt gefrorene Tafelfläche, auf der man im raschen Galopp gleichmäßig forteilt und über die breiten Ströme Jenisei, Irtisch, Ob fortschreitet, ohne sie sonderlich vom festen Lande zu unterscheiden, da eine einförmige Schneedecke Alles überzieht. Bei den geringen Niveauunterschieden wird die projectirte Eisenbahn keine anderen Terrainschwierigkeiten finden als die Ueberbrückung der Flüsse und der Sumpfländer, die deren Ufer begleiten. Der schon in vorigem Jahre bis Irkutsk beendete Telegraph wird jetzt zur Beringsstraße weiter geführt, um in Amerika mit dem atlantischen Kabel zusammenzutreffen, und so den ganzen Erdball mit seiner, die Geistesentwickelung belebenden Strömung zu umkreisen. Einen Seitenarm hofft man durch die Mongolei nach Peking anlegen zu können, um die Himmelssöhne des Mittelreichs aus ihrem tausendjährigen Traum aufzurütteln und zum industriellen Wettstreit heranzuziehen, in dem die Völker der Erde um die Siegespalme streiten.

Dreizehn Tage und Nächte der Schlittenreise brachten uns von Irkutsk nach Omsk, der Hauptstadt des westlichen Sibirien, und jetzt der Herd reger Thätigkeit, da von dort aus die militärischen Operationen geleitet werden, die die Linie am Issi-Kul und Sir-Darja bis zur Grenze der Kirgisensteppe zu erweitern bestimmt sind und Europa wieder Zutritt öffnen sollen zu jenen lange verschlossenen Culturstätten, wo schon in den ältesten Zeiten der durch Samarkand, die Mutter der Städte, vermittelte Handel indische und baktrische, iranische und chinesische Geistes- sowohl wie Bodenerzeugnisse austauschte. Mit eisernem Schwert pocht der Bote des weißen Kaisers an die Thore, die den Karavanen des friedlichen Kaufmanns Eingang gewähren sollen und auch dem Alterthumsforscher hohe Ausbeute versprechen. Statt Freude an diesen Fortschritten der Civilisation, ein ängstliches Bedenken über die Vergrößerung des Slawenthums zu fühlen, ist eine un-

richtige Auffassung der Verhältnisse, denn je mehr Rußland seinen Schwerpunkt nach Asien wirft, desto weniger wird es beabsichtigen, in Europa einzugreifen. Die ungeheuere Ausdehnung des Reiches, verbunden mit der verhältnißmäßig schwachen Bevölkerung, verbietet an sich ein gleichzeitiges Auftreten und Wirken auf mehreren Punkten, und eine Regierung, die das weiteste Feld müheloser Besitznahme im Osten vor sich sieht, wird nicht ihre Blicke nach Westen wenden, wo sich durch die blutigsten Kämpfe doch kein Fuß breit Erde gewinnen ließe. Ein großes Deutschland, einig und stark, hat wahrlich keinen Feind zu fürchten; die Zeit ist überhaupt vorüber, wo man daran denken konnte, ein durch ein nationales Band zusammengehaltenes Volk unter ein fremdes Joch zu zwingen. Als noch Cabinetsintriguen die Welt beherrschten, ließ sich der Neid machiavellistischer Politiker über die Vergrößerung des Nachbarstaates verstehen, jetzt aber gilt es nur, jeder Nationalität den Schwung ungehinderter Entfaltung zu lassen, um in dem natürlichen Gleichgewicht die Ruhe des Friedens zu finden.

Omsk mit siebzehntausend Einwohnern liegt am Einfluß des Om in den Irtisch auf weiter Steppe, aus der in der Ferne die Zelte wandernder Nomaden sichtbar sind. Die ursprüngliche Stadt war befestigt, doch genügte der beschränkte Raum schon lange nicht mehr der mit dem Verkehr wachsenden Ansiedelung, und haben sich deshalb offene Vorstädte ringsum angebaut, in denen Märkte gehalten werden.

Der District von Semipalatinsk bildete bisher die am südlichsten vorragende Ecke Sibiriens, jetzt aber wird er bald in's Innenland zurückgeschoben sein. Um unter Gewinnung einer festen Grenze dem kirgisischen Räuberwesen ein Ende zu machen, drangen die Russen auf allen Punkten unablässig vor und die Lage vieler Punkte, wie Tschemkend, Taschkend, Tschinaz u. s. w. haben von Struve schon astronomisch bestimmt und in ihrer Lage berichtigt werden können. Das chinesische Turkestan darf jetzt bald genauere Erforschung erwarten und ebenso das wichtige Hochland Pamir, wo Murchison hofft, die Geographen Rußlands und Englands auf dem neutralen Grunde der Wissenschaft zusammentreffen zu sehen. Die neugebildete Provinz ist von den Russen Turkestan genannt und umfaßt die größere Hälfte des untern Jaxartes. Neuerdings ist Taschkend zugefügt, das General Tschernajeff besetzte, um dem

Angriffe des Emir von Bokhara auf Kokhand zuvorzukommen. Als darauf dieser Fürst des mächtigsten der turkestanischen Khanate mit einem großen Heere heranzog, wurde er am 8./20. Mai d. J. bei Irdar durch General Romanowsky geschlagen, und die Russen erstürmten dann die Festung Kodschend am rechten Ufer des Sir-Darja. Auch England sendet von seinen durch den Bergwall des Himalaja geschützten Besitzungen Missionäre in das Innere Asiens, und Montgomerie hat kürzlich wichtige Beiträge zur Kenntniß der Straße nach Yarkand aus Berichten eines dorthin geschickten Eingeborenen zusammengestellt.

Als dritter Mittelpunkt für geographische Entdeckungen schließt sich an Irkutzk und Omsk noch Tiflis an, die Hauptstadt des Kaukasus. Seitdem Mohammed Amin im Jahre 1859 der russischen Regierung sich ergeben hat, beginnt für die so lange in Blut getränkten Berge eine neue Zeit anzubrechen, in der diese Schauplätze wilder Kämpfe durch die lang ersehnten Segnungen des Friedens neu geweiht werden mögen. Der Kaukasus ist unter die directe Verwaltung des Großfürsten Michael gestellt, der in Tiflis residirt und dessen Anwesenheit bald durch das Aufblühen geistigen Lebens bemerkbar wurde, da die Wissenschaften unter seinem Schutze jede Förderung zu gedeihlichem Fortschritt fanden. Die Stadtbibliothek, die sorgfältig angelegt ist und in ihrem im Jahre 1861 gedruckten Kataloge schon eine ansehnliche Zahl von Bänden aufführt, wird durch die Thätigkeit des Bibliothekars, Herrn Bergé, bald jeder andern in den europäischen Niederlassungen Asiens gleichgestellt sein. Zum Curator des neubegründeten Museums wurde der sibirische Reisende Radde ernannt, der auch im Kaukasus thätig mitwirkt durch seine Untersuchungen Suanetiens, zunächst des Rionsystems, und der, wie wenig andere, einen richtigen Blick und ein warmes Herz für das Verständniß der Natur besitzt. Eine Reihe von Höhenbestimmungen wurden 1860—61 durch Ruprecht gemacht, und der Geologe Abich fügte seinen langjährigen Arbeiten, den Untersuchungen in Kertsch und Taman, im Jahre 1864 die Transkaukasiens und 1865 die des südöstlichen Kaukasus hinzu.

Gewiß giebt es wenige Gegenden der Welt, die in gleich engem Raume eine reichere Ernte für die vergleichende Ethnologie und Philologie versprechen, als der Kaukasus mit seiner Mannigfaltigkeit verschiedener Sprachen und Völker. Schiefner's werth-

volle Arbeiten zeigen bereits, welche Hoffnungen an eine genauere Erforschung der Einzelheiten geknüpft werden dürfen; und gerade jetzt, wo der Waffenlärm verstummt ist, beginnt die Zeit für die befruchtenden Eroberungen der Wissenschaft. Bis jetzt konnte nur wenig geschehen, die Studien mußten feiern, und einer der Officiere entschuldigte seine Unfähigkeit, die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten, mit Hindeutung auf seinen Säbel, der seit zwanzig Jahren zu selten in der Scheide geruht habe, um der Hand die Führung der Feder zu erlauben. Um so mehr ist es anzuerkennen, wenn Einzelne selbst in der Unruhe des Lagerlebens den Sinn für literarische Beschäftigungen bewahrten. Ich erhielt sehr schätzbare Mittheilungen aus den Sammlungen des Stabsarztes Golovinsky in Wladikawskas, sowie durch Herrn Wlastoff, der damals zum Gouverneur von Mingrelien ernannt wurde, und die Vortheile seiner neuen Stellung gewiß dazu benutzen wird, die lückenhafte Kenntniß jener Provinzen zu vervollständigen. Zu den thätigsten Arbeitern gehört augenblicklich, außer Baron Uslar, der schon erwähnte Bibliothekar Bergé, der seine Mußestunden im Dienste der Musen zu verwerthen weiß. Er hat sich vor Kurzem das Verdienst erworben, die erste authentische Geschichte der Tscherkessen zu veröffentlichen, die bei der inzwischen erfolgten Auswanderung dieses Volkes auch die letzte sein wird. Sie ist aus den Papieren eines als russischer Beamter im Jahre 1844 verstorbenen Eingeborenen, Schora-Bekmursin-Nogmow, zusammengestellt, und die deutsche Uebersetzung der russischen Ausgabe (1861), die ich aus Tiflis mitbrachte, ist Anfang dieses Jahres veröffentlicht. Der Auswanderung der Tscherkessen ist die der Tschetschenzen gefolgt, welche die ihnen von Rußland als neue Heimath angebotene Ebene zurückwiesen, um unter ihren Glaubensgenossen zu leben, und zufolge eines Vertrags mit der türkischen Regierung nach Diarbekr geführt werden sollten, aber schon auf dem Wege dorthin sich in Ansiedelungen niederließen.

Die geographische Gesellschaft in Tiflis, deren Zeitschrift eine lange Reihe von Jahrgängen durchlaufen hat, scheint in der letzten Zeit ihre Wirksamkeit nicht sonderlich erweitert zu haben. Doch wird sie bei dem neuerwachten Erforschungseifer nicht lange in Unthätigkeit verharren können, besonders da es im Werke ist, den Zugang zum Kaukasus zu erleichtern und schon der Bau einer Eisenbahn begonnen wurde, um Poti, den an der Mündung des

Phasis gelegenen Hafen des alten Kolchis, mit der Hauptstadt zu verbinden. Bis jetzt ist der Reisende noch auf die russische Postbeförderung angewiesen, die ihn auch durch ganz Sibirien führt und in Anbetracht der Verhältnisse eine höchst vollendete Einrichtung genannt werden muß, aber doch für den an Strapazen Ungewohnten nothwendig viel Lästiges mit sich bringt. Mit der Eröffnung der Eisenbahn werden alle diese Beschwerlichkeiten beseitigt werden, denn das Schwarze Meer ist schon lange nach allen Richtungen von Dampfschiffen durchkreuzt, die im directen Anschluß an die österreichischen Donauboote stehen. Nach dem Besuche Odessas werden Stationen in Sewastopol, Feodosia und Kertsch gemacht, um dann längs der östlichen Küste des Schwarzen Meeres über Nova-Ruskie und Sukum-Kaleh hinabzufahren bis Poti, wo auch die Linie von Trapezunt ihren Schlußpunkt findet. Die Verpflegung in der ersten Klasse dieser Dampfschiffe genügt billigen Ansprüchen vollkommen; die Direction ist augenscheinlich bemüht, auch den nichtrussischen Passagieren gerecht zu werden. Die griechische Kirche schreibt bekanntlich eine Menge von Feiertagen vor, an denen Fleisch und alle animalische Kost und Zuthat verboten ist, so daß die Speisen in Oel gekocht werden müssen. Eine in der Kajüte aufgehängte Ordnung stellt es aber in eines jeden freies Belieben, ob er sich mit Fastenschüsseln begnügen will, und es müssen dem, der es verlangt, die gewöhnlichen Fleischgerichte servirt werden. Ein Westeuropäer, wenn er nicht aus dem Lande der Olla-potrida stammt, wird bei solcher Wahl nicht lange in Zweifel sein.

Um die durch Entfernung der Bergstämme entvölkerten Districte des Kaukasus neu zu bebauen, ist die Regierung bemüht, europäische Einwanderer herbeizuziehen, und mehrere der deutschen Colonisten im südlichen Rußland sind der Aufforderung gefolgt und nach dem Kaukasus übergesiedelt. Die schwärmerische Richtung, die sich wiederholentlich unter denselben bemerkbar macht, wird durch die Nähe der russischen Secten unterhalten, denen dort Aufenthaltsörter angewiesen sind.

Die neuesten Vorgänge im Kaukasus haben sehr verschiedenartige Beurtheilung erfahren und sind aus so verwickelten Verhältnissen hervorgewachsen, daß nur eine genaue Kenntniß der Sachlage zu eingehender Besprechung berechtigen würde. Die heldenmüthigen Kämpfe der Tscherkessen haben von jeher die Theil=

nahme Europas erregt. Es war ein erhebendes Schauspiel, diese Hand voll tapferer Bergessöhne allein, und unverzagt im Kampf, dem nordischen Giganten Widerstand leisten zu sehen, der schon halb Europa und ein Drittel Asiens verschlungen hatte. Ueber dem poetischen Schmucke wurde wohl häufig der von ihm verhüllte Kern der thatsächlichen Verhältnisse übersehen, aber obwohl bei genauerer Bekanntschaft mit den Tscherkessen auch ihre schlechten Seiten hervortraten, Habsucht, Raubgier, Rachsinn als vorwaltende Züge ihres Charakters sich zeigten, und das Wort des Römers: „Non arvorum cultu, sed rapto et latrociniis vitam sustentabant“, von ihnen wie von den alten Tzani galt, so kann doch nicht verkannt werden, daß dem Volke ein natürlicher Adel angeboren war, daß es hohe Entwickelungsfähigkeit besaß und längst über die niederen Stufen roher Uncultur hinausgetreten war. Die Tscherkessen gingen zu Grunde als ein Opfer der geographischen Lage, wohin sie die Geschichte geworfen hatte. Zum Herrschen bestimmt, fühlten sie sich unfähig, das auferlegte Joch zu tragen. Ihr Stolz verbot die Unterwerfung, die der mächtige Gegner gebieterisch verlangte, und da zwei unvereinbare Gegensätze keine Ausgleichung ermöglichen, so blieb nichts übrig als die Trennung. Im Alterthum würde ein solcher Conflict zum gänzlichen Vertilgungskriege geführt haben. Unsere Zeit, die keine Ausrottung von Nationalitäten erlaubt, ließ dem Schwächern den Weg der Fortwanderung offen.

Wer in den Kriegen zwischen Russen und Tscherkessen der eigentliche Angreifer gewesen sei, ist, wie meistens in solchen Fällen, eine müßige Frage. Für die Tscherkessen war es eine ritterliche Beschäftigung, die Länder ihrer Nachbarn auf Plünderungszügen tributpflichtig zu machen. Die warägischen Stifter des Russenreichs hatten früher in ähnlichen Kriegsthaten ihre Heldenkraft erprobt; als aber der moskowitische Autokrat ein gesetzlich geordnetes Land beherrschte, schwand der Sinn für solche Belustigungen, und mußte die bis zu den Kosaken und Tscherkessen vorgeschobene Grenze befestigt werden. Am Anfange des 16. Jahrhunderts wurden die Letzteren gezwungen, sich aus ihren Wohnsitzen am Asowschen Meere zurückzuziehen und in den Bergfesten zu verbleiben, auf die sie zwar ein längeres Eigenthumsrecht als die Russen besitzen, aber immer nur das Recht des Eroberers. Die Berggipfel des Kaukasus schauen seit den ältesten

Zeiten von ihrem majestätischen Amphitheater auf einen Circus hernieder, der mit seinen steilen Wänden die Bühne für manche mörderische Völkerschlacht umschlossen hat. Der Unterliegende wurde unter den Füßen des Siegers zertreten, denn das Ringen um die Existenz kannte keine Gnade, da der Platz zum Nebeneinanderwohnen fehlte. Aus dieser grausen Blutarbeit hatten sich die Tscherkessen, in glänzender Panzerrüstung strahlend, zum Triumphe aufgeschwungen, sie genossen in vollem Maße die mühsam erkämpften Ehren, sie besangen gern die ruhmvolle Vergangenheit des Adygevolks, und jetzt, wo die Hegemonie ihren Händen entrissen wird, ziehen sie trotzig in die Ferne, sich dem Schicksal, aber nicht den Menschen beugend. Es bleiben stets unfruchtbare Discussionen politischer Polemik, wenn man eine aus dem Zusammenhang gerissene Phase des Völkerlebens nach augenblicklichen Parteiansichten besprechen zu müssen glaubt. Die Richtigkeit aller Gedankenoperationen hängt von der richtigen Erkenntniß der Verhältnißwerthe ab, und wenn diese willkürlich durcheinander geworfen oder verschoben werden, muß das herausgerechnete Resultut nothwendig ein entstelltes sein. Ein solches Uebersehen der Verhältnißwerthe ist aber ein constanter Fehler, der die Beurtheilung der Tagesereignisse kennzeichnet. Einmal gebraucht man den weiten Zirkel der Speculation, um die Schritte der Weltgeschichte zu messen, und dann wieder fügt man die aus der mikroskopischen Betrachtung der Gegenwart gewonnenen Maße hinzu, ohne die verschiedenen Scalen entnommenen Zahlen erst durch die nöthige Reduction miteinander in Proportion zu setzen. Gewiß wird der Menschenfreund das harte Geschick beklagen, das die Familien der Tscherkessen und Tschetschenzen aus ihrer Heimath vertrieb, aber der Geschichtschreiber darf seine Blicke nicht der historischen Mission Rußlands verschließen, das, wie im Kaukasus, auch unter den fanatischen Uzbecken die Humanitätsgesetze unserer Civilisation zur Anerkennung zu bringen berufen ist. Für die Entwickelung der Cultur giebt es keinen ärgeren Feind, als ein engherzig beschränkter Fanatismus, und ohne die Verblendung des Müridismus würden die kaukasischen Auswanderer dem traurigen Loose entgangen sein, das ihrer in der Türkei harrt. Ihre Vertreibung scheint in keiner Weise vorher beabsichtigt gewesen zu sein. Rußland bestand darauf, daß die Bergschlösser und Schluchten verlassen würden, um die Dörfer nach der Ebene zu verlegen. Von

einer Regierung, die das Interesse vieler Völker zu vertreten und die friedlichen gegen ihre räuberischen Nachbarn zu schützen hatte, war dieses Verlangen ein gerechtes, und kam ein Theil der Kabardiner, der Beßleneer und Temirgojer ohne Zögern demselben nach. Mit den übrigen Völkern stand gleichfalls ein Uebereinkommen in Aussicht, als die aufregenden Predigten der Mullas eine massenweise Erhebung zur Pilgerfahrt und bald darauf einen allgemeinen Auszug bewirkten, der nur durch Waffengewalt hätte gehindert werden können. Da das Schwarze Meer den Gläubigen keinen trockenen Durchgang öffnete, wie einst das Rothe den Juden, so überfüllten sich die wenigen Fahrzeuge, die aufgetrieben werden konnten, so sehr mit dem Andrang der Passagiere, daß beim Mangel aller Vorbereitungen Hungersnoth und Krankheiten ausbrachen. Die Ueberfahrt nach der türkischen Küste legte die härtesten Entbehrungen auf; bei der Ankunft in den neuen Wohnsitzen wurden die überspannten Erwartungen bald enttäuscht. Auch die Tataren der Krim, die schon früher ausgewandert waren, sollen ihren Entschluß längst bereut haben, und hoffentlich werden diese Beispiele dazu dienen, die im Kaukasus Zurückgebliebenen vor der Nachfolge zu warnen und der westlichen Bildung zu erhalten. Die Passivität des slawischen Charakters bildet einen geeigneten Uebergang zur Vermittelung. Rußlands Einfluß auf die Orientalen ist im Allgemeinen ein günstiger, und die englischen Staatsmänner haben ihre Eifersucht gegen seine Fortschritte im mittleren Asien bereits aufgegeben. Wohl wurden ihre eigenen Erwerbungen in Indien von materiellen Interessen geleitet, doch die territoriale Besitzergreifung sichert das Fundament, auf dem die Civilisation ihre kosmopolitischen Tempel zu errichten beginnt. Der schmähliche Menschenhandel, wie ihn schon Procop unter den Abasgen oder Abchasen beschreibt, bis Kaiser Justinian Schritte dagegen that (550 n. Chr.), hat zu allen Zeiten den Kaukasus geschändet und verlangt in unserer Gegenwart ebenso peremtorisch das Eingreifen einer gesitteten Macht, wie der afrikanische der Negerfürsten. Vielleicht zeigt sich schon die erste Wirkung der reformirenden Erfolge in dem kürzlich erlassenen Hausgesetz des egyptischen Vicekönigs, durch welches die Polygamie aufgehoben wird, denn die Haremsbesitzer mußten bald die Schwierigkeit fühlen, sich auch nach der russischen Be-

setzung des Kaukasus noch ferner die hinlängliche Anzahl weißer Sklavinnen zu verschaffen. England und Rußland sind die beiden Fühlhörner Europas, die sich nach Westen und Osten über den Erdkreis ausstrecken, und überall eine Empfänglichkeit verbreiten für die Geistesschöpfungen, die der germanische Stamm im Herzen des Continents arbeitend erzeugt.

Ueber Colonien und auswärtige Besitzungen.

Unsere Zeit (1867).

Wer jahraus jahrein die Züge der Auswanderer unsere Heerstraßen füllen und sich in den Häfen drängen sieht, um jenseit des Meeres in neue Staatsverbände einzutreten, hört leicht die Frage aufwerfen: warum das Vaterland keine Colonien besitze, um dorthin den Strom zu leiten, der dem angestammten Boden so edle Kräfte entführt und die der Heimath verlorenen Söhne an ferne Gestade ausstößt? Indem man den Mangel an auswärtigen Besitzungen bedauert, pflegt man bei Besprechung der Emigration, dieses bedeutungsvollen Zeichens der Zeit, gern zu der Erörterung überzugehen, wie sich fremde Gegenden erwerben lassen, und derselbe Wunsch nach Colonien regt sich stets mit doppelter Lebendigkeit, so oft die politischen Verhältnisse ein Erstarken der deutschen Seemacht in Aussicht stellen und die Hoffnung erwecken, auch für sie einen Antheil zu gewinnen am freien Reich der Amphitrite.

Ueber Colonien herrschen noch vielfach die Ansichten des alten Mercantilsystems, das Colonien für baares Geld, oder doch für die Quelle desselben nahm und der Erwerbung dieses Reichthums (bei dem man verhungern kann, wie schon Aristoteles spottete) die besten Kräfte des Landes opferte, ehe die Reaction der Physiokraten den gesunden Theorien Adam Smith's einen sichern Boden bereitete. Während man auf dem Continent Colonien fordert und sie als die conditio sine qua non einer Meeresherrschaft betrachtet, hat man in England begonnen, die Colonien als eine unnütze, ja eine gefährliche Last zu betrachten, und eine einflußreiche Partei predigt seit Jahren dem Publikum, daß das Mutterland sich nicht länger

durch Ernährung so vieler erwachsener Töchter ruiniren dürfe, daß es Zeit sei, dieselben unter die Haube zu bringen und aus dem Familienhause zu entlassen. Für die amerikanischen und australischen Colonien hat diese Vorstellung allgemeine Gültigkeit gewonnen. England wird schwerlich den Fehler seines Parlamentes aus dem Jahre 1775 wiederholen und einen Krieg zur Festhaltung Canada's riskiren, wenn diese Provinz zum Abfallen reif ist. Die Bestrebungen der englischen Staatsmänner gehen gerade darauf hin, durch Einrichtungen selbstständiger Volksvertretungen in Canada, am Cap, in Australien und Neuseeland alle diese Colonien in eine solche Verfassung zu setzen, daß der schließliche und früher oder später unausbleibliche Ablösungsproceß ohne bedenkliche Rückwirkungen wird vor sich gehen können. Schon jetzt ist das Band, das diese entfernten Zweige mit dem Wurzelstamm zusammenhält, kein viel festeres als dasjenige, das die griechischen Colonien des Alterthums mit der Metropolis verknüpfte, nur daß die religiöse Achtung, welche auch die späteren Generationen Weihgeschenke nach dem gemeinsamen Tempel der Nationalgötter senden ließ, sich jetzt in eine verständige Würdigung politischer Institutionen verwandelt hat, welche die Väter groß gemacht haben und die auch den Enkeln eine große Zukunft versprechen.

Anders als mit diesen durch anglosächsische Stammgenossen blühenden Staaten steht es mit denjenigen Colonien, die England an den Küsten fremder Barbarenreiche angelegt hat, und um überhaupt zur richtigen Erkenntniß des eigentlichen Wesens der Colonialverhältnisse zu gelangen, müssen vor allen die verschiedenen Arten ausländischer Ansiedelungen unterschieden und Apoiken oder Kleruchen ebenso wohl auseinandergehalten werden, wie „griechische Städte und Ktismata der Macedonier". Heeren zählt unter vier Klassen die Ackerbau-, Pflanzungs-, Bergbau- und Handelscolonien auf, Seneca spricht von sechs Veranlassungen zur Gründung von Colonien, nämlich: Flucht vor Feinden, innere Unruhen, Uebervölkerung der Heimath, Unfruchtbarkeit des eigenen Bodens, zerstörende Naturereignisse, der anziehende Ruf von den Vortheilen anderer Länder, und alle diese Ursachen haben allerdings jetzt wie früher zu Auswanderungen geführt. Durch Eintheilungen wird indeß das Verständniß eines Gegenstandes wenig gefördert, über dessen wahre Natur nur ein Einblick in seine genetische Entstehung Aufschluß zu geben vermag.

Die Colonien des Alterthums können hier keine weitere Berücksichtigung finden, obwohl sie manche interessante Vergleichungspunkte abgeben würden: in dem Zurückziehen der Phönizier vor den Griechen aus dem Osten nach dem Westen des Mittelmeeres, in den für das Bronzealter ausgebeuteten Gründungen befestigter Factoreien längs der Küsten des nördlichen Europa, in der großartigen Expedition des Hanno, der in sechzig Schiffen dreitausend Menschen zur Besiedelung von sechs neuen Städten fortführte, oder in den so eng mit der römischen Staatsentwickelung verwachsenen Colonisirungen. Ebenso müssen die baltischen Comptoire der alten Hansa übergangen werden, da die Colonien der Gegenwart erst im Zeitalter der Entdeckungen Gestaltung gewinnen.

Die damals entstandenen Colonien zerfallen für den ersten Augenschein in zwei große Klassen, in solche, die durch Eroberung erworben, und solche, die für den Handel angelegt wurden. Faßt man aber beide genauer in's Auge, so zeigt sich bald, daß sie aus demselben Princip hervorgingen, daß, so oft der Entdecker das Recht des Stärkeren für sich in Anspruch nehmen konnte, die Eroberung seine Wahl bestimmte und der Dienst seiner Handelsinteressen nur so lange zum Vorwand diente, bis die unscheinbaren Factoreien ihre Mauern hinlänglich mit Kononen bespickt hatten, um von diesen Festungen aus, auch ohne Ochsenfell, die Eingeborenen mit den Listen der erfindungsreichen Dido zu umgarnen.

Daraus erklärt sich von vornherein die Verschiedenheit zwischen den Colonien, die auf der von Columbus geöffneten Bahn hervorwuchsen, und denjenigen, die den Umseglern des afrikanischen Cap ihr Dasein verdanken. In der langen Dauer ihrer oceanischen Abgeschlossenheit hatten die Indianer der wieder aufgefundenen Atlantis jenen Kriegsmuth verloren, den nach Solon die egyptischen Priester an ihren Vorfahren rühmten, sie vermochten den eisengepanzerten Rittern, den Donner und Blitze schleudernden Feuerschlünden keinen Widerstand entgegenzusetzen, und selbst ihre sorgsam und zierlich ausgebauten Staatsgebäude in Peru und Mexiko stürzten wie Kartenhäuschen auf den ersten Anstoß der europäischen Faust zusammen. Während aber die Conquistadores in kühner Wagehalsigkeit die Könige des westlichen Indien in Sklavenketten schlugen, fanden sie es in den Gewässern des Ostens doch bald gerathen, in einer weit bescheidenern Rolle aufzutreten. Zwar erkämpfte auch dort Albuquerque seine glänzenden Siege,

zwar fiel auch dort die reiche Handelsstadt der Malaien den Stürmenden zur Beute, und die Eifersucht der kleinen Radschas gegen den Perumal konnte zu Niederlassungen in Malabar benutzt werden, aber dem kaiserlichen Pfauenthrone in Delhi wagte man doch nur mit demüthigen Bitten zu nahen und in China war man befriedigt, wenn die gnadenvolle Huld des Himmelssohnes eine Zulassung auf den äußersten Spitzen der dichtbevölkerten Küste erlaubte. Nur auf einigen der Inselgruppen durfte das aus den Glücksfällen in Amerika beliebte Spiel gewagt werden. Die Bevölkerung der Marianen starb bald unter den harten Frohndiensten dahin, denen im Westen die der Antillen erlegen war, die Philippinen wurden ungestört durch die Weisheit des Rathes von Indien regiert, und die Molukken mußten theuer für ihre kostbaren Producte unter den blutigen Kämpfen eifersüchtiger Rivalen bezahlen. Solche leichte Erfolge blieben indessen auf die entlegenern Winkel des Archipelagus beschränkt. Schon in Java, obwohl Majapahit, „der Stolz des Landes", in Trümmer lag, waren die kaiserlichen Fürsten noch mächtig genug, die Holländer lange Zeit auf Jacatra oder Kalapa zu beschränken; in Formosa, wo selbst der Widerstand der eingeborenen Wilden nicht gebrochen werden konnte, erwiesen sich chinesische und japanische Piraten den europäischen sogar überlegen, und in Ceylon war es nur die Zerrüttung erbitterter Dynastienkriege, wodurch die Auferlegung des fremden Jochs ermöglicht wurde. Wenn später die Engländer sich als Mitbewerber in das Monopol des indischen Handels eindrängten, blieb auch ihnen, gegenüber den Sultanen der Mogulen oder den schirmtragenden Despoten Hinterindiens, eine sehr untergeordnete Stellung angewiesen, selbst dem Vicekönige oder Statthalter Bengalens mußte der Hof gemacht werden, und erst nachdem Nadir-Schah's Verwüstungszug das Herz des Landes mit Siechthum und Tod geschlagen, vermochte Clive die Grundfesten jener Herrschaft zu legen, die im Laufe eines Jahrhunderts zu der schwindelnden Höhe emporstieg, auf der sie jetzt den Erdkreis mit dem Glanz des britischen Namens durchstrahlt. Und doch gerade dieses Prunkgewand, das die Augen der Zuschauer blendet, scheint drückend und schwer auf den Schultern seiner Träger zu lasten. Mit seltenen Ausnahmen haben die Verwaltungen der ostindischen Besitzungen jährliche Zuschüsse verlangt, da die Einkünfte die Ausgaben nicht zu decken vermochten.

Die erst neuerdings durch das Nichtinterventionsprincip verminderten Annectirungen, die Unterdrückung von Rebellionen machten jedesmal das Anleihen ungeheuerer Summen nothwendig, und sollte England in Krieg verwickelt werden mit einer Macht, deren Flotte stark genug wäre, um ihr Erscheinen in den indischen Gewässern fürchten zu müssen, so ließe sich nicht absehen, wie mit dem äußersten Aufwande von Geld und Truppen alle diese ausgedehnten Küsten, diese auf fernen Inseln zerstreuten Niederlassungen mit Sicherheit geschützt werden könnten. Das englische Volk sieht keinen Grund, weshalb sich das Land in stete Unkosten stürzen solle, um Colonien zu erhalten, die Niemand Nutzen bringen, als den für ihre Verwaltung nöthigen Beamten und etwa den kleinen Kreisen, in denen diese ihre Pensionen verzehren mögen. Das stehende Heer im Mutterlande ist ein unbedeutender Bruchtheil der unzähligen Truppenmassen, die in Indien ohne Unterlaß auf den Beinen gehalten werden müssen, und ebenso würden in der Marine die beträchtlichsten Ersparnisse gemacht werden können, wenn die beständig für die Vertheidigung der halben Welt vorbereiteten Rüstungen sich auf die engen Küsten Großbritanniens beschränken dürften. Seit Abfall der nordamerikanischen Staaten ist der Handel Englands mit denselben in gigantischen Dimensionen gewachsen, und eine Lostrennung Ostindiens würde dem commerziellen Verkehr keinen Abbruch thun können. Die Bedeutung oder gar Nothwendigkeit der Colonien für den Handel ist seit Aufhebung der Monopole, seit Anerkennung freihändlerischer Principien natürlich eine rein illusorische geworden, obwohl die Rhetorik der Phrase diese Illusion noch immer zur Blendung zu verwenden versteht. Am Ende des Mittelalters waren Colonien ein nothwendiges Erforderniß, um Handelsverbindungen und einen gesicherten Absatz der Landesproducte zu ermöglichen, da jeder Monopolist die fremden Schiffe von seinem Grund und Boden zurücktrieb oder sie doch mit unerschwinglichen Zöllen belastete. Seit der frische Hauch der Freiheit den Völkeraustausch belebt, sind Colonien eine beschwerliche Bürde, die im Frieden keinen Vortheil und in kriegerischen Zeiten nur Gefahr bringt. England hat Indien in jeder Weise ausgebeutet. Als seine Admirale die Macht der Portugiesen und Holländer gebrochen und die Hegemonie zur See proclamirt hatten, waren es englische Handelsflotten, die Indiens kostbare Producte nach Europa trugen, die Erzeugnisse der

tropischen Natur sowohl als die des Kunstfleißes der Bewohner. Bald zeigte sich ein doppelter Gewinn, wenn man die Letzteren aus Importen in Exportartikel verwandeln würde; die Handarbeit erlag bald vor der Concurrenz mit den Dampfwebereien, und seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hörte nicht nur die Einfuhr indirecter Stückgüter nach England auf, sondern wurde im Gegentheil die ganze Bevölkerung Indiens in Manufacte gekleidet, die in englischen Fabrikstädten verfertigt waren. England steht am Ziele seiner Bestrebungen und hat erreicht, was überhaupt wünschenswerth war. Es hat überall die Wege angebahnt, auf denen die Bodenerzeugnisse seinen Häfen zufließen, und es hat die heimische Industrie der Eingeborenen genügend ruinirt, um die unterworfenen Bevölkerungen von den Fabrikaten des eigenen Kapitals abhängig zu machen. Daß es außerdem noch in Indien als Herrscher gebietet, ist nur eine unerwünschte Zugabe, die, wenn möglich, gern abgeschüttelt werden würde. In den Straßen, den Eisenbahnen und Telegraphen, die es im Innern anlegt, in den neuen Verträgen, die es mit bisher unzugänglichen Reichen abschließt, trägt es die Kosten des Risico allein, kann aber nicht vermeiden, die errungenen Vortheile mit allen Handel treibenden Nationen zu theilen. Es würde auf die unfruchtbaren Ehren, die mit solchem Präsidium verknüpft sind, gern verzichten, aber es darf die Last der Colonien nicht von sich werfen, damit sie kein anderer der europäischen oder amerikanischen Nebenbuhler sich aneignet. Indien, so lange seine Geschichte bekannt ist, war niemals fähig, auf eigenen Füßen zu stehen. Seinen Dutzenden von Nationalitäten, verschiedener Sprache und Abstammung, fehlt jedes gemeinsame Band der Einigung, sei es ein politisches, religiöses oder nationales. Indien war stets ein Spielball in den Händen mächtiger Fremden, die ihre Dynastien einsetzten, und wie früher vom Norden aus den Bergpässen des Himalaya, so dürfte jetzt der Eroberer von der Seeseite kommen, sobald sich der Thron vacant zeigen sollte. Sein Besitz würde Verlockungen genug bieten und auch reiche Entschädigung dem gewähren, der die Halbinsel nach den in Batavia geltenden Grundsätzen der Holländer regieren wollte.

Durch gezwungene Arbeit der Frohndienste läßt sich dem Boden der Tropenländer der ergiebigste Ertrag abgewinnen, ohne dieselbe bleibt er dürftig im östlichen Indien wie im westlichen nach Aufhebung der Sklaverei. England, das mit einem frei-

willigen Opfer von zwanzig Millionen Pfund Sterling (für die Befreiung von siebenhundertundachtzigtausend Sklaven) die Knechtschaft in dem letzteren aufhob, könnte sie in jenem nicht einführen, aber Regierungen, die weniger abhängig von der öffentlichen Volksmeinung sind, möchten solche Scrupel nicht kennen oder doch Wege finden, sie zu umgehen. Daß in vielfacher Hinsicht Englands Herrschaft wohlthätig auf Indien eingewirkt hat, ist schwerlich zu bestreiten, wenn man einen vergleichenden Blick auf die Verwaltung der Provinzen unter ihren einheimischen Fürsten wirft. Natürlich bleiben Mißstände genug zu rügen, Unzufriedene giebt es unter jeder Verfassungsform, aber wenn man die heterogenen Elemente in Betracht zieht, die in Indien zusammengewürfelt sind, scheint das Volk nicht schwer an den fremden Gesetzen zu tragen, die den schon vorhandenen möglichst angepaßt werden. Jedenfalls haben sich die Eingeborenen Indiens über die Engländer weit weniger zu beschweren, als früher über die Portugiesen, und könnten nicht dieselben Anklagen gegen sie erheben, die den Tagalen gegen die Spanier oder den Javanen gegen die Holländer eher zustehen. Daß eine allgemeine Mißstimmung der Stämme Indiens gegen ihre fremden Herren existire, kann keineswegs behauptet werden, und es zeigt ein völliges Verkennen der dortigen Verhältnisse, wenn die letzte Revolution als eine nationale Erhebung ausgemalt wird, oder als ein Versuch, die Unabhängigkeit zurückzuerkämpfen. Unabhängig sind die Länder Indiens nie gewesen, und eine Selbstregierung würde dem Volke eben so unverständlich wie unerwünscht sein, sobald sie den engen Horizont des Dorfes überschreitet. Innerhalb dieses Dorfes ist jede Gemeinde autonomisch und die europäischen Beamten vermeiden es, sie durch Eingriffe in ihre Verwaltung zu stören. Das Volk fürchtet nur die Bedrückungen der seiner eigenen Mitte entnommenen Beamten, deren Anstellung eine Zeit lang durch die Bemühungen unklarer Theoretiker in England allzu sehr gefördert wurde. Außerdem ist Indien das Land der Kasten, und patriotische Gefühle offenbaren sich nur als Ausdruck des Kastengeistes, wie sie durch die Sprachverwirrung, durch die Buntscheckigkeit der Sitten überhaupt verhindert sein würden, in eine nationale Einigung aufzugehen. Dafür fehlt jedes Losungswort, jedes gemeinsame Banner, um die widerstrebenden Interessen unter einem höheren Ideale zu verbinden. Noch feindlicher stehen sich die Religionen gegenüber, und zwar nimmt,

wie überall, die Erbitterung zu, je tiefer man in Sectenzwistigkeiten hinabsteigt, die das Auge eines unparteiischen und ferner stehenden Zuschauers kaum zu unterscheiden vermag. Die Anhänger rechter und linker Hand unter den Verehrern Wishnu's, Siva's oder der Bhavani hassen sich und verleumden einander viel ehrlicher und gründlicher als Brahmanen und Mohammedaner. Gegen die christlichen Missionäre, als solche, bilden nur die Priester brahmanischen oder islamitischen Glaubens eine Oppositionspartei, da sie in ihnen neue Concurrenten um ihr tägliches Brod sehen. Dem consumirenden Publikum kann die Anbietung einer neuen Waare nur willkommen oder doch gleichgültig sein, so lange die Regierung sich von jeden Zwangsmaßregeln fern hält, um die Wahl zu beeinflussen. Die indische Revolution mit ihren tragischen Episoden war im Grunde nur eine Meuterei der eingeborenen Seapoys-Regimenter, die aber gerade dadurch um so gefährlicher wurde, weil sie bei den durch das ganze Land zerstreuten Quartieren derselben auf allen Punkten gleichzeitig ausbrechen konnte und die bestellten Schutzwächter der bürgerlichen Ordnung in ihre Umwälzer verkehrte. Kurz vorher war die Annexion des Königreichs Audh ausgesprochen worden, jenes alten Heldenlandes des Ramayana, dessen kernige und beherzte Söhne sich von jeher gern zum Kriegsdienst drängten und von den englischen Werbern mit Vorliebe gesucht wurden, um als Landsknechte die Reihen der Regimenter zu füllen. Die Emissäre des vertriebenen Königs fanden deshalb überall einen empfänglichen Boden, ihre aufrührerischen oder, wenn man will, ihre loyalen Plakate auszustreuen, und die fanatischen Predigten der Fakire, die zum Kampf gegen die Ungläubigen aufriefen, die Klagen der Brahmanen über entweihtes Kuhfett wurden nur in zweiter Linie als Hülfstruppen in Sold genommen. Hätte in Indien wirklich dasjenige stattgehabt, was wir unter einer nationalen Erhebung verstehen, so wäre die in Monaten erfolgte Wiedereroberung eines Landes, dessen Bevölkerung nach Myriaden zählt, durch eine Hand voll vom tropischen Klima decimirter Europäer undenkbar gewesen, ihre vielfach bewährte und anerkannte Tapferkeit im vollsten Maße zugegeben. Die Gesammtzahl der Briten in Indien (mit Einschluß aller Mitglieder des Civil- und Militärdienstes) belief sich bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts nicht viel über fünfzigtausend Köpfe, und obwohl sie sich seitdem nicht unbedeutend vermehrt hat, ver-

schwindet sie doch immer gegen die unübersehbare Masse der Eingeborenen. Vielleicht liegt gerade in dieser geringen Zahl eine Stärke der englischen Herrschaft, und ebenso in ihrer aristokratischen Zurückgezogenheit, die von oberflächlichen Beobachtern oft tadelnd hervorgehoben wird. Wie die weißen Europäer bei ihrem ersten Zusammentreffen mit abgeschlossenen Inselbewohnern leicht für dem Himmel entsprossene Götter gehalten wurden, so hat sich auch unter dem gemeinen Mann des indischen Binnenlandes eine Art ehrfurchtsvoller Scheu gegen seinen fremdländischen Herrn erhalten, den er in jeder Beziehung so bevorzugt und hoch erhaben über sich sieht. Bei intimerer Bekanntschaft würde der Zauber von selbst zu schwinden beginnen, und mit ihm die Möglichkeit, einen günstigen Einfluß auszuüben. Auch war es deshalb von jeher das Bestreben der Ostindischen Compagnie, so lange sie noch Gesetze zu erlassen befugt war, den Zufluß von Europäern nach Indien zu beschränken und womöglich Jeden fern zu halten, der nicht die Mittel zu einer unabhängigen Existenz mitbringen würde.

Die Kluft zwischen Engländern und Eingeborenen wird ferner immer offen gehalten bleiben, weil ethnologische Verschiedenheit die Ueberbrückung durch hybride Mischungen verhindert. Es beruht dies auf einem für die Racenverhältnisse höchst wichtigen Kreuzungsgesetz, auf das zwar in Amerika schon gelegentlich aufmerksam gemacht ist, das sich aber auch für Asien in überraschender Weise verfolgen läßt. In beiden Welttheilen findet man, daß die Einwanderer romanischer Race mit den Eingeborenen durchschnittlich fruchtbare Verbindungen einzugehen vermögen, wogegen diese durch einen allzu schroffen Abstand von den Angloſachsen getrennt zu sein scheinen, als daß ihre Nachkommenschaft Bestand zu haben pflegt. In Amerika gilt dasselbe für die Neger, indem die Mulatten der durch Engländer oder Deutsche besiedelten Provinzen des Nordens sich schwächlich und von großer Sterblichkeit zeigen, verglichen mit den kräftigen Mulatten des Südens, besonders in Louisiana, wo sie spanisches oder auch südfranzösisches Blut aufgenommen haben. Ebenso hat sich in Canada in der kurzen Zeit der französischen Besitzung ein dem Lande und den Leuten des Landes angemessenes Geschlecht erzeugt, das in jeder Hinsicht acclimatisirt erscheint.

Dasselbe wiederholt sich nun bei den Portugiesen, die ihre Herrschaft in Indien rasch vorübergehen sahen, die aber doch aus

derselben einen zähen und lebensfähigen Stamm hinterlassen haben, der mit seinen, freilich nicht gerade verschönerten, Epigonen die Vorstädte Kalkuttas, die Gebiete Goas und Macaos, die Missionsquartiere in Bangkok, Molmeyn, Mandalay füllt, während die weit längere Zeit im Lande schaltenden Engländer nur die schwächliche Race der Eurasier hervorzubringen vermochten*), die in der zweiten oder dritten Generation regelmäßig auszusterben pflegen.

Aus den Verhältnissen zwischen Einwanderern und Eingeborenen muß sich überhaupt vorwaltend das Gepräge bedingen, das eine Colonie im Laufe ihrer Entwickelung anzunehmen bestimmt ist. In Amerika läßt sich der Unterschied leicht markiren. Von allen aus europäischer Ansiedelung hervorgegangenen Staaten sind die nördliche Union und im Süden Chile am raschesten auf der Bahn des Fortschrittes vorgegangen, und gerade diese Ländercomplexe boten den Colonisten einen jungfräulichen Boden, auf dem sie ihre mitgebrachte Eigenthümlichkeit ungestört bewahren konnten. Ihre Lage in der gemäßigten Zone würde allein den Unterschied nicht erklären, den sie im Vergleich mit den übrigen Republiken oder ihren sonstigen Nachbarstaaten darbieten. In Brasilien allerdings mag die Ueppigkeit der tropischen Natur ein Hemmschuh gewesen sein, der das thatkräftige Mitarbeiten im Wettstreite der Civilisation verzögerte, aber die Hauptprovinzen des mexikanischen und peruanischen Binnenlandes liegen auf territorialen Erhebungen, wo das Erschlaffende der Aequatorsonne durch die anregende Luftverdünnung ausgeglichen wird. In beiden Colonien dagegen trafen die Spanier eine starke Bevölkerung einheimischen Stammes, die seßhaft im Boden wurzelte und sich nicht verdrängen ließ wie die scheuen Indianer am Delaware und Mississippi oder die unterdrückten Grenznachbarn der Araucaner. Vornehmlich in Peru besteht die große Masse des Volks noch ganz aus den alten Quichuas, welche die Entdecker im Lande vorfanden, selbst in den Städten des Innern wetteifert ihre Sprache mit der der Spanier oder Godos, wie sie verächtlich genannt werden, und mehrere der angesehensten Familien des Landes rühmen sich ihrer Abstammung

*) Die Beschränkungen der Ostindischen Compagnie hätten gerade im Gegentheil Mischungsracen begünstigen sollen, da die Ungleichheit der Geschlechter unter den Engländern in Indien stets eine sehr bedeutende war und im Jahre 1830 z. B. auf zwanzig Männer eine Frau gerechnet wurde.

von dem königlichen Geblüt der Inkas. In Mexiko, wo die einheimische Cultur nicht dieselbe Gleichförmigkeit erzielt hatte, die Peru charakterisirte, hielten die Stämme der Bevölkerung ihre typischen Unterschiede aufrecht und überließen die größeren Städte den sich dort concentrirenden Spaniern. Dadurch erhielt in Mexiko das eigentliche Creolenthum, das in Peru nur auf die Hafenstadt Lima beschränkt bleibt, schon eine weitere Ausdehnung, obwohl es am schlagendsten erst auf den westindischen Inseln hervortritt, wo die völlige Ausrottung der Landeskinder jede fremdartige Mischung ausschloß, bis später die Negereinfuhr wieder ein neues Element hinzubrachte. Der fruchtbare Boden dieser glücklichen Meeroasen belohnte bald den Anbau durch reichen Ertrag, aber die erste Verlockung zur Niederlassung war das edle Metall gewesen, für das auch die Bergwerke Mexikos und Perus durchwühlt wurden. Wir haben dieselben Verhältnisse sich in jüngster Zeit wiederholen sehen. Der Glanz des Goldes zog den Strom unruhiger Abenteurer nach Californien, wo nach Erschöpfung der oberflächlichen Minen reichere und zuverlässigere Schätze in dem Anbau des Bodens gefunden wurden. Mit Ausnahme des Tabaks sind die meisten Anpflanzungen, wodurch Westindien seine Bedeutung im Handel gewann, künstlich acclimatisirte; das Zuckerrohr wurde 1520 von den Canarien nach San-Domingo gebracht und die Kaffeepflanze soll auf Jamaica erst 1628 eingeführt sein. Auch die Bedeutung von Mauritius als Colonie beruht darauf, daß auf der unbewohnt gefundenen Insel tropische Naturproducte für die Ausfuhr nach weniger begünstigten Ländern angepflanzt wurden. Da europäische Hände nicht genügend vorhanden sind und in jenem Klima harte Feldarbeit nicht vertragen würden, hat man seit dem Verbot des Sklavenhandels Kulis aus dem Dekan oder aus China im Miethcontract herbeigezogen. Auf dem indischen Festlande dagegen zieht die einheimische Bevölkerung die Colonialproducte, während die Europäer sich auf das vermittelnde Kaufmannsgeschäft in den Häfen beschränken oder sich mit den Pflanzungen doch nur in besonderen Fällen befassen, wenn z. B. wie beim Indigo, eine sorgfältig systematische Behandlung nothwendig ist, um die Güte des Erzeugnisses sicher zu stellen. In Hinterindien sind es meistens Chinesen, welche ausgedehnten Fabrikationszweigen, wie denen des Zuckers, vorstehen, in Singapore besorgen sie die Gambierpflanzungen und auf der Malayischen Halbinsel

liegt die Ausbeute der Zinngruben in ihren Händen. Vor dem Aufschwunge der europäischen Schifffahrt fiel der ganze Handel Indiens mit China den aus dem letzteren Lande ausgewanderten Kaufleuten zu und die an den Höfen der einheimischen Fürsten eingenisteten Armenier trieben den Landtransithandel auf den asiatischen Karavanenstraßen, als Europa noch über Tauris und Astrachan seine Bedürfnisse bezog.

Von den tropischen Colonien läßt sich im Allgemeinen sagen, daß sie Anstalten sind, die dem europäischen Welthandel dienen, sei es, daß man direct, oder nachdem erst durch Anlagen von Plantagen ihre hinlängliche Production ermöglicht ist, die dort vorhandenen Producte ausführt. Sie mögen das Ziel unternehmender Kaufleute oder von Oekonomen sein, denen hinlängliche Geldmittel für die Bewirthschaftung im größeren Maßstabe zu Gebote stehen, sie dürfen aber nie als täuschendes Spiegelbild vorgehalten werden, um dorthin den großen Zug der Auswanderer zu lenken, die von ihrer Hände Arbeit zu leben und sich eine neue, selbstständige Existenz zu gründen denken. Man hört zu häufig, wie (von dem einen oder andern Theil der Tropen zurückkommende) Reisende, noch berauscht von den Vorzügen der paradiesischen Natur, ein jeder den gerade von ihm besuchten Winkel als das Eldorado anpreist wie sie äquatoriale Gegenden von Afrika oder Amerika deutschen Auswanderern anzuempfehlen wagen oder gar die Begründung von Gesellschaften betreiben, gleich jener unglückselig fehlgeschlagenen nach der Mosquitoküste. Ein ruhiges und überlegtes Studium des Colonialwesens würde vor solchen Mißgriffen warnen und hätte den Deutschen, die man auf den Plantagen zu Pisco in Sklavengefängnissen schmachtend fand, ihre Leiden erspart.

Einen ganz anderen Charakter tragen diejenigen Colonien, von denen Australien und Nordamerika, oder um die etwaige, für die Sache selbst indeß unwesentliche, Zweideutigkeit des Ausdrucks zu vermeiden, Canada als Repräsentanten dienen können. Es sind dies solche Länder, in denen der europäische Auswanderer dieselben klimatischen Verhältnisse wiederfinden wird, unter denen er geboren und erzogen ist, und mit entsprechenden Modificationen auch diejenigen politischen Institutionen, in denen er zu leben gewohnt war. Auch von der einheimischen Bevölkerung drohen keine fremdartig störenden Einflüsse, da dieselbe sich in Amerika nach Westen zurückgezogen hat, in Vandiemensland bereits gänzlich ausgestorben

ist und in Australien zu verschwinden beginnt. Nur auf Neuseeland, einer sonst vor allen begünstigten Inselgruppe, kann der passive Widerstand der Insulaner noch nicht für überwunden gelten und ist neuerlich selbst wieder zu activen Angriffen fortgeschritten, wie auch die Außenprovinzen der Capcolonie noch nicht gänzliche Sicherheit gegen die Angriffe der Kaffern erworben haben. Von den übrigen Ländern sind es in Australien die südlichen Provinzen und in Amerika vorzüglich die Grenzländer Canadas und der Union, sowie das obere und mittlere Flußthal des Mississippi, zu denen mit Fug und Recht die Emigranten eingeladen werden können. In Australien traten eine Zeit lang die Ansprüche der Squatter auf weite Strecken passenden Weidelandes der Besitzerwerbung des Ackerbaues hindernd entgegen, und in den westlichen Provinzen am Swan River ließ die fortgehende Einführung Deportirter eine unangenehme Nachbarschaft fürchten, aber seit der selbstständigen Verwaltung der Provinz und der Einberufung des colonialen Parlaments sind Reformen im Werke und ist ein deutliches Bestreben sichtbar, den Einwanderern jede Erleichterung zu gewähren.

Der Mensch ist ein Wanderer auf der Oberfläche der Erde und wandernd hat er sie zu seinen Wohnorten eingerichtet. Alte Lieder Galliens besangen den Auszug des Sigoves und Belloves, der Schwestersöhne des Ambigat, um in Eroberung fremder Länder die übervölkerte Heimath durch die fortgeführten Gefolgeschaaren zu erleichtern; skandinavische Sagen schreiben den Aufbruch der Longobarden und Gepiden gleicher Nothwendigkeit zu; die Italer kannten die Sitte des Ver sacrum und Battus wurde durch Orakelspruch nach Cyrene versandt. Gleiche Ursachen, gleiche Folgen. Die Einwohnerzahl Europas hat in den letzten Jahrhunderten, trotz Kriege und Seuchen, in immer steigenden Proportionen zugenommen, und daß unser Continent gegenwärtig bevölkerter ist als je zuvor, leidet keinen Zweifel. Die Auswanderung hat einen Abzugskanal eröffnet, und obwohl die neuen Länder jetzt nicht mehr so nahe liegen, wie der Hercynische Wald bei Gallien oder Vindilia bei Skandinavien, haben unsere Riesenschiffe doch dem mächtigen Ocean eine Heerstraße eingefurcht und landen ihre lebendige Fracht mit systematischer Regelmäßigkeit an den fernen Küsten. Indem so der Ueberschuß der europäischen Bevölkerung nach Australien und Nordamerika hin überfluthet,

werden beide durch die Gleichartigkeit der bewohnenden Race in einen Anhang unseres Continents, in eine, bei dem Mangel sonstigen Raums, nothwendige Erweiterung desselben verwandelt, nur daß sie durch den zwischenfluthenden Strom des Atlantic, durch den weiten Umfang des Pacifischen Sees, in größere Entfernung hinausgeschoben sind. England würde demnach diese Colonien als eine Vergrößerung des eigenen Landes betrachten können, als eine gewonnene Zugabe, und denselben Nutzen daraus ziehen, wie aus der Erwerbung neuer Provinzen. Indeß hat die Frage, ob Terrainvermehrung einem Staate vortheilhaft sei, auch ihre Kehrseite, da mit der Zulassung neuer Unterthanen zugleich die Pflicht ihrer Vertheidigung übernommen wird, und es rathsam sein kann, Anschlüsse zurückzuweisen, um nicht die Abrundung natürlicher Grenzen zu verlieren. In dieser Lage findet sich England seinen überseeischen Colonien gegenüber. Gemeinsamkeit der Sprache, der Sitte und Abstammung, gemeinsames Einstehen für dieselben Grundsätze politischer Institutionen würden fraglos auf ein inniges Zusammenhalten hinweisen; dennoch aber müßte der Ausbruch eines allgemeinen Krieges durch die Aufgabe, alle jene zerstückelten und weit zerstreuten Grenzlinien zu vertheidigen, eine solche Last auf das Mutterland wälzen, daß die Probe wahrscheinlich nicht bestanden werden würde, und deshalb auch schon alle Vorkehrungen getroffen sind, um sich im kritischen Falle für die Lostrennung entscheiden zu können. Indem aber England mit seinen meergebietenden Flotten vor solcher Pflicht zurückschreckt, würde es für jeden andern Staat thöricht sein, sich auswärtige Colonien zu schaffen und dadurch einen Stein an's Bein zu binden, der vielfach hinderlich sein würde, ohne doch irgend einem Theile Nutzen zu bringen. Wenn Deutschlands brave Söhne ihrem Vaterlande Lebewohl sagen, so scheiden sie aus dem politischen Verbande aus, aber sie bleiben stets mit ihren zurückgebliebenen Brüdern durch das gemeinsame Band deutscher Wissenschaft und Sprache umschlungen, um auf der neuen Erde ein neues Deutschland erstehen zu lassen. Durch das Mitschleppen angeerbter Gesetze würden sie sich unter den veränderten Verhältnissen unnöthiger Weise Fesseln anlegen, denn die gesellschaftliche Verfassung muß naturgemäß aus dem Bestehenden hervorwachsen, um sich zweckdienlich mit den Bedürfnissen desselben decken zu können. So werden sich den Staaten der Gegenwart Colonien keinerlei Art wünschenswerth erweisen,

so weit sie das Interesse ackerbauender oder kaufmännischer Emigranten angehen. Die im Alterthum und Mittelalter für den Handel nöthigen Pflanzstädte sind überflüssig geworden, und der Strom der Auswanderung braust zu mächtig dahin, um sich in ein vorgeschriebenes Bett einengen zu lassen.

Dagegen müßte bei Bildung einer deutschen Seemacht das Augenmerk darauf gerichtet bleiben, eine Reihe fester Plätze in den verschiedenen Theilen der Welt zu erwerben, um als Sicherheitshäfen und Zufluchtsstätten zu dienen für die in Kriegszeiten die Meere durchkreuzenden Flotten. Auch darin hat England das Beispiel gegeben, aber freilich auch die besten Plätze für sich vorweg genommen. Gibraltar, Malta, Ascension, Sanct-Helena, das Cap, Perim, Singapore, Pinang, Hongkong, Vancouver sind freilich nicht mehr zu haben, aber es bleiben noch manche Stellen der Erde, auf denen eine Occupation keine Schwierigkeiten finden würde, und möchte vor allen Formosa zu berücksichtigen sein, sowie die Soloinseln und verschiedene Hafenbuchten des Polynesischen Archipels. Als der große Kurfürst dem neubegründeten Staat eine Marine geschaffen, richtete er sogleich sein Augenmerk auf Colonien, und an der afrikanischen Westküste finden sich noch die Reste der brandenburgischen Ansiedelungen, deren Goldausfuhr zusammen mit der dänischen von Bosmann auf eintausend Mark jährlich gerechnet wurde. Die Reihe der Citadellen, auf denen dort die englische Flagge weht, wurde für die afrikanische Compagnie zur Erleichterung des Sklavenhandels angelegt und würde völlig bedeutungslos geworden sein, wenn sie nicht jetzt dem umgekehrten Zwecke dienen könnte und den für die Unterdrückung desselben kreuzenden Wachtschiffen Stützpunkte gewährte.

Alte und neue Wege nach China.

Magazin für Literatur des Auslandes (1868).

Ihre werthvollen Publikationen hat die Hakluyt Society kürzlich durch eine neue vermehrt, in der Herausgabe der Reisen des Frater Odoricus de Foro Julio, der Yule außer seinen eigenen Noten noch andere mittelalterliche Berichte über China hinzugefügt und das Ganze unter dem Titel: Cathay and the Way thither (London, 1866) herausgegeben hat. In's dreizehnte Jahrhundert fallen die Gesandtschaften Plano Carpini's und Rubruqui's, sowie die Handelsfahrten der Polo, etwas später die Missionen Montecorvino's, des Bischofs von Zayton, Johann's von Cora, Odoric's von Pordenone (1316—1330), Jordanus und zuletzt die des Johann von Marignolli (1342—1346), wodurch das erstaunte Europa plötzlich mit einer Fülle von Nachrichten in Betreff des fernen Ostreiches überrascht wurde, das bisher nur zwischen den haltlosen Umrissen Serice's oder des südlicheren Landes der Sinae umhergeschwankt hatte.

Die Ankömmlinge schauten verwundert auf das Volksgedränge in den chinesischen Städten, wie sie es in denen ihrer Heimath nur an den höchsten Festtagen*) kannten; sie konnten nicht genug die Macht und Heeresmassen, die Einkünfte und Schätze**) des

*) In questa paese e tanta moltitudine di gente, che é una cosa incredibile, di tal sorte che in molte parti di detta provincia viddi più stretta la gente che non e a Vinetia al tempo dell' Ascensione (Odoric). Ebenso Semedo, und auch nach Marignolli geht die Zahl der Städte und Menschen in's Unglaubliche.

**) Kein König oder Fürst in der Welt kann mit der Majestät des Chan in der Weite seiner Besitzungen, in der Menge der Bevölkerung, in der Fülle

großen Chan's erheben, wogegen die der abendländischen Fürsten kleinlich zusammenschrumpften. Sie fanden einen Luxus, eine Vollendung in Künsten und Wissenschaften, eine Verfeinerung des Lebens, im Vergleich womit die Gebräuche des damaligen Mittelalters als halbbarbarisch erscheinen mußten.

Dieser Lichtblick aus dem äußersten Orient war indeß nur von kurzer Dauer; bald sank Cathay oder Machin wieder in das vorige Dunkel zurück und möchte völlig vergessen sein, wenn nicht die Aufzeichnungen des Venetianers Gelegenheit zur Unterhaltung gegeben hätten und um so besseren Stoff für phantastische Uebertreibungen, weil eben jede Kontrole fehlte. Erst als das erste portugiesische Schiff 1515 an den Küsten Chinas landete, waren diese dauernd mit denen Europas zusammengeknüpft; denn es ist das Meer, das die Völker verbindet, obwohl der directe Landweg, wie es schon Cosmas (in seinen Bemerkungen über die Karawanen von Persien nach Tzinitza) vermuthete, ein weit näherer sein würde. Die Handelsstraßen, auf denen sich im Laufe der Zeiten der Verkehr vermittelt, folgen den natürlichen Configurationen des Globus und haben zunächst mit Vorliebe stets die von dem Wasser gebotenen Communicationen gewählt. Ihre Untersuchung führt ein in die Gesetze, unter denen die Entwickelung der Menschheit ihren Fortgang genommen hat, denn auf denselben Wegen, die sich der Kaufmann für seine Züge öffnete, ist, ihm folgend, auch die Cultur gezogen. Die Bildung ist das Kind des Handels. Erst wenn dieser die fremdartigen Elemente in friedlicher Mischung zusammengeführt hat, entzünden sich die Ideen neuer Schöpfungen und sprühen die Geistesfunken hervor, die die träumerische Nacht der Barbarei in den hellen Tag verständigen Schauens verwandeln.

Bei der Jahrtausende währenden Trennung zwischen Europa und China, obwohl beide auf derselben Festlands-Masse liegen, müssen, außer der Schwierigkeit des Landtransportes überhaupt, die politischen Verhältnisse der Zwischenländer in Rechnung gezogen werden, und je nach den Conjuncturen derselben pflegte

---

seines Reichthums verglichen werden, schreibt Montecorvino, und Andreas von Perugia meint, daß schon die von dem Kaiser, dem großen Chan, verliehenen Alafa oder Gnadenbezeugungen die Einkünfte und Ausgaben mancher Könige der lateinischen Länder überstiegen.

sich die eine oder die andere der von der Natur vorgezeichneten Straßen dem Durchgange zu öffnen. Von diesen kommen zunächst drei in Betracht, die dem Streichen der Parallelketten folgen: einmal die Straße nördlich vom Altai durch die zum Eismeer abfallenden Ebenen, dann das Längsthal zwischen Altai und Tianschan und drittens das zwischen Thianschan und Kuenlün, welche beide nur durch einfache Meridiangebirge durchschnitten sind. In der Straße zwischen Kuenlün und Himalaya dagegen häufen sich die Transversalketten zu sehr, als daß sich jene noch für commercielle Zwecke verwerthen ließe. Von diesen drei Wegen würde der erste der geeignetste sein, da er außer den breiten Flüssen, die ihn durchströmen, keine Hindernisse des ursprünglichen Bodens bietet. Aber derselbe hatte sich mit einer Masse undurchdringlicher Wälder bedeckt, in denen nur weit zerstreut ärmliche Stämme ihr kümmerliches Leben fristeten, da das unfreundliche Klima besiedelnde Anbauer zurückgescheucht hatte; und der Kaufmann konnte sich erst dann in diese Wildnisse wagen, als die bis dahin ausgedehnte Regierung des Czaren durch öffentliche Mittel einen Postverkehr anordnete und unterhielt. Diese nördliche Straße ist deshalb die zuletzt geöffnete, wird aber seit ihrer Einrichtung noch bis heute (in einiger Concurrenz mit dem Seeweg) benutzt und bildet die des russisch-chinesischen Handels über Kiachta.

Nach chinesischen Berichten fand unter den Wei (386—534) ein Handelsverkehr bis zu den Stämmen am Baikal und Ob statt. Die uns aus den Berichten der klassischen Autoren bekannte Straße des Steinernen Thurmes, wie sie Strabo nach Marinus von Tyr, und später Ptolomäos, beschrieb, entspricht in der Hauptsache dem Nanlu oder Südweg der Chinesen (im Gegensatz zum Pelu oder Nordweg nach Einsprengung des Felsenpasses bei Turfan). Die zwischen Altai und Thianschan in dem Bassin der großen Seen hinlaufende Route mag in Herodot's Nachrichten von den Issedonen angedeutet sein (obwohl sich indeß auch in Ptolomäos Itinerarium ein Issedon Serica findet); in ihrer ganzen Weite wurde sie aber erst mit den Mongolen zugänglich, deren Weltsturm alle Hindernisse fortfegte, zwischen Sarai an der Wolga und Karakorum eine glatte Rennbahn herstellend, auf der die Eilboten des Chans in sechswöchentlichen Ritten hin- und herflogen, zum Leidwesen der armen Mönche, die sie auf päpstlichen oder königlichen Befehl als Gesandte begleiten mußten. Während

ihres Bestehens wurde diese Straße von den florentinischen Kaufmannshäusern der Bardi und anderer in den italienischen Factoreien der Krim für Handelszwecke ausgebeutet, aber sie verfiel mit dem allmäligen Sinken der Yuen-Dynastie, und als die folgenden Ming (1368) sich auf das eigentliche China beschränkten, blieben die Nomaden der Steppe wieder ihren inneren Raufereien überlassen, so daß sich keine Karawane unter solche zuchtlose Horden wagen durfte. Ein früherer Versuch, den Handel auf diese Straße*) zu leiten, war gemacht worden, als Ili-Chan, der Vorgänger des Muhan-Chan-Zyhin (553—572), die Macht des Hauses Tulga oder Tu-hiui begründet hatte. Nach den Chinesen war die Gesandtschaft des Ganthun oder Antonius, Kaisers von Tatsin (Rom), die ihren Weg nach China durch Yünan nahm, dadurch veranlaßt, weil die Ansu (Parther) aus Eifersucht die Straßen verheimlichten, und ebenso gab das von den Sassaniden beanspruchte Monopol des Seidenhandels den Anlaß zu der Gesandtschaft des Dissabulus (Chagan der Thukiu am Ectag oder Altai) an Justinian, der sie auf ihrem Rückwege durch Zemarchus begleiten ließ (569 p. d.).

Sonst war zu Procop's Zeit der Seidenhandel von Bactrien nach Hyrkanien und Medien über den Euphrat nach der syrischen Küste gegangen, oder vom Kaspischen Meer über den Tanais (zur Zeit des Ptolomäos auf den Karawanen der Aorsen) zum Pontus Euxinus, während Pompejus von dem Transport der Waaren aus dem Kur nach dem Phasis gehört hatte. Doch wird auch die Benutzung des von Hippalus entdeckten Monsun's für die Fahrt zwischen Egypten und Indien erwähnt, wo unter den indoskythischen Fürsten Minnagara oder (zu Masudi's Zeit) Mankir, die Hauptstadt des Balhara, ein wichtiges Emporium gebildet hatte, und entweder den Indus aufwärts der Straße zu den Serern folgte, oder auf dem von Ptolomäos gegebenen Itinerar, von Pataliputra am Ganges**) aus, ihre Waaren bezog.

---

*) Zur Ablenkung auf dieselbe in ihrem Pe-lu wurden die Chinesen hauptsächlich durch das Mächtigwerden der Tufan veranlaßt, die unter ihrem Dsanphu 550 p. d. Schensi eroberten und die Südstraße unsicher machten, so daß dieselbe auf halbem Wege für die nördlichere Richtung verlassen wurde.

**) Auch Raschiduddin (1247—1318) kennt einen Handelsweg von Coromandel über Bengalen und Tibet nach Cathay (durch Nepal). Goës überstieg das Tafelland beim Pamir nach Ostturkestan.

Die von Alexander in Bactrien und Sodiana gegründeten Städte mußten bald zu Stationen des Binnenhandels werden, und während des Bestehens des griechisch-bactrischen Reiches brachten die Serer (nach Strabo) Seidenzeuge dorthin und nach Tocharistan. Unter Euthydemus (222 a. d.) bildete Kaschgar das Endziel ihrer Züge und blühte das schon im Zendavesta als Verkehrsmarkt gepriesene Balkh, worauf die beiden Völkerthore des Terek-dawan und Bamian's am Hodos-basilike ausmündeten. Nach der Sendung Tschangkieng's zu den Jueitschi, die er in ihrer neuen Heimath aufsuchte, wurden die Hiongnu, die den Handel am Belurtag störten, von den Generälen Likuang und Tschangkieng angegriffen (122 a. d.) und, obwohl anfangs siegreich, von Hokiuping besiegt, der bis Ferghana vordrang. Damit war ein regelmäßiger Karawanen-Verkehr hergestellt, und 114 a. d. brachten die Kaufleute Gesandte aus dem Lande der Asi mit sich nach China. Als die nach Tawan geschickten Handelsexpeditionen auf's Neue durch die Hiongnu beunruhigt waren (104 a. d.), wurde der General Likuang (101 a. d.) gegen sie geschickt, und zwang sie zum Frieden. Die nördlichen Hiongnu am Irtish wurden (91 p. d.) von Teuhian besiegt, worauf Tantschao die Küsten des Kaspischen Meeres erreichte (97 p. d.), wo ihn nur die lügnerischen Berichte der Meeres-Anwohner, wie es heißt, von einem Angriff auf Tatsin zurückgehalten hätten.

Die Römer hatten seit dem unglücklichen Feldzug des Crassus besonders das Rothe Meer (über Okelis nach Barygaza) für ihren Handel gewählt, da sie durch die Arsakiden von den Zugängen zum Euphrat aus Indien abgeschnitten waren. Doch konnten diese den Handel längs des Oxus, durch Kaukasus und Kolchis zum Schwarzen Meere nicht hindern, weil die Länder am Oxus mit dem Tode Mithridates I. (136 a. d.) nicht mehr in ihrer Gewalt waren. Zugleich öffneten die armenischen Arsaciden ihr Land für den Handel, der durch das Land der Aorsen bei Sinope seinen Endpunkt fand, aber während der Herrschaft des pontischen Königs Mithridates Eupator eine Unterbrechung erlitt.

Die nach den Si-Yu (Westgegenden) geschickten Buddha-Priester Tse-yun und Hoei-sing passirten (518 p. d.) den Bolur, ebenso wie Hiuenthsang (628—645). Zur Zeit der Ommajaden (656—750 p. d.) ging die Handelsstraße (nach Dimeschqui) von Samarcand über Syr-darja nach Otrar, dann Talas, Almalik

oder Kuldscha, einen Gletscherpaß des Thianschan überschreitend, und über Kutscha, Kantschu nach Chanbalik.*) Auf dem Seewege wurde, von Siraf am persischen Golf aus, der jetzt versandete Hafen Hang-tscheu-fu oder Chanfu (bei Abu Seid) besucht (851). Vor Masudi's Zeit kamen die chinesischen Djonken bis Ormuz.

Die italienischen Colonien am Schwarzen Meere suchten mitunter durch directe Beschiffung des Kaspischen Meeres sich von einigen ihrer Zwischenhändler nach China zu befreien, und ebenso wandten sich jenem die Engländer zu, nachdem Chancellor in Moskau einen Handelsvertrag geschlossen, nach der zur Aufsuchung des Sees Kitaisk ausgeschickten Expedition für die nordöstliche Durchfahrt, (während Cabot sich um die nordwestliche bemühte). Alle solche Projecte wurden bald aufgegeben, sobald die Umschiffung des Cap dem portugiesischen Monopol entrissen war.

Dieser von Vasco de Gama angezeigte Seeweg nach Indien und China herrschte unbestritten und ohne Nebenbuhler, bis in unserer Generation der Wissenschaft die Bezwingung der Naturgewalten in solchem Grade gelang, um dadurch gewissermaßen die Oberfläche der Erde umzugestalten, so daß die bisher für den Verkehr giltigen Regeln eine Abänderung zu erfahren anfangen. Da die Dampfböte die Schifffahrt auf dem Rothen Meere von den capriciösen Winden, die dort herrschen, unabhängig gemacht hatten, stellten die Engländer den Ueberlandsweg, als einen kürzeren, her, und jetzt, wo die Eisenbahn-Bauten keine Hindernisse mehr zu kennen scheinen, denken sie auch an eine am Persischen Golf ausmündende oder direct nach Indien führende Straße. Ihre Besitzungen dort sind schon von verschiedenen Bahnstrecken durchkreuzt und die von Calcutta nach Dacca angelegte wird als der erste Schritt betrachtet, um über Banskundie und Monfoo nach Bhamo zu führen, sowie dann weiter nach Yunan in China und, wo möglich, nach Peking.

---

*) Khan-balig oder Peking (Nordstadt), die frühere Hauptstadt im Königreich der Yan, wurde (222 a. d.) von den Thsin erobert und (936 a. d.) durch die Khitan zur Nanking (Südstadt) gemacht, dann durch die Kin zur Siking (Westresidenz) der Chungtu (Mittel-Hof). Durch Chingiz erobert, wurde sie durch Kublai (der Tatu in der Nähe erbaute) zur Residenz erhoben und nach ihrem Verlassen (1368) durch die Ming (1421) wieder aufgesucht.

Schon bald nach ihrer ersten Besitznahme in Hinter-Indien (1826) wurden die Engländer auf die Nähe zu China aufmerksam, worin sie durch diese dem Könige von Birma abgezwungene Cession gekommen waren. Die hinterindischen Länder hatten vorher nur wenig Beachtung erfahren, und die nach Marco Polo nur einzeln von katholischen Missionären besuchten West-Provinzen Chinas waren so unvollkommen bekannt, daß man ihrem Zusammengrenzen mit Birma kaum Beachtung zu schenken schien. Die Holländer im Beginn des Entdeckungs-Zeitalters waren aufmerksamer gewesen und hatten in Bhamo eine Factorei begründet, die aber gleichzeitig mit der von Dalrymple vermutheten englischen in den damaligen Staatsumwälzungen zu Grunde ging, worauf auch der durch sie betretene Handelsweg vergessen wurde. Im Laufe der Expeditionen, die die Engländer zur Erforschung der benachbarten Gebiete, von Molmein aussandten, gelangte Dr. Richardson auf das Hochland der Laos und traf in Xiengmai mit chinesischen Kaufleuten zusammen, die mit ihren Waaren und Saumthieren dort jährlich anzulangen pflegten. Man gründete auf diese Entdeckung die Aussicht eines Landhandels mit China, und Capitän Sprye entwarf das Project einer Eisenbahn nach „Esmok“, einem jener durch bestimmte Verordnungen regulirten Märkte, wie sie sich noch jetzt an allen Grenzen Chinas finden, und Anlaß zu der Vorstellung des stummen Tauschhandels gegeben haben mögen, von dem Mela bei den Serern spricht. Als die Engländer nach dem zweiten Kriege mit Birma (1852) die Herren Rangun's und damit der großen Wasserstraße des Irawaddy geworden waren, gaben sie selbstverständlich ihre früheren Ideen, von Molmein einen künstlichen Weg durchzubrechen, auf, da ihnen jetzt auf dem Fluß ein natürlicher Weg nach China geboten war. Der Irawaddy ist schiffbar und frei von Hindernissen für Dampfböte bis nach Bhamo, von wo eine jährlich bereiste Karawanen-Straße durch die Hügel der Kakhyen (deren Höhe nach William's zweitausend Fuß nicht übersteigt), nach Momien in den Shan Shyi Pyi und nach Yunchan führt. Die zu dem Singpho gehörigen Kakhyen werden von den Birmanen als wilde Völkerschaft gefürchtet, sind aber stets geneigt über den von den Durchreisenden zu erhebenden Zoll ein Abkommen zu treffen, das dann wieder Anspruch auf ihren Schutz gewährt. In der mohamedanischen Revolution, wodurch Yunan augenblicklich von China los-

gerissen ist, glaubt Dr. Williams gleichfalls einen günstigen Umstand zu sehen, da der in Tali residirende Pansi-König geneigt sei, mit seinen Grenz-Nachbarn in friedlichen Verkehr zu treten, um sich dadurch gegen den Kaiser zu schützen.

Ein anderer Vorschlag ist kürzlich von Sir Arthur Cotton ausgegangen, nämlich von Sudya aus, dem englischen Regierungssitz in Assam, eine Straße durchzubrechen nach dem Jan-Tze-kiang, der großen Lebensader Chinas, die der Grenze vor ihrer östlichen Abbiegung sehr nahe kommt. Dieser Fluß sollte vor einiger Zeit von Blakiston und seinen Gefährten aufwärts befahren werden, bis sich eine Straße zum Durchgange über Tibet nach Indien zeigte, doch fand diese Expedition verschiedene Schwierigkeiten auf ihrem Wege, wodurch sie zur Umkehr bewogen wurde. Sir Arthur berechnet die Entfernung zwischen dem Bramaputra und dem Jang-Tze-kiang in Szechuen (einer zwölfhundert Meilen von der Seeküste entfernten Provinz) auf zweihundertundfünfzig (englische) Meilen. Bei dem Mangel genauer Nachrichten über diese Länder, empfiehlt er die Aussendung verschiedener Expeditionen, doch werden dieselben, so reich ihre wissenschaftliche Ausbeute auch sein mag, schwerlich einer Handels-Verbindung wünschenswerthe Nachrichten über das Grenzland zwischen Anam und China zurückbringen. Europäer sind bis jetzt nur wenig dorthin eingedrungen. Die Missionäre Krick und Mowey wurden 1855 von den Mishmis ermordet. Capitän Wilcox explorirte (1826) den Mishmee-Paß bis Dealing, Capitän Rowlatt (1844) bis Toopang, aber mehr noch als ihre Berichte, spricht von der Unwegsamkeit dieser in kolossaler Confusion durcheinander geworfenen Hochgebirge die Geschichte des Landes, die fast keinen Einfluß Chinas auf Assam kennt, während er in den anderen Ländern Hinter-Indiens vielfach nachzuweisen ist. Selbst in der speculativen Hausirer-Klasse Chinas findet sich nur selten ein Tollkühner, der es unternimmt, die schmalen Felspfade, die wankenden Flecht-Brücken zu betreten, die in diesem Theil des Himalayas an und über schwindelnde Abgründe hinführen. Zugleich ist der Sommer so kurz, daß sie leicht von Schnee überrascht werden, und dann an ihrem Halteplatze bis zum nächsten Jahre zu überwintern haben. An den Höhen hängen die Hütten der Mischmis, die mit vergifteten Pfeilen ihren Feind erlauern und deren ganzes Wesen auf

einen isolirten und unzugänglichen Wohnsitz deutet. M'Cosh würde lieber diese unwirthbaren Wildnisse umgehen durch den von Jorhat nach Mogaung leitenden Paß der Patkoi-Kette, der von den Birmanen bei ihrem Einfall in Assam benutzt wurde, doch giebt er mit Recht der Strecke von Calcutta über Munipur den Vorzug, um auf ihr den Eintritt in China zu gewinnen.

Zur Beurtheilung eines tropischen Klimas.

Globus (1871).

Ueber wenige Dinge herrschen so unklare Vorstellungen, als über das tropische Klima, und dies ist natürlich genug, da die Wissenschaft noch keine festen Principien hat niederlegen können, seinen schädlichen Einfluß zu beurtheilen, und die bei den einzelnen Localitäten dafür vorwaltenden Gründe gegenseitig abzuschätzen. Im Allgemeinen steht es fest, daß jede Menschenrace ihre volle Gesundheit nur innerhalb desjenigen Klimas, für das die Natur sie geschaffen hat, bewahren kann, und daß der Europäer in Afrika bis zur Acclimatisation (so weit eine solche möglich ist) ebenso kränkeln wird, wie der nach dem Norden versetzte Neger, oder der Serrano an der peruanischen Küste am Fieber, der Küsten-Indianer auf der Sierra an Brustkrankheiten zu Grunde geht.

Für Manchen liegt das Ungesunde des Klimas vorwiegend in der Hitze, während die Temperatur doch nur eines der im Klima mitwirkenden Agentien ist, und der Gesammteffect des Klimas sich in weit complicirterer Weise aus einer Menge von Factoren zusammensetzt. Das Tödtliche des afrikanischen Klimas für den Europäer ist (außer in den durch gesteigerte Gallenabsonderung bedingten Leberaffectionen) in der verschiedenen Vertheilung der Luftelektricität zu suchen, und dem daraus folgenden Mangel des, für jenen normalen Reizes, der in der Heimath desselben die Haut beständig durch die Umgebung und die Lungenvesikel mit jedem Athemzuge trifft.

Besonders eingehend ist das Klima der Tropen in denjenigen Gegenden studirt worden, wo sich europäische Niederlassungen in demselben finden, also Aerzte und sonst wissenschaftlich gebildete

Männer Gelegenheit zu Beobachtungen hatten, vor Allem deshalb in den beiden Indien. Im östlichen wurde man zunächst auf die Malaria aufmerksam, d. h. die Ausdünstungen der Dschengelwälder, die von den Eingeborenen selbst gefürchtet werden, und die sich am schädlichsten bei gleichzeitiger Feuchtigkeit zeigen, vorzugsweise am Anfang und am Ende der Regenzeit, wenn der durchhitzte Boden zuerst wieder Nässe empfängt oder wenn er die letzten Reste derselben durch Auftrocknen abgiebt. Zugleich trat der bedeutende Unterschied hervor zwischen den Niederungen, den tiefen, am Ufer des Meeres, außerdem auch vielleicht an dem Delta der Flüsse gelegenen Strichen und den höheren Berggegenden, in deren reinerer Luft man deshalb auch die „Sanitarien" von Kotagherry, Utacamand, Simla u. s. w. anlegte, obwohl nicht die Höhle allein einen Ort schon gesund macht, wie sich z. B. in Seringapatam, das trotz der Erhebung ungesund ist, zeigt.

Es folgt aus der Natur der Sache, daß die anfänglichen Colonien der Europäer vielfach in den ungesundesten Localitäten begründet wurden, und zum Theil auch jetzt noch solcher nicht entrathen können, denn da ihr Zweck der Handel, also Nähe des Meeres unumgänglich ist, sind sie auf die diesem benachbarten Punkte hingewiesen, also mit wenigen Ausnahmen auf tief gelegene Länder. Man ist allmälig auf manche Vorsichtsmaßregeln aufmerksam geworden. Indem man Batavia, so lange das weite „Grab der Europäer", eine kleine Strecke zurück auf bereits sich erhebenden Grund verlegte, hat sich der Gesundheitszustand dort seit Anfang dieses Jahrhunderts bedeutend gebessert, und überhaupt wird jeder Platz durch längere Besiedelung gesunder werden, da mit der Dauer derselben die Dschengelpflanzen mehr und mehr ausgerottet und ihr Nachwachsen verhindert wird, wogegen die Malaria*) besonders dann gefährlich wird, wenn der Boden wieder sich selbst überlassen verwildert, wie in Ahmedabad. Die englischen Aerzte sprechen von einem „Haften der Malaria an der Belaubung der Bäume", und es tritt jedenfalls mit Ausrodung der Wälder in der dann offe-

*) Malaria is lessened by cultivation (nach Morehead), increased when lands have been deserted and allowed to run waste, und so hat die europäische Occupation eines Tropenplatzes auch immer dazu beigetragen seinen Gesundheitszustand zu verbessern, wogegen erste Ansiedelungen verderblich zu sein pflegten.

nen Gegend eine Besserung des Gesundheitszustandes ein, während das Ausroden noch stattfindet dagegen eine Verschlechterung, da dann dem aufgewühlten Boden die Miasmen in voller Kraft entströmen. Aus unrichtiger Deutung dieser Beobachtung hat sich ein sonderbares Mißverständniß in Bezug auf die Gegenden des Reisbaues gebildet, und wegen des ungesunden Charakters, den man denselben glaubte beilegen zu müssen, ist den Indiern selbst der Rath gegeben worden, statt Reis doch lieber Korn oder Mais zu bauen, während der Reis (mit Ausnahme des Hügelreis) eben große Nässe verlangt, und diese Nässe selbst die Möglichkeit eines andern Anbaues ausschließt. Insofern der Reis hohe Feuchtigkeitsgrade für seine Cultur voraussetzt, wächst er allerdings in Gegenden, die als ungesunde zu bezeichnen sind, insofern er indessen dort angepflanzt werden kann, müssen dieselben für verhältnißmäßig gesunder gelten als damals, ehe noch die sie früher bedeckenden Wälder für Culturzwecke gelichtet waren.

Um das besondere Klima eines Ortes und seinen Effect zu beurtheilen, kommen nun noch verschiedene andere Gesichtspunkte in Betracht, die von der geographischen Lagerung abhängen: ob die Regenzeit mit den östlichen oder westlichen Winden (je nach dem Streichen der Bergketten) eintritt, ob sie darnach mit dem Sommer oder Winter zusammenfällt, ob, wenn periodische Flußüberschwemmungen stattfinden, das Zurücktreten derselben in die Dauer der größten Hitze fällt u. s. w. Das letztere ist z. B. bei Calcutta der Fall, und das Ungesunde seines Klimas wird noch dadurch vermehrt, das die östlichen Winde über die Sunderbands hinstreichen, sich also mit den Miasmen dieser undurchdringlichen Dschengelwälder schwängern. Ueberhaupt können alle Plätze rings der eingeschlossenen Bucht von Bengalen, als frischer Luftströmungen entbehrend, zu den mehr oder weniger ungesunden gerechnet werden, obwohl die früher unverdientermaßen verrufenen an der hinterindischen Küste jedenfalls nicht mehr (zum Theil weniger), als die gegenüberliegenden.

Sehr viel ist in letzter Zeit über das Klima Saigongs gesprochen worden, eines Platzes, der allerdings nicht zu den gesundesten auf der Erde gehört, der aber jedenfalls weit besser ist, als sein Ruf. Das Klima Saigongs wurde kürzlich in einer Broschüre berührt, die im „Globus" und anderswo eine Besprechung erhalten hat, welche indeß, weil sie die deutschen Interessen

in Ostasien als ihr Ziel betrachtete, und die Saigongfrage nur nachträglich in Beobachtung nahm, sich auf Anführung einiger Autoritäten beschränkte, ohne eine selbstständige Ansicht auszusprechen. Käme es darauf an, so würde nichts leichter sein, als die Sache Saigongs in ein gutes Licht zu setzen. Allerdings liegt Saigong in den Tropen, allerdings liegt es in einer Niederung, allerdings im Delta eines Flusses, und es theilt also alle Nachtheile, die den Tropengegenden im Allgemeinen und denen der Niederungen sowie der Delta-Länder noch im Besonderen zukommen. Aber unter den durch sonstige geographische Lage Saigon gleichgestellten Orten ist jenes durch vielerlei Vorzüge begünstigt, indem es bereits von den frischen Passaten des großen Oceans profitirt und die Ueberfluthungen des Mekhong unter den vortheilhaftesten Verhältnissen verlaufen, weil in dem großen See Kambodias ein natürliches Abzugsbecken findend, wie es Moeris für Egypten herstellen wollte. Die schon seit Jahrhunderten (seit Verlegung der kambodischen Hauptstadt) angebaute Umgebung Saigongs ist in weite Reisfelder verwandelt, ähnlich der Bangkoks, einer Stadt, deren günstiger Gesundheitszustand durch Dr. Bradley's langjährige Beobachtungen und Anderer genugsam bekannt ist, obwohl sie in der innersten Ecke der siamesischen Bucht gelegen, von einer weit dichtern Luftatmosphäre umgeben ist, als das dem vorspringenden Cap St. James genäherte Saigong. Die relativen Vorzüge*) des cochinchinesischen Klimas sind früher auch stets anerkannt worden, von Kofler und White bis auf Bissachère, Crawfurd und seine Nachfolger, und bei einiger Ueberlegung erklärt es sich leicht, warum Saigong neuerdings zu so unverdientem schlechten Ruf gelangt ist. Als die Franzosen, die damals durchaus keine realen Interessen in Ostasien zu vertreten hatten, ihren zwecklos durch Missionsstreitigkeiten angeregten Krieg mit Annam beendeten und Saigong besetzten, wollte sich Niemand recht mit dieser neuen Besitzung befreunden, weder die Steuerzahler in der Heimath, noch die nach diesem für französische Lebens-

*) Es ist zu beachten (sagt Mühry), daß das ganze Gebiet östlich vom 120° östl. L., wenn durch diesen Meridian geschieden, eine große Umwandlung zur Salubrität zeigt, einbegriffen Siam, Cochinchina, der indische Archipel (außer Sumatra, Java, Timor 2c.), die Philippinen (weniger Süd-China). — Im Jahre 1856 fanden die (englischen) Schiffe, die längs der Küsten von Cambodja und Cochinchina segelten, auf diesen zwar ebenfalls Malaria, aber milder in ihren Wirkungen (C. Friedel).

luft sehr langweiligen Winkel der Erde geschickten Beamten. Mit Ausnahme einiger von der kaiserlichen Regierung besoldeten Schreibern machte deshalb Jeder gern seinem Unmuth über diese lästige Bürde durch Klagen Luft, und da die Engländer sich gleichfalls bemühten, Saigon, das sie nur ungern in fremden Händen sahen, als saure Trauben zu verschreien, so kamen die Angriffe von allen Seiten, von Freund und Feind, ohne daß Jemand besonderes Interesse darin hätte finden können, sich zum Vertheidiger dieses Prügeljuden aufzuwerfen. Dazu kam, daß die Verluste der Franzosen bei der Belagerung Saigongs allerdings ganz enorme gewesen waren, und die Länge der Todtenlisten einen bleibenden Eindruck zurücklassen mußte. Die außergewöhnlichen Verhältnisse bei einem Feldzuge in einem vorher nicht besetzten Lande können indeß nicht als Maßstab dienen, denn in ähnlicher Weise litten die Engländer auf das Entsetzlichste im birmanischen Kriege, wo bei Rangun campirende Regimenter zweihundertundsechzig pr. Mille verloren, ohne daß deshalb dem Klima Ranguns ein specieller Vorwurf zu machen wäre, da es sich vielmehr seitdem als ein unter den Tropen besonders erträgliches erwiesen hat. In Saigong trug die geringe Vertrautheit der französischen Marineärzte mit den Tropenkrankheiten (besonders den ostindischen) dazu bei, das Klima Saigongs in Verruf zu bringen, indem sie verschiedene in den dortigen Breitengraden ganz gewöhnliche Krankheitserscheinungen durch seltsame Beschreibungen ausstaffirten und mit schreckbaren Namen belegten. Professor Hartmann machte in einer Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin darüber einige interessante Mittheilungen. Die französischen Soldaten sind überhaupt wenig geeignet, die Garnison einer Tropenstation zu bilden, mehr wie das Klima tödtet sie l'ennui*), wie Thévenot bemerkt, und da Frankreich in der ersten Zeit seiner Besetzung eine ungewöhnlich starke Besatzung in Saigong zu unterhalten hatte, erklärt sich leicht, daß statistische Aufnahmen ein sehr ungünstiges Mortalitätsverhältniß zeigen würden. Das Unbedenkliche des Saigong-Klima ergiebt sich am besten aus der allgemeinen Stimmung, die über dasselbe in Ostasien herrscht,

*) Ce qui tue les soldats, c'est l'ennui, et ce sont les excés, qui en dérivent, de mauvaise nourriture, le service trop penible (am Senegal). Unter genügenden Vorsichtsmaßregeln läßt sich bei kürzerem Aufenthalte jedes Klima ertragen. Die Dienstzeit darf deshalb nicht zu lang sein.

indem man selten Jemand Anstand nehmen sieht, Saigong zu besuchen, wogegen bei Plätzen wie Batavia, Calcutta (wenigstens vom August bis November, wenn unter der Malaria-Intoxication stehend), Molmein u. s. w. oft noch die Frage nach dem Klima aufgeworfen wird. — Auch das Klima Saigongs ist keineswegs ein angenehmes, da es eine Menge kleiner Unbequemlichkeiten mit sich bringt, und den davon geplagten Europäer oft darüber stöhnen läßt. Dagegen schließt es kein direct tödtliches Element aus endemischen Krankheitsursachen ein und wird auch von Epidemien nur selten heimgesucht. Kurz zusammengefaßt ließe sich das Urtheil über Saigong dahin aussprechen, daß es als im Tropenklima*) gelegen, an allen allgemeinen Nachtheilen eines solchen natürlich participire, aber von den oft noch besonders damit verknüpften frei sei. Da nun ferner eine Flottenstation für richtige Erfüllung ihres Zweckes wahrscheinlich immer in den Tropen, und jedenfalls immer am Meere anzulegen wäre, so würde eine Erwerbung Saigongs, wenn überhaupt erwünscht oder ermöglicht, vortheilhaft zu nennen sein, da die meisten der besonders Geld und Gesundheit kostenden Anlagen erster Begründung durch die Franzosen schon vollendet sind. Selbst die aus den Niederungen und dem Flußdelta erwachsenden Nachtheile sind in diesem Falle nicht so schlimm, wie sie a priori scheinen möchten, indem uns noch der eigentliche Einblick in den primus motor klimatischer Erkrankungen fehlt und aus theoretischem Demonstrationseifer die traurigsten Fehlgriffe

*) Die vergleichende Physiologie ist noch in ihren Anfängen, da durchziehende Reisende selten Gelegenheit haben, genügende Beobachtungen anzustellen. Das Hauptmoment in den Unterschieden eines kalten und warmen Klima liegt in dem Ueberwiegen arterieller oder venöser Blutbildung, in der größeren Ausbildung des Brust- oder Bauchsystems Die Eskimo, deren breite Brustkasten sich bei den auf ihren Höhen in verdünnter Luft lebenden Quechuas wiederholt, sind durch die Fettbildung, wie sie ihre ölige Nahrung begünstigt, gegen die Kälte geschützter, und dünsten eine warme Atmosphäre um sich aus, wogegen die Haut der den überschüssigen Kohlenstoff in Farbenpigmenten ablagernden Neger, sich kühl anfühlt, so daß Sklavinnen dieser Race im orientalischen Harem während des Sommers vorgezogen werden. Da also von der Natur verschieden angelegte Apparate vorgesorgt sind, folgt von selbst, daß der Bewohner gemäßigter Klimate in heißen Ländern in Leberleiden fällt, wogegen der Sohn der Tropen im Norden durch Lungenkrankheiten aufgerieben wird. Auch das geistige Leben steht dann in natürlicher Abhängigkeit davon, je nachdem das Gehirn durch mehr weniger sauerstoffgesättigtes Blut gespeist wird.

gemacht werden mögen. Die Mortalität, die anfangs in Hongkong*) und während der englischen Besetzung des Tschusan-Archipel wüthete, ist fast ohne Beispiel, obwohl es sich in beiden Fällen nicht um Niederungen, sondern um hohe Stationen, nicht um überschwemmte Flußufer, sondern um trockenen Felsgrund handelt, und noch der vermeintliche Vortheil insularer Lage hinzukam. Alle diese Verhältnisse sind bis jetzt noch wenig verstanden, die klimatischen Fragen Ostasiens sowohl, wie (wenigstens in Deutschland) die commerciellen Interessen dort, und die oben erwähnte Broschüre hatte nur beabsichtigt, die Aufmerksamkeit des Publikums darauf hinzulenken bei einer durch die politischen Verhältnisse gebotenen Gelegenheit. Richtige Benutzung derselben darf freilich erst dann erwartet werden, wenn die wiederholt wachgerufene Aufmerksamkeit sich mit dem ihr vorgehaltenen Gegenstand bereits vertraut gemacht hat. Augenblicklich ist die allgemeine Stimmung noch nicht genügend vorbereitet, um den engeren Zusammenhang unserer politischen Interessen mit außereuropäischen, mit denen des fernen Ostasiens herauszufühlen, da ja selbst der eng gezogene Horizont unserer sogenannten Weltgeschichte noch immer sieben Achtel des Globus von seiner Betrachtung ausschließt. Es bleibt deshalb wünschenswerth, so oft ein Anlaß gegeben wird, derartige Fragen zu erörtern, um (wenn auch zunächst kein praktischer Erfolg gehofft werden darf), die bei denselben nothwendigen Gesichtspunkte zu geläufigen zu machen und dadurch allmälig ein deutlicheres Verständniß anzubahnen. Schließlich sei noch bemerkt, daß bei etwaigen Verhandlungen über Flottenstationen nur Ostasien in Frage kommen kann, wo es in Gegenden, die außerhalb des europäischen Völkerrechtes stehen, materielle Interessen von weiter Ausdehnung zu schützen giebt, während sie in Amerika durch den diplomatischen Verkehr mit gleichgestellten Regierungen gesichert sind und in Afrika eben so unnütz oder selbst hinderlich sein würden, wie Anlegung neuer Colonien, für welche die Zeit längst vorüber ist.

*) In Hongkong starben 21 Proc. europäischer Soldaten, 7½ Proc. Hindu, 10 Proc. Civilpersonen. In Madras betrug die Sterblichkeit (1862—1868) 35 Proc., in Masulipatam 60 Proc. Im Jahre 1821 betrugen die Aufnahmen im Hospital zu Madras (aus einem Bestand von 9553 Mann) 17,429, also 182 Proc. (s. Annesley). — Von 800 Mann in Tschusan wurden die Hälfte dienstunfähig und 3 Monate nach der Ankunft waren nur noch 70 gesund.

Asiatisch-amerikanische Polargegend.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde (1866).

Je näher nach Norden zu die Küsten der beiden Continente zusammentreten, die in dem Winkel der Behringsstraße auslaufen, desto mehr machen sich die Folgen der stattgehabten Mischungen auf der einen, wie auf der andern Seite bemerkbar. In den Namollos am Vorgebirge Tschukotskoi Nos und längs der Bucht Kaulioutschinskoi bis zur Mündung des Anadyr ist schon von Lütke der amerikanische Ursprung, im nächsten Anschluß an die Esquimos (Aschkimeg oder Karalit) oder Innuit nachgewiesen, und die einheimischen Sagen der Aleuten (bei Wenjaminow), daß sie auf ihrer natürlichen Inselbrücke von Asien herübergewandert seien, besitzen, Alles abgewogen, mehr innere Wahrscheinlichkeit, als die entgegengesetzten, die (nach Resanow) Aljaska zum Ausgangspunkt machen. Sie haben durch ihr keilartiges Vortreten die polaren Esquimos, die sich in den Thnaina mit den amerikanischen Indianern berühren, von den Konjagen, Kadjaks, Tschugatschen und ihren Verwandten getrennt, in deren Arbeiten schon polynesische Kunstfertigkeit zu Tage tritt, die auf den Charlotten-Inseln und dem Nutka-Sunde noch höhere Vollendung erreicht, während in den Koloschen die von Osten herübergedrungenen Stämme an die Küste herantreten. Gerade da, wo Aljaskas Bergketten die mit den warmen Strömen des Pacific herbeigezogenen Kolibri von den Walrossen des eisigen Polarmeeres scheiden, treffen auf engem Raume die Kreuzungen der vier Himmelsrichtungen zusammen, aus östlichem Amerika und westlichem Asien, aus polarem Norden und südlicher Inselwelt, so daß zur Abschätzung der verschieden-

artigen Elemente eine genauere Kenntniß der Mythen und sprachlichen Verhältnisse sehr erwünscht sein würde, da nur aus ihr einiges Licht auf die Vorgeschichte dieses wichtigen Erdenwinkels und seiner Bewohner geschöpft werden könnte. Bis jetzt fließen die Quellen noch sehr spärlich, werden aber wohl bald reichlichere Beiträge liefern, wenn hier die Fäden des telegraphischen Verkehrs zusammengeknüpft sind und dadurch die neuen Herren der kürzlich cedirten Besitzungen mit den Russen Sibiriens zusammengeführt werden. Wenn dann in das Gewoge des großen Welthandels hineingezogen, werden die leichten Kräuselungen überfluthet werden, die das Verkehrsleben dort jetzt treibt, und es ist deshalb von Interesse, ihren Spuren zu folgen, ehe sie ganz verschwunden sein mögen. In früherer Zeit, als die Tschuktschen (die Rennthier-Tschuktschen oder Olennyje-Tschuktschi) noch in feindlichen Beziehungen mit den Russen standen, denen sie stets die Zahlung des allen übrigen Stämmen Sibiriens auferlegten Jasak oder Tributs verweigert haben, bezogen sie ihre Handelsartikel durch die Vermittelung der Lamuten, Jukagiren und Tschuwanzen, seitdem aber die militärische Besatzung des Forts durch Kaufleute einer friedlichen Factorei ersetzt wurde, besuchen sie selbst die drei Jahrmärkte zu Ostrownoje, Gijiga und Anadyr, um die dort erhandelten Waaren den Stand-Tschuktschen (Oszedlyje oder Sidjatschie) oder Namollos zuzuführen, die sie dann an die „Zahnmenschen" der Inseln oder die Enkargi Elem (Engarkaulem) oder „Bartmenschen"*) Amerikas vertreiben. Die Namollos, wie Lütke bemerkt, vermögen sich mit den Kadjaken zu verständigen, wogegen der Dialekt der Tschuktschen mit dem der ihnen verwandten Korjäken übereinkommt, die nicht in die unwirthbaren Gegenden des Eismeeres folgen wollten und durch das Zurückbleiben im Süden ihre Freiheit verloren.

Ueber die Verzweigungen der die beiden Continente verbinden-

*) Man hat diese Bezeichnung, da auch die spanischen Erforschungsschiffer des Nordens von Barbudos reden, aus den bei der Behrings-Expedition vom Lande nicht zurückgekehrten Matrosen erklären wollen, doch wird sie natürlicher auf die Aleuten bezogen, die schon einen Uebergang zu dem reichen Haarwuchs der Kurilen zeigen, und sich selbst von einem behaarten Menschenpaare herleiten, das vom Himmel auf die Erde gefallen sei. In dem Barbudos genannte Mayorunas zwischen Ucayali und Yavari meinten die Spanier die Nachkommen von Ursua's Gefährten zu sehen.

den Messe auf der Insel Imaklit (in der St. Diomed- oder Gwosdew-Gruppe) hat Wrangell diejenigen Einzelnheiten geliefert, zu denen ihn sein längerer Aufenthalt besonders befähigt hatte, und wie sie schon von Kotzebue und Beechey gefunden waren. Im Sommer mit Baidaren, im Winter auf Schlitten kommen die, russische Waaren und Rennthierfelle herbeiführenden, Tschuktschen mit den Bewohnern des Cap Nychta oder Prince Wales zusammen, die von den im Kotzebue-Sunde und weiter nach Norden wohnenden Stämmen Pelzwerk und Walroßzähne erhandelt haben, um zum Austausch zu dienen. Nach den von Franklin gesehenen Messern russischer Arbeit scheint sich dieser Verkehr weit an der Nordküste Amerikas entlang zu erstrecken, und Baer, der die Eskimo die Phönicier der Polar-Länder nennt, macht darauf aufmerksam, daß sich die Handelsexpeditionen der Skrällinger bis nach der Stelle des jetzigen Boston erstreckten, wo sie von den (nach Rafn) auf Rhode Island angesiedelten Normannen gesehen wurden. Als Zwischenhändler nach der südlicheren Küste Amerikas dienen den Tschuktschen die Bewohner des Felsens Ukiwok und die Asiakmüten (der Insel Asiak), die den Krümmungen des Ufers auf ihren bewaffneten Baidaren folgend, von den dort wohnenden Völkern Pelzwerk für die auf Imaklit erhaltenen Waaren eintauschen. So erreichen sie zuletzt die Mündung des Pastols, wohin die Ausbeute der Jagd aus dem Inneren des Landes, besonders von den Flüssen Kwichpack und Kuskokwim und von der Meeresküste bis zur Insel Nuniwok und der Mündung des Kuskokwim zusammengebracht wird. Die Pastolmüten (Anwohner des Pastol) erhandeln im Laufe des Jahres von allen jenen Völkerschaften Pelzwerk und Walroßzähne und erwarten dann die Ankunft der Asiakmüten, die, sobald sie ihre Baidaren mit den eingetauschten Waaren befrachtet haben, nach Imaklit zurückkehren. „Auf diese Weise versorgen die Tschuktschen mit ihren Waaren die Bewohner eines Küstenstriches (wenn man nur den äußeren Rand berücksichtigt) von ungefähr tausend (italischen) Meilen, und hätte die (im Jahre 1797 auf die Familie Schelichow's übergegangene und 1799 bestätigte) russisch-amerikanische Compagnie keine Redouten am Nuschahak und an der Bucht von Kenai angelegt, so würden ohne Zweifel die durch die Tschuktschen von der Kolyma gebrachten Waaren, z. B. Kessel, Messer, Taback und Glasperlen, selbst die Kenaizen erreichen." Die Kenaizen machen Jagd auf wilde Renn-

thiere, wie die Atnaer unter Aufstellung künstlicher Gehege, die ihnen als Fallen dienen, gleich den Chacos der alten Peruaner bei dem Treiben der dortigen Waldthiere. Als Lingua franca hat sich, ähnlich der von den Tupi ausgegangenen Lingoa geral in Brasilien, eine Verkehrssprache gebildet, die an der Küste nicht nur von den Agolegmüten, Kijaten, Koskokwimer, Kwichpacker u. s. w., die mit den Kadjacken zu einem Stamme gehören, gleichzeitig verstanden wird, sondern auch, wie Cook fand, von den Tschugatschen und den Aleuten der Insel Unalaschka, obwohl sich die letzteren ihrer Gesichtsbildung und Sitten nach deutlich von den Nachbar-Völkern unterscheiden, so daß der Name Aleuten auf die Bewohner der Fuchsinseln beschränkt bleiben sollte, und nur fälschlich von den russischen Entdeckern bei ihrer ersten Bekanntschaft auf die Konjagen oder Kadjaker übertragen wurde. Dagegen will Beechey sowohl linguistische wie physische Identität zwischen den, von ihm als westliche, bezeichneten und den östlichen Eskimos an der Hudsonsbay, in Grönland, auf Igloolik, sowie überhaupt längs der nördlichen Seeküste Amerikas gefunden haben. Uebrigens beschränkt sich auch die Aehnlichkeit in der Sprache des Aleuten-Archipels mit der der Kadjack-Inseln auf einige Wörter des gewöhnlichen Verkehrs, die allerdings Reisenden zuerst aufstoßen müssen und darum bei oberflächlicher Bekanntschaft am leichtesten zu Irrungen Veranlassung geben können. Es liegt hier nur dasselbe Verhältniß vor, wie im Dekkhan, wo auch die drawidischen Völker mit dem Fremden Hindostanisch reden, oder wie in der indischen Inselwelt, wo die malaysche Universal-Sprache die Vielfachheit der einheimischen Dialekte überdeckt. Neben diesen regelmäßig organisirten Verbindungswegen des Großhandels, der jährlich von der Messe auf Imaklit seinen Ausgang nimmt, findet sich noch die primitivste Stufe menschlichen Verkehrs in dem stummen Handel, den die Tschuktschen mit den Wilden der Insel St. Lorenzo unterhalten, indem sie auch dort die Waaren der Milgatangen (Feuermenschen) oder Russen gegen die einheimischen Productionen austauschen. Einen besonderen Handelsartikel, der an Verhältnisse der europäischen Vorzeit erinnert, bildet für die Konjagen der Bernstein, der, wie Holmberg sagen hörte, besonders nach Erdbeben von dem Meere in reichlichen Spenden ausgeworfen worden wäre. Sie verhandelten ihn unter den Völkern an der Bristolbai und setzten ihn auch noch weiter bis an den Fluß

Nuschagak ab. Der alte Konjagengreis Arsenti Aminak erzählte von großen Schätzen an Bernstein, die von den Entdeckern auf der Insel Ukamok gefunden seien, das spätere Eigenthum seines Vaters. Außer der Bohnenfrucht, die, wie der angespülte Zauberstein Tschimkich bei den Aleuten, zu Talismanen verwandt wurde, erhielten die Konjagen eine andere Gabe des Meeres in den an ihren Strand geworfenen Eisenstückchen, die sie schon vor der Ankunft der Russen für die Verzierungen ihrer Böte und Geräthschaften zu verwenden wußten. Den Thlinkiten dagegen wurde das Eisen erst am Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt, und waren bis dahin bei ihnen Steinwerkzeuge in Gebrauch.

Ueber die Communicationen der Eskimos längs der Küste des Eismeeres ist durch Simpson Näheres mitgetheilt, nach den Angaben des Eingeborenen Erk-sin-ra. Die Eskimos von Point-Barrow ziehen auf ihrer jährlichen Handelsreise nach Osten dem Meeresufer entlang zum Colville-Flusse und schiffen den westlichen Mündungsarm hinauf bis zum Theilungspunkt, wo sie auf dem westlichen Ufer die Nu-na-tang-meun treffen. Nach Auflösung des Rendez-vous gehen die Nu-na-tang-meun längs des Colville in ihre Heimath zurück. Die Point-Barrow-Eskimos dagegen begeben sich nach Barter-Point (Tung-ak) und Nuwuak (Manning-Point), um unter den östlichen Eskimos mit den Kangmali-enguin zusammenzutreffen. Zwischen Point-Barrow- und Kotzebue-Sund finden sich Eskimo-Ansiedelungen am Cap Smyth, Wainwright-Inlet, Icy-Cap, sowie an anderen Punkten, und ist eine ununterbrochene Kette des Zusammenhanges im Polarzirkel von Sibirien bis Grönland hergestellt.

Die Tschuktschen oder (nach Lütke) die Tscha-uk-thu sind das interessanteste, aber leider gerade das am wenigsten bekannte Volk Sibiriens. Alte Sagen verknüpfen sie mit dem jetzt verschwundenen Urvolk der Tschuden, das über die weiten Länder als unbestrittener Herrscher gewaltet habe, so lange nur die Edeltanne in den Wäldern ihr stolzes Haupt erhob. Als sie aber einst zwischen ihren einheimischen Stämmen die kleine Weißbirke aufwachsen gesehen, da hätten sie erkannt, daß die Boten des weißen Czaren nicht ferne seien, und seien weiter gewandert nach Norden, bis das Eismeer ihre Schritte gehemmt. Von den blutigen Kämpfen, in denen sie mit den Russen gestritten, sollen noch die Namen der Schlachtfelder Pogrownoye und Ublennoye-Pole (das Thal der

Verwüstung und das Todesthal Kunde geben. An der polaren Küste traten sie als Gebieter auf und die ansässigen Onkilou (Leute des Meeres) oder Namollos (die Fischer- oder Stand-Tschuktschen) mußten sich ihren Befehlen fügen. Sauer beschreibt die Körpergröße der mit Zelten umherziehenden Rennthier-Tschuktschen, obwohl Cochrane ihr imposantes und fast gigantisches Aussehen mehr der weiten Gewandung zuschreiben will, die sie von den knapp und eng bekleideten Tungusen auszeichnet, die gleich ihnen nomadisiren. Auch Lesseps fiel die Größe der den Tschuktschen verwandten Korjäken (Kora oder Rennthier) auf, im Vergleich mit den kleinen Kamschadalen (und der sonst überhaupt für die Polarvölker charakteristischen Zwerggestalt).

Ein hochbejahrter Missionar, den ich in Irkutsk traf, machte mir verschiedene Mittheilungen über die Tschuktschen, unter denen er den größten Theil seines Lebens zugebracht hatte. Der ihnen gewöhnlich gegebene Name sei nur ein von den Russen beigelegtes Schimpfwort (ebenso wie der der Tungusen oder Ondidamme), indem sie sich selbst Müri*) nennen und dann eine weitere Bezeichnung des Stammes hinzufügen. Die sibirischen Völker, besonders die Rennthier-Tungusen heißen bei ihnen Karamki (Nomaden), die Russen dagegen Milgi-Tan oder Feuer (Milgi)-Waffen (Tan). Bei der ersten Ankunft in dem von ihnen jetzt bewohnten Lande wollen sie wilde Russen vorgefunden haben, die sie ausrotteten, und seitdem seien sie in Feindschaft mit den später nachgekommenen Brüdern dieser Barbaren verblieben. Auch die Tschuwanzen am Anadyr sollen in den Kriegen mit den nomadischen Tschuktschen vernichtet sein, sowie die Konghins, auf deren zerstörte Dörfer die Ruinenstätten an der Kolyma deuten. Andere Traditionen gehen auf das Vordringen der Jakuten oder Sochalar zwischen die längs der Lena, Jana, Indigirka, Kolyma und Anadyr wohnenden Stämme zurück. Damals seien die Omoki zu Grunde gegangen, deren Feuer an den Ufern der Kolyma „zahlreich wie die Lichter des Sternenhimmels" glänzten, und damals auch die die Tundras durchwandernden Schelagi, während nur die

*) Die Eskimos hängen müt (Mensch) an den Namen der Localität (Flüsse, Berge), um das Volk zu bezeichnen; die Tanai-na gebrauchen das Affix na, z. B. Kolouscha-na (Koloschen), Kosaka-na (Kosacken oder Russen) u. s. w. Nach De Scala bedeutet der Name der Tschuktschen: Verbannte.

Reste der Yukhagiren oder Andon Domni in den Aëtal (Gefleckten) der Korjäken übriggeblieben seien. Die Kamschadalen sagen, daß ihr Pseudo-Kutka, der die Künste des echten nachmachen wollte, sich von der See weg nach Norden retirirt habe, in das Land der Korjäken und Tschuktschen, und nach Steller sollen die Korjäken ähnliche Mythen besitzen, wie sie die Itälmenen von Kutka erzählen. Die Tschuktschen, meinte der Missionar, erkennen eine Gottheit an, die sowohl Gutes als Böses thun könne. Sie wohne oben im Himmel, wohin Niemand kommen kann, und wird Aenen genannt. Bei den Aleuten heißt der Schöpfer, der die Angelegenheiten der Erde den bösen und guten Geistern (Kugakh und Aglikajach) überläßt, Agugukh, und gilt als der Schöpfer (nach Weniaminow). Von Aenen oder Gott werden die Schamanen der Tschuktschen Gottmenschen (Aenen-Klawil) genannt oder Ananilen. Bei den gewöhnlichen Cultushandlungen fungirte der Aelteste des Stammes als Schamane, und agirt bei Nacht mit der Zaubertrommel vor dem Feuer. Wird dagegen bei wichtigeren Ceremonien ein wirklicher Priester zugezogen, so darf keine helle Flamme flackern, sondern Alles wird erlöscht bis auf einige glühende Kohlen, die in der Dunkelheit ihren düsteren Schein verbreiten. Die in menschenähnlicher Form aus Holz geschnitzten Götzen werden Kama genannt, und soll dieses Wort nach Ansicht der Tschuktschen ihnen aus der Fremde zugekommen sein. Der nationale Cultus des japanischen Sintodienstes knüpft an die Kami an und leitet auf die Kamoi der Ainos oder Jesso, die vor der südlichen Einwanderung die Insel Jesso bewohnten. Die seit Einführung des Buddhismus als Dämonen gefaßten Kamoij bildeten den eigentlichen Gegenstand der Gottesverehrung im alten Kambodia, wie noch jetzt bei den Khmer doran, und dasselbe Wort kehrt in verschiedenen Varietäten bei anderen Nationen Hinterindiens wieder. Die alte tartarische Form, Kam, als Bezeichnung des Schamanen, die im Altai erhalten ist, bildet das erste Glied einer Kette, deren weitere Verfolgung jedoch hier zu weit führen würde. Außer diesen menschenähnlichen Götzen, die, wie die ostjäkischen, mit einem in den Mund gesteckten Stück Speck regalirt zu werden pflegten, stehen bei dem Tschuktschen in einem kleinen Verschlage andere Götzen als Hofgötter, und werden außerdem Götzenbilder (meistens in thierischer Form) an bemerkenswerthen Theilen des Weges (wie die Ti in Polynesien) aufgestellt, z. B. an Ueberfahrten,

als Ueberfahrtsgötter. Beim Tode eines Verwandten wird, um das Andenken an denselben lebendig zu erhalten, irgend ein Gegenstand, der Schnabel eines Vogels, ein Knochen, eine Fischgräte oder dergl. m., neben dem Kama niedergelegt und dort verwahrt. Sollte bei Aenderung des Wohnplatzes ein Abzug nöthig werden, so sind mit der Götzenfigur alle diese Reliquien fortzutransportiren, und die Menge derselben beläuft sich oft auf mehrere Fuder, wie der Missionar beobachtet hatte. Auch die Samojeden bedürfen zuweilen eines eigenen Schlittens für alle die Paraphernalien ihres Schutzgottes. Bei festlichen Gelegenheiten sind dann die Tschuktschen gewohnt, alle diese Gegenstände auszubreiten, und die an Dahingeschiedene erinnernden Stücke werden von den nächsten Verwandten angelegt. Die Todten werden entweder verbrannt oder man legt den aufgeschnittenen Leichnam auf einen Hügel mit einem geschlachteten Hund oder Rennthier daneben. Bei den Thlinkithen oder Koloschen*) werden die Seelen derjenigen verbrannt, die es in der andern Welt warm zu haben wünschen, und wenn sie sich dort nicht selbst bedienen wollen, müssen Sklaven geopfert werden. Sollte ein Tschuktsche des natürlichen Todes sterben, so würde es seinem Stamme zur großen Schande gereichen. Zeigt sich deshalb die Annäherung des Todes**), so versammeln sich die Verwandten um den Sterbenden und schärfen vor seinen Augen die Lanze, womit sie ihn durchstechen, nachdem sie ihm Grüße an die in's Jenseit vorangegangenen Freunde aufgetragen haben. Ob auf den russischen Missions-Seminaren Herodot gelesen wird, kann ich nicht sagen, jedenfalls aber hatte mein ehr-

*) Nach Holmberg, der zugleich von einer Seelenwanderung spricht: die Seele geht aber nicht auf Thiere über, sondern auf Menschen, und zwar gewöhnlich auf Verwandte weiblichen Geschlechts. Sieht z. B. ein schwangeres Weib im Traume einen ihrer verstorbenen Verwandten, so heißt es, daß sich die Seele desselben eingefunden hat. Oder besitzt das neugeborene Kind irgend eine Aehnlichkeit mit einem Verstorbenen, so gilt es nicht anders, als daß derselbe auf die Erde zurückgekehrt ist, und der Neugeborene erhält denselben Namen. Oft hört man die Thlinkithen sagen, wenn sie eine reiche oder angesehene Familie beneiden, daß sie nach dem Tode darin wieder geboren werden möchten, oder sie wünschen bald erschlagen zu werden, um unter besseren Umständen in die Welt zurückzukommen.

**) Aus Furcht vor Haetsch, der aus der Unterwelt in die Hütte des Sterbenden zu kommen pflegt, tragen die Kamschadalen den dem Tode Nahen aus der Hütte, weil diese sonst niedergerissen werden müßte, wie es auf Kadjak wegen der in Gespenster verwandelten Seelen geschieht.

würdiger Gewährsmann sein Leben zu sehr den sibirischen Heiden gewidmet, um sich viel um das Griechische zu kümmern. Es ist deshalb kaum zu fürchten, daß ich hier eine gefälschte Copie der zu Zamolxis gesandten Sklaven erhalten hätte, oder des Blutigritzens, um zu Odin zu gehen. Auch die Tscherkessen erkennen nur denen die Heroen-Ehren zu, die im Kriege gefallen oder durch den Blitz plötzlich erschlagen sind, während ihnen die im Bette langsam dahin Siechenden unter einer Strafe der Götter zu leiden scheinen. Bei Ausbildung friedlicher Cultur-Verhältnisse dreht sich, leicht begreiflich, diese Auffassungsweise in ihr Gegentheil um. Dann sind es vor Allen die Seelen der unerwartet und vorzeitig vom Tode Ueberraschten, die ruhelos umherschweifen und keine bleibende Stätte finden können. Ueberall in Europa spuken die Manen der Erschlagenen an der Stelle, wo die Mordthat begangen ist, in Serbien machen die Seelen vor der Hochzeit verstorbener Bräute die Wälder unsicher, und in Siam werden besonders die Geister der Gehängten oder an acutem Pestschlage Erlegenen als schreckbare Gespenster gefürchtet. Ganz anders bei den mit rohem Heldenmuth erfüllten Völkern, die auf ihre Gesundheit trotzen und nur physischer Stärke vertrauen. Bei ihnen wird der Geliebte der Götter in der Fülle der Jugendkraft dahingerafft; nur dann, und in Folge eines gewaltsamen Todes, vermag, wie der Battäer meint, der Dondi oder der Seelengeist zu den Himmelsbergen emporzusteigen, denn fällt der Mensch den Begus oder Krankheitsdämonen anheim, so fressen diese ihn gänzlich auf, Leib und Seele, ohne etwas übrig zu lassen, was fortleben könnte.

Wie im deutschen Volksglauben der tückische Wassermann die Seelen der Ertrunkenen in zugedeckten Töpfen bei sich zurückbehält, so ist ihnen auch bei den Tschuktschen ein besonders unglückliches Loos beschieden, und, wie mir der Missionar mittheilte, pflegen sie Grütze in das Eismeer zu werfen, die Wassergeister bittend, die ertrunkenen Freunde, die in ihre Gewalt gerathen sind, damit zu bewirthen. Die Verpflichtungen zur Blutrache sind sehr ausgebildet und werden von den Hinterbliebenen genau eingehalten. Es kommt mitunter vor, daß die Tschuktschen Plünderungszüge nach den amerikanischen Inseln unternehmen, um Mädchen oder Sklaven zu rauben, und gewöhnlich ist es in solchem Falle ein angesehener Häuptling, der, wie bei den alten Ger-

manen, thatenlustige Jünglinge, als Freiwillige, um sich sammelt, und ihnen dafür Anspruch auf einen Beute-Antheil gewährt. Sollte es sich indeß ereignen, daß in solchen Expeditionen Einer der Gefährten sein Leben verliert, so kommen die Verwandten des Gefallenen auf den Anführer zurück, dessen schlechter Leitung dieses Mißgeschick zugeschrieben ward, und wenn er sich nicht völlig zu rechtfertigen vermag, muß er, wie einst der Feldherr von Karthago, für seine Niederlage mit dem Tode büßen.

Der böse Geist wohnt, wie mir der Missionar mittheilte, nach der Ansicht der Tschuktschen in dem Wapach genannten Pilz*), der zwar nur selten angetroffen wird, aber wenn er sich findet, immer Gelegenheit zu großen Festivitäten giebt. Er muß indeß in Stücke zerschnitten verschluckt werden, da es bedenklich sein würde, den Teufel zu zerkauen. Wenn sie, in Folge des berauschenden Giftes, anfangen sich schwach zu fühlen, so sagen sie, daß der Teufel anfange, sie zu überkommen, und wenn sie in vollem Rausche ganz abgemattet daliegen, so sagen sie, daß sie schon zu der Würde eines hohen Häuptlings erhoben seien. Als der Missionar die Tschuktschen fragte, weshalb sie denn von diesem Zeug äßen, wenn sie doch wüßten, daß der Teufel darin stecke, so erwiederten sie ihm mit vornehmer Großthuerei: sie verschlängen diesen Pilz, um ihre Kräfte mit dem bösen Geist zu messen und zu erproben, ob sie stark genug seien, seinen Anfällen zu widerstehen. Die Sünde ist eben süß, wenn auch ein sicherer Katzenjammer folgt. Auch in Hinterindien und den benachbarten Inseln pflegen übermüthige Bergstämme die Gottheit zum Streite herauszufordern und glauben sie besiegen zu können, während durch Gesittung höflichere Völker den Menschen im Ringkampf unterliegen lassen. Ob indeß der im Rausche**) sprechende Dämon dem lichten oder

---

*) Nach dem Genuß des Fliegenschwammes, der auch in gelassenem Urin von Neuem getrunken wird, ist der Kamschadale (sagt Kraschininikoff) fröhlich oder traurig, seiner Natur und seinem Charakter gemäß. In diesem Zustande behaupten sie, was immer Tolles und Sonderbares von ihnen geschähe, im Auftrage des Pilzes zu thun. Taylor beschreibt, wie er nach dem Genuß von Haschisch die Raumempfindung verloren gehabt und gewünscht hätte, daß Jemand den Teufel Haschisch austreiben möchte, nachdem die angenehme Empfindung vorübergegangen. Die Konjagen essen (nach Dawydow) den Schierling, trotz gelegentlicher Todesfälle. Die Catauixis ziehen den Staub des Schwammes Amanita muscaria in die Nase.

**) Die Vamachari (Anbeter linker Hand) unter den Shakta-Verehrern in

dem finsteren Reiche angehört, hängt von Nebenumständen ab. Die Griechen schwelgten in den Gaben des göttlichen Dionysos, aber die Skythen tödteten ihren König Skyles, der sich gleichem Dienste ergeben hatte. Der nach den Lehren egyptischer Priester mit dem Blute der Giganten bewässerte Weinstock war das Product der Schlange nach den Encratiten, die die Anathematisirung des Rebensaftes schon vor Mohamed und Mäßigkeits-Vereinen zur Pflicht der frommen Gläubigen hatten machen wollen. Dagegen zollt Zarathustra Anbetung dem Lebenstrank des „heiligen Haoma, der den Tod entfernt", und in den Vedas strömt der Soma, „des Himmels Zeuger und der Erde Zeuger, des Agni Zeuger und der Sonne Zeuger, der Zeuger Indra's, der Gedanken Zeuger" Nach dem Decretum Gratiani mußte mit der Zunge aufgeleckt werden, wenn etwas von dem Blute des Herrn auf die Erde tröpfeln sollte, und die Yesidis pflegten mit Wein benetzte Erde (nach Niebuhr) auszugraben und besonders zu verwahren, um sie vor jeder Entweihung zu schützen. Die peruanischen Indianer treten durch den Genuß eines Stechapfeldecoctes in Communication mit den abgeschiedenen Geistern ihrer Vorfahren.

Als den bedeutendsten der Jahrmärkte nannte mir der Missionar den bei Wernatzk (nördlich von Kolymsk) abgehaltenen. Der von dort jährlich ausziehende Stamm, um mit den Amerikanern zu handeln, hieße Kawrarankil (Kawrarankit im Plural). Wrangell unterscheidet die nördlichen Eskimos an der Behringsstraße von den westlichen, die südlich vom Cap Rodney bis zur Halbinsel Aljaska und am tschugatskischen Meerbusen wohnen. Das Vorgebirge St. Elias, wo Behring zuerst an dem, vor ihm von Tschirikow erblickten, Continente (20. Juli 1741) ankerte, ist die Grenze zwischen den See-Koloschen und den Ugalenzen, die im Handelsverkehr mit den Atnaern am Kupferfluß stehen, den von den Russen sogenannten Eisenmännern oder Ketschetnäer (Ketschi oder Eisen), weil sie allein unter ihren Nachbarn das Eisen zu bearbeiten verstehen. Die an den östlichen und nördlichen Nebenflüssen des Atna (oder Kupferflusses) wohnenden

---

Indien nennen die Weintrinker Virs oder Helden, die Teetotaller Thiere (oder Pasus). Wenn nur das in den Tantras vorgeschriebene Quantum genossen werden soll, saugen sie den Wein durch einen Strohhalm aus, wie es ähnlich bei den Karen-ni geschieht

Stämme nennen sie entweder Koltschanen (Fremdlinge) oder, wie besonders die Kenayer, die sich selbst als Tnaina (Tnai oder Mensch) bezeichnen, Galzanen (Gäste). Die Kenayer wieder nennen die Bewohner Kadjacks, von denen sie in ihren Kriegen oft Gefangene erbeuteten und zu Sklaven machten, Ultschna (Ultschaga oder Sklaven). Sie trennen sic nach den zwei Ahnfrauen, die der schöpferische Rabe gebildet, in zwei Stämme, von denen der Eine in sechs Geschlechter, Kachgija (vom Gekrächze des Raben), Kali (vom Fischfang), Tlachtana (von einer Grasmatte), Montochtana (von der Hinterecke in der Hütte), Tschichgi (von einer Farbe), Naschi (die vom Himmel Gefallenen) zerfällt, der Andere in fünf Geschlechter, Tultschina (von der Neigung sich im Spätherbst zu baden), Katluchtna (von der Liebhaberei, Glasperlen an einander zu reihen), Schischlachatna (Betrüger, dem Raben ähnlich), Nutschichgi und Zaltana (von Bergen am See Skilach). Heirathen innerhalb desselben Stammes sind verboten, wie bei den Australiern zwischen den Mitgliedern eines gleichen Kobong; die Tschugatschen und die verwandten Kadjacken leiten sich vom Hunde ab, die Jukuluchluaten, die sich (nach Wassiliew) beim Tanze mit Schwanenflaumen überschütten, verkehren mit den Magimüten, einem verwandten Stamme der Inkaliten, der (nach Glasunow) einen gemischten Dialekt spricht und an den Strömen Kwichpack, Kuskokwim, sowie an ihren Zuflüssen lebt. Zwischen den Flüssen Nuschagack, Ilgajack, Chulitna und Kuskokwim finden sich die Kuskokwimer (Kuschkukwakmüten), die den auch indischen Stämmen bekannten Gebrauch beobachten, daß alle männlichen Bewohner des Dorfes in der außerdem für Berathungen dienenden Halle (Kashim genannt) zusammenwohnen und schlafen. Die jährlichen Spielgelage werden ebenfalls dort abgehalten und gewöhnlich sind auch Schwitzstuben für die beliebten Dampfbäder mit der Anstalt verbunden. Die Ugalenzen wohnen zu mehreren Familien in langen Häusern beisammen, wie die nördlichen Karenstämme.

Die russischen Besitzungen in Amerika wurden von dem in Neu-Archangelsk auf Sitcha residirenden Gouverneur regiert, der zugleich das Bestätigungsrecht über die von den abhängigen Völkerschaften erwählte Tajonen oder Aeltesten besaß. Wegen ihrer Nähe zu den russischen Hauptquartieren sind die Koloschen oder Thlinkliten von jeher am besten bekannt gewesen und haben wegen

ihrer ausgebildeten Mythologie mehrfach die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nach den Mittheilungen eines längere Zeit unter ihnen ansässigen Beamten (Herrn Doroschin), den ich auf meiner sibirischen Reise im Ural traf, findet sich ein verbreiteter Feuer-Cultus bei ihnen, so daß in jeder Hütte ein eigenes Feuer unterhalten ist, dessen, den Wirthen des Feuers zugeschriebenes, Erlöschen als böse Vorbedeutung angesehen wird. Wenn sie in die Berge ziehen, werfen sie Fett in's Feuer aus Furcht vor Kluisch, dessen Zorn auch die Thnainana durch Veränderung ihrer Sprache zu vermeiden suchen, wenn sie in der Nähe seines Zauber-Palastes jagen. Die Mittheilungen über die Rolle der Raben in der Kosmogonie stimmten meistens mit denen bei Holmberg überein. Von Jeshl oder Haschakhun, der vor seiner Geburt schon existirte und ohne zu altern niemals stirbt, erhalten die Thlinkithen Kunde durch den Ostwind, da er an den Quellen des Naß-Flusses lebt, in Naßchakijeshl. Von seiner Mutter, die ihn, nach dem Tödten ihrer früheren Söhne, durch ihren Bruder, mit dem Verschlucken eines Meeressteines empfangen hatte, erhielt er Bogen und Pfeil, um für sich ein Federkleid von Colibri-Vögeln zu erlegen.*) Mit dem Balg eines getödteten Kranich angethan, flog er zu den Wolken und mit dem einer Ente vermochte er zu schwimmen. Um den in Dunkelheit lebenden Menschen Licht zu bringen, ließ er sich in Gestalt eines Grashalms von der Tochter des Häuptlings verschlucken, die Sonne, Mond und Sterne in Kisten verschlossen hielt, und öffnete nach seiner Geburt die Deckel, so daß Mond und Sterne an den Himmel flogen, während er den Sonnenkasten selbst mit in die Höhe nahm, aber durch das Oeffnen des Deckels die beschienenen Menschen in Thiere verwandelte (wie der die Luft durchfliegende Feuergeist Fomagata bei den Muyscas). Das Feuer holte er aus einer Insel im Meere und vertheilte die aus den Kohlen sprühenden Funken in Steine und Holz; das Wasser wurde aus dem Brunnen Khanukh's, des von ihm selbst als älter und mächtiger anerkannten Stammvaters des Wolfgeschlechts, geraubt.

---

*) Wrangell will eine Verwandtschaft zwischen der Sprache der Koloschen und der der Azteken gefunden haben, die ihren Gott Huitzilopochtli als Colibri verehrten. Nach Buschmann steht die Sprache der Koloschen den athapaskischen fern, denen er aber die der Kenaier anschließt.

Auch die nördlichen Nachbarn der Koloschen am Kupferfluß leiten sich von dem diebischen Raben her, der die Elemente für die Schöpfung zusammenstahl; die Indianer in Ober-Kalifornien dagegen wollen vom Wolfe abstammen, der zwei Stäbe in die Erde steckte (nach Kostromitonow) und dieselben in ein Menschenpaar verwandelte. Nach der Schöpfungsmythe der Konjagen wird von Shlam Schoa (dem Herrn der Welt) ein Geschwisterpaar auf die Erde gesetzt, dessen Kinder sterben, weil die Schwester, trotz ihres Bruders Warnung, von den vegetabilischen Producten des Bodens gegessen (wie auch die aus Bolotu auf Tongo angelangten Gottwesen dadurch sanken). Im Nutka-Sund finden sich kolossale Pfeiler, denen ein Menschengesicht eingeschnitzt ist, als Schutzgeister verehrt, und nach Anderson bedeutet der ihnen gegebene Name Akuihk: Vorfahre.

Am Tage, wo der Schamane (Ichth) seine Zauber-Ceremonien übt, um die Geister (Jekh) herbeizuziehen und sie den Ansiedelungen günstig zu stimmen (als ihrem Schutze vertrauend), müssen alle seine Verwandten fasten und sich durch Brechmittel reinigen (wie es die Bewohner der Antillen vor den Bildern ihrer Zemes thaten, indem sich Jeder dort durch eine Feder zum Vomiren reizte, um sie zu ehren). Die Catauixis reinigen auch ihre Hunde durch Klystiere. Die für Heilung der Krankheiten gerufenen Nakuzathi (Naku oder Arznei) besitzen zugleich die Macht, den Menschen zu schaden.

Die beim Leichenbegängnisse geopferten Sklaven (Kalgue) sollen früher bei den Koloschen unter einem Balken während des Festgelages todtgesessen sein, wie es die Hunnen mit ihren Gefangenen machten. Manche der Völker an der amerikanischen Nordwestküste halten das Nordlicht für den Tanz der Verstorbenen, die Koloschen sehen darin die Erscheinung ihrer Helden und die Grönländer das Ballspiel der Seelen, wie ähnliches die Scandinavier zu Tacitus Zeit.

Nach den Koloschen und Tnainanen kehrt der Körper beim Tode zur Erde zurück, der Schatten geht in die Unterwelt und lebt unter dem Flecke seines früheren Aufenthaltes auf der Erde, wenn es der Schamane durch sein Trommeln durchgesetzt hat, daß er den Hundeweg vermied. Der Geist aber steigt auf in die Luft, wo der Gute ruhig lebt, während der Verbrecher von den Wolken unstät umhergetrieben wird.

Südlich von Mount Elias hängt man den Kopf des Verstorbenen in einem Kasten über dem Sarge auf, nachdem er vom Rumpfe getrennt ist (wie auf Neu-Guinea, um ihn zu einem Karwar zu weihen).

Die Schamanen werden bei den Koloschen nicht verbrannt, sondern in sitzender Stellung begraben und mit einem durch Schnitzereien verzierten Holzkasten umgeben. Die Leichen der Sklaven wirft man in's Meer.

Die Kalmükken.*)

Die Kalmükken sind in Europa die einzigen Repräsentanten des Buddhismus, jener weit verbreiteten Religion, die die größere Hälfte Asiens füllt, und von Asien kamen sie herüber zu ihren jetzigen Wanderplätzen, an den äußersten Grenzen Europa's. Die Scheidelinie zwischen den beiden Welttheilen ist dort nicht so fest bestimmt, wie weiter im Norden, wo der Czar des gigantischen Rußlands seinen doppelköpfigen Adler aufgepflanzt hat, um zwei Continente zu scheiden. An der großen Straße von Moskau nach Sibirien steht zwischen Kasan und Jekaterinburg ein einzelner Pfeiler, der mit einer Hand nach Westen, mit der andern nach Osten zeigt und nur die zwei bedeutungsvollen Worte trägt: „Weg nach Europa", „Weg nach Asien". Manches armen Verbannten Auge, wenn ihn das Dreigespann der Kibitka dort vorüber und den wüsten Oeden entgegen führte, mag auf dem Worte Asien gehaftet haben, als ein Zeichen, daß er nun für immer jede Hoffnung zurückzulassen und mit allen seinen Erinnerungen aus der Vergangenheit abzuschließen habe. Diese Grenzbestimmung basirt indeß auf den geographischen Verhältnissen, da gerade dort die Ebenen des Wolgagebietes sich zu dem welligen Hügellande des Ural emporzuheben beginnen, und sie ist rein in solcher Rücksicht festgesetzt, da sich weder Stadt noch Dorf in der Nähe findet. Nur eine niedrige Hütte, von einem Schuster bewohnt, sei neben dem Meilensteine gebaut, und spekulative Köpfe könnten sich dort Stiefeln kaufen, um mit dem einen Fuße in Europa und mit dem andern in Asien zu stehen!

*) Globus (1866).

Im südlichen Rußland, zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere, haben die Ansichten der Geographen mehrfach über den Punkt differirt, welcher als Grenze anzunehmen sei. Da indeß verschiedene kalmükkische Stämme auf dem linken Ufer der Wolga nomadisiren, kann über ihr Anrecht auf Europa kein Zweifel sein.

Die Kalmükken bewohnen jetzt als heimathlose Wanderer das Land, wo ihre Vorfahren als Fürsten geboten. Sie reiten auf ihren Kameelen über die Ruinen des weithin für Pracht und Reichthum berühmten Sarai, und ihre Schafe grasen auf den Stellen, wo einst in dem Zelte der goldenen Horde die Großfürsten der Moskowiter Huldigung und Tribut dem Chan der Chane darbrachten. Indeß sind die Kalmükken erst neuerdings nach jenen Plätzen zurückgekehrt, die in vergangenen Tagen ihre glänzenden Waffenthaten gesehen hatten, und ihre zweite Erscheinung war nicht wie früher eine der Eroberer, sondern der Flüchtlinge. Der Name der Mongolen schrieb sich mit Tschingischan's Geburt in die Geschichte ein, aber die mongolischen Eroberungen wurden meistens durch die unterworfenen Tataren und andere Stämme der Turkvölker vollendet, die sich der westlichen Gebiete bemächtigten und dort als Ansiedler verblieben. Als Batu's ungeheueres Reich unter inneren Kriegen zerfiel, war die mohammedanische Bekehrung schon im Fortschreiten begriffen, und alle Tataren in Kasan, in der Krim, am Kuban und unter den Nogaiern bekennen sich jetzt zum Islam. Die Mongolen des Ostens dagegen bewahrten den Buddhismus, und als Ayuka's Kalmükken sich am Ende des 17. Jahrhunderts von ihnen abtrennten, brachten sie diese Religion mit sich nach Europa. Sie erkannten damals die geistliche Oberhoheit des Dalai Lama an und gehörten zu seinen eifrigsten Verehrern, aber seit dem Rückzuge der größern Hälfte der Kalmükken, die sich unter Ubachech auf chinesisches Gebiet retteten (1771), haben sich die russischen Beamten bestrebt, die Beziehungen mit Lhassa in Tibet möglichst zu unterbrechen und unter den Kalmükken ein ganz selbstständiges Kirchenregiment einzurichten.

Da die Kalmükken indeß nie mit der Erscheinung solcher Erdengötter beglückt wurden, wie sie sich unter den Chutuktus der Kalkas und anderen ihrer mongolischen Brüder manifestirt haben, so bildet der Titel des Lama die höchste Würde in ihrer Geistlichkeit. Seit dem Tode des letzten Lama (1861) war, als ich unter

den Kalmükken mich befand, noch kein neuer erwählt, und es versah, während meines Besuches, der Bakschi interimistisch seine Functionen. Er residirt in dem Klostertempel des Erketenskiau-Uluß, der während des Winters an den Küsten des Kaspischen Meeres lagert, in der Nähe des kleinen Hafens Serebrowskaja.

Mit dem Beginn des Frühlings bricht der Uluß (Stamm) nach den nahegelegenen Vorhügeln des Kaukasus auf und nomadisirt dort im Sommer zwischen den Bergthälern des Chamus Ula (die Nase des Gebirges), bis der annähernde Winter die Heerden zur Rückkehr nach dem Tieflande zwingt. Sie haben unter sich ein berühmtes Bild Buddha's oder Burchans, das den künftigen Gott Maitreya vorstellt, und das bei den Wanderzügen auf einem reichgeschmückten Pferde vorangetragen wird.

Während meines Aufenthaltes in dem Winterquartier dieses kalmükkischen Stammes (im Februar 1865) wurden gerade Vorbereitungen für ihr Frühlingsfest getroffen, um den Zagan Zara (den weißen Monat) zu feiern und dann das Wanderleben neu zu beginnen.

Der deutsche Photograph, Herr Werkmeister in Astrachan, hatte ein Bild der gesammten Geistlichkeit der Kalmükken, die sich während der Durchreise des russischen Thronfolgers aus ihren zerstreuten Horden alle in Astrachan zusammen fanden, aufgenommen, unter ihrem damals allbeliebten Lama, der während der Rückkehr von dieser Reise starb, und dessen Verlust von seinem Volke noch immer beklagt wurde. Ich hörte die Kalmükken ein zu seinem Andenken verfaßtes Lied singen, und meine freundliche Wirthin, die Frau eines russischen Beamten, hatte die Güte, mir dasselbe zu übersetzen. Es lautet folgendermaßen:

Von des Meeres weißbedeckten Wiesen
Zogen fröhlich wir, wie ein Gesang.
Er war bei uns, den wir Alle priesen,
Den wir feierten mit Lied und Klang.

Noch das schwarze Roß, das gern er hegte,
Stehet dort im Silberschmuck des Zaum,
Aber Er, der drauf zu reiten pflegte,
Er wich von uns, wie ein schöner Traum.

An den Tempel, wo die Götter scheinen,
Gaben wir die Schimmel, die er fuhr.

Was bleibt seinem Brüderchen, dem Kleinen,
Als der Name eines Waisen nur?

Fort, zum Kloster, mit den schwarzen Rossen,
Ueber die gebot das Lieblingspferd!
Alter Diener, dessen Thränen flossen,
Was bleibt dir nun am verwaisten Heerd?

Ach, sein Freund, er sah die Bahre breiten,
Sah, wie man ihn auf das Feuer legt.
Jetzt kehrt er zurück, das Pferd zu leiten,
Das die Knochen seines Herren trägt.

Bei den Buddhisten fällt durchschnittlich die Erbschaft eines Mönches an die Priesterschaft. So heißt es im birmesischen Damasat: Wenn ein Talapoin stirbt, so haben seine Verwandten kein Anrecht auf den Besitz. Beim Tode eines Obern unter den Talapoinen fallen alle seine Geräthschaften und Möbel an den nächst Höhern, oder an den, der ihm in seiner Würde folgt. Die übrigen Sachen werden in vier Theile getheilt, von denen zwei dem zweiten Talapoinen gehören, und der Rest wird auf's Neue in vier Theile zerlegt, um einen dem Pagen und die übrigen den Familiengliedern zukommen zu lassen.

Von den Räthseln der Kalmükken wurden mir folgende mitgetheilt:

Es ist im Wasser geboren und fürchtet das Wasser.
(Das Salz.)

Man schneidet den Kopf ab, man zieht das Herz heraus, man giebt zu trinken und läßt reden.
(Die Feder.)

Das Feld ist weiß, der Same ist schwarz.
(Die Schrift auf dem Papier.)

Der Bucklige und der Krumme laufen über das ganze Feld.
(Die Sichel.)

Nach einer von der gewöhnlichen Weltentstehungstheorie der Buddhisten abweichenden Version der Kalmükken heißt es:

Indem es aus den zehn Seiten (den acht Seiten der Windrose, sowie von oben und von unten) des Raumes zu wehen anfing, wurden Wolken zusammen getrieben, durch deren Regen ein Ocean entstand. Aus den Schäumen desselben bildeten sich allerlei Thiergestalten, und darunter eine gigantische Schildkröte, die

bald Unheil zu stiften anfing, indem sie die übrigen Thiere verschlang. Mandsaschiri, der dieses (von jenseits des Raumes) sah, nahm seinen Bogen und durchbohrte die Schildkröte und heftete sie an die Erde auf dem Grunde des Meeres an, so daß sie ruhig liegen mußte. An dem Griff des Speeres (der eben so hoch aus dem Meere hervorsteht, als dessen Spitze darin eingetaucht ist), legte sich der Schaum des Meeres (daleke) an, und daraus entstand allmälig die feste Erde. Der oberste Kopf des Speeres bildet den Berg Sumeru. Nachdem die Erde gebildet war, erschuf Abida die lebenden Wesen auf derselben. Indem er Steine auf die Welt warf, entstanden daraus die Menschen, dann erschuf er den König Sakarwadom (mit 1003 Frauen) und beauftragte ihn, über die Menschen zu regieren. Bei seinem Tode (der damals im Alter von 380,000 Jahren eintrat), übergab Sakarwadom seinen 1003 Söhnen 1003 Goldbecher, die versiegelt waren. Beim Oeffnen fand ein Jeder in demselben einen Zettel, mit der Zahl von Jahren, welche ihm bestimmt seien, über die Welt zu regieren. Zuerst folgte der älteste Sohn, Schigi mit Namen, seinem Vater. Als der siebente folgte Muni, der noch jetzt regiert und Schigi=Muni (der Muni aus dem Geschlechte des Schigi) genannt wird. Sein letzter Vorgänger, der sechste Regent, war Mandsaschiri. Sein nächster Nachfolger, der achte Regent, wird Maidari sein. Nachdem alle 1003 Söhne des Sakar=wadom ausregiert haben, nähert sich das Ende der Welt. Zur Erneuerung schickt Abida eine zweite Sonne, die alles Wasser aufsaugt, und läßt dann nacheinander sechs Sonnen erscheinen, wodurch Alles vertrocknet und verbrannt wird. Wenn die auf dem Boden des Meeres liegende Schildkröte die große Hitze spürt, wird sie unruhig, und indem sie sich zuletzt ganz herumdreht, bewirkt sie den Untergang der Welt.

Die Felsentempel von Ellora.*)

Indien ist das Land der Wunder, und das Wunder von Indien ist Ellora. Dort in öder Waldeinsamkeit schlafen die gigantischen Gestalten der Götter des Schaffens, Erhaltens und Zerstörens, dort liegt in verborgenen Felsrecessen die ganze bunte Welt der indischen Mythologie begraben. Der Islam, der seine einförmige Moschee über die weiten Ebenen Hindostani's gewölbt hatte, konnte in den südlichen Thälern der Halbinsel keinen festen Fuß fassen, obwohl auch dort manche der Herrscherfamilien sich zu ihm bekennen. Mahmud Toghluk faßte nach seinen Eroberungen den wahnsinnigen Plan, die Stadt Delhi nach Deogiri, wo schon in alten Zeiten der Handelsplatz Tagara blühte, zu verlegen und, erbaute daneben Dowlatabad. Die Bewohner der alten Kaiserstadt erhielten Befehl sich dorthin zu verfügen. Jammernd verließen die Hunderttausende von Bürgern mit ihren Familien, Geräthschaften und Heerden die Heimath, wo sie geboren waren, und wurden durch die rohen Afghanenhorden auf einer Reise von hundert geographischen Meilen nach den heißen Provinzen des Dekkhan getrieben. Die Alleen der Lustgärten wurden umgehauen und auf die Landstraßen von Dowlatabad gepflanzt, die Paläste wurden ihres Schmuckes beraubt, um den neuen Günstling zu zieren. Ibn Batuta, der Delhi bald nach dieser Auswanderung (1340) besuchte, beschreibt das traurige Bild der Verwüstung und Zerstörung, die damals diese Stadt, die der Neid der Welt genannt worden war, darbot. Die weiten Ringmauern lagen verödet, die Moscheen verlassen, in den Häusern wohnten

*) Bremer Sonntagsblatt (1859).

Schakale und Wölfe. Aber der Machtspruch eines Einzelnen konnte nicht die Wege der Geschichte verrücken. Schon nach wenigen Jahren mußte Toghluk sehen, wie die Bevölkerung nach dem Norden zurückkehrte, und Dowlatabad bietet jetzt fast denselben Anblick des Verfalles, wie ihn jener frühere Reisende von Delhi giebt.

Es war in dem zweifelhaften Lichte der Morgendämmerung, als wir sein eingestürztes Thor passirten und über Schutt und Trümmer in den winkligen Straßen unsern Weg nach Deoghiri suchten, der auf ihrem hohen Basaltfelsen uneinnehmbaren Götterburg. Nach Besichtigung dieser Festung, deren Beschreibung nicht hierher gehört, führte uns eine in ihren massigen Fundamenten noch hier und da erhaltene Kunststraße auf das Höhenplateau, an dessen Rande das ärmliche Dorf Roza („der Ort der Gräber") liegt. Aurungzeb (Allumghir, der Eroberer der Welt), der das Großmogul-Reich zu dem höchsten Gipfel der Macht führte, aber vor seinem Lebensende schon den nahenden Untergang bekümmert voraussehen mußte, liegt dort begraben in einem unscheinbaren Mausoleum, das melancholisch contrastirt mit den prächtigen Gebäuden, die er in den Zeiten seines Glückes aufführte. Ueberall war die Ebene bedeckt mit den Ruinen zusammengesunkener Moscheen, größtentheils aus der Zeit der mohamedanischen Gouverneure, und in einem der besser erhaltenen Grabgewölbe richtete ich mich mit meinen Dienern ein, da der Meßbungalow der englischen Officiere gerade durch eben angekommene Chuprassies für den Empfang einer am nächsten Tage erwarteten Vergnügungspartie vorbereitet wurde. Doch erhielt ich bald darauf, in Folge einer Empfehlung des in Aurungabad stationirten Obersten H., eine Einladung von einem in der Nähe ansässigen Engländer, Herrn Ralph, einem jetzt hochbejahrten Greise, der, seit seiner frühesten Jugend in Indien einheimisch, ein langes und wildbewegtes Leben an dem Hofe verschiedener Rajahs geführt und sich später dorthin zurückgezogen hatte. Er war bei seinem einsiedlerischen Leben ein höchst origineller Sonderling geworden, aber seine Unterhaltung bot viel Interessantes, besonders wenn er von den schönen Zeiten sprach, wo man in Indien nur den Pagodenbaum zu schütteln brauchte, um als Nabob nach Europa heimzukehren. Von seinem Garten blickte man in eine geschlossene Thalebene, die sich hufeisenförmig an dem Fuße des Plateaus herumzog, und ihre dunkeln Haine bedeckten den versteinerten Götterhimmel von Ellora.

Bei Felsentempeln kann natürlich von einem Total-Eindruck keine Rede sein, und überhaupt je wunderbarer und mächtiger man sich von der Pracht ihres Innern ergriffen fühlt, desto lebhafter empfindet man die Unmöglichkeit, in einer Beschreibung ein nur irgend genügendes Bild davon zu liefern. Man unterscheidet buddhistische, brahmanische und Jain-Tempel, je nach den in ihnen enthaltenen Sculpturen, sowie nach dem Style der Architektur, und in dem Streite über die Priorität des Brahmanenthums und des Buddhismus wurden sie von beiden Seiten geplündert, um Gründe zur Stütze der verschiedenen Ansichten zu liefern. Da Ellora Götterkreise aus allen Perioden der indischen Geschichte und aus allen Provinzen des Landes enthält, so hat aus ihnen alles Beliebige entnommen werden können, indem über die Zeit der Erbauung zu entscheiden kein einziges historisches Datum feststeht. Doch hat man sich jetzt mehr dahin geeinigt, ihr hohes Alterthum (die Braminen sprechen sogar von achttausend Jahren) zu bezweifeln und ihnen eine relativ neuere Entstehung zuzuschreiben. Die jüngsten derselben scheinen ihre letzte Vollendung erst in dem 8. oder 9. Jahrhundert n. Chr. erhalten zu haben. In den verschiedenen Beschreibungen, welche die Erklärung ihrer Sculpturen versuchten, herrscht ein ziemliches Chaos, dessen Aufklärung kaum zu erwarten steht, so lange die Inschriften nicht mit größerer Sicherheit gelesen sind. Die Verwirrung der schon an sich verwirrten Mythologie Indiens ist noch bedeutend dadurch vermehrt worden, daß man stets feststehende Religionssysteme zu sehen glaubte und einander gegenübersetzte, wo nur verschiedene Entwickelungsstufen derselben Begriffe vorlagen. Die einfach großen Gesänge der einwandernden Arier, in denen „der Fromme den heiligen Somatrank preßt,“ fanden schon einen vielgestaltigen Polytheismus der Eingeborenen vor, und die Vedas wurden überwuchert von den bändereichen Puranas, in denen jede Secte ihren Localheros feiert und über den ihrer Nachbarn zu erheben sucht. Die Brahminen, die als Staatsbeamte an den Höfen der Stammesfürsten nach Ansehen strebten, fanden meistens ihren Vortheil darin, den nationalen Götzendienst durch die Autorität ihrer heiligen Bücher zu stützen. Auch als später die Buddhisten die esoterischen Lehren der Priestercollegien öffentlich zu predigen begannen, nahmen sie vielfach die Volksgötter in ihre Bethäuser

auf, die besonders in China das ungeordnetste Gemisch von Statuen enthalten.

Auf dem Wege von Roza nach Ellora kommt man an der heiligen Quelle vorbei, in der nach der Sage Rajah Eeloo, Gründer des seitlich liegenden Dorfes Ellora, seine Gesundheit wiederfand.

Die Tempel sind in einen felsigen Bergkranz, der sich etwa zwei englische Meilen in einem Halbmonde herumzieht, eingehauen, und die verschiedenen Grotten, deren Eingänge oft verschüttet oder kaum zugänglich sind, enthalten im Innern ein so unregelmäßiges Aggregat von Höfen, Corridoren, Treppen, Stockwerken, Galerien, Balkonen, Felsbrücken, Zellen, Nischen und jeder Art von Baulichkeiten, daß es tagelanges Umherwandern erfordert, bis man sich zwischen diesen verzauberten Steinwänden, wo jeder Zoll benutzt ist, um irgend ein phantastisches Erzeugniß der indischen Mythologie hervorschauen zu lassen, einigermaßen zurecht findet. Einige der Tempel zeigen eine reich verzierte Thürfaçade, die meistens nach Westen schaut, und sind nach oben durch das Ausarbeiten freistehender Monolithen durchbrochen, während man an andern, deren Säulenfenster das Epheu überrankt hat, unbeachtet vorübergehen würde, wenn nicht der Führer in das Innere der Höhle leitete, um die prächtige Ausstattung zu zeigen. Die Gänge und Nebenräume ordnen sich gewöhnlich um einen Hauptsaal an, dessen Decke von kurzschaftigen Säulen oder massiven Pfeilern in rechtwinkligen Durchschneidungen getragen wird. Ihren Reihen entsprechen an den Wänden vorspringende Pilaster, die Nischen für die Bildwerke zwischen sich einschließen. Weite Treppenflüge führen aus den Höfen zu den Galerien und Balkonen der oberen Stockwerke. Das Tonnengewölbe der buddhistischen Grotten, die nicht wie die anderen nach außen geöffnet sind, schließt mit einem halbkugligen Aufbau, der mitunter Reliquien enthält. Die erste Grotte, zu der man, von Norden beginnend, gelangt, wird von den Führern, die allen Figuren brahmanische Namen beilegen, dem Jugganauth zugeschrieben, jener scheußlichen Entstellung des heitern Krischna-Dienstes, die noch jetzt ihren mörderischen Wagen bei den Festen der schwarzen Pagode rollt. Nach der ganzen Haltung der unbekleideten und mit der hohen Tiara bedeckten Figuren wird man sie indeß unter die Jaintempel rechnen müssen, zumal auch die Deckenmalereien für ihre jüngere Entstehung sprechen. Einige

der Steinbilder haben selbst die Augen gefärbt. Das untere Stockwerk ist zum Theil verschüttet, das obere bildet ein längliches Rechteck, dessen Felsdach von acht viereckigen Pfeilern und in der Mitte von vier runden Säulen getragen wird. Die umlaufende Verandah ruht auf vier cannelirten Säulen, deren Kapitäle mit aufsteigenden Bögen geschmückt sind.

Ein Durchgang verbindet den Tempel des Jugganauth mit der Halle des Adnauth oder Sarswanatha, des Begründer der Jaina-Secte. Die Figuren der vierundzwanzig Tirthakaras (Reinmacher) oder Patriarchen, die sich durch ihre Büßungen die Vergötterung erkämpft haben, werden stets unbekleidet dargestellt, da ihnen der Himmel das Kleid ist. Ihre Lehre kann als ein Auswuchs des Buddhismus angesehen werden, übertrifft aber in einigen Punkten noch die haarspaltende Scharfsinnigkeit der tibetanischen Lamas. Die Jains sind jedenfalls die extremsten aller Vegetarier. „Einige", sagte ein mit ihnen wohlbekannter Reisender, „tragen beständig ein Stück Leinwand vor dem Mund, damit sie nicht etwa ein fliegendes Insect verschlucken und ihm das Leben rauben. Andere führen überall eine zarte Bürste bei sich, um die Stelle abzukehren, wo sie sich hinsetzen wollen, damit sie nicht etwa ein Thierchen zerquetschen. Andere tragen ein Säckchen voll Mehl oder Zucker oder ein kleines mit Honig gefülltes Gefäß unter dem Arm, das sie auf die Nester von Ameisen und anderen solchen Thieren streuen, damit es ihnen nicht an Nahrung fehle. Noch andere kaufen Thiere, die für die Fleischbänke bestimmt sind, und erhalten sie am Leben. Zuweilen bezahlen die Banyanen arme Leute, damit sie an Orten, wo es von Ungeziefer wimmelt, ihr Lager aufschlagen und sich von ihnen zerfressen lassen, um diesen armen Thierchen ihren Unterhalt zu verschaffen. Einer, dem man die Zusammensetzung des Wassers mit einem Mikroskope gezeigt hatte, durstete sich in Folge dessen zu Tode."

Der von Löwen bewachte Thorweg der dritten Grotte leitet zu einem Hofraum, in dem sich ein ringsum mit Sculpturen überladener Pyramidentempel erhebt, einen viereckigen Altar einschließend, zu welchem elegante Säulenthüren führen; daneben steht ein reichverzierter Obelisk, der früher einen Löwen getragen haben soll, und an der andern Seite ein kolossaler Elephant. Die seitlichen Gewölbenischen und Wände der Corridore enthalten alle Arten von Bildwerken. Eine Treppe führt nach dem oberen

Stockwerk, wo die gigantische Figur Indras, „der die dunkle Wolke mit dem Blitzstrahl spaltet", auf einem knieenden Elephanten sitzt, und ihm gegenüber die ihm vermählte Göttin unter einem Mangoebaum, ein Kind auf dem Schooße haltend. Diener mit Fliegenwedeln, ein königliches Emblem im alten Indien, stehen zu beiden Seiten. Der Saal ist nach vorn offen. Durch Säulenreihen werden zwei ineinander geschachtete Räume gebildet, von denen der innere einige Stufen über den äußeren erhaben ist. Kapitäle, Schafte und Fußgestelle sind auf das Reichste verziert, die Wände überall mit Figuren, religiösen Symbolen und Arabesken geschmückt. Von der Decke hängt ein zierlich verschlungenes Blumenbouquet herab, und auch der Fußboden ist vielfach ausgemeißelt. Zwei kleine Pfeiler in der Nähe des Thorweges geben beim Anschlagen einen eigenthümlich hohlen Klang, und werden ihrer Zeit denselben Zwecken gedient haben, wie ähnliche Maschinerien, die mit den Orakelstätten Egyptens und Griechenlands verbunden waren.

Ein niedriger Eingang führt zu dem vierten Tempel, dem Parusa Rama's, des Vorkämpfers der Brahmanen, der die übermüthige Kriegerkaste einundzwanzig Male vernichtete. Er schenkte alle seine Eroberungen den heiligen Männern und erbat sich ein Stück Land von dem Meeresgotte, der Malabar für ihn trocken legte. Als ihm aber die Brahmanen auch dorthin folgten und mit ihren ungestümen Bitten nicht nachließen, bis sie diese Besitzung noch dazu erhalten hatten, zog er sich in's Concan zurück, wo er nach der Sage des Volkes noch heute lebt.

Der nächste Tempel heißt Dhurma Leyna, von der großen Figur des Todtenrichters in der Unterwelt, der mit einer Keule am Eingange sitzt, gegenüber einem Gotte in tanzender Stellung, den der daneben stehende Stier Nundi als eine Repräsentation Siva's erkennen läßt. Der Corridor leitet zu einer aus der Felswand ausgehöhlten Kapelle, die selbst wieder im Innern ausgehöhlt ist, um einen Umgang um den frei in der Mitte stehenden Steinblock des Lingam zu gewähren. Der ganze Raum, von dem sie einen Theil ausmacht, ist einhundertzweiundfünfzig Fuß tief, einhundertvierzig Fuß lang und sechzehn Fuß hoch. Die Säulen, die mit dem gewaltigen Gewichte seiner Decke noch eine sich bis hundert Fuß darüber erhebende Felsmasse zu tragen haben, sind von entsprechenden Proportionen, über sechzehn Fuß im Umfange.

Ein Drittel der sonst einfachen Schafte ist cannelirt und zierlich ausgemeißelt, die Kapitäle sind flach kugelig. Unter den Bildwerken der Nischen finden sich zwei Gruppen, die Hochzeitsceremonien Mahadeva's und Paravatti's darstellend, von denen die eine durch die zehnhändige Figur Ravana's gestützt wird. Paravatti sitzt, wie gewöhnlich, mit eingeschlagenen Beinen auf dem Knie Mahadeva's, und verschiedene Götter, unter denen Vischnu und Brama zu erkennen sind, stehen umher. In der aufgeschlagenen Hand Mahadeva's liegt das Tschakra. Unter den übrigen Figuren tritt die des achthändigen Vira Budra hervor, der mit der einen Hand den Körper eines Erschlagenen emporhält, mit der zweiten den Speer in einen andern stößt, mit der dritten eine Schlange, mit der vierten ein Opfergefäß hält, mit der fünften den Elephanten Indras niederschlägt und mit zweien eine Console unterstützt; die achte ist abgebrochen.

An einem über wildes Steingerölle herabstürzenden Wasserfalle vorbei, um den Galerien in den Felsen eingehauen sind, gelangt man zu Hymens Tempel (Januwassee), wo Brahma in verschiedenen Scenen handelnd auftritt, die ihn in seinem Charakter als schöpferische Kraft beurkunden. Neben einer Figur des Kriegsgottes Carticeya, der von Lakschmi, der Göttin der Schönheit, geliebkost wird, erscheint Vischnu in seiner Gestalt als Eber, der die untergesunkene Welt auf seinen Hauern stützt. Die theilweis eingefallene Grotte des Sri Ganesa enthält das Bild dieses elephantenköpfigen Ungethüms, des indischen Gottes der Weisheit, der von allen Dichtern und Schriftstellern vor dem Beginn ihrer Werke angerufen wird. In den niedrigen Höhlen der Ghana (oder Delladen) stehen mehrere Lingams umher, die noch zuweilen Spuren der rothen Okerbemalung tragen, und in der Grotte Nilacantha sind die Figuren einiger Rischi's sowie Darstellungen Lakschmi's und Paravatti's bemerkenswerth. Die nächsten kleineren Tempel enthalten von dem Künstler sehr lebendig behandelte Gruppen, die sich in verschiedenen Wettkämpfen oder Spielen üben, eine derselben (Rama Warra) eine Scene zwischen Siva und Paravatti, welche die Götter in Gegenwart Narad's (des Gottes der Zwietracht) in ihrem häuslichen Leben darstellt. Daneben feiert Janeka, der Vater Sitas, deren Entführung durch Ravana die Eroberung Ceylons zur Folge hatte, seine Vermählung, umgeben von einer großen Menge von Personen, die theils als Gäste zu-

schauen, theils als Diener fungiren und die geweihte Cocosnuß überreichen.

Dann folgt der Glanzpunkt Elloras: Kailasa oder das Paradies. Durch ein reichverziertes Portal tritt man in einen aus dem Felsen gehauenen Thorweg, mit Nischen an beiden Seiten und einer Cisterne kristallhellen Wassers am Eingange. Oben springt eine Säulengalerie vor, und die Wände sind überall auf das Mannigfaltigste ausgemeißelt. Diese geräumige Passage leitet in das Innere des Berges, wo man plötzlich in einen weiten Hofraum tritt, der nach oben dem Tageslichte geöffnet ist. In der Mitte desselben erhebt sich der prächtige Tempel Kailasa, der größte bekannte Monolith, eine freistehende Felsmasse, die ringsum von ihrer Umgebung abgelöst ist und mit derselben nur noch durch einige Steinbrücken, die sich zu den oberen Stockwerken hinüberschlagen, zusammenhängt. Er ist hundertdrei Fuß lang, sechsundfünfzig Fuß breit und im Innern siebenzehn Fuß hoch ausgemeißelt, während über dem Sanctuarium noch ein pyramidaler Bau, kuppelartig gekrönt, mehr als neunzig Fuß emporstrebt. Ringsum in lebendigen Kunstwerken hervorquellend, wird diese gewaltige Felsmasse von massiven Säulenreihen getragen und in den Ecken durch kolossale Elephanten gestützt. Daneben befindliche Steinblöcke, die ebenfalls frei losgelöst stehen, sind zu noch mächtigeren Darstellungen desselben Thieres ausgearbeitet, doch leider zum Theil beschädigt. Hinter ihnen steigen zierliche Obelisken zu einer Höhe von vierzig Fuß und darüber auf. An der Oberfläche des Tempels, an den Wänden des Hofes, in den vielfach verschlungenen Corridoren der verschiedenen Stockwerke, in den unzähligen Nischen und Sanctuarien der aus allen Theilen Indiens hier versammelten Götter, in den Galerien und Balkonen ist kaum ein Plätzchen des Gesteins unbenutzt geblieben, das sich in irgend eine Sculptur verwandeln ließ. Ueberall treten die riesigen Gestalten der Götter und Heroen aus den Felseingeweiden hervor, überall sieht man eine Episode aus der phantasiereichen Mythologie der Brahmanen sich abwickeln. Die Bildwerke zeigen durchgehends, abgesehen von den phantastischen Abschweifungen, einen edlen Formensinn und feine Auffassung, obwohl, besonders bei den meditirenden Figuren der Buddhisten, eine weibliche Weichheit zu sehr überwiegt. Die Gewandung ist nur gering entwickelt und oft kaum als solche zu erkennen, desto vielfältiger aber die Ueberladung mit Ornamenten. Den verwickelten

Grundplan des Tempels deutlich auseinander zu legen, würde ohne Hülfe von Zeichnungen unmöglich sein. Eine schwache Idee mag aus der folgenden Beschreibung Seeley's*) gewonnen werden, die ich, da ich seine Maße benutzen muß, auch mit seinen Worten gebe: „Der Leser begreife, wenn er kann, das überraschte Staunen, wenn man plötzlich auf einen gewaltigen Tempel stößt, in der Mitte eines weiten, offenen Hofes, ausgehauen aus dem massiven Gestein, mit allen seinen Theilen vollkommen und lieblich, allein auf seinem Mutterboden stehend und ringsum von dem umgebenden Gebirge losgetrennt, durch einen weiten Raum, fast zweihundertachtzig Fuß tief und einhundertfünfzig Fuß breit: und dann dieses Heiligthum, das seines Gleichen nicht hat, das sein felsiges Haupt zu einer Höhe von fast hundert Fuß erhebt, während seine Länge einhundertfünfundvierzig (?), seine Breite zweiundsechzig (?) Fuß ist, überall trefflich gearbeitete Thorgänge zeigend, Fenster, Treppen zu den oberen Stockwerken, schöne, weite Säulen enthaltend mit glatten, polirten Wänden und regelmäßig durch Säulengänge abgetheilt: dann die ganze Masse dieses mächtigen, aus einem Stücke gehauenen Felsstücks von über achthundert Fuß im Umfange, und (so sonderbar es auch scheinen mag), mit drei prächtigen Statuen-Galerien oder Verandas (jenseits des offenen Platzes), die von kunstgerechten Pfeilerstellungen getragen, in Gemächer abgetheilt, mit den Riesenfiguren der indischen Mythologie gefüllt sind: dann diese drei Galerien in ihrer Gesammtheit, die die Höfe einschließen und den fast unglaublichen Raum von beinahe vierhundertzwanzig Fuß ausgehöhlten Felsens einnehmen, sie selbst im Durchschnitt etwa dreizehn Fuß zwei Zoll breit in ihrem ganzen Umfange und vierzehnundeinhalb Fuß hoch —, während nun noch über allem Diesen weite, große Hallen ausgearbeitet sind. In der Mitte des Hofes steht Kailas, die Stolze, wunderbar emporstrebend, in einsamer Majestät, ein mächtiges Felserzeugniß, übertroffen von keinem Monument des Alterthums in der bekannten Welt.“ Es ist dem Beschauer, als ob er den Genius der indischen Dichtkunst in der sprudelndsten Fülle und Ueberschwänglichkeit seiner wunderbarlichen

*) The wonders of Ellora. Auch die meisten der übrigen Zahlenangaben sind diesem Werke entnommen, da der Verfasser wegen seines langen Aufenthaltes in Ellora die beste Gelegenheit hatte, die Messungen mit aller Sorgfalt vorzunehmen.

Phantasiegebilde rings um sich spielen sähe und plötzlich, wie von einem Zauberstabe berührt, das ganze Aethermeer der heraufbeschworenen Traumideen im Augenblicke ihrer abenteuerlichsten Verwirrung zu hartem Gestein erstarrt wäre.

Unter der ersten Steinbrücke, vom Eingange aus, sitzt auf einem Lotus, überschattet durch die Rüssel zweier Elephanten, Bhawani, die große Göttin der Natur, die schaffende Gemahlin Parabrahmas für den Indier, der Menschenopfer fordernde Moloch dem wilden Khond. An den Wänden des Tempels prangt auf der einen Seite Rama, an der Spitze seines Heeres, gegen Ravana zu Felde ziehend, auf der andern wüthet der erbitterte Kampf zwischen den Geschlechtern der Kurus und Pandus. Die in den großen Epen des Ramayana und Mahabharata fortlebenden Halbgötter Rama und Krischna haben jetzt meistens die alten Götter der Puranas verdrängt, indem der Cultus der Hindus größtentheils ein Heroendienst geworden ist, wie in der späteren Zeit des Hellenenthums. Beides sind Incarnationen des Vischnu und traten besonders hervor, seit es Sankarya Acharya gelang, die ketzerische Lehre Buddha's aus Indien zu verbannen. Der durch diesen Fanatiker wieder fester begründete Siva-Cultus hat seinen Hauptsitz noch immer in Benares, hat aber seit dem Uebertreten Ramanoojs (im 11. Jahrhundert) zu den Vaishnavas an Ausdehnung verloren. Mit Ramanund (im 14. Jahrhundert) gewann die Verehrung des Ramas ihre weite Verbreitung, und auf dem Ganges hörte ich selten eine andere Begrüßung als Ram Ram, obwohl auch die Tempel Mahadeva's nicht leer standen. Die Secten des Krischna treiben, wie die der Saktis, besonders im Dekkhan ihr Wesen, und ihre Feste arten durch die Verknüpfung mit dem sivaitischen Lingacultus oft in die ausschweifendsten Orgien aus. Die anderen Incarnationen des Vischnu — „Viel sind seiner vergangenen Geburten" — sind größtentheils veraltet, doch sollen sich in den südlichen Ghats noch einige Tempel seiner Löwen-Avatara (als Narasinha) finden. Seine letzte Verkörperung, auf einem weißen Pferde reitend (als Kalki), wird am Ende des Kalijugas (unseres jetzigen Zeitalters) erwartet; dann fällt Brahma in Schlaf, die Welt vergehet, bis der Ewige auf's Neue erwacht und die mächtige Schöpfungskraft sich verjüngt. Mit der Annäherung dieser Götternacht muß nach den Lehren der Tantras-Priester die Entwickelung des blutigen Kalidienstes zunehmen, der sich besonders

in Bengalen festgesetzt hat. Während meiner Anwesenheit in Calcutta opferte sich ein Brahmane in dem Tempel dieser für zehntausend Jahre durch ein Menschenopfer erfreuten Göttin, indem er sich vor dem Altar die Kehle abschnitt, denn: „Was kann die Welt für Freude gewähren, wo Alles sich verschlimmert? Könige sind gestürzt, Ströme versiegt, Berge versunken, der Pol selbst hat seinen Ort verändert, Sterne sind aus ihrer Bahn gewichen, die ganze Erde ward durch eine Fluth heimgesucht und die Geister vom Himmel geschleudert.“ Da solche Anschauungen in den Veden verschiedentlich auftreten, so würden sie wohl schon früher zu jener letzten Entartung geführt haben, ohne die auf Asoka's Concilien angebahnte Reformation. Wie tief verwoben sie mit dem Leben der alten Indier waren, zeigt ihre Wiederkehr auch in den epischen Gedichten. So sagt das Ramayana:

So wie die reife Baumesfrucht im Augenblicke fallen kann,
Muß dir, o Mensch, dein Erdenziel beständig in Gedanken sein;
Denn wie veraltet ein Gebäu, so fest es war, in Trümmer fällt,
So welkt der Sterblichen Geschlecht dem Tode unaufhaltsam zu.
Es kehret nimmermehr zurück die Nacht, wenn einmal sie entschwand;
Und mit des Ganges Wasser mischt ohn' Unterlaß sich Yamuna (Jumna).
Es schwinden unsre Tage hin, und aller Wesen Lebenshauch
Ist wie ein Dunst zur Sommerzeit, den aufwärts zieht der Sonnenstrahl.
Zur Seite wandert uns der Tod, kehrt ein mit uns von Jugend auf
Und wendet sich mit uns zurück, wenn wir am höchsten Ziele sind.
Wenn grau das Haar geworden ist, wenn eingeschrumpft die Glieder sind.
Es freuen sich die Menschen hier, wenn auf die Sonn', wenn niedergeht,
Sie freuen sich zur Frühlingszeit, wenn Alles jung und neu erscheint.
Ach, wie das Jahr der Zeiten rollt, so schwindet auch das Leben hin,
Wie dort am Lotusblatte sich ein Tropfen Thaues zitternd hält,
So ist dem steten Falle nah des Menschen zitternd Erdenglück
Und wie im großen Ocean ein Splitter Holz den andern trifft,
So treffen sich auf Erden hier die Wesen einen Augenblick.

(Nach A. W. Schlegel.)

In den aus dem Ramayana entnommenen Bildern von Kailasa ist Rama stets von seinem treuen Verbündeten Hanuman begleitet, in der Mitte seiner Affenbanden, und heilige Affencolonien finden sich mit vielen indischen Tempeln verbunden. Ich erinnere mich besonders einer in der Nähe von Benares. Hanuman selbst wird ebenfalls mehrfach verehrt, und mag der Ejuruppa der Malaya Curabaru sein. Von Brahma steht dagegen in Indien nur noch ein verfallener Tempel an einem einsamen See Rajaputana's.

Die ganze Fülle der Darstellungen in den Ausgrabungen Kailasas zu beschreiben, würden Bände nicht zureichen, und eine bloße Aufzählung ohne gleichzeitige Entwickelung der indischen Mythologie kaum verständlich sein. Auch sind diese Grotten noch immer nicht hinlänglich untersucht worden, um über den Charakter aller Figuren in's Klare zu kommen, und die ihnen von den unwissenden Führern beigelegten Namen bedeuten entweder nichts oder sind nur geeignet, irre zu führen. Manche der Bildwerke sind verstümmelt oder durch Rauch schwarz gefärbt, wahrscheinlich auf Befehl Aurungzeb's, der nach der Eroberung des Dekkhans längere Zeit in der von ihm gegründeten Thronesstadt (Aurungabad) verweilte und als bigotter Musulman die Monumente des indischen Heidenthums möglichst zu vernichten suchte.

In einem der oberen Stockwerke, das für sich allein ein ganzes Pantheon bildet, sind drei Galerien mit dreiundvierzig gigantischen Götterfiguren gefüllt, die in ihren Nischen neben einander stehen. Unter den bemerkenswertheren, die hier oder in anderen Corridoren Kailasa's vielfach wiederkehren, sind zu nennen: Brahma, begleitet zuweilen von Sarawatti und Hansa (der heiligen Gans); Siva, meistens mit vervielfachten Gliedern oder als Isvara, der strenge Büßer, der mit seinem flammenden Stirnauge Kama (den Gott der Begierden) zu Asche verbrennt; Anna Purna, die Göttin der Fruchtbarkeit; Govinda, der verliebte Hirtengott, Dystaseer, im Streitwagen seinen Bogen spannend, Bhairaoa, der wilde Heros der Mahratten, Wittoba, ein jüngerer, aber hoffnungsvoller Himmelscandidat, Bhrigu, Lakschman u. a. m. Vischnu (meistens charakterisirt durch die Hornmuschel) ist abgebildet mit Lakschmi, in der Fischgestalt, als Mannlöwe aus der Säule springend, um den ungläubigen König zu zerreißen; als Schildkröte, die den Berg Meru stützt; als dreischreitender Zwerg; als Krischna, der die schwarze Schlange (Kali Naga) zertritt; auf dem chimärischen Garuda reitend; in der Gestalt seiner Verehrer u. s. w. Ebenso erscheint er in der Schöpfung als der auf dem Milchmeere schwimmende Narayana, aus welcher der, den viergesichtigen Brahma tragende, Lotus hervorwächst. „Tausend göttliche Jahre schlummerte er auf der Schlange Adiseischa. Seine Begleiter waren Macht und Weisheit, denn das Verhängniß und die Dinge waren noch nicht vorhanden, sondern in seinem Schooße verschlossen.“ Nischen für Lingam und Yoni, Repräsentationen des Stieres Nandi,

Episoden aus den Kämpfen der Sonne- und Mondgeschlechter oder aus den Puranas, Sphinxe der mannigfaltigsten Gestaltungen trifft man bei jedem Schritt. Auch die Handthierungen des Thugs sind in einem der Gewölbe dargestellt, von dem ersten Ausziehen der Mörderbande bis zum Erdrosseln mit dem Roomal. „Dort," sagte einer der Gefangenen seinen englischen Richtern, „sind die Geheimnisse des Handels und Wandels aller Menschen zu finden, denn es sind Werke Gottes, nicht von Menschen gemacht, und Thugs würden ihre Geheimnisse niemals kund gethan haben." Das Bild der Trimurti findet sich verschiedene Male, obwohl nicht in der kolossalen Ausführung wie in Elephanta. Früher hielt man es für eine Repräsentation der indischen Trias, als Brahma, Vischnu und Schiwa, jetzt aber stimmen die meisten Forscher überein, daß es gewöhnlich nur Siva in drei verschiedenen Wandlungen darstellt. Die Inschriften, die sich zum Theil auf den Körpern der Figuren selbst finden, sind meistens in dem alten Devanagiri-Charakter, doch erst zum Theil entziffert.

Die große Tempelhalle des Paradieses, deren Eingang von zwei Riesenbildern, den Chubdas (Hütern des Stillschweigens) bewacht wird, ist durch vier Reihen massiver Säulen zertheilt, die in der Mitte einen weiten Raum frei lassen. Die größeren Schäfte messen elf Fuß im Umfange, die Kapitäle gleichen zusammengepreßten Kissen, und es hat das Ansehen, als ob die Säule durch das gewaltige Gewicht, das sie zu tragen habe, in der Mitte ausgebauscht sei. Die Decke ist in Nachahmung von Balken ausgearbeitet, die auf den Säulen zu ruhen scheinen. Eine zahlreiche Götterversammlung hat sich auch hier eingefunden, deren Aufzählung nur ermüden würde. Am fernsten Ende des Raumes steigt man zu der dunkeln Zelle empor, die den Lingam einschließt. Dieser kolossale Steincylinder, neben dem der Stier Nandi kniet, bildet gleichsam den Mittelpunkt des Tempels, um den sich alle übrigen Theile der Architektur wie eine Art Draperie anordnen. Die umlaufende Galerie steht wieder mit fünf anderen Tempeln in Verbindung, deren jeder pyramidenartig abschließt. Die Steinbrücke, die früher den Haupttempel mit den Lanka (Ceylon) genannten Räumen, an der gegenüberliegenden Bergwand ausgehauen, verband, ist eingefallen.

Die Dimensionen des großen Hofes wurden von Mallet gemessen, als zweihundertsiebenundvierzig Fuß lang und einhundert-

achtzig Fuß breit; er ist umgeben von hundert Fuß hohen Felswänden. Die Göttergestalten sind oft zehn bis zwölf Fuß hoch, die Elephanten über Lebensgröße. Einige der Wände sind spiegelblank polirt, doch beginnen sie durch die überall emporwuchernde Vegetation zersetzt zu werden.

Dicht neben Kailasa ist die Höhle der zehn Incarnationen (das Avatar), die in ihrem oberen Stockwerk einen weiten Saal enthält, der von acht Säulengängen getragen wird. Dann folgt der Tempel Teen Tal oder die drei Stockwerke. Das oberste derselben, an dessen Thür die Riesenbilder Rama's und Sita's sitzen, ist mit den Statuen der fünf Söhne Pandu's angefüllt, unter denen besonders Arjun hervortritt, jene edle Heldengestalt, die mit so meisterhaften Zügen im Mahabharata gezeichnet wird. Als nach vielen Jahren der erbittertsten Kämpfe sich die demselben Ahnherrn entsprossenen Stämme der Kurus und Pandus zur letzten Entscheidungsschlacht gegenüber stehen, und Arjun schon auf seinem glänzenden Streitwagen heranbraust, um Tod und Verderben in die Reihen seiner Gegner zu tragen, da hemmt er plötzlich seinen Lauf, denn er erkennt die Gesichter seiner Verwandten, seiner früheren Freunde, und gedenkend, daß, wohin auch immer der Sieg sich neige, er ihn der Nächststehenden berauben würde, legt er schwermüthig Bogen und Pfeil zur Seite und sitzt im Wagen nieder, denn „für der drei Welten Herrschaft nicht" könnte er sich zum Kampfe entschließen. Um ihn dazu zu bewegen, bedarf es erst der Ermunterungen des Gottes Vischnu, der in der Gestalt Krischna's ihn als Rosselenker begleitet, indem er ihn, über den subjectiven Standpunkt des Gefühles hinaus, zur Ahnung der höheren Zwecke der Weltordnung führt, in jener berühmten Episode, die (nach Schlegel) beginnt:

Was nicht zu klagen ist, klagst du, redend doch nach der Weisen Spruch, u. s. w.

und sich mit der in der deutschen Uebersetzung weniger schwerfälligen Unterredung zwischen Diomedes und Glaukus vergleichen läßt, als sie im Schlachtgetümmel auf einander treffen (Ilias VI., 145):

Tydeus Sohn, du Muth'ger, was frägst du nach meinem Geschlechte? u. s. w.

Die drei großen Räume dieses Tempels, die über einander emporsteigen, überraschen durch ihre gewaltigen Dimensionen. Capitän Seeley giebt die Länge des unteren auf hundertachtzehn

Fuß, seine Tiefe auf einundvierzig Fuß an. Der oberste, zu dem man auf achtundvierzig Stufen emporsteigt, ist mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet, und seine Decke oder vielmehr der Fels wird in fünf Reihen durch vierzig viereckige Pfeiler gestützt. Zwischen diesen Säulenhallen hindurch schaut man aus dem Dunkel des Bergrecesses hinaus in das mit Licht übergossene Thal von Ellora, das in der Tiefe flimmert. An Teen Tal schließt sich die Aushöhlung des Do Tal (zwei Stockwerke).

Die übrigen Grotten werden von den brahmanischen Führern nicht gern betreten und als Quartier der Verworfenen (Halalkhors) oder Dehr-Warra bezeichnet. Sie scheinen meistens Viharas oder Klöster der buddhistischen Mönche gewesen zu sein, enthalten eine geringe Anzahl von Figuren und oft an den Seitenwänden hinlaufende Steinsitze mit kleinen Zellen, die als Wohnungen gedient haben mögen. Zwischen ihnen erhebt sich, gleichsam als Dom, die Grotte des Visvakarman oder Dukhna (des Leidens), die ganz in dem buddhistischen Style ausgeführt ist. Die Brahminen nennen es die Höhle des Zimmermanns, dem sie die Erbauung aller dieser Tempel innerhalb einer sechsmonatlichen Nacht zuschreiben. Um die eigenthümliche Stellung der Hände zu erklären, wie sie sich vielfach bei docirenden Figuren findet, sagen sie, daß, ehe er das Werk vollendet, er sich in den Finger geschnitten habe und die Wunde zuhalte. Durch solche Fabeln entstellt jetzt oft das gesunkene Geschlecht die großen Ideen der Vedanta. Die Decke des durch Säulengänge von dem flachen Umgange getrennten Hauptraums hat die Form eines Tonnengewölbes und wird im Hintergrunde mit dem halbkugeligen Dagop geschlossen, der Wasserblase oder dem Symbole des Nirwana, worin alles Leben zerplatzt; eine Vergleichung, die sich schon im Samaveda findet. Es heißt dort: „Die Stoffe des Körpers gehen zu ihren Elementen zurück, der Geist aber empfängt den Lohn seiner Thaten, warum denn klagen? Es schwindet die Erde und der Ocean, ja die Götter selber vergehen, wie sollt' es nicht der Mensch, die Luftblase auf der Wasserfläche." In der buddhistischen Anschauungsweise wiederholt sich dieses Bild häufiger, wie auch das des Lotos, auf leeren Meeren schaukelnd, als das Symbol der wirklichen Welt. Auf der unendlichen Wasserfläche sproßt die liebliche Blume auf, ihre Wurzeln ein Spiel der Wellen; sie entfaltet ihren glänzenden Kelch, sie freut sich der belebenden Wärme der Sonne, dann welkt

sie hin, sie vermodert, und nur die Einförmigkeit des grauen Horizontes bleibt wie zuvor. Der Orphiker singt vom Phanes: „Deine Thränen sind das unselige Geschlecht der Menschen, durch dein Lächeln hast du der Götter heiliges Geschlecht gezeugt," aber der Buddhist blickt noch, über den glänzenden Olymp hinaus, in die Leere des Alls: „Wenn durch Buddha's Lächeln Lichtstrahlen durch die Himmel leuchten, so ertönt jedesmal eine Stimme: das ist vergänglich, das ist elend, das ist leer, das ist wesenlos." „Der erhabenen Wahrheiten giebt es vier: der Schmerz, die Erzeugung des Schmerzes, die Vernichtung desselben und der Weg, der zur Vernichtung führt."

Von der Decke springen Steinrippen vor, die der Krümmung des Gewölbes nach den Kapitälen der achtundzwanzig achteckigen Pfeiler, der ganzen Länge nach, folgen. Der Architrav ist zu beiden Seiten mit männlichen und weiblichen Figuren ausgefüllt, und darüber ist der Fries in Felder abgetheilt mit kleinen und großen Bildwerken in unregelmäßiger Abwechselung. Die Balkone, die oben umher laufen, wurden nach den Angaben der Führer als Musikgalerien benutzt. Der ganze Saal diente wahrscheinlich zum Versammlungsorte der buddhistischen Mönche, die hier in großen Gesellschaften beisammenlebten und diese unterirdischen Bauten ausführten, wie die Schüler des heiligen Antonius die der Katakomben von Kiew, von derselben Begeisterung getragen, mit der in unserem Mittelalter Generationen an den großen Denkmalen der Kathedralen fortbauten. Der Tempel ist achtzig Fuß lang, zweiundvierzig Fuß breit, fünfunddreißig Fuß hoch. Die ganze Tiefe, bis zu welcher die Grotte vom äußeren Eingange an ausgehauen ist, beträgt einhundertsechsundsechzig Fuß. Am äußersten Ende der Säulenhalle sitzt, mit dem Gesichte nach der Thür hingerichtet, vor der erwähnten Hemisphäre das kolossale Bild des Visvakarman auf einer steinernen Bank mit herabhängenden Füßen, die auf dem Boden aufstehen. Das mattenförmige Lockengeflecht bildet auf dem Scheitel durch Zusammenwinden der Haare eine kegelartige Erhöhung. Die Ohrläppchen sind durch schwere Ringe lang ausgezogen, nach der Art der Orejones. Seine riesigen Begleiter zu beiden Seiten tragen hohe Tiaren und die dreifache Schnur. Auch durch das Aufzeigen der Handflächen und der verschlungenen Armbänder glaubt man sie als Gestalten aus dem Sivakreise charakterisirt, da der Gott, als Lehrer der Joga, oft

in meditirender Stellung dargestellt ist. Doch wird, so lange die alte Religionsgeschichte und der wechselweise Einfluß der alten Lehrgebäude auf einander noch so wenig aufgeklärt ist, es besser sein, die Grotten, in denen der Dagop erscheint, vorläufig als buddhistische festzuhalten, um nicht durch zu viele Unterabtheilungen die Auffassung noch mehr zu verwirren. Die Bedeutung des Visvakarma, als Weltbaumeister, der, bekleidet mit dem steingewirkten Peplon Elloras, an seine Rückwirkung bis auf die späteren Systeme der Gnostiker erinnert, ist im Zusammenhang mit dem hierophantischen Demiurgen von Eleusis und dem viertheiligen Architekten der egyptischen Priesterlehren aufzufassen. Die Mythen nennen ihn den Sohn Brama's. In buddhistischen Schriften tritt neben den drei großen Göttern Visvakarma auf, der bei dem Sarvamedha (dem großen Allopfer) erst alle Wesen und dann sich selbst opfert.

In einem der Corridore hatten ein paar Fakire (indische Bettelmönche) ihr Feuer zum Nachtlager angemacht, die einzigen menschlichen Wesen, die ich in diesem von der Heerstraße abgelegenen Thale sah, dessen Stille nur durch die umherfliegenden Vögelzüge unterbrochen wird. Die alten chinesischen Landreisenden sprechen von den unzugänglichen Götterbergen des Südens, wohin die frommen Buddha's durch die Luft getragen würden.

Schon manche Geschichtsepoche der arischen Völker in Indien war abgelaufen, ehe sie das Dekkhan betraten. Der Ganges trennte das bewohnbare Land von den Wildnissen des Vindhya-Gebirges, dessen romantische Schönheiten die Epen so poetisch beschreiben. Rama zog sich dorthin zurück, als er den Hof seines Vaters in Ayodhia (das jetzige Oude) verließ, und verlebte dort mit Sita die Jahre seiner Verbannung. Erst als er, den Raub seiner Gattin durch Ravana zu rächen, nach Ceylon aufbrach und das Festland bis zu der Südspitze durchzog, lernte er die fruchtbaren Thäler desselben und seine lieblichen Flüsse kennen. Er erbaute an ihren Ufern heilige Tirtha's, wo fromme Brahminen seiner Begleitung sich ansiedelten, um die rohen Eingeborenen zu civilisiren. Der Erfolg scheint kein großer gewesen zu sein, denn wenn später Helden sich in jene Wälder verirrten, wurden sie meistens von den heiligen Büßern um Hülfe gegen die bösen Rakschasas angerufen. Die Pandu-Brüder hatten solche mehrfach zu gewähren, und nach Einigen waren sie es, die bis Ellora vordringend, jene

Tempelwunder erbauten. Als das Geschlecht der Heroen erloschen war, geriethen diese südlichen Niederlassungen mehr und mehr in Vergessenheit, und nur einzeln wanderte ein schuldbeladener Pilger zu den Wallfahrtsstätten des Nerbudda und Tapti, um durch den Muth, mit dem er den drohenden Gefahren trotzte, sich ein um so höheres Verdienst zu erwerben. Während der erbitterten Religionskriege im Gangesgebiete führten die Priester neue Colonien nach den Ghats, die dort verschiedene Reiche stifteten oder sich in die einheimischen Dynastien eindrängten und zum Herrn aufschwangen. Dann fanden sie oft in abgelegenen Waldgründen die Tempelruinen jener ersten brahminischen Eremiten, und mit ehrfurchtsvoller Scheu richteten sie die umgestürzten Bildsäulen wieder auf und reinigten die Altäre von dem überwachsenden Jungle. Aber der Cultus, den sie herstellten, war nicht mehr der ihrer Väter. Sie konnten ihn nicht freihalten von dem blutigen Fetischdienst der Naturstämme, von denen sie umgeben waren, und der große Mahadeva, der von dem schneebedeckten Himalaya nach dem Dekkhan gewandert war, kehrte, als der wilde Siwa, aus dessen glühenden Tiefen zurück. Entsetzen erfaßte Brahma bei seinem Anblicke. „Wohl kenne ich dich," so rief er aus, „du blutiger Gott, der du auf dem Stiere reitest, wohl kenne ich das Schicksal, das sich erfüllt." Und er war ein blutiger Gott. Brahma's Häupter sanken unter seinen Schwerthieben, rings um Benares rauchten die Trümmer von Dörfern und Städten, Aryavarta verödete, und die Zahl der Schädelketten fand keinen Raum mehr auf dem Körper des Zerstörers. Aber immer weiter raste er fort in der Wuth des Vernichtens, noch war sein schrecklicher Durst nicht gestillt, und zuletzt in der höchsten Extase seiner Verblendung zerriß er auch Durga, seine treue Gefährtin und schleuderte ihre Glieder im wilden Tanze durch die Provinzen Indiens, wo sich später die Tempel der Kali auf diesen Reliquien erhoben. Kaum aber erwachte er aus seinem Rausche, als das Gefühl der rächenden Reue ihn übermannte und er in verzweiflungsvollstem Schmerze niedersank an den Ufern des Ganges, seiner Unsterblichkeit fluchend, die ihn verhinderte, zu vergessen. Da schwebte Vischnu, der hehre Narayana, aus den Wolken nieder, Mitleid ergriff ihn beim Anblicke des Wehklagenden, und auch seine Augen füllten sich mit Thränen. Tröstend trat er heran und enthüllte, der Gott dem Gotte, die ewigen Geheimnisse der Maya, jene tiefe Religion der

Wehmuth begründend, die seit Buddha's Incarnation ihr sanftes Licht über die weiten Gebiete Asiens ausgebreitet hat. In Indien sind ihre einzigen Monumente jetzt nur noch in den Felsentempeln erhalten, besonders dem von Karli, den ich einige Tage später auf dem Wege nach Bombay zu besichtigen Gelegenheit hatte. Doch ist auch dort die docirende Figur, die gegen den centralen Chettah zurücktritt, aufrecht sitzend und nicht in jener Körperstellung, die für den unter dem heiligen Bodhi-Baume über das mystische Aum meditirenden Sakyamuni charakteristisch ist. Der Tempel von Elephanta, an der Bucht von Bombay, zeigt meist nur Embleme des Sivaismus.

Die alte Hauptstadt Japans.*)

Yeddo, die gegenwärtige Hauptstadt Japans, ist eine neue Schöpfung. Zur Zeit, als die Thaten Joritomo's das Inselreich mit ihrem Ruhme füllten, stand der Thron in Kamakura und dort findet sich auch das Grabmal dieses ersten der weltlichen Kaiser.

Von Yokuhama, der europäischen Niederlassung, begiebt man sich dorthin über Kanasawa, ein an der Missisippibay gelegenes Städtchen, das zu Wasser erreicht werden kann. Vom Ufer aus führt ein Reitweg durch niedrige Gehölze, die sich kupplige Hügel hinanziehen und auf der Spitze derselben Durchblicke gestatten in angebaute Thäler ringsum, sowie eine freie Aussicht auf das Meer. Dort findet sich ein japanesisches Theehaus, zeltartig aufgeschlagen, um die Vorüberziehenden mit Erfrischungen zu versehen und sie zum Ankauf eines Planes von Kamakura mit seinen Tempeln und heiligen Stätten zu überreden. Erfahrene Reisende lassen sich aber nicht mit solchen Zwischenhändlern ein, da sie sich in einem kleinen Stündchen in Kamakura befinden werden, und dort das Benöthigte an Ort und Stelle verschaffen können. Außer diesen gedruckten Wegweisern miethen sich die truppweise ankommenden Pilger auch gewöhnlich einen Cicerone, damit er ihnen die bequemsten Pfade in den Tempelanlagen zeige und bei der Ausdeutung der verschiedenen Merkwürdigkeiten die nöthigen Erklärungen, historischen oder mythologischen Inhaltes, beifüge. Von der Pracht der alten Residenzstadt, die Yoriyosi, das Prototyp des Kriegsgottes Fatzman (nach Unterdrückung der nördlichen Re-

*) Illustrirte Deutsche Monatshefte XXIII, 133 (October 1867).

bellen im Jahre 1050) gründete, ist nur wenig mehr erhalten, doch deuten Ueberreste der Festungsmauer den weiten Umfang an, den sie früher einnahm und auch die Fundamente der fürstlichen Paläste sind erhalten. Die Parkanlagen, in denen die Häuser jetzt dorfartig zerstreut liegen, ziehen sich in dichten Alleen hundertjähriger Bäume zum Fuße der Tempel hin, die in ausgedehnte Terrassen übereinander emporstreben und auf breiten Stufen erstiegen werden. Granitene Triumphbogen führen zu den Brücken, die den äußeren Graben überspannen und directen Zutritt zu dem Hauptgebäude des Centrums geben. Europäische Touristen finden indeß dieses regelmäßig geschlossen, da die Mönchspriester oder Kami=musie (die Wirthe der Götter), sobald sie von Weitem die Ankunft dieser unerwünschten Besucher erspähen, Thüre und Fenster des Tempels verriegeln und sich in den Zellen ihrer Klöster einschließen. Nur bei einer seitlichen Kapelle konnte man in das Innere blicken, wo die Figur eines Riesenschimmels mit rothen Augen stand. Sie stellte das Lieblingspferd des Kubo Sama (des gebietenden Herrn) vor, dessen Waffen und Trophäen in dem obersten Tempel, neben seinem Sarkophage aufbewahrt werden. In dem Tempel des Kriegsgottes Hatziman oder Fatzman soll sich eine Sammlung portugiesischer Rüstungen finden, die bei der Vertilgung der Europäer in Japan zur Zeit der Christenverfolgung erbeutet wurden. Die in den Heiligthümern umherwandernden Pilger schienen besonders einem Omanko=sama genannten Steine Aufmerksamkeit zu schenken, der wegen Kindersegen verehrt wird und die Symbole des Lingamdienstes auf seine Oberfläche ausgehauen trug.

In den Theehäusern des Fleckens konnte man sich die gewöhnlichen Erfrischungen des Landes verschaffen und auf den weichen Matten des reinlichen Zimmers ausruhen. Der Japanese übertrifft fast noch den Chinesen in seiner Verehrung des „belebenden aber nicht berauschenden Täßchen", wie es der Engländer nennt (the cup which cheers, but d'ont inebriate) und Thee findet sich in allen Orten und bei jeder Gelegenheit angeboten. Bei Spaziergängen findet man die Theeverkäuferin am Wege hocken, mit den Tassen auf einem niedrigen Tischchen und dem Kohlenbecken daneben, auf der Reise begegnet man in der Thür des Gasthauses der Wirthin mit einer Tasse Thee in der Hand, und in den Städten besucht man die malerisch angelegten Theegärten, die

stets im Schmucke der von der Jahreszeit gebotenen Blüthen prangen, um im Genusse einer reizenden Fernsicht eine Tasse des zugleich erheiternden und beruhigenden Getränkes zu schlürfen, das als eine Panacee für jede Art geistiger und körperlicher Verstimmung gilt. Der japanesische Thee hat angefangen, seinen Weg zum europäischen und besonders zum amerikanischen Markt zu finden, und obwohl auf eine solche Ausfuhr nicht vorbereitet, meinen die Japanesen doch leicht eine noch größere versorgen zu können, da sie bisher immer nur einen Theil der Ernte gesammelt und die übrigen Blätter, als den Bedarf übersteigend, auf den Büschen zurückgelassen hätten.

Die jugendlichen Aufwärterinnen der Theegärten gehören gewöhnlich einem jener Japan eigenthümlichen Mädchenpensionate an, die nach westlichen Begriffen eben so unvereinbar mit Schicklichkeit und guten Sitten scheinen, wie die freie und ungenirte Manier, mit der die Badehäuser im Reiche des Sonnenaufgangs benutzt werden. Alcock sah in einem Tempel Yeddos eine Bildergalerie aufgeputzter Frauen und erfuhr von seinem Führer, daß sie die Portraits der berühmtesten Courtesanen Japans darstellten und dort für ihre ehrenvolle Erinnerung ausgehängt seien. Eine ähnliche Achtung genossen die durch Geist oder Körpervorzüge glänzenden Hetären im Reiche der Lichnavifürsten im alten Magadha und in Egypten verewigte eine Pyramide den Namen der schönen Rhodope.

Am andern Ende Kamakuras findet sich der in Japan weitberühmte Tempel des Daibot, bei dem die Toleranz der buddhistischen Weltreligion einen freundlicheren Empfang verspricht, als ihn die durch nationale Vorurtheile engherzigen Priester des Sintodienstes gewähren. Indeß muß der Fremde auf den etwas öden Wegen, die über das Areal der jetzt vom Erdboden verschwundenen Stadt dorthin führen, auf seiner Hut sein und seine Waffen in Bereitschaft halten, da dort schon mehrfach Angriffe vorgekommen sind und noch kürzlich wieder zwei englische Officiere auf solchem Spaziergang hinterrücks niedergehauen wurden. Diese heimtückischen Meuchelmorde, die Japan so berüchtigt gemacht haben, gehen hauptsächlich von den Lonin aus, einer Klasse von Banditen, die sich selbst für Geächtete erklärt haben, um ihre gesetzwidrigen Unthaten desto rücksichtsloser verüben zu können. Die Verkleidungen der muthmaßlich verschämten Bettler, die mit großen Korbhüten

das Gesicht verdecken und oft auf den Straßen angetroffen werden, geben den Lonin eine gute Gelegenheit, unerkannt das Land zu durchziehen, bis der richtige Augenblick ihres Endzweckes gekommen ist. In Japan ist jedes Familienhaupt für seine Verwandten, jeder Edelmann für seine Vasallen verantwortlich, und deshalb stößt man schon in der alten Geschichte des Landes auf die Sitte, daß solche, die zu einer verwegenen Unternehmung entschlossen waren, sich vorher aus diesem Verbande lossagten, um bei etwaigem Fehlschlagen nicht Unschuldige in ihre Bestrafung hineinzuziehen. Die Abneigung der Daimiofürsten gegen die fremden Niederlassungen kennend, sieht der Client einen sicheren Weg, die Gunst seines Herrn zu gewinnen, wenn er heimlich einen der verhaßten Barbaren umbringen sollte. Er läßt sich vorher als einen Lonin erklären, so daß die Regierung unter keinen Umständen das Recht hat, auf seinen Patron zurück zu kommen, obwohl ihm dieser gern Obdach und Schutz gewähren wird. Wenn nach einiger Zeit die gerichtliche Untersuchung als fruchtlos eingestellt ist, tritt der wohlbeschenkte Lonin wieder in die bürgerliche Stellung ein, die er früher einnahm.

Die japanesischen Geschichtsbücher beschreiben in gesättigten Farben die Macht des alten Kamakura, als der siegreiche Joritomo diesen Sitz seines Ahnherrn Yoriyosi, nach Beendigung des langjährigen Zwistes zwischen den Gensie und Feike, zur Residenz erwählte und durch den Statthalter seine Zwingburg Rokfara den kirchlichen Hof des Miako in Unterwürfigkeit hielt. Als unter seinen Nachfolgern der Miako Go-Daijo Intriguen mit unzufriedenen Lehnsfürsten anknüpfte, wurde er von dem Regenten nach der Insel Oki verbannt und ein neuer Miako an seine Stelle gesetzt. Indeß gelang es diesem nicht, sich in seiner Würde zu erhalten, und den das Land durchwüthenden Sturm des Aufstandes zu beschwören. Mit Hilfe seiner Anhänger wurde Go-Daijo aus seinem Exil befreit; er zieht mit einem zahlreichen Heere gegen Miako und der in der Citadelle Rokfara eingeschlossene Gegenpapst, der jede Hilfe auf Ersatz schwinden sieht, giebt sich selbst mit allen seinen Beamten den Tod. Durch den Abfall des Generals Minamotono-Taka Udsi verstärkt, belagert der Miako Kamakura und die eroberte Stadt (1334) verfällt rachsüchtiger Zerstörung, aus der jetzt nur ihre wenigen Trümmer zurückgeblieben sind. Damit hat das Haus Fosio aufgehört zu regieren, und

dann beginnt der Rivalenkrieg zwischen dem Miako des Nordens und des Südens, bis sich mit der Abdankung des letzteren und der Uebergabe der Reichsinsignien (1392) die Herrschaft des neuen Siogun befestigt.

Jenseits der Waldeinsamkeit auf der Ruinenstätte des alten Kamakura öffnete sich eine fruchtbare Ebene, aus der freundliche Dörfchen herabblickten, jedes mit seiner Mia oder Kapelle auf einer kleinen Erhöhung. Der Tempel Kwanon-Hatsedera-Kaikoso schließt die Figur der Göttin Kwanon-sama ein und daneben findet sich, von den Bäumen des Außenhofes umschattet, die gigantische Bronzefigur des Daibot, die, fünfzig Fuß hoch, in der Basis hundertzwanzig Fuß im Umfange mißt. Das Innere der Statue ist in eine Betnische ausgearbeitet, dreißig Fuß lang und zwanzig Fuß breit, eine Statue des Amida (des Omito-fuh der Chinesen) enthaltend. Auf umhergestellte Kupferplatten waren Stellen der Religionsbücher eingravirt und die Priester zeigten auf Nachfragen verschiedene Bücher chinesischer und japanischer Schrift.

Im Tempel auf dem Hügel eines der nahegelegenen Dörfer fanden wir die Riesenstatue des Kwanon, als Oki-Kwanon, des großen Kwanon, in seiner männlichen Wandlung und in einer Seitenkapelle das sechshändige Bild des Norin-Kwanon. In einem dunklen Receß, wozu der Weg durch künstliche Felsschluchten führte, lag aufgerollt die Steinfigur der Schlange Bentensama, der Schlange des dunkeln Hauses, und kegelartig gewundene Steine, sowie verschiedene Arten von Versteinerungen waren vor derselben niedergelegt. In den anstoßenden Gärten war eine Buchstabirschule eingerichtet, in der die Kinder vor niedrigen Tischen saßen und von einem Paar alter Bonzen unterrichtet wurden.

Die japanische Religion des Sintodienstes weist durch die Verehrung der Kami auf die Eingeborenen des Landes zurück, die in den Stämmen der Ainos wurzeln und nach Sibirien Abzweiger fanden, während sich andrerseits wieder der Einfluß Polynesiens mit den an der Ostküste landenden Einwanderern geltend macht.

Im japanischen Theater zu Nangasaki.*)

Die Schauspieler in Nangasaki, wie überall in Japan, stammen von Miako, dem Centralsitze jeder künstlerischen und wissenschaftlichen Thätigkeit im Lande. Das Theatergebäude (Schibaya) liegt in einem Seitenquartiere der Vorstadt und gleicht so ziemlich einer unserer großen Schaubühnen, wie sie an Jahrmärkten aufgeschlagen werden. Es war bunt beflaggt und mit hohen Wimpelstangen besteckt, während von den Galerien Bilder und Anzeigezettel herabhingen, welche in großen Buchstaben die Namen der aufzuführenden Stücke zur Schau trugen, sodann auch jene der darin auftretenden Personen. An der Eingangsthür war die Kasse; wir lösten uns dort ein Logenbillet und wurden durch einen Theaterdiener hinaufgeführt. In der Hoffnung, daß die Loge vielleicht leer bleiben würde, hatte sich eine Gesellschaft dort bereits niedergelassen. Der Schließer wurde aber bald mit ihnen fertig und trieb sie unceremoniös zur Thür hinaus, obwohl sich einige Mönche in gelben Gewändern darunter befanden. Ich machte dieselben auf das Gottlose ihres Beginnens aufmerksam, da das Zuschauen bei Schaustellungen im achten Gebot mit besonders schweren Strafen belegt ist, aber diese Unglücklichen, deren Herz noch in die Lust der Welt verstrickt war, lachten über die gutgemeinten Vorstellungen und waren nur darauf bedacht, sich einen neuen Platz zu erschwindeln, nachdem wir sie aus ihrem bequemen Logensitz vertrieben hatten. Bald darauf sah ich sie sich auch in der That in das Parterre eindrängen, wo sie fast die ganze Dauer der Vorstellung aushielten.

*) Globus (1868).

Das Parterre war ziemlich gefüllt und zwischen den Zuschauern in ihren gesperrten Sitzen gingen auf übergelegten Brettern Knaben mit Cigarren und Kuchenwerk umher. Die Bühne war durch einen Vorhang geschlossen, auf dem die Namen der Straßen geschrieben standen, wo in Miako Schauspieler gemiethet werden könnten. Gedruckte Theaterzettel waren beim Logenschließer zu haben. Wir unterhielten uns damit, das Publikum unter uns zu beobachten, als wir zwischen demselben, auf einem außerhalb der Sitze mit Matten belegten Gange, ein in violette Seide gekleidetes Pärchen ein Männlein und ein Fräulein, erscheinen sahen, das der Bühne entgegenwandelte. Bei Annäherung an dieselbe theilte sich der Vorhang durch Seitenzüge in zwei Hälften auseinander und zeigte zwischen den Coulissen ein Hofthor, hinter dem sich der Eingang in ein Haus öffnete. Die Dame trat ein, während ihr Begleiter, mit einem massiven Regenschirm unter dem Arm und zwei Schwertern im Gürtel, draußen stehen blieb. Eine Dienerin, die sich durch einen Besen in der Hand für ihre Rolle documentirte, kam ihrer Herrin entgegen und stellte ihr auf der Balustrade einen Sitz zurecht, wo sich dieselbe niederließ. Die weiblichen Figuren werden auf japanischen wie auf chinesischen Theatern von verkleideten Knaben gespielt.

In einer Vertiefung der Wand hing eine Lampe über einem mit weißem Papier bedeckten Topfe, dem Platze des Schutzgottes, und daneben führte eine Thür zu einem Cabinet, während eine andere Pforte im Hintergrunde den Ausgang aus der Stube bildete. Nach einiger Zeit ließ die bis dahin mit ihren Fächern monologisirende Dame den draußen stehenden Herrn durch das Thor ein und setzte sich mit ihm, nachdem die Dienerin entfernt war, auf einen Teppich nieder, um der Unterhaltung zu pflegen, die männlicherseits in schreiender Kopfstimme geführt wurde, da sie sich im Sprechen eines fremden Dialektes bewegen sollte. Zugleich spielte eine gedämpfte Musik. In einem käfigartigen Kasten des Prosceniums saß der Souffleur, der die Stichworte und die wichtigsten Sentenzen vorsagte.

Als nach länger fortgesetzter Unterhaltung das Nachtdunkel einbrach, holte die Dame aus einem Nebenzimmer Matratze und Schlafkissen, schloß die Thür sorgfältig zu und setzte sich nach einigen coquetten Einwendungen mit ihrem Besucher auf das Bett

nieder. Das Zwiegespräch wurde jetzt sehr warm und lebendig, der Liebhaber riß seine zwei Schwerter aus der Scheide und schwur, mit den Armen in der Luft umherfuchtelnd, daß er keine Unterbrechung fürchte und einem etwaigen Störenfried übel mitspielen werde. Einen Augenblick, da er den Kopf wegwendet, benutzte die Dame, fortzuschlüpfen und die herbeigewinkte Dienerin an ihren Platz zu schieben. Der feurige Don Juan faßte in der Hitze seiner Gefühle die Hand derselben, in den Liebeserklärungen eifrig fortfahrend, und schließlich kamen Scenen vor die Augen, die sich bei uns weder lateinisch noch mit griechischen Buchstaben beschreiben ließen, denen aber die Japaner im Kreise ihrer Frauen und Töchter mit leidenschaftsloser Gemüthlichkeit zuschauten und Nüsse dabei knackten oder doch Confectsachen.

Nach Beendigung dieses einactigen Stückes (Omigentsch genannt) trat der Theaterdirector vor und kniete nach tiefer Verbeugung am Rande der Bühne nieder, um in seiner Anrede dem Publikum für die erwiesene Gunst zu danken und den Titel der morgigen Aufführung anzuzeigen.

Es folgte dann eine zweite Vorstellung, bei der die Coulissen dieselben blieben. Ein auf Rädern laufendes Boot wurde durch einen Schiffer mit Rudern auf der Bühne vorwärtsbewegt. Im Buge saß ein alter Kriegerkönig, Cabu-nokki genannt, mit lang fliegendem Haare von schneeiger Weiße, das nur durch sein Stirndiadem zusammengehalten wurde. Ueber seiner eng anliegenden Kleidung aus Purpur und Gold trug er einen weiten Mantel und gelbe Beinschienen, während sein Gürtel mit vergoldeten Schwertern und anderen Waffen glitzerte. Am Thore angelangt, wurde der König von dem dort wohnenden Bauer, der ihm aus dem Hause entgegenkam, in die Stube geführt, wo ihm die Frau einen demüthigen Empfang bereitete, und das Ehepaar bediente nun auf den Knien den auf einem erhöhten Sitz placirten König. Dieser holte eine Fliegenklappe hervor und begann, sie fächerartig hin- und herbewegend, eine emphatische Ansprache, worin er seine Unterthanen an die Pflicht ermahnte, ihm in den Streit des bevorstehenden Krieges zu folgen. Mit Einbruch der Nacht führte man ihn in ein Schlafcabinet, wo er sich niederlegte, während in dem auf der Bühne gleichfalls sichtbaren Nebenzimmer die Frau ihren Ehegatten mit Weinen und Klagen beschwor, seine Absicht, als Soldat auszuziehen, aufzugeben, und darin bestmög-

lichst durch das Jammern der Dienerin, die hinzugekommen war, unterstützt wurde. Die Frau kniete dann vor dem Hausaltar nieder und betete dort unter tiefen Verbeugungen mit gefalteten Händen. Als sie das Zimmer verlassen hatte, fing das Tschusing (eine mit Eisenketten von der Decke herabhängende Holztafel von viereckiger Gestalt) zu rasseln an, und als der Mann eine Fallthür aufhob, schwebte aus der Tiefe ein Geist herauf, rothgekleidet, mit dichtem schwarzen Haar. Auf die Anrede des auf einem Isolirstuhl aus Bambus sitzenden Beschwörers antwortete der Dämon mit nervösem Kopfschütteln, als ob sein Hals abbrechen wollte, und mit krampfhaften Zuckbewegungen aller Glieder seines Körpers, indem er erst auf den Füßen stampfend umhersprang, dann auf den Knien, zuletzt auf dem Rücken, bis er wieder in der Versenkung verschwand. Ein auf dem Tschusing zurückgelassenes Tuch nahm der Mann zu sich, da es ihn in der Schlacht unverwundbar machen würde. Als die Frau zurückkehrte, überließen sich beide ihrer Freude über den glücklichen Erfolg und traten dann ab.

Der Tschusing begann nun auf's Neue zu rasseln, und aus der Versenkung erhob sich die Erscheinung des gelb gekleideten Geistes Matami, der in sonderbar abgestoßenen Manieren zu tanzen und zu singen begann und dann verschwand, nachdem der erwachte König sich einer Zwischenwand genähert hatte, um zu lauschen. Die Frau betrat dann wieder die Bühne und brachte ihrem Gemahl seine Waffen, als ein Officier mit zwei Lanzenträgern anlangte und sich nach dem König erkundigte. Dieser verließ darauf sein Schlafgemach und richtete eine begeisternde Rede an seine Anhänger, ehe er mit ihnen unter Waffengeklirr abmarschirte.

Der Soldat blieb noch einige Zeit in Unterhaltung mit seiner Frau zurück, als von einem vor dem Fenster stehenden Baume herab ein dort hinaufgekletterter Dieb ein Pistol abfeuerte, dessen Knall von zusammengeschlagenen Bambusstäben und umhergesprühten Funken papierener Fidibus nachgeahmt werden sollte. Der Räuber sprang herab, griff mit seinem Schwerte den Hausherrn an, dieser aber wurde durch sein gefeites Tuch gegen Hieb und Stich geschützt, und säbelte dagegen seinerseits seinem Feinde den Kopf ab.

Sämmtliche Schauspieler traten dann auf die Bühne, um

sich unter Verbeugungen und Niederknien zu verabschieden, und das Publikum, welches diese Huldigung gelassen entgegennahm, entfernte sich.

Wir statteten beim Weggehen einen Besuch hinter den Coulissen ab und wechselten in den Ankleidezimmern kleine Geschenke mit den Schauspielern aus.

Ueber die Schauspielertruppen in Indo-China.*)

Die Chinesen bilden im fernen Osten ein Widerspiel des europäischen Mittelalters; die feudalen Zustände sind dórt freilich früher als in Japan gebrochen worden, aber die Verhältnisse des Städtewesens haben sich desto ungehinderter entwickelt, und bieten, trotz den von Rebellenhorden bedrohten Heerstraßen, dem kaufmännischen Verkehr einen ähnlichen Schutz, wie „in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" gegen die Raubritter. Unter den complimentenreichen Etiquetten der bezopften Chinesen würden sich unsere streng auf Zucht und Ehre haltenden Vorväter ganz behaglich gefühlt haben, während sie sich schwerlich mit den halbnackten Indiern, die, unter Palmen gelagert, die Reisschüssel mit den Fingern leeren, befreundet hätten, und auch die koischen Florgewänder der auf Divanen ruhenden Hellenen vor ihren Sittenrichtern keine Gnade gefunden haben möchten. Die Chinesen tragen einen anständigen Rock und weite Pumphosen, selbst ihre Hausfrauen erscheinen im Bloomer Costüme. Sie sitzen steif und gravitätisch auf hohen Stühlen mit den rechtwinkligen Lehnen des Roccocogeschmackes, sie fassen ihre Speisen zierlich in die Gabel der Eßstäbchen, sie stolziren in langgeschnäbelten Schuhen, und sie haben die vernünftige Ansicht, daß zu jedem Bett ein Kopfkissen gehört, wenn es auch nur aus Holz geschnitzt ist. Und obwohl jetzt jedem Fortschritte abhold, dürfen sich die Chinesen doch rühmen, durch die Priorität gar vieler Lebenserleichterungen die westlichen Barbarenreiche überflügelt zu haben. Man mag durch die Straßen Pekings in Droschken kutschiren, die einem schon seit Jahrhunderten

*) Illustrirtes Monatsheft (1867).

existirenden Institute angehören, ich habe dort als bequeme Scheidemünze Papiergeld eingewechselt, dessen Einführung auf eine frühe Dynastie zurückgeht, und der wohlunterrichtete Patriot nimmt für sein Vaterland auch im Buchdruck, im Schießpulver, im Compaß die Ehre der Erfindung in Anspruch, und, wenn es angeht, in den Dampfschiffen noch obendrein. Die dichtgedrängte Bevölkerung Chinas hat das ganze Land in einen weiten Fabrikdistrict verwandelt. Wie Packthiere und Frachtwagen die Chausseen entlang ziehen, sind Flüsse und Kanäle mit Schleppschiffen bedeckt, und in den engen Straßen der Städte herrscht ein rühriges Treiben, sieht man Jeden geschäftig in seiner Werkstatt fortarbeiten und überall den englischen Wahlspruch ausgeprägt: Time is money. An den Träumen des Tropenländers dagegen hängt die Zeit als eine nutzlose Last, ihm ist von der Natur eine mühelose Tafel gedeckt, und selbst die Gedecke wachsen auf den Bäumen, da die Schalen der Calabassen zu den Eßgeschirren dienen.

Der beschauliche Indier hat die umgebende Welt durch mythologische Gestaltungen bevölkert, und solche treten deshalb auch in seinen Schauspielen auf mit stereotyper Maskenbekleidung, gleich dem griechischen Prosopon. „Menschen zu gräulicher Unförmlichkeit aufgestutzt, mit hohen Absätzen wie auf Stelzen einherwankend, mit ungeheuren Masken, die über den Kopf hervorragen und das Maul weit aufreißen, als wollten sie die Zuschauer verschlingen" (nach Lucian's Worten). Die Chinesen kennen gleichfalls eine Art phantastischer Costümstücke, die sie während der Jahresfeste aufführen und mit religiösen Beziehungen verknüpfen, begnügen sich aber im gewöhnlichen Leben mit Komödien, die ihre Themata den Tagesereignissen entnehmen und eben so gut bürgerlich sind, wie ein Lustspiel Kotzebue's.

Unter den die hinterindische Halbinsel bewohnenden Völkern sind besonders die Siamesen als Schauspieler berühmt und gelten in Birma für geschickter als die einheimischen Darsteller. Sie selbst dagegen ziehen wieder für manche Arten der Tänze die Peguer vor, von denen sich viele Einwanderer als Colonisten in ihrem Lande niedergelassen haben.

Im Allgemeinen werden im Siamesischen drei Arten theatralischer Aufführungen unterschieden, die Lan Lekhon oder Dramen, die Len Khon oder Maskenspiele und die Len Hon oder Marionetten. Außerdem giebt es die Khon Talok oder Possen, die Hun-

Won-Nam oder Ballete, die unter illuminirenden Feuerwerken aufgeführt werden, und die Len Tjo Nang oder Zauberlaternen aus transparenten Fellen. Die zuletzt genannten Klassen werden bei Nacht, die Len Xon und Len Hun bei Tage aufgeführt, und alle dienen dazu, die Kan Somphot genannten Festlichkeiten zu verherrlichen. Unter den gewöhnlichen Schauspielen unterscheidet man die Len Lakhon Thay oder eigentlich siamesischen, die Len Lakhon Xatri oder die aus Ligor eingeführten, und die Len Lakhon Tani oder die malayischen. Außerdem giebt es noch eine den Lao entlehnte (dem römischen Mimus ähnliche) Komödie, die Len Lakhon Lao, niederer und meist obscöner Komik. Die Ngiu dagegen sind eine Klasse bürgerlicher Lustspiele, die den Chinesen angehören und von diesen aufgeführt werden.

Der dramatische Gegenstand der meisten Len Lakhon ist der siamesischen Uebersetzung des Ramayana entnommen, des großen indischen Epos, das die Kämpfe des Heldenkönigs Rama's, eine Einkörperung des Gottes Vishnu mit Ravana, dem Tyrannen der Insel Ceylon, erzählt, sowie die Eroberung der feindlichen Hauptstadt und die Befreiung der geraubten Prinzessin Sida. Eine Hauptrolle spielt dabei der Affenfürst Hanuman, der mit seinen Unterthanen zur Hülfe Rama's herbeieilte und über die Meerenge eine Brücke baute, um den Angriff des Heeres zu ermöglichen. Die Aufführung dieser Dramen ist nach der Weise der Balletopern, indem Gesang und Tanz mit improvisirten Unterredungen abwechseln. Die Costüme sind mit buntem Flitterschmuck überladen, doch sind die verschiedenen Charaktere der Könige, Minister, Krieger, Prinzessinnen, Ehrendamen u. s. w. durch bestimmte Embleme gekennzeichnet, und darum sogleich zu unterscheiden. Solche Episoden, in denen vorwiegend Engel, Teufel, Drachen oder andere Ungeheuer auftreten, werden durch Maskeraden (Len Khon) dargestellt, in denen die Damen aber ihr natürliches Gesicht bewahren. In den chinesischen Theatern dagegen treten Frauen nur selten auf und werden weibliche Rollen durch Knaben repräsentirt.

Die siamesische Bühne wird unter einem Budendache aufgeschlagen, entweder längs der Straße oder in dem Hofe desjenigen Hauses, in welchem ein Familienfest gefeiert wird. Auch vor den Klosterthoren sieht man an besonderen Feiertagen theatralische Darstellungen, und diejenigen, die der Dämonenverehrung ergeben sind, verpflichten sich in ihren Gelübden oft zur Aufführung öffent-

licher Spiele. Ein permanentes Local dafür, wie es sich in den japanischen Städten findet, fehlt in Bangkok, und das Theater ist dort noch die wahre Scene, wie bis zur siebzigsten Olympiade in Griechenland. Die Scenerie der Bühne ist gewöhnlich eine sehr einfache und beschränkt sich auf ein paar Vorhänge, denen auf dem Choros Büsche oder ein künstlicher Fels zugefügt sind. Vor derselben, etwas tiefer, sitzt das Orchester, und daneben finden sich die Koffer und Kasten mit den Garderoben. Dort wird auch das Ankleidezimmer improvisirt, in welchem die nichtbeschäftigten Personen ihre Schminke erneuern oder ihren Schmuck verändern. Zum königlichen Costüm gehört eine hohe Kronmütze und ein an Schultern und Knieen flügelartig besetztes Gewand. Die erste Liebhaberin zeichnet sich immer durch lange, nach rückwärts gebogene Klauen aus, die sie den Fingernägeln anschnallt, um diese künstlich zu verlängern. Der Tanz besteht vorwiegend in einer eigenthümlichen Verdrehung der Arme und Gelenke. Bei den Birmaninnen, die im gewöhnlichen Leben ziemlich entblößt gehen, aber auf der Bühne die Beine durch ein eng anliegendes Gewand zusammengeschnürt haben, tritt außer den Armverdrehungen nur ein Hin- und Herbewegen der Hüften hervor, die siamesischen Tänzerinnen dagegen agiren auch mit den Füßen, da ihre Tracht nur bis etwas über das Knie herabfällt und den untern Theil des Beins frei läßt. Die peguanischen Tänze werden oft in bürgerlichen Kleidern ausgeführt, ebenso wie die Laoskomödien. In den chinesischen Ngiu besteht das Costüm aus langen Unter- und Oberkleidern, wie sie in China Mode waren, ehe die mongolische Dynastie die jetzige Tracht kurzer Jacken und Hosen einführte. Auch wird das Haar nach birmanischer und anamitischer Weise in einen Busch aufgeknotet, statt in Zöpfe geflochten zu sein. Die Coulissen der Ngiu zeigen nach chinesischer Weise möblirte Stuben.

Die Puppen der Marionettentheater werden von oben durch Bindfaden bewegt. Die Birmanen und Peguer kleiden dieselben gewöhnlich wie Chinesen aus, die Siamesen ziehen Affen oder Ungeheuer vor, und die Malayen lassen besonders Riesenfiguren auftreten. Zum Wechsel der Scenerie dienen eine Art Periakten, die indeß nicht wie die griechischen auf Zapfen, sondern durch die Seile, woran sie hängen, bewegt werden. Die Peguer, sowie die Tavoyer, tanzen in rascherem Tempo als die Siamesen und be-

dienen sich auch einer geräuschvolleren Musik. Im Orchester der Malayen (den Lakhon Khek) waltet die große Trommel vor. Verschieden von der lauten Musik oder Piphat ist eine sanftere Art, Mahori genannt, zu der nur wenige Instrumente, wie Glasglöckchen, Guitarren und ähnliche gebraucht werden. Die Laos sind für das Blasen der großen Rohrorgel, deren melodische Töne auch dem europäischen Ohre zusagen, berühmt. Das gewöhnliche Orchester der Siamesen besteht aus Trommeln, Schellen, Violinen, Becken, Messingtrompeten, den sonor klingenden Metallscheiben, die Gong genannt werden, und einer Auswahl anderer Werkzeuge zum Lärmmachen, unter denen sich auch ein zerbrochener Topf oder Zinnschüsseln finden mögen. Der Dirigent ist zugleich der Musikmeister oder Khru Dontri und ertheilt den nöthigen Unterricht. Für Musik gebrauchen die Siamesen das Wort Dit-Si-Ti-Pao, das das Spielen der vier Hauptinstrumente bezeichnet, nämlich zu Klimpern (die Guitarre), zu Streichen (die Violine), zu Schlagen die Trommel) und zu Blasen (die Flöte). In den dramatischen Textbüchern ist das Einfallen der Musik angedeutet und wird auch die Melodie bezeichnet, nach welcher dieselbe zu spielen sei, ob im peguanischen Tacte, ob im siamesischen oder anderm. Im Uebrigen geben sie nur die allgemeine Anlage des Stückes und überlassen die Ausführung der Scenen dem Improvisationstalent der Spieler. Doch findet sich häufig der poetische Theil der Rolle, soweit derselbe gesungen wird, genauer ausgeschrieben.

In einem siamesischen Buche fand ich folgende Einzelnheiten über das einheimische Theaterwesen und die Zusammensetzung der Truppen:

„Um die verschiedenen Rollen besetzen zu können, bedarf eine Schauspielergesellschaft eine bestimmte Zahl von Personen und besteht gewöhnlich aus dem Director oder Bühnenmeister (Nai Rong), der ersten Liebhaberin (Nang Ehk), fünf oder sechs Nebendamen (Nang Rong), fünf oder sechs Maschinisten (Kon-jün-khrüang), einem Possenreißer (Talok), fünf Musikanten (Tipihat) und dann den Klapperern, fünfzehn oder sechzehn Mann. Dies sind die Durchschnittszahlen, doch finden sich auch mehr oder weniger. Der Miethpreis für einen Tag beträgt 7 Tamlüng, 10 Salüng (76¼ englische Shilling). Eine solche Truppe führt die Dramen alter Sagen auf, wie die Geschichte vom Könige Ravan und ähnliche dieser Art. Tritt ein Fürst oder Held in diesen Stücken auf, so

übernimmt der Director*) dessen Rolle und die erste Liebhaberin spielt die Prinzessin, das übrige weibliche Personal bildet die Ehrendamen. Die Maschinisten repräsentiren die Edelleute und Minister, der Komiker die Sclaven. Bedarf es nach der Anlage des Stückes eines Riesenungeheuers (Phaya Jakh), eines Drachenkönigs (Phaya Nakh) oder eines Menschenvogels (Phaya Kruth), so werden solche Popanze gleichfalls durch die Maschinisten dargestellt, die die nöthige Scenerie vorbereiten und sich entsprechend ausstaffiren. Sie sprechen oder tanzen oder improvisiren und singen, wie es nach dem Zusammenhange des Textes nöthig wird. Außerdem findet sich ein Souffleur, der aus einem Buche abliest und die Verse der Spieler hersagt. Die Aufführungen nehmen früh am Vormittage ihren Anfang und dauern bis zum Mittage, um welche Zeit eine kurze Unterbrechung gemacht wird, damit die Spieler zusammen essen. Dies nennt man La Rong (die Bühne verlassen). Nachdem das Mahl beendet ist, beginnt das Spiel auf's Neue und geht fort bis fünf Uhr Abends, mit welcher Stunde Alles vorüber ist.

Die Lakhon Xatri genannten Dramen gehören zu denjenigen, die von der Stadt Lakhon (Ligor) eingeführt sind, oder auch von Talung und Sangkhala. Die Zahl der Schauspieler ist nicht groß und begreift nur den Director, die Damen der Conversationsrollen, einen Maschinisten und einen Komiker. Orchester findet sich keines außer einer dicken Trommel und dann die Klapperer, sechs bis sieben Mann. Der Preis des Engagements ist 3 Tamlüng (30 engl. Shilling). Die Lakhon Khek oder malayischen Dramen haben viel Aehnlichkeit mit diesen Lakhon Xatri.

In den Len Khon oder Maskeraden zahlt man als Miethpreis der Bühne 1 Xang (10 Lst.) für den Tag, weil die Zahl der Schauspieler eine sehr beträchtliche ist. Sie bleiben stets auf der Bühne und unterbrechen das Spiel nicht, um Mittag zu machen, da sie in Abtheilungen essen und mit den Darstellungen wechseln bis zur Zeit des Zuschließens. In diesen Maskenspielen singen die Maskirten nicht selbst, sondern eine andere Person singt für sie, da die Masken am Gesicht nicht öffnen. Sollte man ein Loch

*) Auch bei den Römern war der dominus gregis oder Director und der für das erste Rollenfach engagirte Schauspieler (actor primarum) oft in einer Person vereinigt, wie bei den wandernden Truppen des vorigen Jahrhunderts.

hineinschneiden oder sie emporheben wollen, so würde das nicht hübsch aussehen. Die Masken sind aus dickem Papier verfertigt, in verschiedenen Lagen übereinander. Einige sind grün bemalt, andere mit Goldfarbe, andere roth oder schwarz. Sie stellen Gesichter dar von Menschen (Manut), von Ungeheuern (Jakh), von Engelgöttern (Thevada), von Einsiedlern (Rüsi), von Wilden (Gno), von Affen (Ling) und verschiedenen anderen Thieren. Die Damen dagegen zeigen sich in ihrem natürlichen Aussehen und legen keine Masken an. In diesen Maskeraden wird nun das Epos des Ramakhien (Ramayana) gespielt, nämlich die Geschichte des Herrn Ram und von Phra Laksaman, von Frau Sida, sowie von dem Affenheere, das mit dem Thossakan genanntem Riesen kämpfte, weil dieser Frau Sida geraubt hatte. Das Volk jener Riesen wohnte in dem Lande Langkha (Ceylon). Andere Dramenstücke werden nach Art dieses maskirten Opernballetes nicht aufgeführt.

In den Len Hun (den Marionettenspielen) ist der Miethpreis 10 Tamlüng (40 Tikal) für den Tag. Der Eigenthümer dieses Theaters schnitzt sich aus Holz kleine Figuren, die Personen verschiedener Art vorstellen, wie Könige oder Edelleute oder Soldaten oder Damen oder Prinzen oder Thiere, dann kleidet er diese Puppen aus und putzt sie hübsch auf. Er zieht ihnen Jacke und Weste an und stellt sie sich in Paaren gegenüber, um sich in Wechselreden zu unterhalten. Die von diesen Marionetten gespielten Stücke sind dieselben, wie die der Khon oder Lakhon, und die Musik gleicht der bei den Maskeraden gebräuchlichen.

In den Lakhon Phi stellt ein Mann oder eine Frau Besessenheit durch ein Chao Phi als Thepharak vor. Für die Len Nang wählt der Spieler in Fellen (Nang) eine Ochsenhaut, möglichst breit und groß, um sie einem Maler (Xang khien) zu übergeben, der darauf die Episoden des Ramayana zeichnet mit den Figuren des Herrn Ram, des Herrn Laksaman, der Frau Sida, der Soldaten in des Herrn Ram Affenheer, dann die Figur des Ungeheuers Thossakan genannt, die der Dame Monthok, Frau jenes Thossakan, und ferner die Räuber, die Frau Sida von der Seite des Herrn Ram entführen. Nachdem alles dieses hübsch aufgezeichnet ist, wird es ausgeprickelt, so daß das Fell nach den Umrissen der aufgezeichneten Linien durchlöchert ist. Wenn du dieses Fell bei Tageslicht betrachten solltest, so würdest du nichts

klar und deutlich darauf sehen, aber bei Nacht läßt der Schein des Feuers das Ganze hervortreten. Das Engagement, um eine Nacht zu spielen, kostet 10 Bath. Wenn der Eigenthümer irgendwo hinberufen wird, so nimmt er ein weißes Tuch mit sich, 8 Sok (8 Ellen) breit und 4 Na (16 Ellen) lang, das er schräg geneigt aufhängt und es das Cho-Nang (Schatten des Felles) nennt. Dann wird ein Feuer angezündet und die Flamme tüchtig genährt, um durch ihren Schein das Ganze aufzuhellen und die transparenten Bilder zu illuminiren. Man postirt darauf die nöthigen Leute, um das Fell hin- und herzubewegen, zu wenigsten neun oder zehn, aber auch zwanzig und mehr. Auch giebt es fünf Musikanten und zwei Personen zum Sprechen, die die Bilder erklären. Außerdem findet sich ein Komiker, der das Publikum durch seine Späße lachen macht. Wenn das Fell hervorgebracht wird, so fassen es die Gehülfen an dem hölzernen Gestell und bewegen es vor dem Cho Nang hin und her, so daß das durchschimmernde Feuer die Bilder darauf abwirft. Zu diesen transparenten Fellen werden nur Scenen aus dem Epos Ramakhien verwandt, andere Subjecte aber nicht."

Dieser Uebersetzung des siamesischen Berichtes will ich nur hinzufügen, daß die frommen Buddhisten auf das Treiben der Schauspieler mit etwas verdächtigem Auge hinblicken und sie für ihr unheiliges Gebahren nach dem Tode dem Bösen verfallen glauben; doch sind sie barmherzig genug, sie nicht direct der Hölle und ihren teuflischen Quälern zu überweisen, sondern sie lassen sie nur nach dem Suthatnakut im Himaphan auf dem dreigipfligen Kailasa verbannt werden, dem himmlischen Bergessitze Siva's oder Phra Insuen's, auf dem, nach den Beschreibungen der brahmanischen Mythologie, ein tolles und lustiges Treiben herrscht. Die finsteren Asceten des Mönchslebens meinen, es sei entsetzlich genug, einem solchen verfallen und dadurch ihrer ekstatischen Seligkeiten und der schließlichen Hoffnung auf Annihilation verlustig gegangen zu sein. Mitunter aber scheinen sie ihre Zweifel gehabt zu haben, ob dem fröhlichen Volk der Schauspieler eine solche Strafe wirklich hinlänglich schwer vorkäme, um sie abzuschrecken, und sie haben deshalb einige Nebenumstände hinzuersonnen, die der Sache eine ganz andere Gestalt geben. In einem Tempelgemälde sah ich z. B. die Freuden des Kailasahimmels in den üppigsten Scenen geschildert, aber die Costüme der Actoren und die von ihnen ge-

spielten Instrumente loderten alle in hellen Flammen, die auch die Glieder ihres Körpers verzehrten. Ueberhaupt sind die Buddhisten in Ausmalung der jenseitigen Peinigungen sehr erfindungsreich, und da sie über 8 große Höllen 128 mittlere und 7120 kleinere zu verfügen haben, also im Ganzen über 7256 Höllen, so hat ihre Phantasie hinlänglichen Spielraum, um sich nach Belieben in mannigfachen Variationen zu ergehen.

Ein Besuch bei burätischen Schamanen.*)

In vierundzwanzig Tagen und Nächten war es uns gelungen die wüste Steppe Gobi zu durchmessen und nach kurzem Aufenthalt in der Priesterstadt Urga in Kiachta anzulangen. Dort wurde die Kameelkarawane durch Beförderung mit der Post ersetzt, und bald fuhren wir den lieblichen Ufern der Selenga entlang, die uns in wenigen Tagen nach Posolks führten, der Station am Baikalsee, der noch frei von Eis und schiffbar war. Doch konnte die Ueberfahrt nicht sogleich bewerkstelligt werden, und da die Tage an diesem öden Strande etwas zu einförmig hinflossen, so benutzte ich sie zu einem Ausfluge nach dem Dorfe Stepno-Dworetzkin, in dessen Nähe sich einige Niederlassungen schamanischer Buräten finden sollten.

Mit dem Namen Schamanismus wird im Allgemeinen der religiöse Fetischdienst bezeichnet, der bei den verschiedenen Völkerschaften Sibiriens angetroffen wurde, und die alten Reisebeschreibungen strotzen mit den wunderbaren Zauberstücken seiner Hexen und Hexenmeister, wie sie Messer verschlucken und Feuer essen, sich Schwerter durch den Leib rennen und im Zustande prophetischer Ekstase die Gefahren Abwesender erschauen oder die in der Zukunft drohenden vorher verkünden. Auch die Bände von Gmelin's ausführlichem Werke sind voll von derartigen Erzählungen, obwohl es dem Verfasser schon manchmal glückte, die Kunstgriffe zu entdecken, wodurch die Zuschauer betrogen wurden. Alle Berichte damaliger Zeit von Steller Krascheninnikow, Strahlenberg, Lesseps, Georgi kommen vielfach auf dieses Thema zurück,

*) Ausland (1866).

und neuerdings hat sich besonders Castrén während seines Aufenthaltes unter den Samojeden und anderen Stämmen des Nordens eingehender damit beschäftigt. Im Ganzen ist indeß in diesem Jahrhundert wenig neues zu den schon im Laufe des vorigen gesammelten Beobachtungen hinzugekommen. Die religiösen Operationen der Schamanen stehen auf der Grenze der schwarzen Magie, und während sie, so lange die Eingeborenen nach ihren eigenen Gebräuchen lebten, ungescheut und am offenen Tage getrieben wurden, ziehen sie sich jetzt, seitdem die russische Regierung eine geordnete Regelmäßigkeit der politischen Verhältnisse anstrebt, in das Dunkel eines verachteten und verfolgten Teufelsdienstes zurück. Die einfachen Naturreligionen unterliegen immer rasch den systematischen Angriffen der als das Banner höher civilisirter Bekenner vorangetragenen Offenbarungsschriften, und der sibirische Schamanismus hat gerade mit den zwei mächtigsten Gegnern den Kampf zu bestehen, die ihre Eroberungszüge über die Erde überall durch Siege und Triumphe verherrlicht haben. Von Norden und Westen naht, gestützt durch den ganzen Einfluß der Staatsgewalt, das Christenthum, das von dem Bergkloster zu Posolks seine Missionäre in die umliegenden Lande aussendet; vom Süden dringt, noch rascher und erfolgreicher, der Buddhismus vor, der schon die gesammte Mongolei seinem Glauben gewonnen hat, und seit Kurzem unter den Buräten solche Fortschritte macht, daß bald der letzte Rest der Schamanisten verschwunden sein wird. Mitte vorigen Jahrhunderts wurde von den Nachfolgern des Lama Puntsuk, des Apostels der Buräten, das berühmte Kloster am Gänsesee gebaut: in der Nähe Kiachtas erhebt sich ein anderes, aus dem Baron Schilling die werthvolle Sammlung tibetischer Religionsschriften erwarb, und neue werden in allen Theilen der Provinz hinzugefügt. Die wenigen Schamanisten, die unter den Buräten ihrem alten Glauben treu geblieben sind, haben sich in der wilden Umgebung des Baikal-Sees concentrirt, und die in der Mitte seiner stürmischen Wasser gelegene Insel Olchon bildet jetzt ihren letzten Hort, obwohl sie voraussichtlich auch diesen Zufluchtsort nicht lange mehr behaupten werden. Indeß ist die Schlange des alten Aberglaubens nicht ungerächt gefallen. Noch im Todeskampfe hat sie die triumphirende Kirche mit ihrem Gifte imprägnirt, und in ganz Mittelasien glichen die Lamas als Tschoijintschinnam, wenigstens bis zu Tsongkaba's Reform, weit mehr den Schamanen Sibiriens

als den Talapoinen Hinter-Indiens. Außerdem kann sich der Schamanismus rühmen, noch an dem Hofe desjenigen Herrschers geübt zu werden, der auf dem höchsten und ältesten Throne des Continentes sitzt. Die Kaiser der Mandschu-Dynastie haben den Schamanismus als den angeerbten Cultus ihres Geschlechts mitgebracht und für denselben in dem Palastbezirke Pekings Tempel gebaut, wo (nach Hyacinth) der Dienst durch Schamaninnen versehen wird. Außerdem folgen sie in Anerkennung des tibetischen Dalai Lama dem von den Mongolen eingeführten Lamaismus, der sich in Peking mit dem Foismus des südlichen China berührt. Als Sohn des Himmels versieht der Mandschuren-Fürst die Opfer der Jahreszeiten, als Vater seines Volkes beobachtet er das confucianische Sittengesetz der Gelehrten, als Häuptling seines Stammes betet er zu den Tafeln seiner Ahnherren, und in außergewöhnlichen Fällen bleibt ihm noch der Recurs zu den von den Tao-sse geübten Ceremonien, so daß der von Lampridius beschriebene Eklekticismus in der Kapelle des Alexander Severus nicht toleranter sein konnte.

In der Nähe von Irkutsk haben sich die Buräten zum Ackerbau und einem seßhaften Leben in Holzhäusern bequemt; aber die entfernteren bewohnen noch die Filzhütten ihrer mongolischen Vorfahren. Sie nennen ihren Ahnherrn Burät den Bruder des Oelöt, von dem die zu den Oelöten oder Eleuthen gehörenden Kalmükken oder Uiräten stammen. Nachdem die russischen Entdecker die Ostjaken der Steuerpflichtigkeit unterworfen hatten und bis zu den Tungusen vorgedrungen waren, kamen sie zum ersten Male (1612) in feindliche Berührung mit den Buräten, die in das Land Tulkina der längs des Kem oder Jenisei wohnenden Ariner eingefallen waren und den dort angehäuften Tribut an Zobelfellen fortführten. Aber schon 1620 wurden sie durch Beketow, der die Wasserfälle der Angara hinauffuhr, gezwungen, selbst Abgaben zu zahlen, während sie früher solche ihrerseits von den Tungusen eingefordert hatten. So wiederholten sich hier dieselben Verhältnisse, unter denen die Waräger von Nowgorod und Kiew die Anfänge der russischen Geschichte begründet hatten. Die Buräten gehörten zu den unruhigeren Unterthanen, die verschiedentlich das ihnen aufgelegte Joch zu zerbrechen suchten, bald indem sie Hülfe von den Mongolen erbaten, bald indem sie die Tungusen zur Unterstützung ihres Aufstandes zwangen; aber

1643 beschiffte der von Jakutsk ausgesandte Kosackenofficier Iwanow zuerst das große Binnenmeer des Baikal und besetzte die Insel Olchon, in deren Bergen ein Dreifuß und ein großer Kessel bewahrt wurde (aus Tschingiskchan's Zeit, wie die Mythe sagt), und noch jetzt heilige Steine mit Zeichnungen und Inschriften gefunden werden sollen. Bald darauf entstanden jene abenteuerlichen Gerüchte, die sich durch den unbezwinglichen Golddurst selbst in den Oeden Sibiriens zu den üppigen Phantasiebildern eines Dorado erhitzten. Schon kurz nachdem der Ostrog Krasnoi-Sar (dann die Stadt Krasnojarsk) auf jenem minenreichen Boden gegründet war, dessen Schätze erst zweihundert Jahre später aufgewühlt werden sollten, wurde die Aufmerksamkeit der Russen rege durch die Silberbeschläge an den burätischen Geschirren, da sie bis dahin unter den armseligen Eingeborenen Sibiriens nichts von edlen Metallen bemerkt hatten, und die Expedition Chiripunow's (1629) war hauptsächlich zu dem Zwecke unternommen, der Quelle dieses Reichthums nachzuspüren. Nach der Entdeckung des Baikalsees wurden neue Nachforschungen angestellt, und als Pochabow (1647) zuerst nach der südlichen Küste übersetzte, riefen seine Berichte über den Zezen-Khan oder Zisan-Khan, der an den Ufern der Selenga sein Hoflager hielt, in der Heimath die Vorstellungen eines Midas hervor, und die von demselben abgefertigten Gesandten wurden von dem Czar in Moskau mit großen Ehren empfangen. Auf ihrer Rückkehr wurden sie von dem Bojaren Sabolozkoi begleitet, um einen dauernden Freundschaftsvertrag abzuschließen. Kaum war derselbe jedoch nach Ueberschiffung des Baikal in dem Gebiete der Buräten gelandet, als gedungene Meuchelmörder ihn überfielen und ihn niederstießen. Auf dem wilden Vorgebirge, das in der großartigen Gebirgseinsamkeit dort in die brandenden Wogen vorspringt, erhebt sich zur Sühne das Kloster des Gesandten (Posolskoi); die geträumten Schätze der Buräten erwiesen sich aber bald als eine Chimäre, da sie ihre Schmucksachen aus China bezogen, und erst mit der Handelsstraße von Kalgan nach Kiachta begannen die ersehnten Reichthümer in den Säckel der Kaufleute einzufließen.

Bis in den fernen Ostens Sibiriens, bis nach jenseits der Straße bei den Koloschen, die dem Gott Kluish Fett verbrennen, empfängt das Feuer, wie es von den Vorfahren überliefert ist, tiefe Verehrung. Einmal entzündet, muß es von selbst erlöschen,

und schwere Sünde würde der begehen, der es durch Wasser tödten wollte. Die Anwohner des Amur fürchten sich, Feuer aus der Hütte mitzutheilen, und unter den Buräten wurde früher ein heiliges Jahresfest gefeiert bei dem, wie einst in Mexiko und (nach Mocutenius) im heidnischen Irland, das neue Feuer nach längerm Dunkel frisch entzündet wurde. In Europa erlosch das ewige Feuer, das wie in Upsala in jedem isländischen Tempel oder Hof gebrannt hatte, erst 1386 in Wilna bei Jagello's Taufe. Im Gebet wird bei den Buräten das Feuer angerufen als Galo-chan-ekje oder Ut-galai-chan, von Schamanisten sowohl wie von Buddhisten. Die letzteren haben das ganze Heer der Tengri in ihr Pantheon aufgenommen, und Chormusda ließ sich willig vom Berg Albordji nach den Meru-Himmeln versetzen. In einem längeren Gedichte, das mir der Priester Orlow mittheilte, feiert ein burätischer Firdusi „den hochherzigen Helden Sam, der die Stufen des Altai erklimmte". Nach dem buddhistischen Buche Uli-gerun-Dalai war unter den letzten der fünfhundert Vor-Existenzen Schigemuni's der Schamanismus die herrschende Religion der Welt. Die Priester desselben besaßen geschriebene Gesetze und magische Bücher, durch deren Zauberkünste sie das Volk berückten. Die Mongolen erzählen dann des weiteren, wie unter dem Schutz des Chan Obgambi der große Burchan (Toin Godom) im Streit mit den Schamanen obsiegte, und dadurch den ihm feindlich gesinnten Bruder seines königlichen Protectors von der schwarzen zur gelben Religion bekehrte. Die Schamanen treten hier an die Stelle der Brahmanen, die Buddha an Bimbisara's Hofe gegenüberstanden, und wie die indischen sprechen auch die lamaistischen Bücher von sechs Erzketzern, die im Wettkampf unterlagen. Die Lamaisten haben der Gottheit des Buddhismus alle Teufel der Schamanen zugefügt, und ihr Doktschin-Dienst hat besonders zur Aufgabe, die letzteren unschädlich zu machen. Auch die Schamanen suchen nur diese feindlichen oder schwarzen Wesen (chara dsugun tengri) durch Opfer und Gebete in guter Laune zu halten, kümmern sich dagegen wenig um die weißen oder guten Götter (zagan dsugun tengri), von denen nichts zu fürchten ist. Zu den Tengri werden noch die Iren yusun sulde oder die neunundneunzig Schutzgeister gerechnet, die über Berge, Flüsse, Wälder, Wüsten und Thiere herrschen. Nil führt aus einem alten Liede der Schamanen die Strophe an: „O, ihr neunundneunzig Tengri, wacht über uns!

Altai=Chan, Kuntei=Chan, die ihr über uns gebietet, kommt zu uns!" Derselbe beschreibt die verschiedenen Klassen der Tschitkur oder Teufel in folgender Weise. 1) Die Elje oder Elge, die in der Form eines Habicht erscheinen, einem Pfeil gleich über die Wüsten dahinfliegend, auf einem wilden Pferde, in dessen Mähne sie ihre Krallen eingeschlagen haben. Das Gesicht eines Elje bedeutet dem Menschen Unglück. Wird aber der Elje von Jemandem erblickt, der sich mit dem Gedanken getragen hat, ein Schamane zu werden, so hat er darin die göttliche Berufung zu erkennen sich seinem Amt zu weihen. 2) Die Abda flattern in unzähligen Mengen auf den Einöden zwischen bewohnten Ansiedelungen umher, schrecken und entsetzen, rufen Streit, Unordnungen und Leidenschaften hervor. 3) Der Albin ist ein neckender Kobold, der wie ein Irrwisch in Sümpfen und Morästen umherstreift, Vorübergehende anschreit, sie durch Gaukeleien täuscht und irre führt. 4) Der Kurtschin ist ein gräulicher Unhold, der furchtbare Gestalten annimmt, daß es dem Menschen graust. 5) Buck ist der Name des Hausgeistes, der in der Yurte lebt und dort allerlei Unheil anrichtet, wenn man nicht einen Schamanen bezahlt um ihn auszutreiben; also wie Puck, ein Pukse oder Hauspuke (nach Heimsreich), während der isländische Pukar mehr eine höllische Natur angenommen hat. Die Albin scheinen nach obiger Darstellung auch bei den Mongolen mit der trügerischen Tarnkappe vertraut, die Elje (deren Namen Schmidt auf der Inschrift von Nertschinsk las) fahren gespenstisch durch den Nebel, wie der Elfenkönig mit Krone und Schweif, die Kinder schreckend, Kurt schreitet in Wales als riesiger Cawr, und die Wüsten sind überall mit einem böswilligen Zauber gefüllt. Seit ihrer Bekanntschaft mit den Russen nennen die Buräten den Gott der Gewitter Proroc (Prophet) Eliya, und sehen in den Blitzen das Rollen seiner Feuerräder (wie die Völker des Kaukasus). Zwischen den guten und bösen Dämonen stehen als eine Art Mittelwesen die Ongon eine unendliche Zahl, die sich stets neu aus den Seelen verstorbener Schamanen rekrutiren und ein gutes Gedächtniß von dem dienstthuenden Priester verlangen, damit er bei der Citation keinen vergesse und dadurch dessen Zorn herbeiziehe. Gegenüber dem Grab eines Schamanen (Tschindan) wird ein kleiner Steinhaufen (Baritsa oder Ulu) errichtet, wo der Verehrer seine Opfergaben niederlegen kann. Für den, der reich genug ist, ihn genügend zu

honoriren, substituirt der Schamane den Popanz des Abagaldei für das große Heer der Ongon, mit denen sich das gemeine Volk begnügen muß.

Um in den Stand der Schamanen zu treten, bedarf es der entsprechenden Geistesverfassung, die Ug garbul genannt wird. Als Zeichen solcher Candidatschaft gelten: häufige Ohnmachten, aufgeregte und reizbare Stimmung, Verschlossenheit, mürrisches Wesen, Hang zur Einsamkeit und andere Symptome eines empfänglichen Nervensystems. Wenn sich solche in einem Kinde manifestiren, so pflegen sich die Eltern an die hervorragendsten der männlichen oder weiblichen Schamanen (Buge-Udagan) zu wenden, die zunächst die Geister durch Opfer und Gebete zu versöhnen suchen. Das mit Blumen geschmückte Opferthier wird herbeigeführt und unter verlängerten Qualen zu Tode gemartert. Nach Abschlagen des Kopfes hängt man das abgeschlagene Fell auf einen Baum oder einen hohen Pfahl. Der Magen darf beim Ausweiden nicht verletzt werden. Wenn alles Fleisch verzehrt ist, werden die Knochen auf einen Haufen zusammengetragen und verbrannt. Hiemit schließt im ersten Grade die Vorbereitung zu der Weihe, die erst mehrere Jahre später vollzogen wird, nachdem der Candidat zur Schamanenwürde in allen Künsten seines neuen Standes wohl unterrichtet ist. Der Lehrer wählt im Walde eine abgelegene Stelle aus, wo Birken wachsen, oder läßt solche pflanzen, in zwei einander gegenüberstehenden Reihen, in denen die beiden äußersten Flügelbäume die höchsten sind, als der Eke-Modo (Mutterbaum) und Etseye-Modo (Vaterbaum), gleich der männlichen Eiche (tas ohsols) und der weiblichen Linde (ta leepe) der Slaven. Nachdem diese Bäume ringsum mit Fellen verschiedener Thiere umhangen sind, legt der Schamane sein priesterliches Gewand an und ergreift die Hand seines Schülers, mit ihm die Bäume zu umlaufen unter Hüpfen und Singen. Er springt dann auf einen der höheren Bäume, wo zwischen den Zweigen eine Planke eingefügt ist, auf der er stehen kann. Dort beginnt er nun in wilder Weise zu gesticuliren, zu schreien und umherzuschlagen, was Alles von seinem Schüler, der ihm auf dem andern Baume gegenüber steht, nachgeahmt werden muß. Solche Uebungen werden neun Tage lang wiederholt in jedem der neun Jahre, welche die Lehrzeit dauert. Häufig giebt der Jünger schon frühzeitig Anzeichen, daß der Unterricht nicht an ihm verloren ist, mitunter aber bleibt

seine Natur unempfänglich, und dann tritt er entweder in das gewöhnliche Leben zurück, oder er wird der Erziehung eines andern Meisters übergeben. Ist endlich die Prüfungszeit glücklich überstanden, so besteigen Lehrer und Jünger noch einmal ihre Birkenbäume. Der Schamane dreht sich auf seinem Baume im Kreise umher, und wenn ihn die Ekstase ergreift, verkündet er dem versammelten Volk, daß die erforderliche Zahl der Jahre ausgehalten worden, daß keines der Opfer versäumt sei, daß die Tengri und Ongon das ihnen Zukommende erhalten haben, und daß der Schüler jetzt vollkommen befähigt ist als Schamane zu fungiren. Kraft seines Amtes verleiht er dann die Ordination, nachdem alle umstehenden Schamanen ihre Einwilligung gegeben. Der junge Schamane improvisirt ein Lobgedicht zu Ehren seines Meisters, dankt ihm für seinen Unterricht und schwört, daß er ihn stets als seinen Lehrer verehren und ihm gehorchen würde (als seinem Guru).

Bei den weiblichen Schamaninnen werden ähnliche Ceremonien beobachtet, und auch bei ihnen geht die Erziehung natürlich zunächst darauf aus, das Nervensystem in jenen Zustand empfänglicher Reizbarkeit zu setzen, in dem die unwillkürlich agirenden Reflexbewegungen möglichst durch Eingriffe des Bewußtseins gestört werden. Alle die verschiedenen Phänomene der Besessenen, Sonambulen, Medien u. s. w. beruhen auf denselben und einfachsten Grundgesetzen des Nervensystems; aber dennoch wird die Welt, wenn sie hier und da auftauchen, jedesmal wieder auf's Neue in Staunen gesetzt und wittert übernatürliche Wunder, da die Psychologie leider noch immer in ihrem Studium vernachlässigt bleibt, obwohl sie allein die Menschheit von der bis in unsere Gegenwart unter neuen sowohl wie alten Masken fortwuchernden Pest des Aberglaubens schließlich wird befreien können. Die Mittel, einen solchen Zustand herbeizuführen, sind vielfacher Art, und die Charlatane aller Zeiten haben sie stets nach den Umständen modificirt, je nachdem ob sie auf die nervigen Stränge eines Naturkindes, oder auf die sensitiven Fäden hysterischer Patientinnen einzuwirken hatten. In Sibirien muß die Behandlung während der Jugend eine etwas handgreifliche sein, und der russische Postbeamte in Posolks erzählte mir, wie er einst auf einer seiner Amtsreisen Nachts bei einer Bergschlucht vorbeigekommen sei, wo ein Mädchen in engen Lederhosen in Sprüngen und Schreien ein Feuer um-

tanzte, während eine alte Hexe, die daneben stand, ihre Bewegungen mit einer Hetzpeitsche anfeuerte. Die guten Folgen solch strenger Erziehung zeigen sich dann in vorgerückten Jahren, und die schreckhafte Natur der alten Schamaninnen, die bei der leisesten Berührung oder unerwarteten Bewegung entsetzt zusammenfahren, ist eine Thatsache, die sich vielfach in den Reisebeschreibungen wiederholt. Die männlichen und weiblichen Schamanen müssen stets die größte Ehrerbietung für ihre Lehrer und Lehrerinnen bewahren, nicht nur während ihres Lebens, sondern selbst nach ihrem Tode. Der Schamane nimmt keine Speise zu sich, ohne vorher einen Theil derselben nach der Weltgegend hin geworfen zu haben, wo sein Meister oder dessen Seele weilt. Er vergöttert ihn nach dem Tode und stellt ihn in gleichen Rang mit den Tengri, indem er oft zugleich für den täglichen Gottesdienst sein Bild in der Yurte bewahrt. Die Hütten der Schamanen sind immer kenntlich durch die Pfähle im Hofe, an denen die Felle der geschlachteten Thiere aufgehangen werden, wie (nach Adam von Bremen) an den Bäumen in Upsala. Früher wurden Schamaninnen vorgezogen, da auch die Sibirier von den Frauen glaubten: inesse iis sanctum aliquid et providum.

Der von mir besuchte Schamane war von drei Schülern umgeben, die bei der Befragung der Schulterknochen dieselben für ihn brannten oder ihm die bedürftigen Geräthschaften reichten. Bei einer nächtlichen Beschwörungsscene, in der nur durch düsteres Feuer erhellten Yurte, tobte der alte Schamane in wildem Stampfen und heftigen Sprüngen im Kreise umher, nachdem er die Geister in einem monotonen Gesange unter Wiederholung rhythmischer Cadenzen citirt hatte, und so oft er sich dem Platze seiner Jünger näherte, fielen diese mit gefalteten Händen vor ihm nieder, worauf er ihr Haupt mit den beiden Stäben berührte, die er gleichförmig in seinen Händen umherschwang. Doch war dieser Schamane selbst der Schüler eines noch höheren Meisters, und er entschuldigte mit dem Verbote desselben das Fehlen der eigenthümlichen Schamanen-Rüstung, die nur von den Mitgliedern der obersten Klasse angelegt werden darf. Einige vollständige Exemplare sah ich später im Museum von Irkutsk. Nil führt als die Insignien eines Schamanen an 1) die Orgoi, ein aus fünf Arten Zeug zusammengesetztes Gewand, das fünfzehn Unreinigkeiten in den Räthselformen unreiner Thiere darstellt, deren Bilder aus

Kupfer und Eisen gearbeitet sind. 2) Maya Chaptschi oder ein gehörnter Eisenhelm, von dem kleine Glöckchen herabhängen. 3) Abagaldei, ein aus Leder, Holz und Metall gearbeiteter Puppen-Popanz mit langem Kinnbart, der in verschiedenen Farben bemalt und durch Zierrathen geschmückt ist. 4) Das Kitze oder Tambourin, das mit Glocken umhängt ist und von unten geschlagen wird. 5) Tori, ein mit den zwölf Zeichen des Thierkreises versehenes Medaillon, das um den Hals getragen wird, die Macht über Himmel und Hölle zu symbolisiren. 6) Sorby oder Schaldeh, das schamanische Pferd, das durch zwei Stöcke mit Pferdeköpfen als Embleme repräsentirt wird (wie in den skandinavischen Neidstangen und am Dachgebälk niedersächsischer Bauernhäuser).

Die Inspection der Schulterknochen war schon in den ältesten Zeiten bei den Mongolen (wie nach Girardus bei den flämischen Colonisten in Wales) in Gebrauch, und solche, die den Schamanen dadurch befragen wollen, müssen den Knochen mitbringen, oder noch besser den lebenden Hammel, damit er direct von dem Opferthiere genommen werden kann. Mein Gefährte fragte über eine Kiste, die auf der Reise verloren gegangen sei, und erhielt eine doppeldeutige Antwort, wie sie das Orakel zu Delphi nicht besser hätte geben können. Der Schüler legte das Schulterblatt vorsichtig auf die Kohlen und umgab es ringsum mit dünn geschnittenen Holzsplittern, die an verschiedenen Stellen erneuert wurden, bis die ganze Oberfläche gleichmäßig schwarzgebrannt war.. Er übergab dann das mit einer Zange Hervorgezogene in demüthiger Haltung den Händen seines Meisters, der verschiedene Male daraufspuckte und aufmerksam die Risse und Sprünge unter Seufzen und convulsivischem Gähnen beobachtete. Doch schien der Sinn nicht ganz klar, denn es bedurfte noch der Herausgabe einiger in unseren Taschen befindlicher Geldstücke und das Aufwerfen derselben, um das Verständniß aufzuhellen. Daß Mehreres dunkel blieb, war vielleicht dem Mangel des mehrfach verlangten Vodki*) zuzuschreiben, und hatte ich mich deshalb später bei dem nächtlichen Besuche besser damit versorgt. Vor jedem Schlucke wurde eine Libation in's Feuer geträufelt. Erst ein solches Soma-Opfer schien die rechte Begeisterung hervorzubringen. Die citirten Geister wurden an der Thür gerufen, gewöhnlich aber kommen sie durch

*) Branntwein.

den Rauchfang gefahren, die natürliche und (wenn jene verschlossen ist) einzige Oeffnung der Jurte. Seitdem man Gotteshäuser mauerte, sollte wenigstens oben im Dach ein Loch für den Eingang und Ausgang des Gottes gelassen werden, bemerkt Grimm zu Tacitus: „Non cohibere parietibus deos“, und Festus: „Terminus quo loco colebatur super eum foramen patebat in tecto, quod nefas esse putarent, Terminum intra tectum consistere.“

Die männlichen Schamanen werden bei den Buräten Böh genannt, mit einem Wort, das den Zustand geistiger Aufregung bezeichnen soll; die weiblichen heißen Odegon. Beide bilden die Mittler, durch die sich der herabgestiegene Gott manifestirt. Das bei den hinterindischen Völkern gebräuchliche Nat bedeutet gleichfalls den in den Gesticulationen der Besessenen erscheinenden Dämon, wie Nata im Sanskrit einen Schauspieler bezeichnet. Im Allgemeinen ist die Fähigkeit, ein Schamane zu werden, in bestimmten Familien erblich, und muß es schon sein, da die zauberkräftigen Erfolge nur mit Hülfe der verstorbenen Ahnen errungen werden können. Unter den Ceremonien der Opferhandlung bricht die Ekstase aus. Die Seele des Schamanen wandert fort, um sich mit den Geistern der Verstorbenen zu vereinigen und von ihnen im Schattenreiche die gewünschte Belehrung zu empfangen. Der inzwischen auf der Erde zurückgebliebene Körper ist, als seiner Seele beraubt, unempfindlich gegen Schmerz, und vollführt während der Abwesenheit des Bewußtseins alle jene sonderbaren Kunststücke, die dem Volke zur Beglaubigung des echten Propheten dienen, indem er unbeschadet in das Feuer springt, ein glühendes Eisen in den Händen trägt (wie Bischof Popo in Slesvig), heiße Messer über die Zunge zieht, bis sich die Hütte mit dem Geruch verbrannten Fleisches füllt u. s. w.

Von der schon im Leben erlangten Würde des Schamanen wird es wieder abhängen, ob seine Seele nach dem Tode nur als Gespenst spukt, oder ob sie in den Heroensitz der himmlischen Götterversammlung aufgenommen wird. Im letzteren Falle erhält der Verstorbene Berechtigung zu Opfern und Verehrung, und um seine Ansprüche geltend zu machen, pflegt er sich einem der früheren Verwandten im Traume zu enthüllen, damit derselbe das Volk ermahne, dieser neuen Gottheit nicht zu vergessen. Vor einigen Jahren ereignete es sich, daß in einem der Baikalstämme jedes Mitglied von Kopfweh und Schmerzen im Nacken geplagt wurde,

bis man zuletzt ausfand, daß dieses Mittel von einem jüngst verstorbenen Schamanen gewählt war, um dadurch die Säumigen von der hohen Beförderung zu unterrichten, die ihm im Jenseits zu Theil geworden. Sobald der entsprechende Cultus angeordnet war und die Wohlgerüche der Opfer aufstiegen, verschwanden die Zufälle.

Wenn ein Buräte in Krankheit fällt, so liegt der Grund darin, daß seine Seele fortgeführt ist, ohne daß er selbst etwas davon weiß, da die animalischen Functionen ihren ungestörten Fortgang haben. Man muß deshalb rasch einen Schamanen herbeirufen, um das verlorene Schaf zurückzubringen, ehe es sich allzu weit verläuft. Meistens sind es nur die Geister großer Schamanen, welche die Seele auf ihren Wanderungen mit sich genommen hatten, entweder für ihre Belustigung und Unterhaltung, oder um sich von derselben bedienen zu lassen. In solchem Falle wird es nun dem schamanischen Arzte durch seine collegialischen Beziehungen leicht gelingen, die vermißte Seele von seinen Vorfahren zurückzuerhalten, besonders wenn es ihm die Verwandten des Kranken durch ihre Freigebigkeit ermöglichen, denselben ein kleines Douceur in die Hände zu drücken. Zuweilen aber liegt die Sache schlimmer, wenn es nämlich der Böse selbst, der gehörnte und bekrallte Tschetkur gewesen ist, der die unglückliche Seele fortgeschleppt hat und in seinem Höllenzwinger festhält, wo sie alle Arten Qualen und Martern erleiden muß. Jetzt hängt hier wie anderswo Alles von Protection ab, und ein Schamane, der sich keiner mächtigen Connexionen zu erfreuen hat, mag das Gewehr nur in den Graben werfen, denn im Kampf mit dem Teufel in eigener Person möchte er selbst das Genick brechen. Ist aber der Zauberer einem altberühmten Geschlecht der Schamanen entsprossen, so verliert er den Muth nicht. Er fährt in das Geisterreich, die Schatten seiner Großväter und Urgroßväter um ihre Hülfe zu beschwören, und vor ihren Bildern oder Utschusur, welche die Wände seiner Yurte schmücken, stimmt er ein preisendes Ruhmeslied an, indem er sich auf die vorübertreibenden Wolken des Firmaments, die Alles umgebende Luft, die Berge, die Grundvesten der Erde beruft, Zeugniß abzulegen von den großen Thaten seiner Ahnen, die unerschrocken und furchtlos lange Jahre vor den Höllen-Pforten ausharrten, bis sie sich öffneten, die dann neue Wacht hielten vor der zweiten Ringmauer, mit unerschütterlicher

Entschlossenheit ihre Endzwecke verfolgten, ob auch das Pferd zum Geripp abmagerte, ob auch der Sattel mit dem Rücken verwuchs, und die schließlich ihr Ziel erreichten, die erlöste Seele triumphirend aus dem grausen Gefängniß befreiten und ihrem dahinsiechenden Körper zurückgaben.

Nach der burätischen Kosmogonie, wie sie sich unter den Schamanen bewahrt hat, war im Anfang die Erde wüst und leer, mit grauen Wassern gefüllt, worüber Vögel flogen. Auf des Gottes (Burchan) Befehl erschien der Wasservogel Anguta, der, auf den Grund des Gewässers niedertauchend, mit seinem Schnabel ein kleines Stück rother Erde heraufbrachte, das, auf die Oberfläche des Wassers geworfen, Schaum bildete und dann das Festland. Weiter gebot Gottes Wort, daß Thiere geschaffen würden, und vor allen entstand zuerst der Hund, dessen Fell damals glatt und haarlos war. Dann schuf Gott die Menschen, anfangs noch ohne Seele, indem er einen Körper von ausgezeichnetster Schönheit und frei von Krankheiten bildete. Als Gott zum Himmel hinaufstieg, um die Seele zu holen, überließ er die Bewachung des Körpers dem Hunde und legte es ihm an's Herz, darauf zu achten, daß sich Niemand seinem Schützling nähere. Aber schon existirte seit der Urzeit Gottes böser Widersacher Erlüng oder Albihn. Diesen erfüllte es mit Neid, jenen Körper zu sehen, so ausgezeichnet von Schönheit und krankheitsfrei. Er nahm deshalb während Gottes Abwesenheit die Gelegenheit wahr, sich heranzuschleichen, und suchte den Hund zu überreden, daß es ihm erlaubt sein möchte, das hübsche Wesen ein wenig zu streicheln und zu berühren. Der Hund aber hielt treu und ehrlich Wacht, und ließ sich nicht durch die schmeichlerischen Worte bethören. Als der Teufel seine Absicht nicht erreichen konnte, zog er sich voll Aerger und Zorn nach dem Norden zurück, und ließ von dort eine so durchdringende Kälte hervorblasen, daß der vor Frost bebende Hund es nicht länger ertragen konnte und sich zur Erwärmung zusammenkauerte. Den Augenblick benutzte der Böse, herbeizuspringen und den Körper zu bespucken. Als Gott bei seiner Rückkehr seine Schöpfung verunreinigt fand, wollte er ihr auch nicht die frühere Schönheit lassen und entstellte sie, indem er den Menschen umstülpte und das Innere des Körpers nach außen wandte. Er ließ dann zwar die himmlische Seele darin eingehen, aber der Keim für Krankheit und Tod war schon empfangen und ist dem

Menschen seitdem verblieben. Der Hund aber verlor gleichfalls seine frühere Schöne und ist seitdem mit einem rauhen und zottigen Haarpelz bekleidet.

Als höchste Gottheit verehren die schamaitischen Buräten den Itzegeh-malam-tengri oder den kahlköpfigen (malam) Vater (itzegeh) des Himmels (tengri), der im obersten Stockwerk unter dem Dache lebt, das sich als Himmel über die Erde wölbt. Der Vornehmste seiner Diener ist Chwa-solbun-tengri (der Himmelsgeist des gelben Sternes) oder der Planet Venus, der Heerden oder Reichthümer schafft und dafür angerufen wird. Itzegeh-malam-tengri sitzt ganz allein in seinem Himmel und hat keine anderen Gefährten als seine Frau Ischi-yuren-tengri (Ischi oder Mutter). Er hat, wie der litthauische Pramzimas, im Himmel ein kleines Fenster, und wenn er dies Bodenloch öffnet, um auf die Erde herabzuschauen, dringt ein Strahl glänzender Glorie hervor, von guter Vorbedeutung für den, der sie erschauen kann. Der Böse (Albihn oder Erlik) wohnt mit seinen Sardu genannten Helfershelfern in einem unterirdischen Reiche des kalten Nordens, wo die Sonne niemals scheint. Indeß kommen sie von dort gelegentlich hervor, um die Menschen zu quälen, oder wie die Schimnus zu verführen.

Außer dem Obigen theilte mir ein bekehrter Schamane, der in Irkutsk als Schullehrer unter den Buräten angestellt war, noch folgende Einzelnheiten aus seinen früheren Erinnerungen mit.

Begünstigte Seelen gehen nach dem Tode in die Sabagasar (das entfernte Land) genannte Welt ein, wo sie den irdischen Beschäftigungen folgen und unter ihren Häuptlingen wohnen. Auch die Schatten der Schamanen schweben dort umher, mächtig und gefürchtet wie im Leben. Die Seelen solcher, welche die nöthigen Todtenceremonien vernachlässigt haben, müssen ihren Aufenthalt in ungastlichen Wäldern nehmen und verbleiben in der Nähe des Grabes. Die Seelen der Ertrunkenen bleiben unter Wasser, und kommen nur mitunter hervor, um in Besessene unter Menschen und Vieh einzufahren. Es würde eine große Sünde sein, Feuer zu verlöschen, und der Burät darf es nie aus der Hütte hervornehmen, sondern muß warten, bis es von selbst erstirbt. Jede Respectwidrigkeit würde den Gallijin, den Herrn des Feuers, heftig erzürnen, und seinetwegen muß das Feuer (gal) verehrt werden, während es in seiner materiellen Form nur als nützliche

Gabe der Natur hochgeachtet wird. In dem Cultus des Wassers richtet der Buräte seine Verehrung an den Schutzgeist (Unijin, der Herr des Wassers oder Undine), der indeß ein böswilliger Genius ist und seinen Gefallen daran findet, Leute zu sich herabzuziehen und zu ersticken. Verschieden von ihm ist der Wasserkönig Uchunchat, der mit seinem Gefolge (wie der französische Drac) in einem glänzenden Palaste auf dem Grunde des Wassers lebt und sein Wohlwollen durch Herabsendung von Regen zeigt. In dem Cultus der Sonne und des Mondes wird die Verehrung an die präsidirenden Engel Narandorchi (unter der Sonne), Nalchatun (Frau Nal) und Sarandorchi (unter dem Mond), Salchatun (Frau Sal) gerichtet. Die Buräten verfertigen kleine Scheiben und legen sie an die Sonne, zuweilen auch andere für den Mond, die mitunter durch ein eingefügtes Hölzchen beide verbunden werden. Da diese beiden Damen, die Sonne und Mond bewohnen, wohlwollend und gutgesinnt sind, so ist ihre Verehrung eigentlich überflüssig und bloßer Zeitverlust, doch fühlen sich die Buräten zuweilen so sehr durch die von ihnen empfangenen Wohlthaten bewegt, daß sie ihnen ein kleines Zeichen ihrer Dankbarkeit zu geben wünschen. Zur Erklärung des Geschlechts fügte mein Berichterstatter hinzu, daß in der schamanischen Dichtkunst Sonne und Mond als weiblich behandelt würden, daß aber die männliche Hälfte dabei immer unterstanden wäre. Er gab mir zugleich folgende Erzählung, die das skandinavische Kinderpaar Bil und Hinki mit dem deutschen Holzdieb verbindet. In früherer Zeit lebte einmal ein Mann mit seiner Frau im Walde, die ihre Tochter wegschickten um Wasser zu schöpfen. Sie blieb so lange aus, daß ihre Mutter ärgerlich wurde, und sie verwünschte, daß Sonne oder Mond sie fortnehmen möchten. Sogleich kamen die beiden Brüder herab und die Sonne ergriff sie zuerst. Der Mond bat aber seinen Bruder, sie ihm zu überlassen, da er bei seinen nächtlichen Wanderungen eines Wächters bedürftiger wäre, und die Sonne gab nach. Das Mädchen hatte im ersten Schreck, als die beiden Himmelskörper auf sie loskamen, nach den Zweigen eines nahen Busches gegriffen, und als der Mond sie mit sich in die Höhe nahm, brach ein Blätterbüschel ab, den sie noch jetzt in der Hand hält, wie im Mond zu sehen ist, während sie in dem andern Arm den Wasserkrug trägt.

Ein Ritt durch Mexiko.

(1860.)

An einem heitern, klaren Morgen, wie er gewöhnlich das mexikanische Hochthal überstrahlt, ritten wir aus den Thoren der Hauptstadt die breite Straße entlang. Sie trat bald in die Höhen und zog sich in ihnen hinein nach einem freien Punkte, von dem wir noch einen Rückblick genossen auf das prächtige Seenplateau Anahuac's, das durch seinen von der Luft zurückgespiegelten Schimmer Alles mit blendendem Strahlenglanze übergoß und auch die Riesengestalten der Schneevulkane in seine flüssigen Wellen auflösen zu wollen schien. Es war die letzte Aussicht, denn kurz darauf bog der Weg in dunkle Hügelholzungen ab, in denen er sich durch steiles Ansteigen rasch kälteren Temperaturen näherte. Wohlbekannte Bäume und Gesträuche erschienen um uns und gaukelten den Augen das Bild eines heimathlichen Waldes vor, wie er die Abhänge Thüringens und des Schwarzwaldes schmückt. Dann wurden die Reihen lichter und es blieben nur die nackten Tannen von ihren weichlicheren Brüdern zurück. Sie umstanden auf der Kuppe des mit ausgebrannten Kratern bedeckten Ajusco ein breites Holzgebäude, die zum Pferdewechsel dort erbaute Poststation, die wir für unser Nachtquartier bestimmt hatten. Das Innere bot keinen verführerischen Anblick. Zwei lange niedrige Zimmer, gefüllt mit Rauch von dem frei auf der Erde brennenden Feuer, ohne andere Möbel als schmutzige Bänke und Stühle und fast ohne Wände, da überall in den nicht mit Stroh verstopften Fugen der Tag hereinschien, bildeten das mexikanische Hotel.

Der Wirth, im zerrissenen Poncho, lehnte, seine Cigarrette schmauchend, an der Thonwand. Eine wenig appetitlich aussehende Köchin handtierte an der Erde, und in Lumpen gehüllte Bettler

lagen in den Ecken umher. Für die Nacht erhielten wir zwei Schragen, auf denen Poncho und Sättel ein Bett machten, obwohl ein kalter Wind, der vom Abend bis zum Morgen durch's Zimmer pfiff, uns schon früh auftrieb. Wir verließen bald die Region der Tannen und mit ihnen die grauen Nebel, die dort die Morgensonne verhüllt hatten. Wir sahen bald wieder ein im freundlichen Sonnenschein liegendes Thal, und betraten dann, nachdem wir das Kreuz des Cortez (Cruz del Marques) passirt hatten, die Stadt Cuernavaca, die aztekische Könige für ihren Sommerpalast gewählt hatten. Innerhalb weniger Stunden, während die Hitze jede Minute zunahm, waren wir einige tausend Fuß hinabgestiegen von der Höhe von 9500 Fuß, auf welcher das Cruz des Marques steht, bis zu der auf 1500 der Elevation von Cuernawaca. Von dort senkt sich die Ebene in geneigter Fläche nach dem Fuß der Berge, auf denen Tasco liegt, das wir womöglich zu erreichen hofften, wenn es (wie es die Folge erwies, nicht der Fall war) die politischen Verhältnisse des unter so vielen Revolutionen erstickten Landes erlauben sollten.

Ich werde nicht die Auseinandersetzung einer jener unzähligen Revolutionen dieses unglücklichen Staates unternehmen, die für den Darsteller eben so langweilig zu erzählen, als für den Leser anzuhören sind. Es genüge zu wissen, daß mit Santa Anna's Dictatur der schon lange gährende Aufstand im Süden des Landes, besonders in der Provinz Acapulco, wo er von Alvarez geleitet war, sich weiter nach der Hauptstadt zu verbreitet hatte, so daß Tasco, die Stadt alter Goldminen, nun von den rebellischen Horden umschwärmt war.

Meine beiden Gefährten waren Bergwerksbesitzer von dort, die nach ihren Familien zurückzukehren wünschten, während mir der Zielpunkt der Reise gleichgültig war und ich dieselbe nur ihrer selbst wegen unternommen hatte. Am nächsten Tage begegneten wir mehreren Reisenden auf der Straße, die von den Verheerungen und Grausamkeiten der umherziehenden Räuber erzählten, und bald darauf einer von der Küste heraufkommenden Karawane, die deutliche Zeichen davon aufzuweisen hatte. Von ihr hörten wir, daß die in Tasco gelegene Garnison zur Escorte der Briefpost in ihrer ganzen Stärke hätte ausziehen müssen und sich jetzt in der nächsten Station am Fuße des Berges befinde, von wo sie

nicht zurückzukehren wagte, da die Wegelagerer in der Zwischenzeit bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hätten, in Tasco selbst seien alle Straßen verschanzt, die Bürger hätten sich möglichst mit Waffen versehen und man sei auf das Schlimmste gefaßt. So lauteten die für meine Begleiter nicht gerade tröstlichen Nachrichten, und sobald wir in dem von der Garnison besetzten Dorfe angekommen, sahen wir uns nach einer Wohnung um, da ein längerer Aufenthalt vorauszusehen war. Wir fanden diese bei einem Gastfreunde meiner Mitreisenden, der uns bereitwillig einen Platz seines Hauses einräumte, in dem die mitgebrachten Geschirre freilich die einzigen Möbel bildeten. Um dasselbe lief eine Veranda und gewährte einen freien Blick auf den am Fuße des Gartens vorüberfließenden Strom und die am andern Ufer emporsteigenden Berge, innerhalb deren Tasco liegt. Wir lagerten uns unter den Säulen, um von dem langen Ritte auszuruhen und das Abendessen zu erwarten. Einförmig und kahl war das Thal, zerrissen in tiefe Baranken, die überall das vulkanische Gebirgsplateau Mexikos durchschneiden. Aber dennoch hätte ich stundenlang dort liegen und hinausschauen mögen in den durchsichtigen Duft der Landschaft, die balsamische Luft der Tropen einzutrinken. Wohl blickte überall der nackte Stein zwischen den spärlichen Bäumen hervor, wohl löste sich die Oberfläche rings in verbrannten Schichten ab, aber sie brannten in dem warmen Strom der Sonnenglühe, und in der Sonne Gluth verquoll Land, Wasser und Luft.

Der Oberst der mexikanischen Truppen, der Gouverneur von Tasco, der sein unfreiwilliges Exil ziemlich stoisch zu ertragen schien, würdigte uns seines Besuches und hatte die Gewogenheit, sich zur Tafel einzuladen, wodurch wir uns um so mehr geehrt fühlen mußten, da unter den Zeitverhältnissen ein solcher Mann nicht zu vernachlässigen war. Er schlug uns für den nächsten Morgen eine Fischpartie in dem nahe gelegenen Flusse vor. Aber obwohl er mit seinem ganzen Stabe dorthin zog und eine Entwicklung seiner militärischen Macht auf den Höhen zeigte, um gegen einen plötzlichen Ueberfall der verwegenen Räuber geschützt zu sein, war es doch nur ein kachektisches Fischlein, was wir als Trophäe davontrugen.

Die Flüsse strömen meist in Mexiko in tiefen Betten dahin und bringen dem Lande nur wenig Nutzen. So war es auch

hier. Doch hatte man durch eine ingeniöse Einrichtung, eine Art persischen Wasserrades, einen kleinen Streifen des anliegenden Landes zu tränken verstanden, wo sich denn auch sogleich die üppigste Vegetation entfaltete. Das Rad war mit einem Kreise seitwärts geneigter Krüge so gestellt, daß es durch den Strom des Flusses selbst gedreht wurde und ebenso seine Krüge von selbst, sobald sie oben anlangten auf das Ufer entleerte. Dadurch ward ein Bassin mit Wasser gefüllt, aus dem Kanäle in die umliegenden Ländereien ausliefen, und jeder Gutsbesitzer hatte seinen Tag der Woche oder seine Stunden des Tages, wo ihm die Benutzung der Schleusen für seinen Antheil zustand.

Wir verweilten mehrere Tage in dem Dorfe und benutzten die Zeit, um einige in der Nähe gelegene Zuckerplantagen zu besichtigen. Da indeß der Oberst noch immer keine Anstalten zur Forcirung seines Rückweges traf und erst Verstärkung von Mexiko erwarten zu müssen glaubte, meine Gefährten allein aber nicht weiter vorzugehen wagten, so sah ich mich gezwungen, nach Mexiko umzukehren, wo schon meine Vorbereitungen zur Abreise nach Tepik für die nächste Woche getroffen waren. Ich miethete deshalb ein paar Maulthiere und einen indianischen Führer, um mich nach Cuernavaca zu bringen, von wo ich noch einen Abstecher nach Xochicalco beabsichtigte.

Da die Heerstraße wegen der Räuberbanden nicht sicher war, schlug der Arriero Nebenwege ein, die uns durch verschiedene verlassene Dörfer führten, umzäunt von thurmhohen Cactushecken, in denen enge Thore zum Durchreiten gelassen waren. Am Abend gelangten wir nach einem einsamen Hause, das in einer versteckten Bergmulde stand, um Nachtquartier zu nehmen. Wir fanden dort eine ansehnliche Gesellschaft, angeblich die Familie, die verheiratheten Söhne und Töchter des Ranchero, eines stark gebauten, finster blickenden Mannes, in dessen Nähe ich mich dort nicht sehr wohl gefühlt haben würde, hätte ich irgend anderes Gepäck, als zwei leere Satteltaschen mitgeführt. Weshalb und wozu er dort lebte, fand ich nicht für gut zu fragen, aus der Umgebung ließ sich schwerlich ein Grund dafür einsehen, da das Haus in der Runde mehrerer Meilen von einer steinigen, menschenleeren Gegend umgeben war.

Innerhalb des Hauses standen Koffer und Kasten aufgehäuft, und als ich vielleicht etwas verwundert darauf hinblickte, erklärte

mir unaufgefordert einer der Söhne, daß sie das Eigenthum einer mir gezeigten Dame seien, die auf der Reise erkrankt und zur Heilung dageblieben sei. Diese Dame, die sich einen so sonderbaren Badeort ausgewählt hatte, vermied indeß mit mir zusammen zu treffen, so daß ich nicht im Stande bin, weitere Auskunft darüber geben zu können. Mein Führer schien den Eigenthümer des Hauses zu kennen, und so überließ ich ihm die Einrichtungen, die darauf hinausliefen, daß ich in einem kleinen Raume im Hintergebäude einquartiert wurde, von wo ich keine Beobachtungen über das Treiben im Saale, wo alle zur Familie und nicht zur Familie gehörigen Mitglieder zusammen schliefen, anstellen konnte. Zudem war ich sehr ermüdet und legte mich bald nieder, in der Voraussicht eines festen und ungestörten Schlafes. Mitten in der Nacht glaubte ich zu erwachen und sah zu meinem Entsetzen eine Tigerkatze neben mir auf dem zum Bette dienenden Schragen liegen, die mich unverwandt mit ihren sprühenden Augen anblickte. Ich hob meinen linken Arm, um nach ihr zu schlagen, hörte sie herunterpoltern, polterte selbst mit, und über mir brach auch der Schragen zusammen, und dann erwachte ich in Wirklichkeit.

Was aber kein Traum war, wie ich bald bemerkte, war die Thatsache, daß ich auf der Erde lag, und seitwärts auf mir lag der Schragen, seine Beine hoch in die Luft streckend. Da Reflexionen zu nichts führen konnten, stellte ich den Schragen wieder auf die Füße, legte mein Bett hinauf und war bald auf's Neue in Morpheus' Arm begraben. Am nächsten Morgen aber hörte ich von nichts sprechen, als von dem schrecklichen Terremoto der vergangenen Nacht, und hatte nun den Schlüssel zu meinem Tigerkampfe gefunden. Die Kisten, die ich am Abend aufeinander gestapelt gesehen hatte, lagen meistens zerbrochen umher, dem Hause war jedoch weiter nichts geschehen, da seine Wände aus biegsamen Baumästen zusammengesetzt waren. Am Nachmittage desselben Tages langten wir in Cuernavaca an, wo ich in einem Hotel eines angeblichen Italieners abstieg, der Fremde logirte, wenn es welche gab, und in der Zwischenzeit Seife und Taback verkaufte. Die Seifenhändler in Mexiko pfuschen der Münze dieses Goldlandes in das Handwerk, denn da die stolzen Caballeros nur nach Unzen zu rechnen gewohnt sind, wird der Mangel kleinen Geldes durch Seifenstücke gedeckt, die die Krämer von einer viereckigen Stange eigener Fabrikation abschneiden. Als ich meinem Wirthe meine

Absicht mittheilte, Xochicalco zu besuchen, machte er ein bedenkliches Gesicht, da den dortigen Einwohnern nicht zu trauen wäre, sie seien nicht einmal Christen. Doch verschaffte er mir später einen Führer, der mich zu begleiten bereit war, vorausgesetzt daß wir bei Nacht reisten, um die gefährlichen Stellen in der Dunkelheit zu passiren. Die meiste Angst schien er vor dem Dorfe Temisco zu haben, etwa halben Weges zwischen Cuernavaca und Xochicalco. Aber trotz unserer Anstrengungen erreichten wir es erst als der Morgen zu grauen begann, und durch das Getrappel unserer Pferde geweckt, als wir rasch durch die Straßen ritten, schauten schon hier und da einige verschlafene Gesichter aus den Fenstern. Ob die Klage des Italieners, daß die dortigen Bewohner nicht einmal Christen seien, richtig ist, weiß ich nicht, doch fiel es mir auf, auf allen den Kreuzen, deren es hier, wie auf allen Landstraßen Mexikos, die Fülle giebt, alte Götzenbilder aufgestellt zu sehen, die auf den umliegenden Ruinen gesammelt sein mußten. Ein Hirtenjunge, den wir auf dem Felde trafen und über den nächsten Weg befragten, schüttelte beim Hören der spanischen Worte nur den Kopf und konnte oder wollte keine Auskunft geben. „Quien sabe, sabe!“ war die einzige Antwort, die er auf die Frage nach Xochicalco gab, und wie wir nachher sahen fanden wir uns fast schon an seinem Fuße.

Die Landschaft trägt ein eigenthümliches Gepräge durch die scharf abgeschnittenen Hügelplateaus, die überall aufsteigen und gleich den gepflasterten Tells von Syrien (am deutlichsten in Emessa) an die Feenhügel von Inverneß erinnern und an eine ähnliche Formation bei Drontheim, nur daß man die mexikanischen beim Näherkommen sich in verschiedene Terrassen gliedern sieht, die übereinander aufsteigen. Beim ersten Anblick wäre schwer zu entscheiden, ob sie für künstliche oder Naturproducte zu halten seien, und um darüber zur Gewißheit zu kommen, bedarf es wie bei Cholula einer genaueren Untersuchung. Wir hatten schon verschiedene derselben passirt, ohne daß ich wußte, was daraus zu machen sei, als mir der Führer einen vor uns liegenden, ganz ähnlich gestalteten als den von Xochicalco andeutete.

Nachdem wir die Pferde in einem kleinen Bergstrome getränkt und in dem Schatten alter Bäume zum Frühstück gerastet hatten, ritten wir darauf zu bis an die Basis, wo die Thiere gekoppelt wurden, um im Grase zu weiden, während wir zur Besichtigung

hinaufstiegen. Breite Terrassen liefen um den Rand des Hügels herum, eine über der andern, und auf der höchsten derselben stand das Fundament eines rechteckigen Tempels mit schräg geneigten Mauern, von dem nur noch das unterste Stockwerk erhalten war, während die übrigen in Ruinen umherlagen. An den Ecken trat besonders eine Drachenfigur hervor, die man einem wasserspeienden Krokodile verglichen hat. Zwischen den Krokodilen sitzen Figuren mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen, gleich denen der indischen Budda. Der Bau war aus mächtigen Quadern aufgeführt, sehr regelmäßig behauen und ohne Mörtel übereinander gefügt. Ueberall waren sie mit den seltsam verschlungenen Hieroglyphenbildern der aztekischen Sculptur bedeckt, bald in Blättern oder Blumen ausgearbeitet, bald arabeskenartig in Guirlanden dahin gewunden und menschliche Figuren umschlingend. An verschiedenen Theilen öffneten sich Schachte, die tief in's Innere gingen und einst bei dem Sonnencultus der Eingeborenen gedient haben sollen. Wie die meisten dieser Terrassenbauten, denen man für landwirthschaftliche Zwecke auch in China begegnet, war der ganze Hügel künstlich aufgemauert auf der Basis einer natürlichen Erhöhung. Gegenwärtig zeigte sich das seitliche Mauerwerk mit einer dichten Humusschicht überzogen und dadurch der ganze Bau in eine dichte Vegetation gehüllt, so daß Xochicalco seinen Namen „Hügel der Blumen" mit Recht führt, obwohl er jetzt mit noch besserem Rechte „Hügel des Unkrautes" hätte heißen können. Er stand als die höchste Stufe unter einer großen Anzahl kleinerer Hügel, die aus der Ebene um ihn herum aufstiegen und auf ihn als das Centrum zusammenliefen, hoch hervor, und deutete auf die zahlreiche Bevölkerung, die einst diese jetzt so öde und verlassene Gegend bewohnt haben mußte, zu jener Zeit, wo die reichgeschmückten Paläste der Könige von Tenochtitlan das Thal von Cuernavaca schmückten, oder schon vor ihnen unter der Herrschaft der Zapotecas.

Humboldt nennt den Hügel von Xochicalco eine militärische Verschanzung, wobei die Sculpturen und die ganzen Anlagen doch immer auf religiösen Cultus hindeuten; genauere Untersuchungen sind nicht angestellt und auch Brasseur de Barbuch giebt nur kurze Andeutungen. Rohrbach sagt über die Bedeutung des Hauptschachtes, daß er ihn der Länge von Norden nach Süden parallel mit den Seiten des Tempels laufend und nach unten südwärts geneigt fand. „Die Indianer mochten damit irgend welche

mythologische Vorstellungen oder Ideen aus den Naturvorgängen verbinden, immerhin mußten sie eine genaue Zeitrechnung und mathematische Kenntnisse haben. Durch welche Mittel sie die Sonnenstrahlen im Innern des Berges nach außen reflectirten, steht dahin. Da aber Metallspiegel noch heute in Gebrauch sind, so werden sie in diesen Ländern des Silbers älter als die spanischen Eroberungen sein. Der Schacht mußte sich nach untenhin südlich wenden, weil die Sonne am 21. Juli in Xochicalco, das schon in den Tropen liegt, im Norden stand. Wahrscheinlich stand er mit jenen horizontalen Gängen in Verbindung, und so konnte, wenn die Sonne durch den Meridian ging, ihr Strahl an dem einen Tage durch den Grund des Schachtes von dort reflectirt zu der Seite des Berges herausdringen. Ein kurzer Lichtblitz, dann einige Secunden später völlige Nacht wie zuvor, bis zu demselben Tage im folgenden Jahre, das Experiment der Priester mag seine Wirkung auf das staunende Volk nicht verfehlt haben." Eine ähnliche Vorrichtung, für die tägliche Sonne berechnet, wird bei manchen slavischen Tempeln vermuthet, wie bei dem von Jüterbogk, und das Bild des Serapis in Alexandrien wurde von der Morgensonne geküßt, in welcher Stellung sie auch Agrippa dem Volke zeigte, um als Gott verehrt zu werden.

Die Ruinenstädte Mesopotamiens.*)

Wenn wir zurückblicken auf die Vorgeschichte des Menschengeschlechts, so ist es zuerst in den Gebieten der orientalischen Continente, daß die Lichtfunken der Geschichte den mythischen Nebel der Vorzeit durchbrechen. Von dorther glänzen auf den Fluren Mesopotamiens die goldbedeckten Paläste Ninivehs und Babylons, dort erheben sich die mächtigen Pyramiden an den Ufern des Nils, dort prangt auf Persiens Bergen das prächtige Persepolis. Zwischen diese drei alten Culturstätten schiebt sich als todte Masse die arabische Halbinsel ein, an deren Seiten die Busen des persischen und rothen Meeres gliedernd zwischen den beiden größten Welttheilen Asien und Afrika eindringen. Auf der westlichen Seite des rothen Meeres zieht sich gleich einem leuchtenden Gürtel die egyptische Vorgeschichte hin, auf der östlichen des persischen verlaufen die wechselvollen Geschicke der arischen Völker, aber beide Staaten werden durch einen breiten Wüstensaum von den Meeren, die sonst überall als Straßen des Verkehrs die Lande zusammenführen, getrennt, und ein breitre Wüstensaum umzieht auch rings die Küsten des unwirthlichen Arabiens. Sein Inneres war lange unseren Blicken verschlossen und erst neuerdings hat man die hohe Bedeutung zu würdigen begonnen, welche die auf seinen centralen Terrassen erblühenden Staaten rückwirkend auf ihre Umgebung haben mußten. Von jeher bildete das arabische Dreieck einen heilsamen Abzugskanal für seine Nachbarländer. Seit viertausend Jahren haben sich in seinem Norden, Osten und Westen die großartigsten Ereignisse abgewickelt, von

*) Vortrag gehalten im Bremer Künstlerverein (1860).

denen uns Ueberlieferungen in den Annalen der Menschheit aufbewahrt sind. Einunddreißig Dynastien waren in Egypten einander gefolgt, bis es durch die macedonische Eroberung mit der Geschichte des Occidentes verknüpft wurde, und in Asien stürzten nacheinander die Reiche der assyrischen, babylonischen, medischen, persischen und parthischen Welteroberer, während Arabien, umrauscht von dem wilden Kriegsgetümmel, von den Triumphrufen der Sieger, von dem Hülfgeschrei der Unterliegenden, noch immer im tiefen Todesschlaf zu ruhen schien. Es schlief nicht, nur verhallte das dumpfe Geräusch seiner umwälzenden Revolutionen in der Einöde der Wüste, in denen es begraben lag. So oft ein Weltreich an seinen Seiten zusammenbrach, waren es die Ueberreste der zertrümmerten Cultur, die in Arabiens sandigen Flächen der Wuth ihrer Verfolger entflohen, und dort, wie in einem Sacke gefangen, wandten sie bald das mörderische Eisen wieder gegen einander oder suchten, wenn den nachfolgenden Generationen die beschränkten Räume zu enge geworden, auf's Neue nach ihrer alten Heimath durchzubrechen. Nach Egypten, das durch den engen Isthmus von Suez leichter zu vertheidigen war, konnte das nur in seltenen Fällen geschehen, aber auf den Weidetriften, die sich von Nedsch nach Mesopotamien erstrecken, erschienen stets, gleich Beute witternden Wölfen, die wilden Schaaren der Beduinen, sobald sich die Stunde einer Monarchie zum Untergange neigte, und umstreiften die Thore ihrer Hauptstädte, wie auch jetzt wieder das türkische Bagdad vor ihrem Anblicke erzittert.

Während das rothe Meer durch einen Kranz von Korallenriffen umzogen ist, wird das persische durch die Untiefen gefährlich, die sich rings aus seinen sandigen Küsten hineinerstrecken. Wenn man das Löwenhaupt des Ras Musseldom, das in wildzerrissenen Felsmassen an seinem südlichen Eingange vorspringt, passirt hat, hält sich die Schifffahrt längs der persischen Küste, da die arabische noch immer die Raubnester mancher Piraten, die die englischen Dampfschiffe vergebens auszurotten suchen, in ihren Buchten birgt. Nach dem Verlassen Abushirs, das an die Stelle des reichen Emporiums auf Ormuzd getreten ist, ziehen sich die begleitenden Bergreihen weiter in's Innere zurück, und man verliert das Land aus dem Gesichte, bis sich am zweiten Tage niedrige Buschufer hier und da aus den Wellen erheben, in der Ferne einzelne Palmen sichtbar werden, das Meerwasser seine durchsichtig grüne

Farbe verliert und der arabische Pilote mit ängstlicher Hast seine Befehle ertheilt, um sich nicht in dem schlammigen Delta der vielgewundenen Mündung des Euphrats zu verlieren. Die Mündungen des Euphrats! Also dieses ist der vielbesungene Fluß des Paradieses, hier das Land von Ur, das Land der Chaldäer, hier die Ebenen von Shinear, dieses die mütterliche Wiege unseres Geschlechts.

Die Wellen des Flusses strömen mächtiger dem Kiele entgegen, schon grenzen sich auf beiden Seiten die Ufer in ein engeres Bette ab, schon erblickt man in den Büschen versteckte Canoe, die zerfallene Lehmhütte des Fischers, ein aufgehangenes Netz. Ein dichter, dunkelgrüner Palmenwald beschränkt auf beiden Seiten die Aussicht. Sie bleibe beschränkt, denn der Wald ist nur ein schmaler Streifen, der dem Flusse folgt, und hinter ihm rollen rechts und links die grauen Sanddünen der Wüste. Kanäle zweigen überall sich ab. Wir folgen den Strömungen des breiteren. Niedrig und lehmig sind die Ufer, kaum unterscheidet sich Land von Morast; und dort, was ist jenes ungeordnete Gewirr von Häusern und Gärten, von eingefallenen Lehmmauern, von zusammengeleimten Moscheen und Minareten? Ist das Bassora, der Hafen Bagdads, wo die Khalifen Indiens Spezereien in weiten Speichern stapelten, wo Sinbad, der Seemann, auf seine abenteuernden Fahrten auszog? Wir landen zwischen Büschen und Sumpfgewächsen. Schmutzige Straßen, halb im Wasser, halb auf zerbrochenen Steindämmen, führen zwischen unregelmäßigen Gebäuden hin, rohe, kunstlose Wände fassen die Seiten ein, aber siehe die vergitterten Erker im oberen Stocke, siehe die Palmenwipfel, die aus den Höfen herüberschauen. Und hier ist der Bazar, geschützt durch überspannte Zelte gegen die Gluth der Sonne, der Kaufmann mit der Pfeife hinter seinen aufgestapelten Waaren, der bucklige Barbier geschäftig umhereilend, der Beduine mit seinen Kameelen vorüberziehend, der schlanke Perser mit hoher Filzmütze, der Armenier, heimlich die Flasche im Rocke versteckt, davonschleichend, der Mollah, der die Gläubigen zum Gebete ruft. Gerne würde ich mit Tausend und Eine Nacht an der Hand in Bassoras versteckten Gartenhäusern, in seinen schattigen Palmenalleen verweilen, aber es ruft hinauf nach Bagdad, nach Mesopotamien, nach den Ruinen Babylons und Ninivehs.

Hier zwischen Tigris und Euphrat war es, wo zuerst unsere Geschichte geboren ward, an diesen Boden, an diesen Himmel knüpfen sich die ältesten Sagen der ältesten Völker.

Es sind düstere und verworrene Klänge, die aus jener fernen Schöpfungsnacht zu uns herüberhallen: Es war eine Zeit, wo keine Zeit war, wo überall Finsterniß und Wasser war Und es waren da fremdartige Thiere, von denen ein Theil sich selbst erzeugende waren und lebendig gebärende Gestalten hatten. Zweiflügelig wurden die Wesen geboren, Geschöpfe mit zwei Flügeln und zwei Gesichtern, mit zwei Körpern und zwei Köpfen, weibliche und männliche Geschöpfe, und zwei Naturen, männlich und weiblich. Andere Wesen gab es, denen Schenkel von Ziegen und Hörner auf dem Kopfe waren, andere wieder pferdefüßig, andere, die aus Pferden und Menschen zusammengewachsen waren, andere mit der syrenenartigen Gestalt von Pferden und Rindern. Es wurden auch Stiere geboren mit menschlichen Köpfen, und vierleibige Hunde mit schuppigen Fischschweifen und hundsköpfige Pferde und Menschen, und noch andere Thiere mit Pferdeköpfen und Menschenkörpern und mit Schweifen gleich den Fischen, und andere verschiedenartige Drachen und syrenenartige Fische und kriechendes Gethier und Schlangen und viele verschiedene, wunderbare, und untereinander ungleich gestaltete wilde Thiere. So beginnt die Schöpfungsgeschichte der Chaldäer, ein wüstes und wirres Zerrbild der einfachen Erhabenheit, mit der die Genesis redet. Durch das Geräusch des Donners erwachten diese chaotischen Gebilde, die halbgeformt in dem Urschlamme begraben lagen, zum Leben, sie begannen ihre scheußlichen Glieder zu regen, zu zucken, und sich übereinander wälzend, rollten sie die Masse der formlosen Materie, die sie umgab, in einen den ganzen Raum erfüllenden Knäuel zusammen. Diesen Knäuel spaltete Bel, der Allvater der Schöpfung. Er trennte Himmel und Erde und schied Licht und Finsterniß. Aber beim ersten Strahle des Lichtes, das in das unentwickelte Chaos fiel, starben alle jene Ungethüme, die embryonalen Urkeime, und vergingen. Bel, allein übrig geblieben, opferte sich selbst, und mit seinem warmen Herzblute die Erde befruchtend, bildete er den ersten Menschen Alorus, im Lande Babylonien. Hier in den sumpfigen Niederungen der mesopotamischen Flüsse wohnten seine Nachkommen, die Geschlechter der Menschen, in regellosem Gemische und ohne Kenntniß der Gesetze und der Ordnung

durcheinander, gleich unvernünftigen Thieren, sich von Gräsern und wilden Kräutern ernährend. In Mühe und Noth schleppten sie ihr armseliges Leben dahin, und lagen stumpfsinnig von ihrer Geburt an längs der Brandung des Meeres, stumpfsinnig den Augenblick erwartend, wo der Tod sie wieder abrufen würde.

Da stieg eines Tages aus den Fluthen dieses Meeres, dem erythräischen (wie der persische Golf genannt wurde), ein wundersam gestaltetes Wesen an das Tageslicht empor. Oan oder Johannes war sein Name, sein Köiper war der eines Fisches, und unter dem Kopfe des Fisches war einer menschlich eingefügt, und der Schweif endete in Füßen, gestaltet wie Menschenfüße, und die Stimme war gleich der Stimme eines Menschen. Dieses Gebilde setzte sich zu den verlassenen Wilden, es lehrte ihnen die Künste der Gesittung und des Friedens, es gab ihnen die Gesetze, deren sie bedurften zum staatlichen Zusammenleben, es zeigte, wie die Früchte zu säen und zu ernten seien. Und allabendlich beim Untergang der Sonne glitt es zurück auf den Boden der Gewässer, um erst am nächsten Morgen wieder zu erscheinen und seinen Unterricht fortzusetzen. Solche Oannes (solcher seewärts anlangenden Missionäre) kennt die babylonische Geschichte sieben, die zu verschiedenen Epochen als Propheten unter dem Volke aufstanden, zur Tugend und Gottesverehrung ermahnend. Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Sie hatten dem Menschen Gutes und Böses zu unterscheiden gelehrt, und zu dem letzten neigte seine Natur. Laster und Schandthaten nahmen überhand. Trauernd verkündete der letzte Oannes dem gottesfürchtigen Könige Xisuthrus, daß das Maß des Verbrechens gefüllt sei, daß die sühnende Rache hereinbrechen müsse. Er befahl ihm ein großes Schiff zu bauen, Nahrungsmittel einzulegen, auch Thiere und Vögel und kriechendes Gewürm um sich zu sammeln, und sich mit seinen Freunden und Verwandten hineinzubegeben. So that er, als sich die Schleusen des Himmels öffneten und die Fluth zu steigen begann, und lange schwebte, von Engeln gesteuert, der kleine Kreis der Auserwählten auf den öden Wogen, die alle Länder überschwemmt hatten. Als sich bei Abnahme des Wassers das Schiff auf den armenischen Bergen festgesetzt hatte, stiegen die Geretteten aus, um auf einem Altare das Dankopfer zu bringen, und ihnen ward eine Stimme aus dem Himmel mit dem Geheiß, zurückzugehen nach der Sonnenstadt der Siparier in die Ebenen von

Shinear, wo sie die Pfeiler des Seth finden würden. Denn es hatte dieser in seiner ersten Incarnation, den Untergang des Menschengeschlechts voraussehend, zwei Pfeiler mit den Resultaten sämmtlicher Wissenschaften beschrieben, den einen von Erz, den andern von Ziegel, damit, ob es Wasser oder Feuer sei, das die Erde zerstören würde, doch immer einer der beiden unversehrt übrig bleiben müsse. Die Säulen wurden gefunden, die heiligen Schriften gelesen, und unter dem Scepter der baktrischen Fürsten, der Dynastie der Paischdadiden, verkündet Hom die später von Zoroaster reformirten Lehren. Die Dichter besingen die Herrschaft des weisen und geliebten Dschemsid als das goldene Zeitalter des Friedens und des Glückes, in dem sich die Segnungen der Civilisation über Asien verbreiteten. Sie preisen seine gerechte und glänzende Regierung, sie bejammern ihren jähen Untergang. Nach den persischen Sagen war es Zohauk, der von Schlangen umringelte Wütherich, der Dschemsid stürzte; die babylonischen Annalen lassen auf die einheimischen Dynastien eine arabische folgen, zugleich auf Einfälle skythischer Völkerschaften anspielend, die später als Hyksos auch Egypten eroberten und überall ihren Weg durch Verwüstungen bezeichneten. Die Lichtreligion und die Anhänger des Feuercultus flüchteten in unzugängliche Bergfesten, und unter dem vielgestaltigen Götzendienste, der emporwuchs, wurde mit Feuer und Schwert gegen die Verehrer des einigen Gottes gewüthet. Ein Mann nur hielt treu an seinen Glauben und verachtete die Verfolgungen. Es war der fromme Abraham aus Ur, der schon als Knabe seines Vaters Götzen zerbrochen hatte. Dreimal ließ ihn, nach arabischen Sagen, der wilde Nimrod in den glühenden Ofen werfen, aber als er stets unversehrt daraus hervorging, wagte er nicht weiter den Heiligen des Herrn zu berühren und ließ ihn abziehen nach den Ländern des Westens, wo der sorgsam gehütete Funke des reinen Feuers in späteren Jahrhunderten den Völkern, die in Finsterniß saßen, zum hellen Lichte aufschlagen sollte. Nach seiner Entfernung brach Brand und Mord über das verlassene Land. Jetzt erhoben sich dort jene gigantischen Welteroberer, die viele Menschenalter hindurch den asiatischen Continent erschütterten, diese himmelstürmenden Titanen, denen die Erde zu enge schien und deren Fußtapfen sich überall auf den großen Geschichtsstraßen vom Ganges bis nach Mauretaniens, von Kolchis bis jenseits Abyssinien antreffen.

Unter ihnen ragt Ninus hervor. Er gründete das große Ninive h, das glänzende, die Mutter der Städte. Keiner hat diese Stadt gesehen, der uns eine genauere Beschreibung hätte hinterlassen können, und in den erhabenen Prophezeiungen, den trauernden Klageliedern der Seher zu Jerusalem tönt ihr Name als der des drohenden Strafgerichtes, in der Hand des allmächtigen Gottes. Jonas zog dorthin, und rief Fürst und Volk zur Buße. Als die Geschichtschreibung im Westen begann und Herodot, ihr Vater, seine Wanderungen antrat, war Ninive h schon vom Erdboden verschwunden, aber Jahrhunderte lang hatte es dessen Geschicke gelenkt, die Welt beherrscht. Die Urgeschichte der meisten Völker knüpft an Assur's Stadt an, während sie selbst gewissermaßen noch außerhalb der Geschichte steht. Ueberhaupt mangelte, bis die Entzifferung der Keilschriften begann, jeder genaue Bericht über die Geschichte des ältesten assyrischen Reiches, und wenn auch die Thaten des späteren, die Züge nach Palästina, die Fortführung der Israeliten und die Belagerung Jerusalems, bekannter sind, bleiben doch die historischen Daten über die Hauptstadt Ninive h selbst unsicher und zweifelhaft. Ihre Kunde lebt fort in den Sagen und Mythen, aber positive Nachrichten fehlen, die Stätte selbst, wo sie gestanden, war dem Gedächtniß entschwunden. Xenophon zog mit seinen Zehntausenden darüber hinweg, ohne ihrer zu erwähnen, und die Reisenden des Alterthums, des Mittelalters und bis in die neue Zeit schwankten oft, wo sie ihre Ruinen zu suchen haben würden.

Sie Alle erinnern sich, meine Herren, nur wenige Jahre sind seitdem verflossen, als die erste Nachricht von dem wiedergefundenen Ninive h nach Europa gelangte, als diese Stadt einer mehr fabelhaften als historischen Vorzeit auf's Neue aus ihrem Grabe erweckt wurde, in dem sie mehr als dreitausend Jahre verborgen gelegen hatte. Wunderbar und seltsam genug waren die Gebilde, die dem Schooße der Erde entstiegen, Ungethüme, phantastisch und wild, wie die, von denen die Schöpfungsgeschichte sprach. Sie schleppten sich mühsam nach den Ufern des Tigris, sie schwammen den Fluß hinab nach Bagdads und Bassoras Hafen, sie durchschifften die persischen und indischen Meere, sie umkreuzten das afrikanische Cap der Stürme, sie schwebten lange auf dem weiten Atlantic, dann trieben rauhe, kalte Winde sie nach Norden, nach dem nebligen Thule, an Albions Küsten, wo sie das Land betraten, nach der

großen Metropolis zogen und dort ihren Sitz aufschlugen, zufrieden, eine zweite Herrscherin der Welt gefunden zu haben. Auf eine speciellere Beschreibung der an die Luft geförderten Sculpturen und Bildwerke, die von ihnen zur Religions- und Kunstgeschichte gelieferten Erläuterungen, die überraschenden Bestätigungen, die sie zu manchen Episoden des jüdischen Königsbuchs lieferten, die Erklärung der mehrfach versuchten Deutungen der Keilschriften kann ich diesmal nicht weiter eingehen. Die Ausgrabungen sind noch zugänglich, oder waren es wenigstens bei meiner Anwesenheit im Jahre 1856. Man durchwandert in dunkeln Schachten die Räume der unterirdischen Paläste, tritt von den Höfen in die Säle, von den Sälen in die Corridore. An dem massiven Fundamente läßt sich der Grundriß der Gebäude verfolgen. Alabasterplatten liegen überall zerbrochen umher; beim flackernden Scheine der Fackeln treten die wundersamen Sculpturen aus den Wänden hervor: der König auf seinem Schlachtwagen in die Reihen der Feinde stürzend, Gefangene Huldigung und Tribut darbringend, Festungen, die erstürmt, Flüsse, die überfahren werden, gefesselte Fürsten und Feldherren im Triumphe aufgeführt, Scenen der Jagd, des Harems, des Haushaltes. Noch standen an den Palasttreppen die gigantischen Stierkolosse, die den mystischen Baum bewachenden Cherubime, unbewegt und starr herniederschauend, wie damals, als Ninyas, Tiglath-Pilesar, Phul, Salmanassar, Sanherib diese Stufen auf- und niederstiegen. Hier mögen sie gestanden haben, diese Könige aus fernster Vergangenheit. Noch jetzt schweben sie dem Geiste vorüber, die Räume des Palastes füllen sich mit ihren Nebelfiguren, mit ihrem Gefolge, mit den Schatten ihrer Helden und Krieger. Es wird zu enge, die dumpfe Luft erdrückt, es treibt nach oben an's Tageslicht.

Die Sonne brennt als zorniger Feuergott am Himmel, wie sie braunte, als man die liebsten Opfer, zur Sühne ihre Pfeile, in die Gluthen warf. Die Seele ist matt und lässig, wenn sie auf diese verdorrte Ebene schaut. Kein Dorf, kein Haus, keine Trümmer, kein Säulenstumpf, und doch stand hier das allgewaltige Ninive. Längst hat die Zeit sein Grab geebnet und streicht gleichgültig darüber fort, gleichgültig, wie der Tigris dort noch immer dieselben Fluthen rollt, mit denen er einst die belagerten Mauern niederwarf. Als diese Mauern standen, als sie die ungeheure Stadt umfaßten, die zu umgehen es dreier Tagereisen be-

durfte, welches Häusermeer dann auf dieser jetzt so todten Ebene, welche Straßenlabyrinthe, welches Gewimmel von Menschen. Die Stimmen von Millionen füllten dann die Luft, die jetzt kein Wind, kein Laut bewegt. Mit den Reichthümern Asiens gefüllte Läden und Magazine, die Kaufleute aller Weltgegenden in Caravanen herbeiströmend, die erzgepanzerten Legionen zu neuen Eroberungen ausziehend, Triumphe der siegreich heimkehrenden Feldherren. Auf mächtigen Terrassenbauten steigen die Paläste empor, blendend im Schmucke des weißen Alabasters, mit edlen Metallen geziert. Schlanke Pfeiler und Pilaster tragen die hohen Galerien, die Goldguirlanden umziehen, mit bunter Farbenpracht schimmern Fenster und Portale im Glanze der glühenden Sonne, seidene Stoffe wallen nieder, das Licht der Zimmer zu dämpfen. Duftende Gärten blühen auf künstlichen Hügeln, Wasserbäche durch schattige Haine rieselnd, Springbrunnen, um Kühle in der Hitze des Tages zu geben, Feste und Tänze auf Wiesen und Feld. Thürme hier für den Stern schauenden Chaldäer, Tempel dort für die goldenen Götter der Planeten und der Sphären, weite Hallen für die Archive, Werkhäuser für den Bildner, den Erzgießer, den Weber, den Maler. Leben und Thätigkeit in jedem Punkte der großen Staatsmaschine. Und alles dieses, wo ist es jetzt? Wie konnte es vergehen und verschwinden, ohne eine Spur, ein Zeichen auf der Oberfläche zu hinterlassen, ohne dem Wanderer durch eine Ruine anzudeuten, daß dort eine Metropolis zerstört und begraben sei? Der plötzliche und totale Untergang der assyrischen Weltmonarchie ist noch dunkel und noch immer nicht ganz aufgeklärt. Die Geschichte spricht von den verheerenden Einfällen der Skythen oder Massageten, die, angelockt durch die reiche Beute einer in Weichlichkeit versinkenden Stadt, alljährlich in immer größeren Horden die Umgegend durchstreiften, sie spricht von dem Bündnisse der aufständischen Meder und Chaldäer, von der Belagerung Ninivehs, von dem gegen die Stadt kämpfenden Fluß, sie spricht endlich von einem ungeheuren Scheiterhaufen, auf dem die angehäuften Schätze Assurs in einem Alles verzehrenden Brande emporloderten, worin sich der letzte König Sardanapalus mit dem Reste seines Volkes opferte, jede Spur des mächtigen Niniveh vertilgend.

Das siegreiche Heer der Eroberer Cyaxares und Nabopolassar, der Meder und Chaldäer, kehrte, jenes nach Ecbatana, dieses nach Babylon zurück. Babylon blühte bald zum mächtigsten

Reiche empor. Nebukadnezzar, der stolze Herrscher der Chaldäer, durchzog erobernd die weiten Gebiete Asiens und drang bis zu den Küsten des mittelländischen Meeres vor, drei Jahre lang das reiche Tyrus belagernd, dessen Bürger erschreckt auf die Inseln entflohen. Bis nach Egypten trug er seine siegreichen Waffen, und unermeßliche Beute brachte er heim, um den Tempel des Belus zu schmücken. Von ihm steht noch der sogenannte Birs el Nimroud, und drei Stunden östlich von Bagdad erhebt sich ein unförmlicher Ruinenklotz, Akkerkouf genannt, ein aus Schichten ungebrannter Backsteine mit Lagen von Rohr und Bitumen aufgeführter Terrassenbau, der düster und öde die stillen Oeden überschaut. Jeden Frühling verwandeln sie sich in einen unübersehbaren Sumpfsee, und wenn man zwischen den niedrigen Büschen in flachen Canoen dahinfährt, bietet der hohe Thurm die einzige Landmarke zur Orientirung. An ihn knüpft die Sage das goldene Bild, das Nebukadnezzar in dem Felde von Dura aufstellte, in jenen Zeiten, wo die Juden weinend an den Ufern des Euphrat saßen und ihre Harfen an die Trauerweiden hingen.

Babylon mit seinen Gärten ward das Wunder der Welt, Geschichtschreiber und Reisende erschöpfen sich in der Beschreibung seiner Größe, der Kostbarkeiten seiner Tempel, der wunderbaren Bilder und Ausschmückungen seiner Paläste. In acht Absätzen stieg der Tempel des Belus empor, ein dreifacher Mauerwall umzog Nebukadnezzar's neue Burg, und dort schaute er selbstgefällig hinab in die verzierten Straßen der Stadt, sprechend: „Das ist das große Babel, das ich erbauet habe zu meinem königlichen Hause, durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit". Auch diese Größe hatte keinen Bestand, die Orgien des Mytittendienstes, der entartetste Polytheismus hatte mehr und mehr die westlichen Völker entnervt, es bedurfte einer kräftigen Verjüngung, und sie fand sich in den Bergschluchten Irans.

Das freiheitsdurstende Volk der Perser ertrug schon lange mit Zorn und Erbitterung die Knechtung des medischen Tyrannen. Noch lebten unter ihnen die Sagen von Feridun und Kawah, noch ward das patriotische Banner des Schmiedes bewahrt. Es fand sich der Arm, dasselbe auf's Neue zu schwingen, und Cyrus leitete die Stammgeschlechter zum Siege und zur Eroberung. Die in Schwelgerei und Luxus versunkenen Städte Asiens vermochten

dem Stoße nicht zu widerstehen, und aus den iranischen Ländern, wo der Perser auf freier Bergeshöhe den unsichtbaren Gott des Himmels verehrte, ergoß sich ein läuternder Feuerstrom durch den Augiasstall der mit jeder Art der Laster befleckten Tempel. Cambyses tauchte sein Schwert in das Blut des Apis, des egyptischen Ochsengottes, und schleuderte Thebens Götzen von ihren Gestellen, Xerxes verbrannte die bunten Tempel der Griechen, und Darius warf Babylons Mauern zu Boden. Asien und Afrika erzitterten vor den Großkönigen zu Susa und eines Xerxes Wort gebot vom Himalaya bis zu den fernsten Colonien Karthagos. Aber das so plötzlich aus seinen engen Thälern zum Siegeslauf über den Erdkreis fortgerissene Volk ward ängstlich und stand stille in seiner Reformation. Die bisher freisinnigen Herrscher, in Palast-Intriguen großgezogen, verboten ihren Unterthanen den Handel mit den Nachbarvölkern, sie legten ihre Grenzen wüste, sie verbrannten ihre Flotten, sie füllten Euphrat und Tigris mit Dämmen und Barrieren, um die Schifffahrt unmöglich zu machen. Kurzsichtige, die ihr den Fortschritt zu hemmen wähnt! Die Geschichte steht nicht still, und wer ihrem Fluge nicht zu folgen vermag, bleibt unter den Füßen zertreten. Persiens Monarchie hatte keinen Bestand. Schon nahet er an der Spitze seines Heeres, Macedoniens junger Heldenkönig, schon ist der Bosporus überschritten, die Schlachten am Granicus, am Issus, bei Gaugamela sind geschlagen, und erschrocken, verzweifelnd entflieht der Perserkönig in die fernsten Provinzen seines Reiches. Babylon öffnete willig seine Thore, und die alte Stadt der Semiramis erwächst zu neuem Glanze unter dem Herrscher des fernen Westens. Orient und Occident werden durch ihn vermählt. Mit mächtiger Hand reißt er die Dämme und Barrieren nieder, frei wallt wieder der Euphrat seine Wasser zum Meere, und bald soll er die reichen Flotten tragen, reich an Ruhm und Schätzen, die in Indien neue Welten geöffnet haben. Noch einmal gebietet Babylon über die Erde. Dorthin strömen die Gesandten der Griechen, Celten, Scythen, dorthin die fernen Mauritanier und Libyer, dorthin der Inder, der Syrer, der Bactrer. Dies war der letzte Sonnenglanz, der es erhellte. Alexander stirbt im Tempel des Bel, und mit ihm verschwindet Babylon aus der Geschichte.

Die neu eroberten Provinzen erhoben sich gegeneinander, überall suchten sich die stolzen Feldherren des großen Welteroberers

ihre Beute zu sichern, deren bester Theil Seleukus zufiel, dem Stammvater der Dynastie der Seleuciden. Während seiner wechselvollen Kämpfe mit Antigonus und Lysimachus verlegte er seine Residenz vom Euphrat nach dem Tigris und erbaute mit den Steinen des verfallenen Babylon das rasch aufblühende Seleucia, das mit seinen griechischen Kriegern bevölkert wurde. Nach dem Zerfall des griechisch-bactrischen Reiches blieb Seleucia der äußerste Vorposten hellenischer Cultur im Osten und trug zu ihrer Verbreitung über Asien bei. Die Stadt wurde durch eine Boule (oder Senat) regiert, Akademien und Rennbahn zierten die Märkte, die Sprache war der attische Dialekt. Doch dem Reiche der Seleuciden fehlte der nationale Verband. Ohne Festigkeit aufgewachsen, trug es den Keim des Todes in sich selbst, und bald hatten die Wüstenbewohner den Leichengeruch gewittert. Weiße Zelte erhoben sich am linken Ufer des Tigris, ein leichtes Lager ward aufgeschlagen, die verbrannten Gestalten eines fremden, unbekannten Volkes erschienen in der heitern Griechenstadt, um ihre Wunder anzustaunen, Provisionen zu kaufen und ihre rohen Producte zu Markte zu bringen. Zum ersten Male hörte man den Namen der Parther.

Die Griechen unterhandelten gerne mit den arglosen Fremdlingen, bald aber sahen sie ängstlich die Zahl derselben von Jahr zu Jahr wachsen. Die Zelte an dem Tigris verwandelten sich in Häuser, das Lager in eine Stadt, und unter Antiochus Soter erhob Arsaces die Fahne der Empörung, den Grund legend zum parthischen Reiche. Seleucia verschwand vom Erdboden und lieferte die Materialien zur Erbauung von Ctesiphon, das sich mit den geraubten Schätzen der Nachbarländer füllte. Ueberall streiften die kühnen Schaaren umher, auf ihren flüchtigen Pferden, auf den schnelleren Dromedaren, schon netzten die Wellen des Mittelmeeres ihre Füße, schon die Fluthen des Halys. Nur mit Schrecken wurden sie in Rom genannt. Als der bekannte Erdkreis längst dieser Gebieterin der Welt sich beugte, waren es nur im Norden die Germanen, im Osten die Parther, die ungeknechtet ihre Grenzen umstürmten. Crassus zahlte mit dem Leben, Antonius mit seinem Ruhme in Mesopotamiens Ebenen, und auch Trajan's, des großen Kaisers, Schiffe schüttelte der Tigris bald wieder ab. Der Parther blieb frei und ungezähmt, doch auch im engeren Reiche verschmähte er sich den Gesetzen zu fügen. Un-

ruhen, Thronwechsel, Empörungen folgten im ununterbrochenen Wechsel, und unter den steten Zerrüttungen des Staates traten die Nachkommen der alten Perser aus ihren unzugänglicheren Bergen hervor, wo sie den Feuercultus Zoroaster's bewahrt hatten, rächten die Niederlagen ihrer Väter und jagten die Parther in die Wüsten zurück, ein neues und glänzenderes Ctesiphon auf den Ruinen des alten Madain erbauend. Die Sassaniden erneuten die Ruhmeszeit der Achämeniden, Shahpur erstürmt das feste Nisibis, er trägt seine Waffen weit in das Römerreich hinein, und Valerian, der Kaiser, muß dem persischen Monarchen als Fußschemel dienen. Die Fortschritte des rächenden Carus, der in der entarteten Imperatorenzeit das Andenken des alten Cato erneuert, hemmt der Himmel selbst durch einen Blitzstrahl, die Valerius auferlegten Verluste sind bald wiedergewonnen und der kühne Julian kehrt nicht von Ctesiphon zurück. — Abermals wüthete um seine Mauern die Schlacht. Kaiser Heraclius trägt das siegreiche Panier des Kreuzes dem Christenheere voran, laut nach Cosroes rufend, um sich im ehrlichen Kampfe mit ihm zu messen. Aufgescheucht aus Schirihun's Armen vernimmt der Perser zitternd die Stimme seines alten Feindes und flüchtet aus den schwelgerischen Gärten seiner Hauptstadt in das Land der Wüsten und der Berge. Mit frischen Heeren kehrt er von dort zurück. Auf's Neue wird gekämpft um Nisibis, am Euphrat, am Tigris, auf Ninivehs Feldern, in Jerusalem und Babylon. Christus und Mithras ist das Schlachtgeschrei, die Hellenen und Perser ringen noch einmal auf der alten Palästra, sich der Manen des Priamus, Xerxes, Alexander's erinnernd.

Laßt ab vom Kämpfen; schweigt! Horcht auf das Getöse, das aus den fernen Wüsten Arabiens verworren herüberschallt. Schon klingt es näher, schon deutlicher. Horcht! Allah, ruft es, Allah akbar! der neue Kriegsruf, der fortan die Welt durchtönen soll. Schon stürmen sie heran, die wilden Söhne der Wüste, schon sind sie da, Arabiens Beduinen, und Griechen wie Perser stieben wie Spren bei ihrem Anstoß auseinander. Caleb, das Schwert des Herrn, haut Syriens Vertheidiger nieder, Damascus Mauern sind erstiegen, Jerusalems Kirchen in Moscheen verwandelt und Constantinopels heilige Sophia schaut schon mit Schrecken das fanatische Volk der Saracenen.

Ctesiphon, das reiche und glänzende, fällt. Des Großkönigs

blendende Schätze, den von Juwelen strotzenden Thron, die reichgewirkten Teppiche, Indien's Diamanten zerstreuen verächtlich die Hände der Mosleminen, und, wie die Hauptstadt, krümelt Persien unter den Hufen ihrer Rosse in Staub zusammen. In Staub und Trümmer, und die Ruhe des Grabes folgt.

Die letzten Sterne am Himmel begannen zu erbleichen, als am vierten Tage unserer Abreise von Bassora mich der Schiffer Morgens weckte, mit den Worten: Siehe da, Ctesiphon! Ich schaute hinaus in die weiten Ebenen, die der Tigris dort durchströmt, und in dem unbestimmten Dämmerlichte des anbrechenden Tages sah ich einen mächtigen Steinbogen sich von dem grauen Hintergrunde abheben. Es war ein einfacher Bogen, vielleicht das Thorgewölbe des weißen Königspalastes, und dort stand er allein und einsam in den ausgestorbenen Feldern, die sich öde ringsum ausdehnten. Als Markstein stand er, um den Platz des vielbesungenen Ctesiphon zu zeigen, als einziger Zeuge vergangener Größe, dahingeschwundener Pracht. Ich blickte hinüber auf die andere Seite des Flusses, wo vor ihm schon Seleucia geblüht, aber kein Stein, keine Säule giebt dem Auge einen Anhalt, längst hat Vergessenheit mit einförmigem Schleier die Stätte überdeckt, und in stummer Trauer lagen die einst von dem Gewühle der Märkte belebten Ufer da. Rasch glitt unser Boot dahin, noch lange blickte das Gewölbethor uns nach, sich mit den Wendungen des Stromes nach allen Seiten drehend, dann verschwand es, am Horizonte niedersinkend, wie längst schon die Geschichte so mancher Jahrtausende.

Die Ruhe wird auf's Neue unterbrochen. Es ist eine kleine flüchtige Schaar, ein kleiner Haufen Verbannter, der von Medina her die stillen Ebenen Mesopotamiens betritt. Verschleierte Frauen auf hohen Kameelen, die schwarzen Eunuchen ängstlich die Thiere antreibend, die bewaffneten Begleiter umhersprengend und nach dem Feinde ausspähend. Schon ist es zu spät, rings sehen sie sich von den Mörderschaaren des Usurpaters umringt, kein Ausweg bleibt offen. An den Ufern des Euphrat schlagen sie ihre Zelte auf. Es sind die Kinder, die letzten, die einzigen Sprossen jenes großen Propheten, dessen Name die ganze Welt bewegte. Kaum hat sich das Grab über seinem Leichnam geschlossen, und schon sind die ihm am nächsten Stehenden Heimathlose in ihrem eigenen Vaterlande, gehetzt, verfolgt wie scheues Wild. Hosein bereitet das Lager für seine Gattin, für seine Schwester, noch eine Nacht in ihrem Kreise

zu verbringen, sie wissen Alle, daß es die letzte sein wird. Er hemmt die Klagen der Frauen, Fatimens Jammern um den Untergang seines Hauses. „Unser Vertrauen ist in Gott allein. Alle Dinge im Himmel wie auf Erden müssen vergehen und zu ihrem Schöpfer zurückkehren. Mein Bruder, meine Eltern waren besser wie ich, und jeder Muselman hat ein Beispiel an dem Propheten.“ Beim Anbruch des Tages waffnet er sich zum Kampf. Zweiunddreißig Getreue folgen ihm. Fünftausend stehen in den Reihen seiner Gegner, aber sie stehen stumm und traurig, denn der, mit dem sie streiten sollen, ist der Sohn Ali's, des Löwen Gottes, ist der Enkel des großen Propheten. Dreißig Männer Kufa's verlassen die fünftausend, um sich Hossein's zweiunddreißig anzuschließen und mit als Märtyrer in das Paradies einzugehen. Bald liegt der Letzte von ihnen auf dem blutgetränkten Boden ausgestreckt, und in Kathimain, dessen golbbedeckte Kuppel weithin dem Schiffer auf dem Tigris sichtbar ist, wiederholt sich alljährlich die Klage um ihren Untergang, das Freudenfest ihrer Auferstehung, beten Tausende der Pilger in Mesched Hossein.

Die Rache zögerte nicht. Am Zab, dem alten Grenzflusse Assyriens, der schon so mancher Schlachten Zeuge gewesen, erlag das Haus der Ommijaden vor den Abassiden, und Almanzor legte den Grundstein Bagdads, der Stadt der Khalifen, Bagdad dar Salam, die Stätte des Friedens.

Wir betreten die Straßen, in denen Harun Alraschid gewandelt, wir suchen die Paläste jener Tage, wo „der Parther trank des Rhodanus Fluth, der Germane des Tigris“, wir schauen um nach den goldenen Moscheen und Minareten. Ach, jener Glanz und Größe zog vorüber, wie ein kurzes Meteor! Auf staubigen Ebenen steht vor den Thoren das Grabmal Zobeida's, der lieblichen und geliebten Sultana, die Rosengärten welken hin und verdorren am Rande ausgetrockneter Kanäle, kaum mahnt noch hier und da die Inschrift eines Medresse an den Sitz arabischer Gelehrsamkeit.

Kurz war die Blüthe des Khalifen-Reiches.

Auf weichen Kissen ruht Moteassim, der entartete Sproß der Abassiden, in dem innersten Zimmer seines Palastes, durch siebenfache Schleier vor jedem profanen Auge geschützt. Durch sie schlägt dumpfes Getümmel an sein Ohr, und fragend schaut er vom Schachbrett auf. Der staubbedeckte Bote tritt in's Zimmer.

„Das Heer der Mongolen, die wie die Meeresfluthen einherfahren, übersteigt der Berge Gipfel, wie der Adler Schaaren. Da sie den Damm am Gog und Magog für Spinngewebe ansahen, was soll auf des Hamrin's Höhen aus ihren Hufen Anderes entstehen als Staub, was soll aus dem Sturme, in dem sie daherfahren, Anderes aufgehen als Feuer und Raub!" Schon wüthet Hulagu an den Mauern, der Enkel des großen Dschingiskhan, die Mongolen, die ganz Asien zertreten, haben bald Bagdad's Gebäude und Tempel in den Boden gestampft, und Rosse schleifen den letzten Khalifen zu Tode.

Auch diese Monarchie, auch diese Stadt war zu Grabe getragen. Aus Ninivehs Schöpfung war Babylon erstanden, aus Babylon Seleucia emporgeblüht, Seleucia vor Madain verschwunden, Madain diente Ctesiphon zum Fundament, aus Ctesiphons Quadern wurde Cufa erbaut, und jetzt lag auch Bagdad, Cufas Nachfolgerin, in Trümmern.

Nur langsam und schwächlich erhob es sich aus denselben. Die Turkomannen des weißen und schwarzen Hammels kämpften lange um den begehrten Besitz. Shah Ismael, der Stifter der Sofi-Dynastie, vereinte die Stadt mit Persien, Soliman mit dem Reiche der Osmanen. Der siegreiche Abbas entriß sie diesen auf's Neue, bis Sultan Amru sie dauernd für den Türken eroberte, denen sie auch Nadir Shah, der Eroberer Delhis, vergeblich zu bestreiten suchte, und jetzt sitzt ein Pascha, der Schatten des stambulischen Schattens, in ihren bröckligen Mauern.

Mesopotamien ist nun ein weiter Kirchhof, in dem die großartigsten Schöpfungen der Weltgeschichte begraben liegen. In der durch die Gluth einer zornigen Sonne verbrannten Wüste, die sich von Babylon nach Niniveh erstreckt und vergebens nach einem Tropfen Wasser aus den verfallenen Aquäducten lechzt, reitet man oft an unscheinbaren Sandhügeln vorüber, vielleicht die Grabmäler versunkener Generationen, die, größer und älter als Niniveh, auch bald zu einer Auferstehung in europäischen Museen gerufen werden mögen. Im Oriente ist die Gegenwart todt, nur die Vergangenheit lebt, und noch bricht nirgends die Morgenröthe des neuen Tages an.

Des neuen Tags! — Er kann nicht ferne sein. Schon eine späte, späte Dämmerstunde weist der Zeiger der osmanischen Geschichte. Der Türken Name wird bald verschwunden und vergessen

sein, wie das Reich der Bactrer, Assyrer, Chaldäer, Achämeniden, Macedonier, Parther, Sassaniden, Khalifen, Mongolen. Ihre Spur ist nicht mehr. Sie, die stolz und mächtig Jahrhunderte der Weltgeschichte Wagen lenkten, ihr Glanz ist längst erloschen, verhallt ihr Ruhm in leere Luft. Mühsam, vergebens sucht der Wanderer die Trümmer der weiten Heerstraßen, auf denen sie zu Siegen und Triumphen schritten, die Trophäen ihrer Eroberungen, die Monumente ihrer Hauptstädte. Was waren ihre Reiche, die Jahrhunderte bestanden, in denen sie des Erdkreises Herren sich wähnten, was waren sie zu den Jahrtausenden, die vorhergingen, zu den Jahrtausenden, die noch die Zukunft birgt? Sie freuten sich der bunten Erdenspiele, doch rasch schwand ihrer Städte Pracht dahin.

Jetzt wieder naht die Weltgeschichte einer jener Krisen, die durch umwälzende Revolutionen so vielfach die Gestalt der Erde verändert haben. Europas Horizont ist unheilschwanger umwölkt, und gleich den schweren Ungewittern, die sich um ihn zusammenziehen, drückt schwerer die Trauer eines unersetzlichen Verlustes. Das Haupt des Edelsten und Größten unserer Zeitgenossen, das Haupt des Heros, des Ideales der Gegenwart, das Haupt des Mannes, der ein halbes Säculum im Tempel des Kosmos diente, hat sich soeben im Todesschlafe geneigt. Der Morgenstern, den wir als Kündiger des ewigen Friedens priesen, er ging unter im schwarzen Gewölk. Unter dem Schmettern der Drommeten, unter dem Donnern der Kanonen, unter dem Weheruf Europa's stieg Alexander von Humboldt in sein Grab. Ihm bereiten sich Leichenspiele, wie sie keinem Heros der Vergangenheit gefeiert wurden, Millionen stehen zum Kampfe gerüstet, zum blutigen Ringen mit Feuer und Mord. Die Grundfesten des Bestehenden wanken, hohl klingt der Boden, er ist unterminirt, überall gährt es unter leichter Decke, gähren wilde, dämonische Gewalten, und der Staaten Stützen sind morsch und altersschwach. Wir mögen trübe und schmerzlich einer düstern Zukunft entgegensehen, doch das Palladium, das Humboldt der Nachwelt hinterlassen, muß jeden Umsturz, jede Zerstörung überdauern. Auf fester und unerschütterlicher Grundlage hat er die Fundamente des harmonischen Kosmos gelegt. In ihm allein ist das Heil. Denn was bedeuten alle die lächerlichen Prätensionen unserer hohlen Civilisation, wenn sie immer auf's Neue in die niedrigsten Formen rohen

Fetischismus zurücksinkt, wenn sie noch heute, nach sechstausendjährigem Unterrichte, Menschen den Menschenmord gebietet und die ewigsten, die heiligsten Gesetze der Schöpfung verhöhnt! Nur das Verständniß des harmonischen Kosmos, das unumstößliche Wissen von den Wissenschaften der Natur wird den Menschen zum Menschen machen, wird endlich und dauernd die Reste fortwuchernder Barbareien vertilgen, wird endlich und dauernd den Geist aus den wüsten Tiefen des Aberglaubens erretten, und ihn einführen in seine Heimath, in das reine Lichtreich der Gedanken.

Des Morgenlands Geschichte, der Geschichte frühster Morgen, ist unserer Erinnerung längst in unbestimmten Umrissen verblaßt, und aus des Orientes Schutt und Trümmerfall will nirgends neues Leben erblühen. Noch athmen wir im Vollgenuß des frischen Tages, doch schon nach Westen geht der Sonne Lauf. Im steten Wechsel kreist die Weltgeschichte und zur Vergangenheit wird bald die Gegenwart, nur was der Geist geschaut im Licht des Wissens, der Baustein nur, den er dem Kosmos eingefügt, wird aus des Augenblickes flücht'gem Fluge fortbestehen. Schon hat unsere Zeit des Forschens und Denkens eine sichere Basis errungen. Europa's Hauptstädte mag einst im eigenen Zwiste das Loos der asiatischen treffen, doch unzerstörbarer als die Pyramiden werden die Resultate ihrer Wissenschaften jeden Fall überdauern.

Kambodische Alterthümer.*)

Im Vergleich mit Vorder-Indien flossen die Nachrichten über die hinterindische Halbinsel immer nur spärlich, und auch nachdem die Küstenländer und Häfen schon vielfach von den Handelsschiffen besucht wurden, blieben die kambodischen Ruinen in ihren dichten Wäldern verborgen, ähnlich wie die spanischen Besitzer Mexiko's für lange Zeit nichts von der Existenz der zufällig aufgefundenen Städte Yucatans wußten. Jetzt, wo sie auf's Neue aus ihrer Vergessenheit an's Tageslicht getreten sind, ersteht mit ihnen in der Erinnerung die ganze Pracht und Herrlichkeit des alten Kambodia,**) die bisher durch die Kritik in das Fabelreich der Legenden und Mythen verwiesen worden war.

Kambodias Name lebt mit geheimnißvollem Klange in den Sagen der Völker des östlichen Asiens. Von Kambodia, dem reichen und mächtigen, singen die Heldenlieder des alten Indiens; nach Kambodia, der Heimath der Freude und ungetrübten Glückes, blicken sehnsüchtig die Tibeter, die Mongolen, die Kalmücken; aus Kambodia, dem Sitz der buddhistischen Patriarchen, strömte das Licht der Belehrung über Birma, Siam und die Laos-Thäler. Als in Europa, mit den Fortschritten der indischen Studien, die einheimischen Productionen genauer bekannt wurden, war man

* Ausland (1865).

**) Man hat neuerdings vielfach angefangen Cambodja oder Cambodscha zu schreiben, nach der sanskritischen Orthographie, die sich indeß zunächst auf den Namen eines ganz andern Volks bezieht. Die Schreibart unseres Landes im Pali ist Kambhuxa. Ich werde indeß für's erste die indifferente Form Kambodia beibehalten, die sich durch verschiedene Vortheile empfiehlt.

lange im Zweifel was aus diesem Kambodia zu machen sei. Das niedrige Sumpfland, das auf den Karten bald hier, bald da in capriciöser Willkürlichkeit unter dem Namen Kambodia oder Kambodja verzeichnet steht, schien den gehegten Erwartungen nicht die genügende Antwort zu gewähren, und man hat deshalb vielfach seine Localisirung anderswo versucht, oder ohne Unterschied alle dasselbe betreffenden Berichte auf die Kambodias im nordwestlichen Himalaya bezogen. Jetzt steht es wieder da in dem vollen Glanz seiner Tempel und Paläste, mit künstlichen Seen, durchzogen von Straßen, die Flüsse überwölbt mit Brücken, die Städte dreifach umwallt mit gethürmten Mauern; in jener Größe, wie es die chinesischen Gesandten sahen und beschrieben, zu einer Zeit, wo die kambodischen Könige über den größten Theil der Halbinsel geboten, wo Siam und Cochinchina noch keine Existenz besaßen, wo Birma in kleine Fürstenthümer getheilt war und Tongkin eine Provinz des Mittelreichs bildete. Noch in den ersten Zeiten der europäischen Schifffahrt in den indischen Meeren sprechen die Besucher mit Ausführlichkeit von der Macht Kambodia's, die damals indeß schon im Sinken begriffen war. Mendoza, erzählt von der Menge der kambodischen*) Schiffe, die überall angetroffen wurden, und daß auch eine dunkle Kunde von den großen Ruinen des Binnenlandes zu ihnen gedrungen war, beweisen verschiedene Anspielungen in den Berichten der Missionäre. Während der Statthalterschaft des Gomez de las Marinas in den Philippinen langte in Manila eine Gesandtschaft des Königs von Kambodia an, der einen Elephanten zum Geschenk sandte und um Hülfe gegen eine durch seinen Neffen angefachte Empörung bat (1580 n. Chr.). Die Ausrüstung der Schiffe verzögerte sich einige Jahre, da der Gouverneur auf einem Kriegszug gegen die Molukken durch eine Meuterei der chinesischen Galeerensklaven um's Leben kam; aber

*) El Reyno, llamado Camboga es grande y de muchisima gente, y toda ella muy aficionada á andar por la mar y navegár, a cuya causa tiene grande infinidad de bateles, es tierra muy fertil y de muchos mantenimientos (1577 s. d.). Noch im 14. Jahrhundert war die Flotte der Kambodier stark genug, um einen Angriff auf Java zu wagen, von wo sie durch Danar Salan (dem glücklichen Bewerber um die Hand der Prinzessin Kanja Kankanavança) zurückgeschlagen wurden. Java unterhielt seine Verbindungen mit der Küste, besonders mit Tsiampa, und die Fürstenfamilien waren verschwägert, bis zur Zeit Ankavigajas und später.

als ihm später sein Sohn Luys Perez de las Marinas in der Verwaltung gefolgt war, wurde die Expedition abgesandt. Als die Spanier in Kambodia ankamen, hatte die Empörung schon solche Fortschritte gemacht, daß fast Alles in den Händen des Usurpators war. Sie geriethen in viele Streitigkeiten mit den dort angesiedelten Chinesen, die ihnen die Erniedrigung ihrer Landsleute in Manila vergelten wollten, und zuletzt sahen sich die Spanier durch den von allen Seiten drohenden Verrath in einer so gefährlichen Lage, daß sie einen entscheidenden Entschluß fassen mußten. Sie erstürmten (wie Cortez in Mexiko) den Palast des Königs, machten ihn mit seinem Sohn nieder, und begaben sich dann schleunigst auf den Rückzug, der ihnen trotz heißer Verfolgung auch glücklich gelang, da ein zu ungewöhnlicher Zeit eintretendes Steigen des Flusses das Entkommen in's Meer erleichterte. Als in Folge dieser Ereignisse der rechtmäßtige König wieder den Thron bestiegen, schrieb im nächsten Jahre sein ihm gefolgter Sohn an die Dominicaner und Franciscaner in Malacca; daß sie ihm einige fähige Personen, die ihm mit Rath und That an die Hand gehen könnten, senden möchten. Luys de las Marinas, der nach der Erledigung seiner Statthalterschaft in einem Kloster der Dominicaner lebte, erbot sich zu dieser Mission, und begab sich, begleitet von einigen spanischen Soldaten, mit zwei Mönchen (Juan Batista und Diego de Santa Maria) nach Kambodia. Ribadeneyra fährt dann fort: Y como de los Españoles, que estuvieron la primera vez en Cambojas, y de otras personas que habian estado en aquel reyno, supe ay en aquel reyno unas ruynas en una ciudad antigua, la qual dizen algunas que edificó Alexandró Magno ó los Romanos, porque su traça y fortaleza da indicios de ello. Y es cosa maravillosa que ninguno de los naturales de aquel reyno puede vivir allí, y así solo es aquel lugar habitacion de savendijas y animales ferozes. Y tienen por tradicion aquellos gentiles que aquella ciudad ha de ser reedificada de gente estrangera. Plega al Señor, que quepa tan buena suerte á los cristianos, paraque por este medio entre en aquel reyno el santo evangelio que desde allí cosa facil será entrar en la gran China por ser tierra fertil y no muy distante de aquel reyno de Camboja.*)

*) Von den Spaniern, die zuerst in Kambodia waren, und von anderen

Die Sage von Alexander oder Iskander erstreckt sich bis über das südliche Asien hinaus und läuft zusammen mit der von Ogier, dem Dänen, dessen ritterliche Heldenthaten Mandeville auf dem königlichen Palast in Java abgebildet sah.

So lange das Reich der Großmogule die Ausbreitung des europäischen Einflusses in Vorder-Indien hinderte, fand die kaufmännische Speculation ein ergiebigeres Feld in Hinder-Indien, und die Seiten im Purchas sind gefüllt mit den ausführlichen Erzählungen Frederick's, Pinto's, Fitch's u. s. w. über Pegu und the mighty kingdom of the Bramas, während Valentyn, da Couto, Loubère und andere ausführliche Berichte über Tanasserim, Siam, Tsiampa u. s. w. geben. Erst mit dem Tode Aurengzeb's wandte sich der Strom, und die Häfen Syrias, Odias und Malacas wurden verlassen für die reicheren Emporien an der Küste Coromandels, Malabars oder im Gangesdelta.

Der Eindruck, den das alte Kambodia macht, ist um so wunderbarer, als die sonstigen Reisen in Hinter-Indien auf nichts Aehnliches vorbereitet haben. Allerdings blickt man überrascht auf die Ebene des alten Pagan am Irawaddi, die, einem weiten Leichenfelde gleich, mit den Trümmern von tausend Pagoden bedeckt ist; man weilt gerne bei der Beschiffung des Menam in den umrankten Tempeln Ayuthias und der anderen Hauptstädte des alten Siam, aber während alles dieses, der buddhistischen Anschauung von der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des Irdischen gemäß, nur aus leicht zersetztem Ziegelmaterial aufgeführt ist, stehen die Reste Kambodias unverwüstlich da, in mächtigen Steinbauten. Selbst in Vorder-Indien ist weniges das mit ihnen verglichen werden könnte, und der Tempel von Angcor oder Nakhon-Vat reiht sich dem Besten dort würdig an die Seite, obwohl die jüngeren Bauwerke von den Spuren eines verderbten Geschmackes aus einer späteren Periode nicht frei sind.

Reisenden erfuhr ich, daß es dort eine Ruinenstadt giebt, deren Anlage schließen läßt, daß Alexander der Große oder die Römer ihre Erbauer waren. Seltsamerweise hält es keiner der Eingeborenen dort aus, so daß nur Kröten und wilde Bestien dort hausen. Nach einer einheimischen Prophezeiung wird dermaleinst die Stadt von Fremdlingen aufgebaut werden. Möchte sich dies doch auf die Spanier beziehen, damit sich das Evangelium dort verbreite. Ein Leichtes wäre es dann, nach Groß-China vorzudringen, welches ein wohlbebautes Land ist und in der Nähe liegt.

Von einigen der Sculpturen ließ ich Zeichnungen anfertigen, die indeß keinen künstlerischen Werth besitzen, oder etwa zur Beurtheilung der Originale dienen könnten, da sie nur des culturhistorischen Interesses wegen aufgenommen wurden, um den Gegenstand der behandelten Subjecte kennen zu lehren; sie wurden durch einige eingeborene Maler ausgeführt, die mir auf die königlichen Pässe von Bangkok durch die benachbarten Städte oder Dörfer geliefert waren, und sie sind eine eben so große Pfuscherei, als wenn man durch den ersten besten Dorfmaler in Italien Bilder der großen Meister aus früherer Zeit anfertigen lassen wollte. Ihren Zweck, zur Aufklärung der religiösen und historischen Verhältnisse des alten Kambodia beizutragen, werden sie indeß vollständig erfüllen, und um eine wirklich würdige Ansicht dieser großartigen Bauten zu erhalten, wird man warten müssen, bis ein Photograph dahin vordringt, was von Saigon aus ohne besonders große Schwierigkeiten bewerkstelligt werden könnte.

Die Monumente Kambodia's gehören unbestreitbar jenem Ruinenkreise an, der sich von der westlichen Küste des südlichen Indiens nach der östlichen, dann über Ceylon und Java herumzieht und zuletzt mit Tsiampa abschließt. Indem wir allmälig mehr und mehr die Ausdehnung und Vollendung dieser Denkmäler aus einem bisher unserm Verständniß so fremd stehenden Alterthum zu erkennen beginnen, werden wir bald genöthigt sein, einen neuen Factor in der Geschichte zuzulassen, denn solche mächtige Thaten des Menschengeistes, wie sie sich hier manifestiren, ihre Vergangenheit in Bilder und Schrift zur Schau tragend, konnten unmöglich ohne bedeutende Rückwirkung auf die Grenzländer bleiben, und mußten deshalb in dem ewigen Flusse der Entwickelung, wo jedes Element durch seine Kräfte die übrigen modificirt, bis in weite Fernen, wenn auch nur secundär, einwirken.

Die Geschichte Kambodias ist bis jetzt noch nicht geschrieben, und diesem Bedürfnisse kann nur bei gleichzeitiger Mitbehandlung der siamesischen und birmanischen zu gegenseitiger Controle abgeholfen werden. Bis jetzt, wenn sich Gelegenheit bot, diese Länder zu berühren, wurden die chinesischen Bezeichnungen Funan, Fulin, Tsinla, Tsanlap, Tschentsching, Linye u. s. w. in um so willkürlicherer Weise mit den einheimischen Namen identificirt, als die unvollkommene Kenntniß der fraglichen Gegenden topographische Localisirungen unmöglich machte. Für Kambodia im Besonderen

wurde die Verwirrung dadurch vergrößert, daß man die Siem oder Ciem in Tsiampa vielfach mit den Siamesen oder Thai verwechselte, oder die Grenze der unabhängigen Könige von Yunan (die Dynastie der südlichen Könige oder Nan-tchao in Taihotsching) mit dem Staate der Shanghi von Mogaung in einander laufen ließ. In Siam fehlten die hinlänglichen Data für die Unterscheidung der Reiche von Sokothay, Kampengpet, Nakonsavan, Ayuthia, während in Birma die Dynastien von Prome, Tagaung, Pagan, Sagain, Penlay, Toungu, Ava u. s. w. in ihren steten Wechseln schwer zu verfolgen waren. Die Beziehungen, die seit den ältesten Zeiten zwischen Hinter-Indien und der gegenüberliegenden Küste von Telingana bestanden, traten am deutlichsten in der Geschichte Pegu's hervor, dem Lande der Talain, dessen erste Entdecker von Koringa an der Mündung des Godavery kamen. Noch jetzt dient durch ganz Indien bis nach Nepaul das Wort Telingga zur Bezeichnung eines Kriegers (seit den Zeiten der Andhra-Dynastie), während der den indischen Einwanderern von den Malayen gegebene Name Kling sich noch directer an das in buddhistischen Legenden hochgefeierte Kalinga anschließt. Nach Crawfurd existirten die Ruinen einer indischen Stadt in der Nähe Maulmeins, und die Geschichte Arakans (der Radzaweng) berichtet von dem Könige Kan-myeng, dem Gemahl der Prinzessin Thuwan-nagahlya (der Tochter des himmlischen Drachen), daß er eine Mannigfaltigkeit verschiedener Völkerstämme aus dem Westen nach der von den Göttern oder Nats erbauten Stadt Ramawali überführte und dort ansiedelte. In der Mythe, die die Verfertigung des Donnerkeils aus dem Gebein des heiligen Dazitscha durch den Schmied Twaschter erzählt, gelingt es Indra endlich mit der neuen Waffe den Asuren-König Wertra zu besiegen, und die gedemüthigten Feinde entfliehen nach dem Meeresgrunde, als dem letzten Zufluchtsort der ihnen Sicherheit zu gewähren vermag. Aber auch dort bewährten die Asuren ihre boshafte Disposition, und da sie sich am Tage nicht herauswagen konnten, kamen sie nur versteckter Weise bei Nacht hervor, um die frommen Brahmanen von den Opferstätten wegzustehlen und nach Art der Rakschasas bei cannibalischen Festen zu verzehren. Lange wußten die Götter keinen Rath, diesem Unwesen zu steuern, bis endlich der unter den indischen Heiligen als großer Fresser berühmte Agasthya (der schon früher einen in einen Hammel verwandelten Rakschasa

mit Haut und Haaren verschluckt hatte) sich erbot, das ganze Weltmeer mit allen seinen Fischen und Ungethümen auszutrinken. Wie gesagt, so gethan, und die unglücklichen Asuren, die plötzlich den ganzen Meeresboden ringsum auftrocknen sahen, suchten nun vergebens sich vor den Göttern zu verbergen, die, erfreut eine Gelegenheit für die langersehnte Rache gefunden zu haben, von allen Seiten auf sie losgestürzt kamen. Die meisten der Asuren wurden vertilgt und nur einem kleinen Rest gelang es, sich nordöstlich vom Meere aus eine Bahn zum Höllengrunde zu graben, auf welchem unterirdischen Wege sie entkamen. Durch dieses Werk soll die Straße von Malaca gebildet worden sein, als der Rückzugsweg der aus Indien vertriebenen Stämme nach der Halbinsel jenseits des Ganges, während Manu die degradirten Kschatryas zu Lande abziehen läßt. Als in späterer Zeit das auf der Erde umherstreifende Roß des Siegerkönigs Sangara verschwunden war, fanden es, nach manchen Irrfahrten, die aus Kürbiskörnern erwachsenen Heldensöhne schließlich in der aufgewühlten Höhle der Unterwelt, wo es der Vermuthung nach vom Meeresgrunde hineingefallen sein mußte. Sie hatten die schrecklichsten Kämpfe mit Asuren, Drachen und Rakschasas zu bestehen, hieben sich aber zuletzt glücklich durch, bis zum Feuer der Hölle, wo neben dem glänzenden Kapila das geweihte Pferd stand. In ihrem Eifer, es fortzuführen, vergaßen sie die schuldige Ehrfurcht und verbrannten zu Asche unter dem Zornesblick des Heiligen, des alten Schutzherrn der Sakhya, deren Stammesgenossen (in der birmanischen Geschichte) das alte Tagoung gründen. Als später Sagara auf seine Gebete die Herabkunft der Ganga vom Himmel erlangte und ihre heiligen Wasser in die Unterwelt hineinrauschten, wurde den Gestorbenen neues Leben zurückgegeben, und zugleich der Ocean wieder gefüllt, da das frühere Meerwasser so rasch vou Agasthya nach dem Austrinken verdaut worden war, daß die Götter, die es zu restituiren gewünscht hätten, nicht im Stande waren es von ihm zurück zu erhalten.

Die siamesischen Annalen sprechen schon aus der ältesten Zeit von brahmanischen Colonien, die von den ersten Ansiedlern der Thai-Nation im Thal des Menam und seiner Nebenflüsse angetroffen wurden und die ihr Haar in einen Knoten aufgebunden hatten, wie die Verehrer des Selbstexistirenden, welche Hiuenthsang in Benares traf. In der Phongsavadan Myang Nya (die

Geschichte der nördlichen Städte) schickt der König Sritham-trai-pidok zwei Beamte (Cha Nokrong und Cha Kanlun) in der Begleitung von fünfhundert Kaufleuten aus, um Kundschaft über das Land im Süden einzuziehen. Ueber diese Expedition, die später zur Gründung von Phitsanulok (einer der ältesten Hauptstädte des siamesischen Reichs) führt, wird gesagt, daß sie, nachdem sie die Flüsse Trom und Keonuay passirt hätten, auf die Ebene der brahminischen Dörfer gekommen seien. Die Brahmanen selbst waren froh, sich des Schutzes dieser kriegerischen Stämme zu versichern, und würden sie in Rajaputana oder Nepaul wahrscheinlich zu Kschatriyas gemacht haben; die Verhandlungen zwischen den siamesischen Officieren und den Brahmanen werden dann mit weiterer Ausführlichkeit erzählt, und der für die Gründung der neuen Stadt ausgewählte Platz beschrieben. Bei der Weihe desselben (sagen die Annalen) banden die Brahmanen ihr Haar in einen Knoten und bestiegen das Seil, um zu Ehren Iswara's zu schwingen. Ein solches Schwingfest wird noch jetzt jährlich in Bangkok gefeiert, wo das hohe Gerüst vor der brahmanischen Kapelle steht. Ram Comul Sen erklärt den Namen Gajana für das zu Ehren Siwa's gefeierte Charak Sanyasa (das gewöhnlich Charak Puja oder Schwingfest heißt) daraus, weil es besonders in Niederlassungen gefeiert wird, von den Leuten (jana) des Dorfes (ga oder grama). In Bhutan hat sich eine alte Ceremonie erhalten, bei welcher der Dorfpriester von einem gespannten Seile herabrutschte. Die das Fest Jhulan in Bhagulpur Feiernden schaukeln sich zu Ehren Radha's und Krishna. In der Geschichte Pegus weihen die Brahmanen die Stätte der neu zu gründenden Stadt mit der Pflugschaar, wie die Römer, die sie bei den Thoren über den Zwischenraum hinübertrugen, damit die heilige Furche nicht verletzt wurde.

Die reichsten Provinzen Kambodias lagen nördlich von dem großen See (Thalesab oder Bienhoa) der, einem großen Bassin gleich, den Gewässern Hinter-Indiens zwischen dem Menam in Siam und dem Mekhong in Cochinchina zum Abfluß dient. Es ist ein deutlicher Beweis unserer unvollkommenen Kenntniß der dortigen Länder, daß dieser weite See, der bei den Eingeborenen, wie der Baikal in Sibirien, nur „das Meer" heißt, selbst auf den besseren Karten entweder gar nicht oder unrichtig verzeichnet stand. Nur eine seit zwei Jahren von den französischen Ingenieuren

in Saigon herausgegebene Karte enthält ihn, wenigstens für seine nördlichen und westlichen Umrisse, mit Genauigkeit. Auch auf einigen alten Karten aus dem 16. oder 17. Jahrhundert ist er seinen Hauptzügen nach angegeben und ähnlicher als auf den späteren.

Hinter-Indien ist reich an mächtigen Flüssen; die bedeutendsten sind der Salwehn und Mekhong (von Camoens,*) der dort Schiffbruch litt, besungen), dann folgt der majestätische Irawaddi, die Lebensader des birmanischen Volkes, und dann in Siam der Menam (die Mutter der Wasser), der gleich dem Nil Egyptens sein breites Delta durch periodische Ueberfluthungen befruchtet. In politischer Bedeutung treten die beiden zuerst genannten zurück, da sie, als durch Wasserschnellen und Fälle unterbrochen, nur in ihrem oberen und unteren Laufe schiffbar sind, nicht aber in der ganzen Ausdehnung. Darin liegt der Grund, daß Maulmein, trotz aller Bemühungen der Engländer, denen es schon nach dem ersten birmanischen Kriege zufiel, nie die Bedeutung des benachbarten Rangun erreichte, und jetzt, wo durch den zweiten Krieg auch das Letztere zur englischen Provinz zugefügt ist, immer mehr durch dasselbe in den Schatten gestellt wird. Darum ferner bleibt es fraglich, ob Saigon die Hoffnungen der großen commerciellen Wichtigkeit realisiren wird, die man bei der ersten Gründung der französischen Colonie darauf setzte, wenn dieselbe sich nicht durch Annexation Kambodias der natürlichen Wasserstraßen versichert. Gerhard von Wusthof befuhr (1641) den Mekhong bis Vinkjan (der Hauptstadt der weißen Laos); aber schon das muß nach den Beschreibungen der Missionäre, die einen Theil desselben Weges zurücklegten, ein gewaltiges Stück Arbeit gewesen sein. Die ungeheuere Wassermasse stürzt mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles zwischen steilen Bergwänden hin, und obwohl der Fluß in einem beträchtlichen Theil seines Laufes die Provinz Yunan durchschneidet so würde doch eine Beschiffung von der Mündung bis nach China außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen. Die natürliche und einzig praktische Handelsstraße von China folgt über Bamo, dem

*) Sieh, durch Cambodja ziehn des Mecoms Wellen,
Der so als Fürst der Ströme ward geheißen,
Im Sommer steigend von den fernen Quellen,
Daß seine Fluthen das Gestad zerreißen. (X Gesang.)

Wasserwege des schiffbaren Irawaddi, und die früheren Projecte einer Eisenbahn von Maulmein nach Zimmeh müssen Jedem, der mit der Configuration der dortigen Länder bekannt ist, ebenso widersinnig als unausführbar erscheinen. Die übrigen Flüsse sind von geringer Bedeutung. Die furchtbare Bore, die jeden Neu- und Vollmond den Sittangfluß hinaufströmt, macht die ganze Ausdehnung seiner Ufer unbewohnbar, und ähnliches scheint vor drei Jahrhunderten auch an der Mündung des Salwehn stattgefunden zu haben. In den älteren Annalen der Birmesen und Siamesen werden mehrere Städte, die jetzt weit im Innern liegen, wie Prome und Sukhothay als Hafenplätze angeführt, und diese Bemerkung gewinnt ein besonderes Interesse, wenn man die eigenthümliche Zeichnung der Küste, wie sie auf der Karte des Ptolemäus vorliegt, dabei in Betracht zieht. Die ganze Ebene zwischen Siam und Kambodia verwandelt sich alljährlich in einen weiten See, wo man mit Booten über dieselben Plätze fährt, die man im Sommer mit Elephanten oder Karren bereiste, und in den übrigen Jahreszeiten verwirklicht sich die Verwünschung, die über den Länderantheil von Yayati's Sohn Druhju ausgesprochen war, daß man des Schlammes wegen weder zu Pferde noch zu Wagen fortkommen solle.

An der siamesischen Küste bei Pachim bedienen sich die Fischer eigens gebauter Fahrzeuge, mit denen sie über den Lehm weggleiten. Wie zwischen Arrakan und Birma erstreckt sich ein ununterbrochenes Netz von Kanälen und Flüssen von Kambodia nach Cochinchina, und bis nach Tsiampa. Der breite Strom, der den Ausfluß des Thalesab in's Meer vermittelt (der eigentliche Cambodiafluß, der oft mit dem Mekhong verwechselt wird), wird während der Regenzeit durch das Einströmen des Mekhong zurückgestaut und fällt dann in den See, bis er nach mehreren Monaten seinen Lauf wieder ändert und in das Meer ausmündet. Alles dieses deutet auf einen so geringen Niveau-Unterschied zwischen Land und Meer, daß die Erhebung des ersteren nur in einer ganz jungen Epoche stattgefunden haben kann. Die Straße, die von Bangkok nach den alten Hauptstädten Kambodia's führt, streift gelegentlich an den Ausläufern der Koratberge hin, führt aber später nur durch die oben erwähnte Fläche, und erst wenn man sich dem Tasavai-Flusse nähert, beginnen sich am Horizonte die vielgestaltigen Hügelketten abzuzeichnen, die sich um das große

Becken des Süßwassersees umherziehen, und als Kambodias Königreich noch im Flor stand, ein reich bebautes Thal begrenzten, in welchem sich ein künstliches Bewässerungssystem mit Leichtigkeit herstellen ließ.

Das jetzige Kambodia ist ein trauriger Schatten seiner früheren Größe. Als die Siamesen, die damals ein wildes Räubervolk, von den Laos-Bergen herabstiegen, die blühenden Städte verheerten und die Kunstwerke der Prachtbauten verstümmelten, flüchteten sich die kambodischen Könige in die unzugänglichen Sumpfgegenden südlich vom großen See (wie die letzten der römischen Kaiser nach Ravenna), und dort ist es, wo sie allein neueren Reisenden bekannt wurden, die gerne über die Nachäffung eines feierlichen Ceremoniels in ärmlichen Strohpalästen spotteten, ohne zu wissen, daß sie die gefallenen Epigonen eines einst hoch gefeierten Königsstammes vor sich sahen, deren Vorfahren die Länder von Indien bis China mit ihrem Ruhme erfüllten.

Im weiteren Laufe der Kriege bot auch dieser Zufluchtsort keine Sicherheit mehr vor ihren Feinden. Bald von den Siamesen im Westen, bald von den Cochinchinesen im Osten mit Plünderungen bedroht, wurde Kambodia ein Spielball in den Händen seiner heranwachsenden Nachbarn und verödete mehr und mehr, da jährlich seine Bewohner als Gefangene fortgeführt wurden, die Felder der Sieger zu bebauen. Vielfach dienten die Fluren Kambodias als Walstatt, auf der seine mächtigen Nebenbuhler zusammentrafen und sich blutige Schlachten lieferten, bis man sich zuletzt in einem Friedensschlusse dahin einigte, daß der König von Kambodia beiden Herren dienen und das erschöpfte Land sowohl nach Siam als nach Cochinchina Tribut einliefern sollte. Die Siamesen erhielten indeß den Löwen-Antheil und die werthvolleren Districte Kambodias; besonders die Berge, welche die Cardamom, das Adlerholz, Gold u. s. w. liefern, können als eine Provinz des siamesischen Königs betrachtet werden, der daraus den besten Theil seiner Einkünfte zieht und den König oder Vicekönig von Kambodia als seinen Vasallen behandelt.* Die Abhängigkeit von Cochinchina war mehr eine nominelle, hat aber dadurch Bedeutung erhalten, daß sie mit der Abtretung Saigons an die Franzosen an diese übergegangen sein soll. Die Franzosen haben schon mehrfach versucht, festen Fuß in Kambodia durch Landbesitz zu fassen, und würden mit dem in ihren Champagner verliebten Königlein,

das jetzt auf dem Throne sitzt, wohl bald einig werden, wenn dasselbe nicht die Drohungen seines Herrn in Bangkok zu fürchten hätte. Einer der kambodischen Minister im siamesischen Interesse bemerkte mir, daß man sich in solchen Sachen schon vor dem kleinsten Zugeständnisse zu hüten hätte, und erzählte zum Beweise die Geschichte einer Landerwerbung durch zerschnittene Häute, die nach ihm in früherer Zeit von den Holländern am Kambodiaflusse versucht sein sollte und die ganz wie eine Copie der karthaginiensischen List lautete. Dieselbe Erzählung ist auch auf Java bekannt, so wie in Rajputana, und mag für die Erklärung des altsächsischen Ausdrucks hide als ein Maß beim Landbesitz von Werth sein.

Die Wiederauffindung der Ruinen ist, wie manche andere Entdeckung der neueren Zeit, der magischen Anziehung des Goldes zu danken. Als plötzlich Californien und Australien Schätze auszustreuen begannen, die die Chimäre des Dorado zu realisiren schienen, machten sich Schaaren von Abenteurern auf, den Boden der Erde nach dem kostbaren Metall in den verschiedensten Gegenden zu durchwühlen. Nachdem ich schon in Tahiti mit ihren den Pacific nach allen Richtungen durchkreuzenden Gesellschaften zusammengekommen war, traf ich die aus Californien uud Australien wohlbekannten Gestalten im Jahre 1853 in den Cordilleren Perus, wo sie die Minen-Arbeiten der Incas wieder aufzunehmen dachten. Viele andere Gegenden Amerikas und der Insel des malayischen Archipels können von ihrer Anwesenheit erzählen, und schließlich kamen sie nach Siam, wo sie von dem Goldreichthum der Berge Kambodias gehört hatten. Durch sie gelangten vor etwa fünf bis sechs Jahren die ersten vagen Nachrichten über dieses in den Wäldern begrabene Zauberland nach Europa (besonders aus den Notizen eines bald darauf verstorbenen Kaufmanns Namens King), und später wurde dasselbe, wenigstens zum Theil, von dem französischen Naturforscher Mouhot besucht, wie der Haupttempel auch den flüchtigen Besuch französischer Seeofficiere von Saigon aus erhielt.

Daß diese Ruinen*, trotz des verhältnißmäßig vielfachen Besuches der Europäer in Bangkok (von wo sie in zwei bis drei Wochen zu erreichen sind), so lange gänzlich unbekannt geblieben waren, hat seinen Grund in einem tief im Volke gewurzelten Aberglauben. Als ob durch Gewissensbisse gepeinigt über die Zerstörung dieser heiligen Stätten, und gleichsam die Rache fürch-

tend, die wegen der Unthaten ihrer Väter noch immer ihrer harrt, suchen die Siamesen ihr Dasein möglichst zu vergessen und würden am liebsten ihre Existenz ganz leugnen, wenn sie nicht so massiv aufgebaut wären, um voraussichtlich noch lange der Verwüstung zu trotzen. Ein mysteriöser Schleier ruht für sie auf dem alten Kambodia und dessen Monumenten. Keiner der siamesischen Großen hat sie gesehen, denn es heißt, daß ein unabwendbarer Fluch jeden Sprossen königlicher und prinzlicher Familien, oder überhaupt jeden Vornehmen, binnen Jahresfrist tödten würde, der sich unterfangen sollte jene gefeiten Tempel zu betreten. Die nach dem nördlichen Kambodia geschickten Beamten sind deshalb meistens Leute aus dem geringen Volke, die bei der Niedrigkeit ihrer Geburt eher Aussicht haben der Verwünschung zu entkommen. Da indeß auch ein gemeiner Mann, wenn zum Beamten erhoben, sich in Siam ein mächtiger Herr dünkt, so halten sie sich doch gleich immer zu hoch gestellt, als daß sie ein solches Wagestück unternehmen dürften. Der siamesische Gouverneur in Siemrab, obwohl nur ein Sklave des Prinzen Kromluang, hatte noch nicht, in vielen Jahren seines Aufenthalts, die nur wenige Stunden entfernten Paläste besucht, obgleich er ein gewisses Interesse daran nahm und mich bei meiner Rückkehr vielfach darüber ausfragte.

Der traurige Tod des von seinen Freunden in Siam und Europa tief bedauerten Mouhot, der dem Waldfieber erlag, hat leider diesen unheimlichen Märchen neue Nahrung geben müssen; da indeß bei meinem Besuch die fatale Periode des Jahres schon seit mehreren Monaten vorüber ist, so hoffe ich bald viele Nachfolger auf einem Felde zu finden, wo die Ausbeute noch für lange Zeit eine reiche und mannigfaltige zu bleiben verspricht. In Bangkok war es aus diesen Gründen schwer, einen Gebildeten zu treffen, der deutliche Auskunft darüber zu geben wüßte, obwohl die Siamesen in den letzten Jahren, wo sie merken, daß die Europäer doch einmal damit bekannt sind, sich nicht länger weigern darüber zu sprechen. Doch thun sie es stets nur ungern. Wie in Peru und Mexiko zur Zeit der Eroberung, ist in Birma und Siam die Luft mit unheilweissagenden Stimmen gefüllt, wie sie, nach ihren eigenen Annalen, bei dem vom Himmel verordneten Wechsel ihrer Dynastien gehört zu werden pflegen. Die aus unbekannten Continenten, jenseits der geographischen Grenzen ihres

Orbis terrarum, an den Küsten aufgetauchten Fremden sind die Vorläufer eines neuen Yuga, sie sind die verschollenen Erbauer jener mächtigen Steintempel, die, wie es ihre Propheten schon lange vorher verkündeten, einst zurückkehren würden, um das Erbtheil ihrer Väter wieder in Besitz zu nehmen.

Die unterdrückten Stämme der Karen begrüßten sie als ihre Befreier, und durch die stillen Bergthäler, von neuem Leben durchdrungen, hallt jetzt der Ruf unbekannter und ungezügelter Begeisterung, der ihre Missionslehrer selbst erstaunt, ja manchen schon überwältigt und mit fortgerissen hat. Sie, die bisher die Herren im Lande waren, fühlen ihre Throne wanken. Zwischen dem Schutt zusammenbröckelnder Pagoden, unter den verblichenen Farben ihrer Prunkgemälde schauen sie in stummer Verschlossenheit zu, und lassen apathisch vor ihren Augen die Sturmesfluth neuer Ideen hereinbrechen, der gegenüber sie sich ihrer eigenen Schwäche zu sehr bewußt sind, um einen Widerstand zu wagen; denn unerbittlich und unveränderlich erfüllt sich dem Buddhisten das Geschick, das ihn in seinen melancholischen Träumen umschattet, um ihn aus den Leiden der Existenz in die Ruhe des Nichtseins hinüberzuführen.

Die Hauptgruppe der kambodischen Ruinen findet sich in der jetzigen Provinz Siemrab, wo sich die mächtigen Mauern der Hauptstadt Nakhon Tom oder Nakhon luang (die königliche Stadt) mehr als eine Tagereise im Umkreis erstrecken, und der große Tempel Nakhon (Naghara) Vat (die Stadt der Klöster) noch in seiner ganzen Ausdehnung erhalten ist, in fast unversehrtem Zustand. Außerdem finden sich dort noch fünf bis sechs andere Ruinenstätten, theils von Städten, theils von Tempeln und Klöstern. Eine auf einer hohen Plattform aufgemauerte Heerstraße lief in früherer Zeit von Nophaburi, der damaligen Hauptstadt Siams, nach der Residenz der kambodischen Könige und setzte sich dann weiter nach Cochinchina fort; die Flüsse Lamseng und Paleng tragen auf hohen Spitzbogen lange Steinbrücken, die trotz der seit Jahrhunderten auf ihnen wuchernden Vegetation noch hinlänglich stark sind, daß Elephanten hinüber passiren können. Nakhon (Naghara) Tom, bedeutet die „große Stadt"; der heilige Name derselben war Inthapataburi oder Inthapatanakhon (Indraprasthanagara), so daß die kambodischen Könige an die alte Mond-Dynastie Indiens anknüpften, wie die siamesische durch

Ayuthia oder Ayodhia an die Sonnen-Dynastie. Beide werden zu den Solot-Nakhon (den sechzehn heiligen Städten) gerechnet; der Name der kambodischen Hauptstadt wird indeß in der Erklärung auch auf Indra oder Sakra zurückgeführt, auf dessen Befehl Viswakarma sie für seinen mit einer menschlichen Mutter gezeugten Sohn erbaute, den die übrigen Götter wegen seiner irdischen Ausdünstung nicht im Himmel dulden wollten. Diego de Couto giebt eine Tradition, nach welcher alle Könige Hinter-Indiens (in Pegu, Tanaçerim, Siao, Cambodja) Suriavas oder da casta do sol seien, und leitet sie her von einem Jüngling, der (als Sohn der Sonne und der Erde) eines Morgens aus den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne hervortrat und die in den Wäldern lebenden Eingeborenen, die ihn freudig als ihren König begrüßten, in den Künsten des gesitteten Lebens unterrichtet. Er macht ihn zugleich zum Stammvater des Vigia Raya (Vijaya), der Ceylon bevölkerte. Die Könige Birma's rühmen sich noch jetzt ihrer Abkunft von der Sonne, obwohl sie zu gleicher Zeit zu Buddha's Geschlecht der Sakhya gehören wollen, und außerdem den Pfau der Mauriya als Reichsbanner führen. Die Gautama Rajputs (an der Jamuna) setzen die Erscheinung Gautama's in die Zeit Rama's, und im Bangsalata heißt Gautama (der Vorfahrer der Gautam abangsis) ein großer König. Die bisher zu wenig beachtete Verwirrung über das Geschlecht Sakhyamunis, das im Westen an den Mond geknüpft wird, während alle die östlichen Rajas, die ihre Verwandtschaft auf ihn zurückführen, sich von der Sonne herleiten, wird dort in solcher Weise zu lösen gesucht, daß der dem Sonnengeschlecht entsprossene Prinz durch seine Heirath (mit Ahalya, Tochter Mudgal's) sich mit dem Mondgeschlecht verbunden habe. In den buddhistischen Legenden dagegen stammt die Gattin des Königssohnes von Kapilawutti aus einem Zweig seiner eigenen Familie. Die Anspielungen auf das Ramayana sind zahlreich in Kambodia mit seinen Nachbarländern, und wie in Java hat man viele der darin erwähnten Localitäten dorthin verlegt. Das Waldgebirge um Myang (Stadt) Pachim (am Pachim-Flusse) heißt Dong Phra Ram oder die Wildniß des Herrn Rama, der dort die Zeit seines Büßerlebens verbracht haben soll. Bei Myang Kabin oder der Affenstadt (nahe der kambodischen Grenze) wurde mir der Sa (Teich) Hulaman oder Hanuman gezeigt, worin dieser Affenkönig unter der Gestalt eines Büffels gelegen haben soll, um

durch falsche Antworten auf die gewünschte Auskunft die Verfolger irre zu führen. Der See Kambodias (der Thalesab oder Süßwassersee) heißt auch der See des Sri Rama (des glorreichen Rama). Chantakham ist ein aus buddhistischer Tradition bekannter Name, und dazu gehört auch Kusinagara, das mit seinen Sala-Bäumen aus dem nordöstlichen Indien nach Siam (in dem District von Petchaburi) versetzt ist und dort vielfach von frommen Pilgern besucht wird, die den festen Glauben hegen, auf dem Sterbeplatz Gautama's zu beten. Man kann wohl sagen, daß das Rayamana die größte Popularität in Hinter-Indien besitzt, wo es die unerschöpfliche Quelle für dramatische Darstellungen liefert, während es in seiner Heimath meistens durch die Productionen Kalidasa's und anderer Dichter verdrängt ist. Das Ramayana hat überhaupt eine weit directere Beziehung zum Buddhismus als seine späteren Ueberarbeitungen in der Blüthezeit des Brahmanenthums bei flüchtiger Betrachtung vermuthen lassen. Rama ist der Königssohn, der sich aus dem Palast in die Einsamkeit zurückzieht, und Sakyamuni wird in vielen populären Darstellungen als ein siegreicher Prinz beschrieben, der das heilige Lanka nicht durch Predigten, sondern durch Waffengewalt von den wilden Dämonen befreite. Die gekünstelten Vermittlungsversuche der Brahmanen lassen sich besonders aus der Darstellung ersehen, wenn sie den gefeierten Heroen des Volkes mit ihrem eigentlichen Kastenhelden Parasu-Rama, dem Vertilger der übermüthigen Kschatriyas, zusammentreffen lassen. Der zweite Rama ist im Gegentheil ein Besieger der Brahmanen, denn Ravana (wie Buchanan bemerkt) although a Rakschas or devil, was a very holy Brahman and on account of his piety was served by the gods as his menial servants. Rama wurde deshalb beständig von seinem Gespenst verfolgt und mußte sich nach Kashtaharani, dem gemeinsamen Badeplatze der Götter, begeben, um dort von der Sünde des Brahmanen-Mordes (der in Indien den Muttermord des Orestes aufwiegen würde) gereinigt zu werden. In der Uttarakhanda des Ramayana (Bhava-bhuti Uttarâ-Rama-charitra) zieht Rama nach dem Besuche des die Zeit repräsentirenden Ascetikers im großen Gefolge aus dem Palast zu seiner Transfiguration im Flusse Sarayu.

Eine andere Ruinengruppe Kambodias findet sich bei Battabong am gleichnamigen Flusse, und in ihr sind besonders die

wohlerhaltene Stadt Basek, das Kloster Vat Ek und der Tempel Banon hervorzuheben. Alle diese Monumente sind aus behauenen Steinen (oft von gewaltigen Dimensionen) ausgeführt und in großer Eleganz mit Sculpturen bedeckt, die sich mit derselben Leichtigkeit von dem harten Stein abheben wie man sie in dem jetzigen Birma und Siam aus Holz geschnitzt steht. Außerdem finden sich durch das untere Kambodia die Plätze der späteren Hauptstädte (nachdem das höhere Land am Nordufer des Sees schon verlassen war) zerstreut, wie Boribun, Photisat, Basan, Lawek, Panompen, indem bei den steten Kriegen und Verheerungen, denen das Land so lange ausgesetzt war, die Könige von einer Residenz zur andern getrieben wurden und ihren Aufenthalt beständig wechselten. Bei ihnen sind indeß die Bauten (wie es in der Natur der Sache liegt) aus leichterem Material (aus Ziegel oder Holz) ausgeführt, und machen einen melancholischen Eindruck, im Vergleich mit jener stolzen Architektur der Blüthezeit die man hier in minutiöser, aber höchst ärmlicher Weise von einer schon im Untergang begriffenen Nation wiederholt sieht, in deren trübseligem Dasein noch lange die Erinnerung an glänzendere Tage fortgelebt zu haben scheint.

Nach den kambodischen Chroniken, aus denen ich mit der Hülfe des Hofarchivars in Udong einen kurzen Auszug machen konnte, regierte König Boromma-Lom-Phong-Radschea (Bruder des Phra Sitaën) in Nakhon Vat (oder Nakhon Tom), zur Zeit als der große siamesische Eroberer, König Ramathibodi, seinen ersten Einfall in Kambodia machte, ein Ereigniß, das in das Jahr 1274 der Mahasakkharat gesetzt wird.

Die siamesische Geschichte, die ich in Bangkok zu übersetzen Gelegenheit hatte, spricht weitläufig von den Thaten dieses Königs, der seine Herrschaft über alle umliegenden Länder, bis nach Malaca und Dschava, ausgedehnt haben soll (in Folge der Kriege mit Parameçvara, König von Singapura, der später Malacca gründete). Auch der kambodische Fürst wird unter den Vasallen aufgezählt. Sein Land wurde aber später zur Provinz gemacht und durch Gouverneure regiert. Die Kambodier erlangten ihre Unabhängigkeit zurück unter Phra-Suriya-Vong-Radschea (der König des Sonnenpalastes), ein Sproß der alten Herrscherfamilie, der seinen Wohnsitz auf's Neue in dem verwüsteten Nakhon-luang aufschlug (1288). Bald nachher indeß wurde diese Stadt ver-

lassen, als den jährlichen Einfällen der Siamesen allzu ausgesetzt, und finden wir seitdem die kambodischen Könige bald im Osten des Süßwassersees (in Kampong Kasan oder Kampong Suay), bald im Westen (in Boribun oder Photisat), bald im Süden (in Panompeng oder Binhua). Sie scheinen nie wieder nach den nördlichen Gegenden zurückgekehrt zu sein, deren reiche Gefilde mit allen Kunstwerken, die sie einschlossen, in dem Dunkel eines empor-wachsenden Tropenwaldes verschwanden. Phaya Jaht, der bei seiner Thronbesteigung den Namen Boromma Naxa-tirat (höchster Gebieter der Könige) annahm, war der erste König der in Panompeng herrschte, eine günstig für den Handel, an dem Zusammenfluß des Mekhong mit dem Kambodia gelegene Stadt, die man bei den mittelalterlichen Reisenden vielfach als die Residenzstadt des Landes angeführt findet. In der Nähe, beim Dorf Phra-Phixai, sollen sich viele Stein-Inschriften finden, in demselben Charakter der Akhson (Akkhara) Mihng, der die Inschriften in Nakhon Vat charakterisirt (ein antiquirtes Pali). Die meisten beziehen sich auf den berühmten Reformator des Buddhismus, Nakkhasena oder Nagarjuna, dessen Titel in verschiedenen Klöstern Kambodias ein erblicher der Aebte geworden ist. Von Panompeng aus ließen sich kambodische Ansiedler in der jetzigen Provinz Saigon, die damals mit Wald bedeckt war, nieder, bis sie nach dem Fall des Königreichs Tsiampa eine Beute der Cochinchinesen wurde. Später erhob sich in Kambodia die Hauptstadt Lawek, unter deren Königen das Land eine kurze Zeit der Ruhe genoß und anfing sich etwas von seinen Wunden zu erholen. Bei den portugiesischen und holländischen Reisenden wird oft das ganze Land nach dieser Stadt genannt, die damals einen schwachen Schimmer der früheren Herrlichkeit über Kambodia verbreitete. Ritter meint auf diese Stadt die Beschreibung der chinesischen Gesandten (aus dem 13. Jahrhundert) beziehen zu dürfen; aber damals war Nakhon Tom die Hauptstadt von Tschinla, und hierauf passen auch alle die gegebenen Details, die sich zum größten Theil noch jetzt in den Ruinen nachweisen lassen. Diese Blüthe war indeß nur ein kurzes Aufflackern, das bald erlosch. Den ersten Kampf mit seinen alten Feinden, den Siamesen, hatte der König von Lawek im Jahre 1442 (der Mahasakkharat, die der Era des Salivahana in Indien entspricht), oder 1521 n. Chr. zu bestehen, und ging damals siegreich daraus hervor. Bald aber nach der

Verheerung durch die Laosvölker (der Loi am Mekhong) folgte das tragische Schicksal Laweks, und der durch kühne Tapferkeit unbezwingbare Phra-Narai, der Lieblingsheld der Siamesen, den die Portugiesen den schwarzen Prinzen*) nannten, wusch seine Füße in dem Blute des besiegten Königs von Kambodia, um seinem abgelegten Schwure Genüge zu thun (1583 n. Chr.). Die gegenwärtige Hauptstadt Kambodias, Udong Mi-Xai, wurde von Chao Sisuphon erbaut (1585 n. Chr.), ist aber in der Zwischenzeit wieder mehrfach für andere Residenzen verlassen und erst in den letzten Jahren auf's Neue bezogen worden. In der jetzigen Stadt lassen sich diese verschiedenen Epochen des Aufbauens und Verfalls durch weite Trümmerstätten verfolgen, die sich stets um einen Vang-kao oder Vang-Xa (alten Palast) ausdehnen. Das von Valentyn beschriebene Leauwek (1637 bis 1642) wird gewöhnlich mit Lawek identificirt, muß aber Udong sein, das damals näher am Flusse, auf der Stelle des jetzigen Kampong-luang lag.

Eine heilige Stadt des Landes ist das zwischen tiefen Moränsten gelegene Balai, wo die Reichsinsignien, die man in Udong nicht sicher glaubte, von den Hofbrahmanen des Königs gehütet werden. Früher hatten dieselben ihren Sitz auf der Felsenburg des befestigten Tempel Banon (am Battabong-Flusse), in dessen dunkler Höhle (die das Volk noch jetzt voll Schätze glaubt) zwei, auf miraculöse Weise mit Wasser gefüllte Vasen standen, aus denen die Brahmanen (wie die alten Wenden aus dem Meth-Horn) die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres vorhersagten. Sie hatten jährlich von diesem Wasser nach der Hauptstadt zu bringen, wo es bei der Eidesleistung getrunken wurde. In Bangkok weihen die Brahmanen für solche Zwecke das Wasser, indem sie unter geheimen Ceremonien die Waffen des Königs in dasselbe eintauchen, und so die durch dieselben auszuführenden Strafen auf denjenigen herabrufen, der die Treue gegen seine Herren verletzen sollte. Sie trinken sich damit selbst das Gericht, wie die Neger im geweihten Fetisch es essen. Die Götter in dem brahmanischen Tempel zu Bangkok gehören meistens dem sivaitischen Mythenkreise an, und auch die königlichen Brahmanen in Ava recrutiren sich hauptsächlich aus Benares, wo jetzt die Secte Mahadeva's über-

*) Called in the Malayan language Raia-apí, the fiery king, and by the Portugals the blacke king, sagt Floris (1615) bei Purchas.

wiegt. Die in Birma und Pegu umherwandernden Punahs, die nach der Eroberung Manipura's fortgeführt wurden, beten dagegen vorzugsweise zu Formen Vischnu's, als Hari oder Krischna. In dem an die Stelle des alten Ava oder Ratnapura getretenen Mandalay bilden die Brahmanen den Stand der Astronomen und der Astrologen, die jedes Jahr das Wetter und jeden Tag die Zeit zu machen haben. Dies war das Monopol der Brahmanen auch in Indien, wo Buchanan von Bahar sagte: the sacred order has preserved to itself the entire profits of astrology (Jyotish) and other valuable arts composing it: Am Hofe Outschang's werden (502 n. Chr.) die astrologischen Kenntnisse des unter den Barbaren ausgezeichneten Stammes der Brahmanen gerühmt.

Während ich in dem königlichen Palast zu Mandalay wohnte, kam eines Tages der Prinz, zu dessen Quartier der mir eingeräumte Pavillon gehörte, um mir, einem früheren Versprechen gemäß, die Sehenswürdigkeiten des Palastes zu zeigen. Er hatte eine ziemlich späte Stunde des Nachmittags gewählt, und wußte mit Nebensachen die Zeit hinzutrödeln, so daß es schon dunkle Nacht war als wir endlich bei der größten Berühmtheit des Landes, Sr. Majestät dem weißen Elephanten, ankamen. Die Zeit, wo alle Katzen grau sind, war indeß passend gewählt, da ich die bösen Zungen schon früher hatte flüstern hören, daß dieser incarnirte Stammvater des Königs wohl weit eher grau oder selbst braun als weiß zu nennen sei. Der Prinz, der diesen Knalleffect für zuletzt aufgespart hatte, mochte sich etwas in Verlegenheit fühlen, als er nichts von dem loyalen Enthusiasmus, der Gegenwart eines so erhabenen Wesens schuldig, bei mir hervorbrechen sah, und um nicht den Totaleindruck zu verderben, erbot er sich mir schließlich noch etwas zu zeigen, was bisher kein Fremder gesehen habe. Er führte mich durch die Gänge und Gärten des Palastes, wo schon Alles in tiefem Schlafe lag, in einen abgelegenen Hof zu einem hohen Thurme, dessen Thor auf seinen Befehl von dem daneben wohnenden Thürhüter entriegelt wurde. Sein Gefolge und die Lampenträger draußen zurücklassend, stieg er mit mir die engen Stufen einer dunkeln und hochgewundenen Wendeltreppe empor, bis uns von oben ein schwacher Lichtschein entgegendrang. Auf Pochen folgte ein langes Geflüster und leises Hin- und Herreden, bis endlich die in ihren Angeln knarrende

Thür sich hinlänglich öffnete, daß wir uns hineindrängen konnten. Wir standen in einem niedrigen, viereckigen Gemache, dessen nackte Steinwände durch die beständig brennenden Fackeln geschwärzt und zum Theil durch Karten mit magischen Figuren und Constellationsbildern behängt waren. In einer Ecke lag unter rostigen Cirkeln und anderen Meßinstrumenten ein zerbrochener Globus, der wahrscheinlich als das Geschenk eines Europäers in die Hände des Königs gekommen war. In der Mitte des Raumes stand eine viereckige Wasserkufe aus Stein, auf der ein Metallgefäß schwamm, und vor derselben saß, die Augen unbeweglich auf die Oberfläche des Wassers gerichtet, ein weißgekleideter Greis, dessen Haartracht ihn leicht als einen Brahmanen erkennen ließ. Er beobachtete auf dieser Wasser-Uhr (in der das etwas antiquirte Modell Harun Al-Raschid's vielleicht durch Kaiser Baber's neueste Methode schon verbessert war), die Stunden, um sie, sobald das Metallgefäß mit tönendem Klang auf den Boden sank, der schlafenden Stadt durch den Schall der Gong*) zu verkünden. Mir fielen unwillkürlich die Chaldäer im obersten Gemache des Belus-Tempels ein, und hätte der edle Brahmane keinen Betel gekaut, so möchte ich ihn vielleicht für den Zeitgeist, oder wenigstens den Zeitgott, gehalten haben. Ich fürchte, daß die republikanisch billigen Uhren der Genfer Fabrikanten, die jetzt schon in die Häuser der gewöhnlichen Bürger Mandalays sich einzudrängen anfangen, diesen ehrwürdigen Kronos binnen Kurzem entthronen werden.

Diese Brahmanen Birmas haben den jährlichen Kalender abzufassen, und gewinnen durch die Auslegung der günstigen und ungünstigen Tage denselben Einfluß auf die Lebensweise des Königs, den (nach Macrizi) der Catir am Hofe der koptischen Könige in Egypten besaß. Früher fanden sich unter ihnen manche Abenteurer aus Assam oder Manipur, doch werden jetzt die aus

*) In Hindustan gehören diejenigen, welche die Stunden nach der Clepsydra anschlagen, zu den Dakatiyas oder Ghariwalas (Räuber oder Glöckner) genannten Brahmanen. Eben eine solche Wasseruhr beschreibt Diogo de Seixas, der im Anfange der portugiesischen Schifffahrten von den Siamesen gefangen und zu hohen Ehren im Kriegsdienste befördert wurde, im Palast des Königs, wo die Stunden durch eine Pauke angegeben wurden. Jetzt sind dagegen in Bangkok, das als Hafenstadt weit rascher mit der Civilisation fortschreitet, diese primitiven Einrichtungen durch Sonnen- oder Schlaguhren ersetzt.



Bengalen oder Benares stammenden vorgezogen. Die Brahmanen Siams und Kambodias dagegen wollen ihre Götterbilder aus Ligor erhalten haben, von wo dieselben (wie das Heraklesbild in Erythrä nach Pausanias) herangeschwommen kamen. Sie erzählen auch eine Reihe von merkwürdigen Abenteuern, die der wirkliche Phra Ram (als der in Rajaputana berühmte Chaturbajuh oder Ban Asur) erlebte, als er vernahm, daß ein ihm ganz gleiches Ungeheuer, ebenfalls mit vier Armen, im siamesischen Ayodhia aufgestanden sei. Sie gehen indeß bei dieser Geschichte nicht gerne auf Einzelnheiten ein, um nicht mit den Talapoinen in Collision zu kommen, mit denen sie freundlich zusammenzuleben suchen, und denen sie ebenso ergeben die jährlichen Geschenke bringen wie die Brahmanen in Mutra oder Mathura an der Jumna zur Zeit Fahian's.

Eine ihrer Hauptaufgaben in Bangkok ist es, die Bewohner gegen Krankheiten und Plagen fest zu machen. In den letzten Tagen des Jahres werden die Dämonen, die dann freies Spiel auf der Erde haben, durch den Lärm und das Getöse saturnalischer Feste ausgetrieben, wie es auch in den Dörfern am Calabar und Cameron geschieht. Sobald es sicher scheint, daß sie zum Thore hinaus sind, so schickt man noch ununterbrochene Salven von Kanonenschüssen hinter ihnen her, um sie weiter und weiter in das flache Land hineinzuscheuchen, und dann umziehen die Brahmanen schleunigst den ganzen Umkreis der Mauern des Palastviertels mit einem geweihten Seidenfaden, so daß die hungrigen Teufel bei ihrer Rückkehr den Eingang verschlossen finden, und sich mit dem Fraß des in den Vorstädten wohnenden Plebs begnügen müssen. In Tongkin wird diese magische Ceremonie, die hier noch in den Händen der Brahmanen geblieben ist, ganz in buddhistischer Vorstellungsweise assimilirt und knüpft sich an die Legende von Buddha's Streit mit Mara, der in einer der Zwerg-Avatara Vischnus nachgeahmten Weise modificirt ist.

In den canonischen Lebensbeschreibungen Gautama's wird erzählt, daß derselbe den ihm streitig gemachten Thronsitz durch das Zeugniß der Erdgöttin bewahrt habe, die, aus dem Boden hervorsteigend, alles das in den unzähligen Existenzen Buddha's beim Almosengeben vergossene Wasser aus ihren langen Haaren ausgedrückt habe, wodurch (wie durch die aus Siva's Locken herabgeflossene Ganga) ein großer Ocean entstanden sei, der die Feinde

fortgeschwemmt habe. Nach der populären Version der Tongkinesen dagegen erweiterte ihr Gott (wie Marini erzählt) sein Gewand so sehr in die Länge und Breite, daß er damit die ganze Erde bedeckte, und sein Gegner, der keinen Raum weiter zum Stehen fand, in das Meer flüchten mußte (wie Bali in die Unterwelt). Am letzten Tage des Jahres, wo der Teufel zurückkehren sollte, um seine Ansprüche zu erneuern, hängen die Tongkinesen deshalb einen Zeuglappen vor ihre Häuser, um ihn durch dieses Zeichen an seine Niederlage zu erinnern und zurückzuscheuchen. Das ungetheilte Gewand Buddha's spielt auch in der Reliquien-Verehrung der Tibeter und Chinesen eine bedeutsame Rolle. Das ursprüngliche Recht Bali's auf den Besitz der Erde wird übrigens auch von den Siamesen anerkannt, die vor jedem Neubau eines Hauses seine Erlaubniß erst einholen, unter bestimmten Ceremonien, wie sie in dem von Buddha mit ihm abgeschlossenen Vertrage genau den Menschen vorgeschrieben sind.

Die Sculpturen, die in so reicher Verschwendung die Monumente Kambodias bedecken, sind besonders der brahmanischen Mythologie entnommen und entfalten sich an der Rückwand der langen Säulengänge, die um den centralen Dom herumlaufen. Portale, Thorflügel und Säulen tragen ein buntes Schmuckwerk von Arabesken, worin die Figuren von Blumen, Thieren, Dämone und Engel eingewebt sind, daneben finden sich (besonders in Lalai und Basek) die Columnen der in Stein gehauenen Inschriften. In Nakhon Vat begründen sich die mythologischen Gegenstände besonders auf die beiden Heldengedichte sanskritischer Literatur, den Ramayana und Mahabharata, scheinen aber in den Einzelnheiten mehr der modificirten Form zu entsprechen, wie sie auch unter den Jainas vorliegt. Im heutigen Buddhismus stellen die Verzierungen, die in vielfarbiger Mannigfaltigkeit an den Tempeln und Pagoden Siams angebracht sind, Scenerien aus den Jataka oder Wuttuh dar und sind gemalt, in Birma (wo sie sich auf die Klöster beschränken) auch zuweilen geschnitzt. In Kambodia trifft man solche gleichfalls in den modernsten Bauwerken, aber bei denjenigen einer etwas früheren Zeitepoche, wo freilich schon aus Holz gebaut wurde und die Sculpturen sich also in Schnitzwerk verwandeln mußten, zeigen die Darstellungen (wie z. B. in Boribun) noch eine treue Nachahmung der brahmanischen Mythen aus der Steinperiode. In Birma und Siam liegt der

Buddhismus überhaupt in einer reineren Form vor als in seinen relativen Muttersitzen, in Kambodia und Ceylon, in welchem letztern Lande der Gottesdienst der Kappahs und der Dewalas stets neue Nahrung durch die Einfälle der Malabaren erhielt, wogegen er in den beiden zuerst genannten Reichen bis auf geringe Spuren verschwunden ist, und sich in ausgedehnterem Maße nur in einigen von der Staatsreligion ganz abgetrennten Ceremonien des Volksaberglaubens erhalten hat. Indeß bilden auch in Kambodia die brahmanischen Gottheiten natürlich nur die Staffage zur Verherrlichung für den weit über diese Welt des Sansara erhabenen Buddha, der, in gigantischer Gestalt unter der Wölbung des höchsten Doms stehend, frei über Berg und Thal nach den vier Richtungen des Firmaments blickt, während die Schaaren der Dewas nur die unteren Etagen des Tempels von Nakhon Vat mit ihren phantastischen Darstellungen füllen. Der egyptischen Urgottheit, der die Vierheit zu Grunde lag, entsprechend, wird Buddha oft mit vier Körpern gebildet, doch fehlen auch nicht die viergesichtigen Figuren*), zu denen Brahma nach dem Verluste seines fünften Kopfes reducirt wurde. Rawana (wie auch Mara und Kartikeya) wird häufig mit sieben, neun oder dreizehn Köpfen gebildet, die über einander gethürmt sind, nach der tibetischen Darstellungsweise des Chondjim Bodhisattwa. Erskine (in seiner Abhandlung über Buddhisten, Jains und Brahmanen) rechnet unter die charakterischen Zeichen buddhistischer Tempel, that the Budhists do not admit the wild tales familiar to Hindu mythology, the transformation of their sacred persons into animals or of their assuming many heads and hands, aber im Gegentheil, sie nehmen alles dieses an, nur mit Unterordnung unter die Buddhas, und insoweit könnte die ganze Gruppe der dekkhanischen Felsentempel der buddhistischen Periode angehören, indem die der brahmanischen Mythologie entnommenen Darstellungen die Wände der für tantrische Ceremonien bestimmten Räume in dunkeln Höhlen schmückten.

Noch jetzt werden solche, als der Eingang zur Unterwelt,

---

*) Falling in love with Ganga, who had sprung out of his head, Brahma turned away from his daughter three several times, at each of which a new head sprung forth (as Chattu-Mukthu or our-faced).



von den Pilgern besucht, um die Leichenceremonien zum Besten ihrer verstorbenen Verwandten darzubringen.

Die nach den Cardinalpunkten des Horizonts geordnete Kreuzesgestalt findet sich vorwiegend bei den kambodischen Bauwerken und wird schon in dem Briefe des Missionärs Cerri (17. Jahrhundert) erwähnt, der den ihm durch eine dunkle Kunde bekannt gewordenen Tempel Nakhon Vat's die Peterskirche aller Indier nennt. Und allerdings wurde dieser frühere Palast der kambodischen Herrscher eine Peterskirche für die Indochinesen, als ihn der mit Wunderkraft begabte König Pathommasurivong (der Fürst des sonnentsprossenen Lotus) dem Patriarchen Buddhaghosa zum klösterlichen Aufenthalt schenkte, um dort die aus Langka mitgebrachten Schätze der heiligen Religionsbücher niederzulegen. Geboren in der Nähe der heiligen Terrasse des Bodhibaumes, unter dem der Körper des büßenden Asur Gaya verschüttet liegt, unternahm dieser zum Buddhismus bekehrte Brahmane die Rückübersetzung des singhalesischen Commentars in die Wurzelsprache des Pali, und brachte die Schriften des Traipidok nach Kambodia, von wo sie sich später nach Siam und Laos verbreiteten und deshalb dort den Namen Nongsü Khom (aus Kambodia erhaltene Bücher) führen. Die Völker der Myamma-Race nehmen dagegen direct für sich den gefeierten Namen Buddhaghosas in Anspruch.

Die Arrakanesen lassen ihn an ihrer Küste landen, wogegen die birmanischen Inschriften von seiner Ankunft in Thatung berichten, der alten Hauptstadt der Tungthu, deren Tempel später die Modelle für die in Pagan erbauten lieferten. Dieselbe Inschrift spricht indeß noch von den viel älteren*) Missionären Sona und Uttaro, die nach dem zweiten Concil von Asoka ausgesandt wurden, und auch im Mahavanso genannt sind.

---

*) Buddha selbst soll auf seinen Wanderungen Birma und Pegu berührt und dort die Eindrücke seines Fußes zurückgelassen haben. In Rakhaing, im Lande der Rakschasa, wurde er beim Landen mit Steinwürfen empfangen, da die Küste von Belu oder Ungeheuern bewohnt war, was auch Camoens weiß.

Arrakam sieh! und Pegu kannst du schauen,
Bewohnt einst von der Ungeheuer Schaaren,
Die dort entsprungen der Umarmung Grauen
Von Weib und Hund, die mit einander waren.
(Nach der Uebersetzung von Kuhn und Winkler.)

Man hat über die Bestimmung des Landes Suvannabhumi oder Suvarnabhumi Anstand genommen, doch läßt sich kaum einsehen, weshalb man es nicht eben so gut localisiren sollte als die übrigen dort erwähnten Länder, und dann kann kein gegründeter Zweifel vorliegen, weshalb nicht Birma gemeint sei, zumal die erwähnte Opferhandlung, die den ankommenden Missionären fast das Leben kostete, sehr wohl mit den populären Anschauungen der Eingeborenen harmonirt. Die an Birma angrenzenden Shan-Länder heißen noch jetzt Savannabhom (Low sagt Savannaphrom) im Siamesischen. Birma ist das Goldland (Suvannabhumi), die eigentliche Chersonesos, denn in Birma ist Alles golden, mit dem König angefangen, der golden ist von der Krone bis zur Zehe, und gewöhnlich nur der goldene Fuß titulirt wird. Ich hatte in Birma sogar einen goldenen Stiefelputzer, der sich des Namens Moung Schweh (Herr von Gold) erfreute. Schon Hamilton sagt: In the empire (of Birma) every thing belonging to the king has the word shoe or gold prefixed to it. Even his majesty's person is never mentioned, but in conjunction with that precious metal, when a subject means to affirm that the king has heard something, he says: „it has reached the golden ears,“ he has obtained admittance to the royal presence, he has been at the golden feet.“ The perfume of the roses is described as being „grateful to the golden nose“. Gold among the Birmese is the type of excellence, und wäre der Verfasser, der für seinen kurzen Aufenthalt viele interessante Nachrichten gesammelt hat, länger im Lande gewesen, so würde er gefunden haben, daß, auch abgesehen vom König, eine Menge Dinge Gold sein sollen, die der Europäer nicht einmal Goldschaum nennen würde.

Verschieden von den mythologischen Darstellungen in Nakhon Vat findet sich eine andere Reihe von Sculpturen, die das größte Interesse darbieten, da sie dem politischen Leben der alten Kambodier entnommen sind. Die Ausführung schon ist eine verschiedene, und nähert sich in ihren einfachen Zeichnungen der gesunden Naturanschauung der Abendländer, wogegen in jenen die geschwungenen und in einander gewundenen Wellenlinien überwiegen, worin die maßlose Phantasie der Indier einen Ausdruck zu suchen strebt. Man sieht hier den König, umgeben von seinem Hofstaat, in einer langen Procession der Völker, die damals als Va-

fallen Kambodia huldigten, einherziehen. Man glaubt den langhaarigen Paradas, den geschorenen Kamboja und Javana, den halbgeschorenen Sakas, die bärtigen Palavas vor sich zu sehen, und eine besondere Sorgfalt ist auf den Ausdruck des Racen-Typus verwandt, von der rein kaukasischen Gesichtsbildung bis zur erniedrigten der Vindhya-Bewohner oder Nishada, die (den Kha*) oder Sklaven-Völkern Hinter-Indiens entsprechend) das Kainszeichen des gottlosen Vena in ihren platten Nasen, ihren eingesunkenen Augen und ihrem hervorspringenden Kinn ausgeprägt tragen. Es sind dies die noch jetzt als Sklaven in Kambodia verkauften Bergstämme der Pnom, die der chinesische Gesandte (im Jahre 1295 n. Chr.) Tsung oder Hunde nennt. Wie auf einer zweiten Säule Trajans erblickt man einen Katalog der verschiedenen Nationen, die hier mit Speer und Schild oder mit dem Bogen einhermarschiren, dort mit überragendem Helm und dann wieder in dem barocken Putz der wilden Bergbewohner, mit Tafeln und Fransen behangen. Die Fürsten, die ihren Heeresabtheilungen, zu Pferde oder zu Fuß, voranziehen, reiten bald auf hohen Elephanten, bald werden sie von ihren Kriegern auf Palankinen getragen, und sind von hohen Sonnenschirmen beschattet, dem Emblem königlicher Würde. Meine kambodischen Begleiter erklärten diese Sculpturen, die mit einer fast unzähligen Menge von Figuren zwei lange Corridore bedecken, als den feierlichen Umzug, der bei der Gründung der Stadt Inthapataburi

*) In Nepal bedeutet dagegen Kha oder Kas den Kschatrya, seitdem die Parbuttus von Chitore ihre Nachbarn, die den Bhutanesen ähnlichen Eingeborenen, unterjochten. So heißt Raja in dem einen Lande ein König, in dem andern ein Bauer, und das, (wie Czar von Caesar) von seinem Prototyp Carolus abgeleitete Karol kann auch zum Kerl werden. Die Schicksale die Cuning oder König und Queen durchlaufen haben, sind bekannt. Wie Worte solche entgegengesetzte Bedeutung gewinnen könnrn, ist nicht schwer einzusehen. In Georgien ist fast jede dritte Person ein Fürst, und es giebt Fürsten genug, die Holz hauen oder Wasser tragen. Ich erinnere mich beim Spazierengehen in einer kleinen Stadt Immerethiens fast über jeden, irgendwie anständig aussehenden Mann belehrt worden zu sein, daß er ein Knes (Fürst) sei, so daß es fast eine Schande gewesen wäre, nicht so zu heißen. Fällt ein solches Land in die Gewalt eines Eroberungsvolkes, das mit den einheimischen Traditionen gebrochen hat und sie absichtlich verdrängt, so wird sehr leicht derjenige Titel, mit dem man sich vorher zu brüsten suchte, zur verächtlichen Bezeichnung des gemeinen Mannes im Allgemeinen.

durch König Ketumalea abgehalten wurde, und an sie knüpfen sich alle jene großen Erinnerungen, derentwegen der Name Kambodias oder Kambhura (das aus den Gewässern geborene Land) noch jetzt in Hinterindien nur unter ehrfurchtsvollen Bezeichnungen ausgesprochen wird.

Lassen in seiner indischen Alterthumskunde erhebt mehrfache Bedenken über die Lage von Inthapatanakhon; aber es bleibt zweifelhaft, ob dieselben durch genügende Gründe gerechtfertigt erscheinen. Für die Siamesen lag diese Stadt ohne einen Zweifel in Kambodia, denn die ganze Geschichte der Siamesen, nach ihrem Hervortreten aus dem Laoslande, knüpft eng und deutlich an Kambodia an, das für sie das heilige Land ist, die Quelle ihrer Wissenschaft und Religion, und selbst mittelbar die Wiege ihres Königsgeschlechts. Welche weitere Bedeutung freilich die von Ptolemäus erwähnten Indaprathai für die Aufklärung der älteren Geschichte der Indochinesen haben mögen, muß ferneren Untersuchungen vorbehalten bleiben, da sie am natürlichsten mit den altbrahmanischen Colonien zusammenhängen werden, deren frühesten Sitz die siamesische Geschichte nach der Savankhalok (oder Himmelswelt) genannten Stadt verlegt. Nach Ribadeneyra hörten die portugiesischen Missionäre (1596 n. Chr.) von den Gelehrtesten der dortigen Priester, que los fundadores de aquel reyno habian venido de una gran ciudad, que está fundada en un desierto en el reyno de Camboxa, que está cerca de Sian, y la grandeza de aquella ciudad y de los muros curiosamente labrados se collige por lo que oy dia se ven las ruynas de los edificios grandes, que han quedado.

Die in der Sanskrit-Literatur so vielfach wiederholte Zusammenstellung der Kamboja*) und Yavana findet sich auch bei den Indochinesen wieder, wo man sie in ganz bestimmter Weise localisirt hat, indem die Yavanas mit den Cochinchinesen oder Anamesen (den Grenznachbarn der Kambojas) identificirt werden. In einer besonders sorgfältig unter der Aufsicht des Königs selbst ausgearbeiteten Revision der siamesischen Geschichte, die ich durch

*) Unter den Kameele und Maulesel bringenden Kamboja, deren König Sudakshina bei der Krönung des Yudishthira die weißen Rosse an dem von dem König von Balkh geleiteten Streitwagen anschirrt, sollen die Kaumojees, ein Stamm der Kafir im Hindukush, verstanden sein.

besondere Gefälligkeit in Bangkok geliehen erhielt, war die Bemerkung der Palibücher vorangestellt, daß bei den Kamboja und Yavana keine Kasten bestünden, und keine Trennung zwischen dem Höchsten und dem Niedrigsten, weshalb sie also Manu mit Recht zu den gefallenen Kschatriya rechnen konnte, die ihres Kastenrechtes verlustig gegangen seyen. Dies hängt in nothwendiger Verknüpfung mit der buddhistischen Reform zusammen, und das Factum besteht auch in der That; nur in der Weise, daß von allen diesen Thai oder Freien kein einziger ein Freier ist, daß sie alle Sklaven sind, der Willkür ihres Königs, dem einzig Freien unterworfen, daß aber dann wieder unter diesen Sklaven der niedrigste zum höchsten aufsteigen und der höchste zum niedrigsten herabsinken kann, nach Sr. Majestät unumschränktem Willen, car tel est notre plaisir. So heißen im Mittelalter die sieben Künste die Freien, obwohl sie, als nur den von Vater- und Mutterseite Freien zugänglich, nichts weniger als Freie waren. An die Stelle der erblichen Kastengliederung ist in Hinterindien das Hofceremoniell getreten, bei dem indeß die äußeren Formen gleichfalls stereotyp blieben, und deshalb in den uns erhaltenen Berichten über die Mauriyadynastie in Magadha oft mit jener verwechselt wurde, obwohl die arischen Einrichtungen erst später ihren vollen Einfluß auf die östlichen Staaten in Vorderindien gewann.

Die Cochinchinesen sind durch ganz Hinterindien (im Gegensatz zu den Kheo oder Tunkinesen) als Juen bekannt, ein Wort, das nach siamesischer Orthographie auch Javana (jon) ausgesprochen werden kann, und wirklich so ausgesprochen wird, wenn es gilt, den Palinamen der Cochinchinesen zu bezeichnen. Diese Benennung scheint älter zu sein als die mongolische Dynastie der Juen (die ersten oder der Ursprung), die, nachdem sie sich des Throns Chinas versichert, ihre Heere in die Feldzüge gegen Cochinchina sandte, und soll mit Juë zusammenhängen, eine aus frühester Zeit stammende Bezeichnung für alle Länder jenseits der südwestlichen Grenzen, wohin seit der Dynastie Tsin die Rebellen exilirt und unruhige Volksstämme in Verbannung fortgeschickt wurden. Indeß bleibt damit nicht ausgeschlossen, daß nicht vielleicht die Mongolen (als zu den Horden von Kukinor gehörend, die durch die Erbauung der großen Mauer von den chinesischen Provinzen abgeschieden waren), den ihnen schon anhaftenden Namen der Juen oder Javana (als Fremde und Barbaren), später

durch ein ehrenvolleres Hieroglyphenzeichen im Chinesischen erklärten. In der indischen Geschichte zeichnen sich mehrere Dynastien der Javana durch ihre Beschützung der Künste und Wissenschaften aus, so daß der Name (obwohl eine allgemeine Bezeichnung für Ausländer) nur in Ausnahmsfällen mit den Mlechhas auf eine Linie gestellt wird. Die javanischen Könige, deren Nachkommen die architektonischen Wunder von Brambanan und Buro Budor ausführten, zählten Aji Saka unter ihren Vorfahren, und knüpften damit, wie die malayischen Fürsten, an den großen Alexander an, der zuerst den von den griechisch-baktrischen Königen gefolgten Weg nach Indien öffnete. In dem durch Salsette und Elephanta berühmten Lande. das Parasu Rama durch die (auch in Behar den Stand der Gelehrten vertretenden) Brahmanen aus Saka-dwipa *) bevölkerte, finden sich neben einer Kapelle Buddhaghosa's die Namen des Xenagoras nebst. anderer griechischen Architekten, und auch die unvollendeten Bauwerke von Mahabalipuram, deren Eleganz keinen Rivalen, außer Kambodia, zu fürchten hat, werden aus dem Norden eingewanderten Künstlern zugeschrieben, die später plötzlich verschwanden. Die im Periplus enthaltenen Berichte zeigen in manchen Einzelnheiten eine sehr genaue Bekanntschaft mit den indischen Ländern, die durch die Gesandten der Pandionkönige und anderer in der Zeit von Augustus bis Trajan beständig unterhalten wurde. Ueberhaupt bestand seit den ältesten Zeiten ein reger Verkehr zwischen Indien und dem abendländischen Westen, ja für manche Theile, wie z. B. für Hinter-Indien, in weit lebendigerer Weise vor der Umschiffung des Cap als nach derselben. Die Chinesen segelten regelmäßig nach dem rothen und persischen Meere für den über Egypten vermittelten

*) Nach dem Rudrayamal sind alle Brahmanen in Jambu-dwipa Abkömmlinge der Colonie aus Saka-dwipa, den sogenannten Magas, die erst später die Vedas der früheren Brahmanen bei ihrer Verehrung der Sonne zuließen und nach den Traditionen Malwa's fällt ihre Einwanderung mit der Erneuerung des von Mahahmah eingeführten Feuerdienstes zusammen, dessen Unterdrückung die Buddhisten, um die noch zur griechischen Zeit häufigen Selbstverbrennungen zu verhüten, beim Könige durchgesetzt hatten, bis Dhunjy (der Ahnherr des Vikramadityja) den Brahmanen wieder die Obergewalt verschaffte. Sonst wird die Erscheinung der Saka-dwipa-Brahmanen (als verschieden von den zehn Nationen) in die Zeit Krischna's versetzt, der sie ihrer medicinischen Kenntnisse wegen herbeiholen ließ.

Austauschhandel, und chinesische Kaufleute*) füllten alle Häfen in Vorder- und Hinterindien, wo sie später nur in Batavia, Bangkok und Manila zurückblieben, sich aber neuerdings auch wieder in Singapore und Pinang angesiedelt haben. Die alten Traditionen an der Küste von Coromandel und Malabar schreiben, außer vielen Bauwerken, die Einführung der Fruchtbäume den Chinesen zu, und in Ceylon werden sie (wie Percival bemerkt) für die ersten Ansiedler des Landes gehalten, wie auch Valentyn einer Legende der Siamesen erwähnt, wonach ihr Land durch einen chinesischen Prinzen, den Sohn der Sonnen, bevölkert sei und de Barros schiffbrüchige Chinesen nach Pegu bringt. Couto verknüpft die Gallas als die Verbannten, mit der Einwanderung Vijaya's in Ceylon und läßt die Chinesen später nachkommen, während der Jesuit Sarrie die Etymologie der Chingalesen als von den Chinesen und den eingeborenen Gallas abgeleitet wiederholt. Der chinesische Hof besaß solche Autorität, daß sein Gesandter Heuéntsé es wagen durfte, den Nachfolger des mächtigen Königs Çiladitya, der aus Hiuenthsangs Reisebeschreibung bekannt ist, als Gefangenen aus Central-India fortzuführen (648 n. Chr.) und die Kaiserin Wuheu erhielt (692 n. Chr.) Geschenke und Gesandtschaften von den Königen der fünf Indien. In Kambodia wurde seit 1128 n. Chr. ein chinesischer Statthalter unter dem Titel Kiji als Rathgeber oder Aufseher des Königs unterhalten, und von Cochinchina sagt Ramusio: „tiene appresso il Re di China siempre uno ambasciatore nella sua corte,“ so daß das englische Institut „political residents“ damals schon bekannt war.

Das später so geheimnißvoll zurückgezogene Japan hatte einst zahlreiche Handelsschiffe auf dem Ocean. Am Kambodiaflusse heißt noch jetzt eine der Mündungen die Japanische**), und sie

*) E como os Chinos foram os primeiros que navegaram pelo Oriente, tendo noticia da canella, acudiram muitos juncos aquella Ilha (de Ceilao) a carregar della, e dalli a levaram aos portos de Persia et de Arabia, donde passou á Europa, sagt Diogo de Couto. Von den Javanesen, deren weite Seefahrten er gleichfalls bespricht, meint er, daß sie bis nach dem Cap der guten Hoffnung geschifft seien und Verbindung mit der Insel St. Lourenzo unterhalten hätten. Die nördliche Küste Australiens und Neu-Guinea wurde schon in sehr alter Zeit von Celebes aus besucht, noch ehe die Malayen den dortigen Handel monopolisirt hatten.

**) Die Verbindung mit Japan muß länger fortgedauert haben, denn nach 1664 klagt der Missionär Roth in seinem Missionsberichte über die traurige Lage

kamen alljährlich, wie Valentyn berichtet, nach Siam, um für ihr Silber Felle einzutauschen, während nach Couto auch die Siamesen mit Fellen nach Japan fuhren. Wegen ihrer tollkühnen Tapferkeit (die es einmal wenigen Gefangenen ermöglichte, die Holländer aus ihren Festungen in Formosa zu vertreiben) wurden die Japaner sehr gefürchtet, und die siamesischen Könige pflegten sie für ihre Leibwache anzuwerben, hatten aber später ihre liebe Noth, diese gefährlichen Prätorianer, die wie die Makassaren beständig Palast-Revolutionen anzettelten, wieder los zu werden. In Indien spielten die Abessinier und im Sunda-Archipel die Araber eine ähnliche Rolle, die, wie der Bericht über die Reisen nach Kanfu (am Tschu-kiang bei Hang-tcheou-fu) aus dem Jahre 851 n. Chr. beweist, sich schon früh dort zeigten. Die großen Schiffe, die zu Fahian's Zeit den Verkehr zwischen Ceylon und China über Java unterhielten, wurden von den brahmanischen Kaufleuten benutzt. Gleichzeitig bedeckten die Flotten von Tsiampa, Kambodia, Siam, sowie der malayischen Inseln die Meere Indiens; und vor Albuquerque's Eroberung konnte kein anderer Weltmarkt mit dem Malacas*) verglichen werden. Odoardo Barbosa spricht (1519 n. Chr.) auch von den siamesischen Häfen Ternassari (Tenasserim), Queddàa, nel quale vengono navi infinite. — Alles dieses änderte sich, als die feste Hoffnung, die der Infante noch am Grabe aufgepflanzt, sich verwirklichte und der Widerstand des stürmischen Caps überwunden war. Die Portugiesen, und nach ihnen die Holländer, erschienen auf den indischen Wassern als gewaltige Pi-

---

der Christen in Kambodia, da der König durch den Kaiser von Japan zu ihrer Verfolgung aufgefordert worden sei.

*) Tinha a cidade huma mostra de tanta magestade, assi pola grandeza da povoaçao e número de naos, que estavam em seu porto e trafego do concurso da gente do mar e na terra que houveram os nossos ser maior cousa, do que se dezia, e que nella tinham descubierto mais riqueza, do que era a do India, sagt Joao de Barros von Malacca, und beschreibt die Aufregung die das erste Erscheinen der portugiesischen Flotte des Diogo Lopez vor dieser reichen Hafenstadt des fernen Ostens unter den dort handeltreibenden Nationen (como Bengalas, Peguus, Syames, Jaos, Chijs oder Chinesen, Luçoes, Lequios e outras muitas geraçoes, que por razao de commercio concorriam a aquella eidade) hervorrief, da sie schon mit Schrecken auf die gefürchtete Ankunft der bisher unbekannten Fremden vorbereitet waren durch die Araber, Parsen und Guzeraten, die sich dort aufhielten (por causa de algum damno que tinham recebido de nossas armadas).

raten, die nicht nur die Schiffe auf hoher See, sondern selbst die gefüllten Magazine und Hafenplätze mit Vernichtung bedrohten. Furchtbarer als die Corsaren, die nur in kurzen Raubzügen die Loire und den Guadalquivir hinaussegelten, folgten sie dem Beispiel der normannischen Wikinge und fügten der Eroberung dauernden Besitz hinzu. Nichts war vor ihnen sicher, und trotz der Drohungen des egyptischen Sultans am Hofe Emanuel's, galt jedes Fahrzeug der abgöttischen Heiden*) für eine rechtmäßige Prise. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Die Chinesen wurden durch kaiserlichen Befehl aus allen Theilen der Welt in ihre Heimath zurückgerufen, und das große Reich der Mitte schloß sich seitdem hermetisch ab, in pompöser Grandezza die auf dem Wasser geborenen Barbaren von seinen Küsten zurückweisend. Die schwachen Djonken der Tsiampa und Kamboja verschwanden wie Tauben, gescheucht von einem Habicht, von der hohen See, an einem Verständniß der Argumente des gelehrten Grotius verzweifelnd, und seit jener Zeit sank Hinter-Indien allmälig in jene Apathie und Unbekanntschaft mit den Europäern zurück, aus der es erst die jüngsten Ereignisse unsers Jahrhunderts wieder zu erwecken beginnen, wie solche auch die Söhne Han's etwas unsanft aufgerüttelt haben.

Ueber den mehrfach erwähnten Rückzug der Chinesen aus Indien will ich nur die beiden folgenden Citate anführen, das erste von Gaspar da Cruz: And in the kingdom of Callecut, which is the head of Malavar, there be very ancient fruittrees, which the men of the country say were planted by the Chinese and on the shoales of Chilao (towards the coast of Coromandel), it is affirmed by the men of the country, a great

*) The sixth by God's great goodness we tooke a ship of Negapatam, which is a citie on the coast of Coromandell, shee was laden with rice bound to Achien. There were in her threescore persons of Achien, of Java, of Zeilon, of Pegu, Narsinga, Coromandel (Joh. Davis 1599). Solche oder ähnliche Anmerkungen kehren in jeder Reise der damaligen Zeit wieder. „Alle andere Natien zult gy aantasten" heißt es oft in den von Batavia gegebenen Instructionen. Die Noth führte auf die Erbauung einer Art von gepanzerten Schiffen, mit einer siebenfachen Haut bekleidet (deren Zwischenräume mit Bergpech, Kalk und Oel ausgefüllt waren), um als ein schußfestes Bollwerk zu dienen, aber als Pate Unus, Fürst von Dochapara (auf Java) solche zur Eroberung Malaccas ausrüsten ließ, konnte er damit nichts gegen die portugiesischen Schnellsegler ausrichten.

army of the Chinas to be cast away, which came for India, which was lost, because the Chinas were but young in navigation. And so the men of the country say, the Chinas were the Lords of all Jao and of Jautama, which is the kingdom of Malacca, Siam and of Chapoa, as it is commonly affirmed in those parts. But the king of China seeing, that his kingdom went to decay, seeing that they were seeking to conquer other strange countries, he withdrew himself with his men to his own kingdom, making a publick edict under paine of death, that none of the country should sayle out of the kingdom of China. Und bei de Bry nach Balbi (1580): „Die sieben Pagodi (an den Ecken Chiaramandello) sind von den Chini mit solcher Gelegenheit aufgerichtet, denn so offt sie ein niedrig eben Landt sehen, bawten sie ihre Kirchen dermaßen hoch, daß man sie auff viel Meil Wegs kündte sehen.*) Sie nemen aber zu solchen Tempeln den härtesten Stein, führeten solche auß China in ihr Schifflein dahin, sintemalen wir dieselbigen weder in India, noch im Königreich Pegu, noch sonst an einem Orte finden, sondern wie diese Völker selbst bekennen, so sind sie aus China dahingeführt worden, denn vor alten Zeiten, sagten sie, seyen die auß China mit solcher Menge dahin gekommen, daß sie gleichsam die Erde bedecket, daselbst ausgestiegen, haben die Orte eingenommen, und diese Pagodi gebawet, wiewol sie nachmals durch den Krieg, welchen der König von China selbst erreget, in andere Gewalt gekommen. Denn sobald der König gesehen, daß er des Streites würde unterliegen und das Land nicht erhalten können, sey er mit all den Seynigen in den Schiffen wiederumb zurückgewichen und habe das Land verlassen, welches nachmals Andere eingenommen."

Ehe auf diese Weise die tibetisch-chinesische Race von der arisch-kaukasischen aus den Gangesländern zurückgedrängt wurde, waren die Griechen und Römer wohlbekannt mit dem mannigfaltigen Leben, das damals das südöstliche Asien durchdrang. Der politische Verkehr, den schon die Seleuciden durch Megasthenes mit dem

*) Auch die schwarze Pagode der Sonne und der Tempel Jugernauth's dienten ähnlichen Zwecken in Orissa: From the sea the temple or pagoda forms an excellent landmark on a coast without any discriminating object for navigation.

Hofe Pataliputra's unterhalten hatten, wurde während der Einfälle der Nomadenstämme in Indien unterbrochen, aber auf die Gesandtschaften (25—20 v. Chr.) aus Indien und Tapobrane folgten verschiedene andere.

Die römischen Kaufleute hatten mehrfache Versuche gemacht, um des Seidenhandels wegen, in directen Verkehr mit Serica zu treten, aber die Parther verlegten den Weg, um nicht der Vortheile eines Zwischenhändlers verlustig zu gehen, und später, nach dem Tode des chinesischen Generals Pantschao, vermehrte der Abfall der westlichen Stämme unter Kaiser Hiuanti (147—167 n. Chr.) die Schwierigkeiten. Kaiser Marc. Aur. Antoninus, der von den chinesischen Geschichtsschreibern Gantün genannt wird, schickte deshalb (166 n. Chr.) eine Gesandtschaft über Indien nach China, wo damals die Dynastie der östlichen Han oder Tonghan regierte. Sie durchzog zu Lande die Gebiete der indo-chinesischen Völker, und die chinesischen Schriftsteller bemerken zugleich, daß dieser Weg über Hinter-Indien für die Reisenden aus Tatsin (das römische Reich) kein ungewöhnlicher gewesen sei, da die buddhistischen Chroniken in Loyang verschiedene Itinerarien derselben enthielten. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn, wie kürzlich aus Frankreich mitgetheilt wurde, eine Münze des Kaisers Maximinus I. bei Mytho (in Cochinchina) gefunden wurde. Eine andere Gesandtschaft aus Tatsin empfing Kaiser Wuti (284 n. Chr.) und eine spätere kam unter den Tang (wahrscheinlich aus Byzanz). Während der Regierung Yanhe's (159 n. Chr.) sollen mehrfach Fremde bei der Route von Tongkin und Cochinchina Tribut gebracht haben, und eine chinesische Gesandtschaft (unter der Wu-Dynastie) durchkreuzte Birmah (280 n. Chr.), um die indische Küste zu befahren.

Der Tempel in Nakhon Vat besteht aus Säulenhallen, die sich über einander erheben, und durch Treppen, die aus den trennenden Höfen hinaufführen, verbunden werden, bis sie auf der äußersten Höhe das Octogon des centralen Domes einschließen. Ganz ähnlich ist die Bauart der größeren Tempel in Java, besonders des Buro Budor, außer daß bei diesem die Umgänge unbedeckt bleiben, während in den Dagoben zu Anurajapura in Ceylon nur Pfeiler in concentrischen Reihen umhergestellt scheinen. In beiden Fällen ist die Bauart die einer gigantischen Sthupa. wie sie in roherer Form bei der Tope von Manikyala vorliegt.

Die dort noch kolossale Wölbung verschwindet später unter dem Nebenwerk der Ausschmückung, obwohl sie stets der wesentliche Theil und Zweck des Baues bleibt. Neben dem Gothischen der Verzierungen und Bogenformen findet sich vieles, was an das Sarazenische erinnert, aber, wie schon Tod über die Jainas-Tempel in Rajputana bemerkt, es ist noch zu überlegen, ob man recht thut, es sarazenisch zu nennen. Denn was ist das Primäre? das Sarazenische, das plötzlich in der Architektur auftaucht, ohne daß man recht einsieht, von welcher Wurzel es entsprungen (wohl schwerlich aus einer in der arabischen Wüste gewachsenen) oder das an vielgestaltigen Productionen reiche Indien. Der weitere Zusammenhang, der sich allerdings zunächst auf byzantinische Modelle basirenden Moscheen mit den Kuppeln der buddhistischen Dagoben kann kaum geleugnet werden, und hat in Rußland auch den christlichen Geschmack influencirt. Allen Bauten des Buddhismus liegt ein einfacher Grundgedanke unter, obwohl es in der verschiedenen Mannigfaltigkeit der Ausführung oft schwer wird, denselben zu verfolgen, wie z. B. beim ersten Anblick der Ananda-Tempel in Pagan nur wenige Vergleichungspunkte mit der Shwe-Dagon-Pagode Ranguns zu bieten scheint. Indeß würde die Reduction auf den Grundriß hier noch leichter sein als in Siam, wo durch chinesischen Einfluß neue Verwicklungen des Styls hinzugetreten sind. Im südlichen Dekhan, das durch die Häfen der Coromandelküste beständige Beziehungen mit den gegenüberliegenden Ländern unterhielt, beobachtete Daniel die Mischung indischer und sarazenischer Architektur an der Pagode von Chora Nath in Madura, die von dem Pandhyakönige Vamsa Sokhara und seinem Sohn Vamsa Churamani oder Champaka erbaut wurde. Wäre dieser Styl, wie gewöhnlich angenommen wird, erst im 15. und 16. Jahrhundert von den Mogulkaisern aus Persien eingeführt, so könnte er sich nicht gut bei so vielen Denkmälern Kambodias und Ceylons finden, die damals schon längst über die Periode hinaus waren, in der die dortigen Könige Lust und Mittel gehabt haben würden, sich auf kostbare Restaurirungen einzulassen, die ohnedem dem Geist des Buddhismus ganz zuwider sind.

Der Tempel von Nakhon Vat steht umgeben von Gärten, die durch die lange Verwilderung in einen weiten Park verwandelt sind. Noch schimmern im Schatten der Lauben die vielfachen Farben der Lotusblumen, kühle Teiche bedeckend, und laden in der

heißen Sonnengluth zum Lagern an ihren feuchten Ufern ein. Ueber den in der Fülle des Laubes erstickten Fruchtbäumen wogen die breiten Fächer der Palmen, die ohne Hinderniß aufgeschossen sind. Zerbrochene Statuen, die Trümmer der Fontainen und Sitze liegen umher. Vor der äußern Mauer, die den ganzen Umfang der Gartenanlagen einschließt, läuft zwischen riesigen Löwen, die den Eingang hüten, ein aufgemauerter Steindamm mit einer Brüstung aus Sphinxen und Chimären zwischen dem hohen Grase hin zu dem Hauptthore, das ein von Sculpturen getragenes und von Sculpturen bedecktes Portal krönt. Die Front des Tempels, von fünf Thürmen flankirt, erstreckt sich nach jeder Seite in einer langen Colonnade fort, bis sie im dunkeln Laub der umrankenden Schlinggewächse dem Auge entschwindet. Die äußeren Thürme der zweiten, höheren, aber kürzern Terrasse blicken über die Mauern der unteren herüber, und in noch weiterer Ferne thront oben in den Lüften hinter den Thürmen auf der Colonnade der dritten Terrasse der kolossale Dom des Centrums, dessen massive Quadern in eine lebendige Welt frei hervorspringender Figuren ausgehauen sind, und den hoch fliegenden Raubvögeln zum Ruhepunkte dienen. Alle Wände, Säulen und Thore des ganzen Tempels sind in allegorische Arabesken ausgemeiselt, aber die zusammenhängenden Darstellungen in Hautreliefs finden sich besonders im ersten Corridore, dessen Rückwand ganz mit Sculpturen bedeckt ist, die bei ihrer Größe schon vor dem Ersteigen der Treppe zu erkennen sind, wenn man von unten aus den Gärten durch die Zwischenräume der den äußern Rand des Spitzgewölbes tragenden Säulen hineinblickt.

Die Corridore erweitern sich an den Ecken zu rechtwinkligen Kammern, in denen die Sculpturen in verkleinertem Maßstabe auf Abtheilungen über und neben einander angebracht sind. Aus diesen Eckkammern führen, wie aus dem Haupteingang der Mitte, an jeder der vier Seiten breite Treppen zu dem Hofe des vorigen Corridors, der tiefer liegt, hinab. In dem obersten Dome laufen aus der Mitte, der ein Viereck umschließenden Corridore, vier andere Säulengänge im Kreuz nach dem octogonalen Mittelpunkte zu, wo in jeden die große Figur eines stehenden Buddha hineinschaut, während die vier anderen Seiten des Octogon ohne Figuren bleiben. Der mit breiten Fliesen belegte Steindamm, der in jedem Hofe zu der Treppe des nächst höheren Corridors läuft, er-

weitert sich in der Mitte zu einer Platform, und von ihr laufen auf beiden Seiten gepflasterte Wege nach frei stehenden Capellen, deren nach oben verjüngte Kuppel auf einer von Säulen getragenen Halle, die in verschiedene Gemächer getheilt ist, ruht. Die Eingänge stehen sich stets im Kreuz gegenüber, doch sind zuweilen nur die in der Linie der Avenue gelegenen wirkliche Eingänge, während die beiden anderen Seiten durch falsche Steinthüren geschlossen werden, deren Flügel dann die Unterlage für dichtes Sculpturwerk liefert. Die entlegeneren Umgänge des Tempels fand ich von Fledermäusen fest zugebaut, und es herrschte daselbst eine solche Brüthitze, daß man es auch ohne den penetranten Ammoniakgeruch nicht lange würde ausgehalten haben. Der Boden war viele Fuß hoch mit Guano bedeckt, und als ich einige der Sculpturen für die Zeichner gereinigt wünschte, hatten meine Leute erst gegen die Usurpatoren zu Felde zu ziehen, die aufgescheucht bei Hunderten nach allen Richtungen umherflogen. Die Corridore in der Nähe des Haupteingangs wurden dagegen durch Priester, die sich in der Nähe angesiedelt hatten, rein gehalten, und dort glänzten die Sculpturen wie polirt, was dem vielen Putzen bei den früheren Vergoldungen an Festtagen zugeschrieben wird. Jeder Corridor trägt drei Thürme an jeder Seite, erscheint aber stets mit fünf, durch das Sichtbarwerden der nächst höheren. Die Tempel können in ihrer Grundform meist auf den Pongchorotno zurückgeführt werden, zu dem auch in Vorder-Indien als nächster Entwickelungsstufe das einfache Mondop geführt hat. Latter will in Pegnyatsa die Fünfzahl als Repräsentation des Göttlichen in der Weisheit finden.

Auf den Zinnen und Thürmen in Nakhon Vat sind freistehende Figuren ausgehauen, unter denen überall besonders die kühne Haltung des Göttervogels Garuda (in halbmenschlicher Gestalt) hervorspringt, eine im Bogen um ihn herumgewundene Schlange in seinen Händen zerdrückend. Dieser Wundervogel, von dem die indische Mythologie in noch weit kolossaleren Dimensionen spricht als das arabische Märchen und die Sagen der sibirischen Stämme, ist der geborene Feind und der Bekämpfer der Schlangen, gleich dem Riesenvogel der nordamerikanischen Indianer, dessen Fußstapfen sich am Pfeifenthonbruch abgedruckt finden. Doch ist er auch aus zärtlicheren Situationen bekannt, und die Entführungsgeschichte der Prinzessin Kaki Nari ist ein beliebter Roman

bei den Siamesen. Der Löwe ist in den kambodischen Tempeln, wie in ganz Hinter-Indien, stets in einer Fabelgestalt gebildet, die einem Zoologen die Bestimmung erschweren würde, und beweist, daß der von manchen südlichen Königsfamilien angenommene Titel Singh kein Heimathsproduct war.

Außer zwischen den Sculpturen sind die Inschriften in Nakhon Vat besonders auf den Säulen des oberen Stockwerkes angebracht, wo dieselben viereckig (statt, wie sonst, rund) sind. Sie sind theils in dem diesen Ruinen eigenthümlichen Charakter des antiquirten Pali, theils in den Schriftzügen des jetzigen Kambodia abgefaßt. In Lalai findet sich die erste Art der Inschriften mit ausnehmender Sorgfalt in die Seitensteine der Steinthüren eingehauen. Diese sogenannte Akson (Akkhara oder Buchstaben) Mihng sind jetzt den Priestern unverständlich und mochten mit der Geheimschrift zusammenfallen, von der Ribadeneyra (im 16. Jahrhundert) als drittes Alphabet der Siamesen (neben dem der Vernacular-Sprache und dem Pali) spricht, wenn derselbe darunter nicht vielleicht das Sanskrit verstanden hat, von dem früher manche Bücher in den Ländern des östlichen Asiens in Umlauf gewesen zu sein scheinen, wie man sie noch jetzt mehrfach besonders bei den größern Werth auf Antiquitäten legenden Japanesen findet.

Wenn immer der König in den Sculpturen erscheint, ist er durch ein zahlreiches Gefolge von Frauen und Kriegern umgeben, alle an ihrer eigenthümlichen Kopfbedeckung kenntlich, die sich durch dreispiralig gewundene Thürmchen charakterisirt. Dieses ist das auszeichnende Emblem der königlichen Race des alten Kambodia, und markirt sie immer deutlich zwischen den Eingeborenen des Landes, die entweder im bloßen Kopf oder ausstaffirt in der Mannigfaltigkeit verschiedener Haartrachten wilder Stämme erscheinen. Die solche Thürme tragenden Figuren werden von den jetzigen Kambodiern Tephakanja oder Chao Savan (himmlische Herren oder Se Sua) genannt und auf einen göttlichen Ursprung zurückgeführt, wie die civilisirenden Tengrisöhne bei den Tibetern und Mongolen. Außerdem finden sich besonders in Nischen und an Thüren weibliche Figuren, mit einem reich aus Blumen zusammengesetzten Kopfschmuck, und ihr kambodischer Name wurde mir von den Siamesen gewöhnlich als Pujing-chai-di oder thuen-di (die Fräulein wohlwollender Gesinnung) übersetzt. Sie entsprechen

wahrscheinlich den Vidhyadaras, eine jener lieblichen Gestaltungen indischer Mythologie, die ein zwar gefallenes und um mehrere Stufen degradirtes, aber noch nicht in einen teuflischen Gegensatz verkehrtes Göttergeschlecht darstellen, ähnlich den Feen und Elfen nordischer Sagen. Ihr Fürst thronte früher in dem heiteren Himmel, in dem jetzt Indra gebietet, und spielt z. B. in den Märchen Somadeva's häufig noch dieselbe Rolle, welche die orthodoxen Bücher auf den Letzteren übertragen. Gegenwärtig sind ihnen nur die luftigen Regionen der oberen Atmosphäre als Aufenthalt gelassen, und unterscheiden sie sich von den durch Rembha geführten Apsaras, als dem Wasser entsprossenen Nymphen. Im Allgemeinen werden indeß beide Gattungen von Geistern durch die Brahmanen zu dem Hofstaat Indra's gerechnet, wogegen die Buddhisten sie lieber ihres etwas zweideutigen Rufes wegen auf Kailasa placiren, der Tummelplatz aller Arten leichter Charaktere. Doch sind sie auch dort ihres Bleibens nicht sicher, wenn Siva von einem seiner schwermüthigen Anfälle angewandelt werden sollte, die bei der Verstimmung seiner ehelichen Verhältnisse häufig genug sind. Diesen Augenblick weltschmerzlicher Grübeleien benutzen sogleich die durch Selbstpeinigung und Fasten ausgemergelten Büßer, die jetzt endlich den langersehnten Lohn für ihr qualvolles Dasein zu erlangen hoffen, und mit ihren in Kedarnath visirten Pässen, so rasch es ihre zerschlagenen und verrenkten Gelenke erlauben, die schlüpfrigen Höhen des Kailasa hinaufzuklimmen beginnen. Wenn dieser Haufe ungekämmter und ungewaschener Bettler in die paradiesischen Gefilde sich eindrängt, dann, erschreckt von den finsteren Blicken, die in ein drittes Flammenauge auszubrechen drohen, gescheucht von dem Geklapper der Eisenringe am Dreizack, entflieht die Schaar der leicht geschürzten Vidhyadara's, dann entfliehen mit ihren Trommeln und Trompeten die Gandharvas, die mit Musik und Gesang aufspielten, als jene in fröhlichem Kosen das goldene Zeitalter durchtanzten. Von jetzt an ist ihr Loos ein hartes und trauriges. Ruhelos umhergetrieben finden sie nirgends mehr die Achtung und Ehrerbietung, die überall ihrer harrte als sie, noch im Besitz der Macht, Glücksgaben zu spenden vermochten. Häufig genug fallen die unbeschützten Himmelstöchter, beim Bade belauscht, in die Hände lüsterner Prinzen, welche die ihres Flügelgewandes Beraubten nach ihren Palästen fortschleppen und in ihre Harems einsperren; zu häufig haben sie

ein noch schwereres Geschick zu beklagen, wenn etwa das Brummen eines griesgrämigen Hypochonder, den ihre ausgelassene Fröhlichkeit ärgert, sie in schnöde Thierkörper hinabsendet, ach! vielleicht gar in die unedle Verwandlung eines Esels, und dann giebt es Schläge und Arbeit genug, wie bei jenem Opfer böser Hexen, dessen bemitleidenswerthe Schicksale Apulejus so eindringlich beschrieben hat.

Wie andere indische Könige folgten die kambodischen gerne dem Beispiele ihrer himmlischen Ahnherren und füllten ihre Paläste mit weiblicher Bedienung, nicht nur zum Tanzen und Singen, sondern auch als Soldaten für ihre zahlreichen Concubinen und Frauen, wie es (nach der aus Dahomey bekannten Weise) noch jetzt in Siam geschieht, und früher auch in Chittagong, das deshalb von den arabischen Geographen des Mittelalters zuweilen für das Land der Amazonen gehalten wurde. Daß auch im Dekhan diese Sitte nicht unbekannt war, geht aus der Beschreibung mehrerer älteren Reisenden hervor, wie z. B. Castañeda (1553) sagt: El Rey de esta ciudad de Coulan (la principal de la provincia de Malabar antes que se edificase Calicut) trae sempre en su guardia trezientas mugeres, que tambien son flecheras y muy diestras en tirar. So heißt es auch im Ayeen Akbery (nach Gladwin's Uebersetzung: the inside of the haram (wo jede der fünftausend Frauen ihr eigenes Gemach besaß) is guarded by women and about the gate of the royal apartments are placed the most confidential. Edrisi sagt von dem Balhara (König der Könige) von Nehrwaneh, den er einen Verehrer des Götzen Bud nennt, daß er beim Ausreiten stets von hundert Frauen begleitet gewesen. In Nepal ist wenigstens die Königin (als Maha Rani) von bewaffneten Keti oder Sklavinnen umgeben. Die alten Könige Arakans ließen sich von ihren verschiedenen Gouverneuren aus jeder Provinz alljährlich zwölf der in den vornehmsten Familien geborenen Mädchen nach der Hauptstadt einschicken, wo sie in besonderen Anstalten in allen den am Hofe wünschenswerthen Künsten unterrichtet wurden. Nach Zurücklegung des dreizehnten Jahres wurden sie nach einem Bade mit weißen Leinwandhemden bekleidet und auf der Terasse des Palastes während mehrerer Stunden der Sonnenhitze ausgestellt. Man brachte dann die Unterkleider dem Könige, der nach dem ihm angenehmen Geruch die Auswahl traf und die Verschmähten unter seine Großen aus-

theilte. Die afrikanischen Despoten disponiren über die ganze weibliche Bevölkerung in ihren Ländern, die nur nach ihren Anordnungen verheirathet werden kann, und ein ähnliches Recht zu Gunsten des Hofgesindes besaßen die Fürsten noch ziemlich spät im Mittelalter, da z. B. der Freiheitsbrief der Stadt Frankfurt von diesem lästigen Zwange erst aus dem 13. Jahrhundert datirt. Beim Pseudo-Kallisthenes miethet sich Alexander fünfhundert Reiterinnen, die er direct von der eigentlichen Quelle, aus dem Lande der Amazonen, selbst bezieht, und ihnen monatlich ein Goldstater als Lohn und Beköstigung auszahlte.

Die Ballustraden der Brücken und Treppen in Nakhon Vat werden meistens von Karyatiden getragen, und unter ihren Ornamenten wiederholt sich die Figur der siebenköpfigen Schlange. Eingewirkt in die verzierenden Arabesken, die zum Schmuck der Säulen oder Steinthüren dienen, finden sich oft verschlungene Gestaltungen in menschlicher und thierischer Form. Häufig sind auch kleine Figuren in sitzender Haltung, ähnlich den meditirenden Buddhas, die indeß von den Kambodiern sehr wohl von diesen unterschieden und Thephanom genannt werden. An den im großen Maßstabe ausgeführten Sculpturen der Portale zieht man gewöhnlich die schlanken Körper der Affen vor, die sich mit ihren biegsamen Stellungen am ungezwungensten in die gewundenen Linien des indochinesischen Geschmackes einfügen.

Ein beliebter Gegenstand in den Sculpturen Nakhon Vats und der übrigen Tempel ist die brahmanische Mythe von dem Wettstreit der Götter und Dämonen um die Amrita oder den Trank der Unsterblichkeit. Wie sie schon in den einzelnen Puranas verschiedentlich erzählt wird, hat sie neue Versionen in den buddhistischen Traditionen erhalten, und erscheint bald in der einen, bald nach der andern dargestellt. In Birma findet sich noch jetzt, als eine Art von Volksbelustigung, eine magische Operation, die darin besteht, daß, wenn in der trockenen Jahreszeit Regen wünschenswerth wird, sich die jungen Leute eines Dorfes versammeln und, in zwei Parteien getheilt, an einem Stricke ziehen, den sie sich gegenseitig zu entreißen suchen. Angezogen durch den Lärm und die fröhliche Ausgelassenheit des Spiels kommen die die Wolken bewohnenden Nats (oder Devas) aus ihren Palästen hervor und treiben sich in der Luft umher mit gelegentlichen Versuchen auf dem Seile zu tanzen, bis sie zuletzt in dem tollen

Jubel und der Aufregung des Wettkampfes der eifersüchtigen Hütung des kostbaren Naß vergessen, so daß die befruchtende Flüssigkeit auf's Neue herabzuströmen beginnt, die durstige Erde erquickend.*) Dieser ersten Auffassung gemäß sind zuweilen die Suras und Asuras nur so dargestellt als einen schlangenartig gewundenen Strick in den Händen tragend, an dem ziehend sie sich einander gegenüberstehen. An anderen Stellen dagegen ist dieser Strick deutlich ausgeprägt die große Weltenschlange Ananda (das Symbol der Unendlichkeit) die um den Grundpfeiler des Universums, den Berg Meru, geschlungen, das grenzenlose Milchmeer umrührt, während Vischnu in seiner doppelten Gestalt als Schildkröte unten und als Narayana oben erscheint. Im Umkreise sitzen, auf das bunte Spiel der Maya unter sich hinabschauend, die in Meditation versunkenen Büßer, die Siddhis oder Rischis, von denen es heißt: „wenn die drei Welten nur einen großen Ocean bilden, liegt Brahma, der eins ist mit Narayana, befriedigt durch die Vernichtung des Alls, schlafend auf seinem Schlangenbett, und es schauen auf ihn die Lotus-Geborenen, die strengen Büßer in Janaloka, während der Dauer der dem Tage Brahma's an Länge gleichen Nacht, an deren Abschluß dann die neue Schöpfung beginnt." Diese Munis und Jogis brahmanischer Mythologie bleiben bei den Jainas mit den Dschinas identificirt (während Gautama mit der Erlangung des Bodhi den Namen Siddhanta verliert), sie sind aber noch weit von dem erhabenen Zustande der Buddhas entfernt, ja sie stehen noch tief unter den Bewohnern der buddhistischen Arupa-Welten; denn wenn am neuen Schöpfungstag der gewaltige Gott in der Form eines Ebers aus der Tiefe emportaucht und die Gewässer mit donnerndem Getöse in die Unterwelt stürzen, dann fliehen zitternd selbst sie, die Heiligen, und suchen Schutz zwischen den Borsten des die göttliche Allmacht vertretenden Ebers, wie die Juden am jüngsten Tage zwischen den Troddeln am Gewande des Messias. Die Buddhisten

*) Etwas der von Herodot erwähnten Priesterschlacht in Egypten Aehnliches findet in Nepal statt, wo sich die jungen Leute der nördlichen und südlichen Vorstadt Kathmandus am Frühlingsfest Gefechte liefern, um daraus Voraussagungen für die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres zu ziehen. Die Chinesen handeln ebenso, wenn sie die Drachen der Regenschauer hervorrufen. Zu den egyptischen Mysterien gehörte es (nach Plutarch) ein in die Mitte geworfenes Seil zu zerstückeln, als die die Thueris verfolgende Schlange.

haben ihre Ideale weit über den Kreislauf solcher Wechsel hinausgeführt, und alle jene frommen Beter, die sich noch zu Lobpreisungen der Trimurti hergeben konnten, nach dem Himavan verwiesen, auf die Weiden, wo Indra's Elephanten grasen, um sich mit dem gleichfalls entthronten Mahadesa zu trösten. In der buddhistischen Guna Karanda Vyaha sind alle Götter nur aus den Körperhaaren Padma-Panis entsprossen, und in der Saraka-Dhara nimmt die zügellose Phantasie des Mahayana einen so weiten Schwung, daß für die Götter nur die Wurzeln der Haare bleiben, und selbst die Buddhas nichts als Schöpfungen der Haare am Körper der Prajna Paramita oder Dharma Ratna, der großen Buddha-Matra oder Weltenmutter, sind.

Unter den Buddhisten Hinter-Indiens ist Vischnu (wie im südlichen Indien) besonders als Narayana bekannt, während er in Hindostan unter seinen Verkörperungen, als Rama und Krischna, verehrt wird, vorzüglich der ersteren, und wer den Ganges befahren hat, wird nicht leicht das einförmige Ram, Ram! vergessen, das dort als Begrüßungsgeschrei der Bootsleute vom Morgen bis Abend die Ohren betäubt. Solche Statuen, die dort den Namen Narayana führen, stammen, wie Buchanan bemerkt, von den buddhistischen Ruinen bei Buddha Gaya und der Nachbarschaft.

Die Ramanandas im Dekhan lehren die Anbetung jedes Gottes in der Vischnu-Reihe, sowohl der vier aus den zehn Avataren, wofür sich in den Tantras Gebetsformeln finden, als auch seiner himmlischen Formen (Narayana und Vischnu), aber ihre eigentlichen Gottheiten sind doch auch Rama und Sita. Die furchtbaren Formen Vischnu's (als Varaha und Narasingha), die indeß häufiger nur als Nebenfiguren in den Tempeln erscheinen, entsprechen den schwarzen Wandlungen Buddha's (in den Dokschit), obwohl sie sich von der dem Saktidienste im Sivaismus angenäherten Fratzenhaftigkeit der letztern freier gehalten haben, besonders in ihren idealisirten Darstellungen, wie sie z. B. in Mahabalipuram erscheinen. Solche unter den Sri-Vaischnava, die die Incarnationen verwerfen und Narayana als identisch mit dem höchsten Wesen betrachten, verehren ihn nach den in den Vedas gegebenen Vorschriften, im Falle sie Brahmanen sind, denn die Sudras müssen sich mit den Tantras begnügen.

Die Legende von dem Buttern des Milchmeeres ist (außer im Ramayana und Mahabharata) besonders in der (von Wilson

übersetzten) Vischnu-Purana erzählt, wo gleich im Anfange eine jener rachsüchtigen Ausgeburten brahmanischer Anmaßung spielt, die nach der buddhistischen Reform ganz verschwunden und unmöglich gemacht sind. Durvasas, heißt es, eine Einkörperung Sankara's oder Siva's, unter dem Gelübde des Wahnsinns (Vrata) umherwandernd, traf eine reizende Fee, eine Vidhyadhari der seeligen Lüfte, die sich Blumen zum Kranze wand. In seinem Zustande wilder Verzückung, „in dem die Heiligen selbst zu Teufeln werden," streckte er seine Hand darnach aus, und die Göttin, in demuthsvollem Gehorsam, beeilte sich, die sie beglückenden Wünsche des frommen Mannes zu erfüllen. Die Guirlande auf dem Haupte, taumelte Durvasas weiter und begegnete dem Götterkönig Indra, der auf seinem majestätischen Elephanten Airavata einherzog, von dem Gefolge der Himmelsbewohner umgeben. Der rasende Heilige, in einem Anfluge von Gutherzigkeit, nahm den Kranz, den Sammelplatz nectarsaugender Bienen, und warf ihn dem Herrn des Firmamentes zu, der ehrerbietigst diese Gabe in seinen Händen auffing und behutsam an die Stirn des Elephanten hing, aber dieser, berauscht durch den Parfüm und die Blumen, und seiner Sinne beräubt (vielleicht auch etwas incommodirt durch die Nähe der „nectarsaugenden Bienen"), ergriff das Weihgeschenk mit seinem Rüssel und schleuderte es in seiner Verblendung zur Erde. Da erfolgt ein furchtbarer Fluch des Tollhäuslers, und obwohl der stolze Indra rasch von seinem Elephantensitze niederstieg, obwohl er sich vor ihm im Staube wand und flehte und bat, der heilige Zorn war nicht zu besänftigen und unendliches Elend brach über die Welten herein. In den schrecklichen Leiden neigte sich Alles dem Untergange zu, die Bewohner der Götterstadt Amaravati gingen aller Kraft und Macht verlustig, und bald mußten sie vor den Thoren ihre Erbfeinde sehen, die Danava und die Söhne der Diti, die auf die ihnen erfreuliche Kunde rasch gerüstet hatten und herbeigezogen waren. Der Ausgang des Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein. Indra mit seinen geschwächten Schaaren, nach kurzem Widerstande besiegt, flüchtete zu Brahma, und vor ihm flog (wie vor den Perserkönigen auf ihren Feldzügen) das heilige Feuer, der Flammengott*) Hutasana, Schutz und

*) In früheren Kriegen zwischen den Göttern und Asuras, von denen die Vedas reden, verbrennt Agni die eisernen Städte der letzteren.

Rettung erflehend. Der Vater des Weltalls, als er die Unglücks-post vernommen, begab sich mit der ganzen Versammlung der Götter, mit den Adityas (den Söhnen der Sonne), mit Trilochana (dem dreiäugigen Siva), mit den Vasus (den Winden), mit den Aswinis, den R. dras, den Sadhyas, den Viswadewas nach den nördlichen Gestaden des großen Milchmeeres, die Lobpreisungen des unsterblichen, des unbesiegbaren Vischnu beginnend. Zu ihm beteten alle Götter der Reihe nach, und zuletzt, heraufbeschworen durch die mächtigen Mantras, erhob sich, Muschel und Discus haltend, die Gestalt des keulentragenden Hari, seinen Beistand versprechend: „Wohlan, ihr Götter, ich werde euch die verlorene Gewalt zurückgeben. Thut nach meinen Worten: der Ocean, mit Arzneikräutern gemischt, werde gebuttert, um die Ambrosia zu erlangen. Der Berg Mandara sei der Butterstock, die Schlange Vasuki der Strick. Es bedarf der Hülfe der Daityas, und dafür müßt ihr den Frieden herstellen. Verpflichtet Euch, die Frucht der Arbeit mit ihnen zu theilen, versprecht ihnen, daß sie durch den Genuß des Amrita Unsterblichkeit und Macht erlangen werden, das Uebrige überlaßt mir. Ich werde dafür sorgen, daß sie nichts des köstlichen Trankes erhalten werden, nur der Arbeit sollen sie genug haben.“

Die Götter thaten nach des Allmächtigen Gebot. Das Milchmeer wurde mit Arzneien gemengt, der Berg Mandara wurde als Stock genommen, die Schlange Vasuki (der König der Naga oder Phaya Nakh) diente zum Strick. Die Götter wurden auf Krischna's Anordnung an den Schwanz der Schlange stationirt, die Daityas oder Danavas an den Hals und Kopf. Verbrannt und gedörrt durch die Flammen, die dem geschwollenen Rachen entströmten, gingen die Dämone ihres Ruhmes verlustig, wogegen die Götter durch beständige Regenschauer aus den Wolken, die der Athem dem Schwanze zutrieb, erfrischt wurden. In der Mitte des milchigen Oceans erschien Hari selbst, in der Form der Schildkröte als Unterlage dienend, worauf der Berg umher gewirbelt wurde.

„Fest steht die Erde, gestützt auf deines Rückens unendlicher Breite, der weiter und weiter sich dehnt, unter dem Gewicht der mächtigen Last auf dir, o Kesava, in der Schildkröte Form. Heil dir, o Hari, des Weltalls Herr,“ singt Jayadeva, der Dichter der Avataren, von der Kurmavatara. Auch in anderen Formen war der Träger der Keule und des Discus gegenwärtig, in der Mitte der Götter und Dämonen, die den Drachenfürsten umherzogen, und

noch in anderer unermeßlicher Form thronte er auf des Berges Gipfel. „Mit einem Theil seines Waltens, unsichtbar für die Götter und Dämonen, hielt er den Schlangenkönig aufrecht und mit der andern strömte er neue Kraft in die Götter ein." Zu den mannigfaltigen Formen, unter denen Vischnu gegenwärtig war, wird in der buddhistischen Version die des Hanuman gerechnet, die nach der brahmanischen Mythologie bekanntermaßen einer weit späteren Incarnation angehört, und nur als eine der theilweisen Einkörperungen, welche die Hauptverkörperung (in der Gestalt Rama's) begleiten. Als die Götter und Dämonen um den Ehrenplatz des Kampfes stritten, gab Hanuman den ersteren heimlich den Rath, den Schwanz zu wählen; da er die schlimmen Folgen voraussah, die den Asuras aus der Flammenhitze des Rachens erwachsen würden. In der Legende, die nur von einem Spiel der Suras und Asuras an der als Strick hin- und hergezogenen Schlange spricht, heißt es, daß Hanuman durch seine Stärke den Sieg auf die Seite der Götter lenkte, die sonst den Dämonen nicht gewachsen gewesen wären. Die Padma Purana giebt im weiteren Zusatz: Als der in der Milchsee von den Göttern angerufene Vischnu den Berg Mandara als Stöpsel und die Schlange Vasuki als Strick zu bringen befahl, flogen die Götter und Riesen hinweg, um den Berg herbeizuschaffen, aber sie waren noch nicht im Stande, ihn zu bewegen, bis Vischnu ihnen zu Hülfe kam, so daß er nach der Milchsee getragen werden konnte.

Die Vischnu Purana geht dann weiter auf die wunderbaren Productionen ein, die nacheinander aus dem gebutterten Milchmeer aufsteigen und zu denen der Mond gehörte, sowie die Wunschkuh*), der Zankapfel zwischen Königen und Eremiten. Als unter dem Staunen der heiligen Siddhas, die, neugierig vom Himmel zuschauend, sich wunderten, was das wohl sein möchte (und wahrscheinlich eben so lüstern nach dem verbotenen Nectar blickten als der weißbärtige Moslem nach dem Raki) sich, ihre Augen in trunkener Lust umherrollend, Varuni oder Sura, die Göttin des Weines, aus der chaotischen Masse erhob, wurde sie sogleich von den Suras (den Göttern) in Beschlag genommen, von den

*) Nach den Janggams (den Lingam-Verehrern Siva's) in Bhagulpur wurde auch Gorakschanath, der von einer göttlich imprägnirten Kuh geboren war, beim Buttern des Milchmeers erzeugt.

Asuras, die dadurch ihren Namen erhalten, aber verworfen. Im Buddhismus kehrt sich natürlich dieses ganze Verhältniß um, denn wenn dort Sakkha oder Indra in der Gestalt des Maga mit seinen zweiunddreißig Gefährten den Himmel ersteigt, nimmt er den Augenblick wahr, wo der frühere Sakkha mit seinen Zechgenossen trunken daliegt, um dann den ganzen Pack zum Tempel hinauszuwerfen. Die gefallenen Götter, die ihre Wohnung in den Höhlen am Fuße des Mienmo (des Berges Meru) zu nehmen gezwungen sind, suchen sich dort möglichst nach Art ihrer früheren Residenz einzurichten. Aber wenn alljährlich die Blüthezeit des Wunderbaumes gekommen ist, der in Tushita wächst, und der würzige Duft seiner Wohlgerüche bis zu ihnen hinabdringt, dann erinnern sie sich der seligen Freuden, die sie auf jenen himmlischen Höhen genossen, und in wilder Verzweiflung ergreifen sie die Waffen, um ihre alte Heimath wieder zu erstürmen. Nicht wie Magha im Wegebau der Terepanthi und Bispanthi erfahren, thürmen sie rohe Felsblöcke aufeinander, aber wenn immer sie bis zu den Thoren der Götterstadt gekommen, schleudert sie Indra, wie Jupiter die Titanen, mit seinem mächtigen Donnerkeile zurück, daß sie klagend und wimmernd in ihren dunkeln Abgrund wieder hinabsinken. Nach den Jainas stürmten die Bhavanapati Indras zur Zeit Mahavira's den Himmel, wurden aber durch die Blitze des Vajra zurückgetrieben. In vorbuddhistischen Mythen, die sich zum Theil bei den Karen und anderen Bergstämmen bewahrt haben, erhält nun die Erzählung wieder eine astronomisch-meteorologische Deutung, und die Daityas sind dann die Nats der Wälder und Berge, die beim Beginn der Regenzeit mit den aus ihnen aufsteigenden Gewittern zum Kampfe gegen die Nats des Himmels hervorbrechen, und in dem Getöse des Donners, im Zucken der Blitze mit ihnen streiten. In diesen von Volk auf Volk übertragenen Traditionen ändert sich die Bedeutung der Namen so vielfach, ja wird so häufig der charakteristische Sinn in das gerade Gegentheil verdreht, daß nichts täuschender und unzuverlässiger sein würde, als großen Werth auf Etymologien zu legen, um daraus die nationale Vorstellungsweise zu verstehen.

Die Siamesen z. B. haben die beiden Ausdrücke, Suras und Asuras, in ihrer Sprache, ohne aber recht zu wissen, was sie daraus zu machen haben. Bald leiten sie dieselben von Sura „Wein" her, bald von Surya „Sonne", bald setzen sie dieselben

in Gegensatz zu einander, bald rechnen sie beide unter das dämonische Princip, einmal soll Asura (als Negation) ein Nicht-Sura heißen, dann aber auch wieder ein großer Sura (als Augmentativ), da in den Vernaculär-Dialekten der quantitative Unterschied der Vocale nicht die grammatische Bestimmtheit der Kunstsprachen besitzt. Außer der für sie orthodoxen Einführung mit der buddhistischen Religion haben sie diese Benennungen auch wieder aus den brahmanischen Büchern kennen gelernt, können aber die principielle Trennung, die in dieser festgehalten wird, nicht in ihrer kritischen Bedeutung verstehen, da die Doppelheit des Guten und Bösen sich im Buddhismus zu der einheitlichen Rangordnung des Höheren und Niederen gliedert. Die Inder erzählen zur Erklärung des Namens noch eine andere Mythe, daß nämlich Sukra, Sohn des Kavi, den Weingenuß verfluchte, da er die ihm im Rausche von den Danavern eingegebene Asche des Katscha verschluckt hatte, des Sohnes des Guru's der Götter, der hergeschickt war, um die Kunst der Wiederbelebung von den Asuras zu erlernen.

Wie in dieser Legende von Katscha, der die von Kavi auf seine Söhne vererbte Wissenschaft bei den Asuren zu erlernen sucht, gelten die Asuren auch sonst als die Besitzer geheimer Künste und magischer Beschwörungen, wodurch sie den Götterhelden eben so furchtbar wurden wie jener Riesenherrscher in Jotunheim, der ungestraft den mächtigen Thor mit den Illusionen der Welten bezwingenden Maya äffen durfte.

Auf den alten Spielkarten Indiens, ehe sie von dem Alles reformirenden Kaiser Akbar verändert wurden, hatte man deshalb auch im mohammedanischen Delhi den Assurbut, den König der Genien, durch den auf seinem Geisterthrone sitzenden Salomon, den Sohn Davids, ersetzt.

Nach brahmanischer Ansicht verkörperte sich Vischnu in der neunten Avatare in der Form Buddha's, als die Asuras durch die Kraft ihrer Tugenden und Frömmigkeit Indra in Schrecken setzten, um durch das Predigen nach menschenfreundlicheren Grundsätzen dieselben zum Abfall von den Opfervorschriften der Vedas zu bringen, so daß sie dadurch der von Brahma gewährten Gunst verlustig gehen und sich selbst verderben würden.

Der damalige Fürst der Asuras in Kasi heißt Divodasa, während die Buddhisten wieder in Deodatta, den Vetter Gau-

tama's, seinen gefährlichsten Gegner sehen, weil er in der Secte selbst durch seine Ketzereien Spaltungen hervorzurufen drohte.

Unter den übrigen Erzeugnissen des Milchmeers wird, außer der von dem Götterarzt*) Dhanantara getragenen Amrita, besonders die Geburt der schaumentsprossenen Lakshmi gefeiert. Auf einem blühenden Lotos, mit Wasserlilien in der Hand, tauchte, von Schönheit umstrahlt, die Göttin Sri aus den Wogen auf.

Die großen Weisen, bezaubert und in Begeisterung, stimmten einen Lobgesang zu ihrem Preise an: für sie jubelte Viswavasa mit dem himmlischen Chor, für sie tanzte Ghritachi im Kreise göttlicher Nymphen. Ganges und die übrigen heiligen Ströme eilten herbei für ihr Bad, und die Elephanten des Firmaments gossen aus goldenen Gefäßen krystallene Wasserbäche auf sie, die Göttin, die Königin des Weltalls. Das Milchmeer selbst überreichte ihr eine Guirlande unverwelklicher Blumen, und der Götterkünstler (Visvakarma) zierte ihren Leib mit göttlichem Schmuck. So gebadet, in aller Schönheit Glanz, warf sich die Göttin vor der Himmlischen Augen auf Hari's Brust, und auf ihn zurückgebeugt, schlug sie ihren Blick zu den Göttern auf, die in ihren bezaubernden Anblick versunken dastanden. Nicht so aber die Daityas, die mit Viprachitti an der Spitze in glühendem Zorn entbrannten, als Vischnu sich von ihnen fortwandte. So wurden sie von der Göttin des Wohlergehens (Sri Lakshmi) verlassen."

Das Fest dieser Göttin des Segens und Glückes ist noch jetzt weit durch den Continent verbreitet, und ihre Grenzen berühren sich mit den früheren der großen Naturgöttin des westlichen Asiens, die unter dem Namen der phrygischen Mutter, der syrischen Göttin, Demeter, Ceres oder Isis, im Alterthum bekannt war. Wie die letztere bei Apollodor mit Jo identificirt ist, so nahm auch die in der Ackerfurche oder Sita (die der Incarnation des Vischnu als Rama entsprechende Wandlung der Lakshmi) verkörperte Erde die Gestalt einer Kuh an, um sich nicht den Geboten des Königs Prithu zu fügen, der sie zwingen wollte, ihren Schooß seinen, unter längeren Zeiten der Unfruchtbarkeit leidenden Unterthanen zu öffnen. Sie floh durch Brahma's weite Gebiete und durch die himmlischen Sphären; aber wohin auch

*) Nach Abul Fäzl trug er in der einen Hand einen Blutegel, und mag so den Beinamen seiner englischen Collegen eingeführt haben.



immer sie sich wandte, stets sah sie hinter sich ihren Verfolger, mit gezücktem Pfeil, wie die griechische Göttin stets von dem Stachel der Wespe bedroht war.

Während eines Aufenthalts unter den Kalmükken wurden gerade Vorbereitungen zu ihrem großen Frühlingsfeste, im Zagan-Zara oder weißen Monat, getroffen. Geheimnißvoll, wie in den Mysterien der plutonischen Proserpina und Hekate, erwarteten die Priester bei nächtlichem Gottesdienste das Wiederaufstehen der Göttin der verjüngten Natur, die sie eine Woche hindurch durch ununterbrochene fortgesetzte Beschwörungen aus den Händen der Teufel (der Sirimbu oder Mangus) zu befreien suchten, die sie an den dunkeln Gestaden des Milchmeeres*) zurückhielten. Bei ihrer Rückkehr nach Mülündaga verwandelt sich die grause Göttin, die als Okkün Tengeri (die Mutter und Jungfrau) zu den acht furchtbaren Gestaltungen Buddha's, den Durban-Dokschit, gehört und mit Schädeln behangen auf einem Sattel aus Menschenhaut reitet, in die grüne Dara, die liebliche Prinzessin, die der tübetische König Srongdsan Gambo aus China heimführte, nachdem sie schon früher, in den vorweltlichen Zeiten des fernsten Chaos, als Begleiterin Chondschim Bodhisattwa's, in dem rechten Augenstrahl Amitabha's gelebt hatte. So spielt die Phantasie im Geistesleben der Völker in eben so bunter Mannigfaltigkeit und Vielfachheit der Erscheinungen wie der Mutterboden Blumen und Bäume hervortreibt. Und wenn in diesem, trotz dem äußeren Wechsel der Formen stets dieselben Gesetze regieren, so wirken sie auch

---

*) Nach den brahmanischen Shastras haben die Götter ihre himmlischen und ihre unterirdischen Aufenthaltsörter, durch das Wasser zurückkehrend, und wenn die Sonnenstrahlen das Wasser verdunsten, so steigen die Götter in dem verflüchtigten Element zu den Wolken auf, von denen sie im Regen wieder herabkommen. At the ninth day before the Beeja Dusmee (the day of victory) of the Dusra-fesival (the now-ratree or the nine nights) the kalusa or sacred vessel (with all the images of Doorga) is thrown into the water, the priest exclaiming, as they plunge them into the stream: „O goddess Chandeca, I invoke thee. Prolong my life, give health and affluence. Having proffered to thee the best offerings in our power, o goddess, be so gracious as to return to thy aërial palace, accompanied by thy eight attendants, leaving behind thee peace and tranquillity. Be pleased, o goddess, again to visit us. Codescend, o goddes to join thine own element and continue in the water, for thou art the universal mother.



in dem Organismus des Gedankenlebens, überall das ihnen Typische schaffend, das unter nothwendiger Gleichheit der Grundzüge doch durch die bei der Entstehung mitbedingenden Einflüsse modificirt ist. Durch ängstliches Kleben an Namen verlieren diese ätherischen Wortgebilde eben so alles das, was sie im Besonderen kennzeichnet, wie ein in plumpen Händen zerklaubter Schmetterling, und es ist mitleidig anzusehen, wenn diese flüchtigen Gestalten einer glücklichen Dichterstunde von grimmigen Pedanten mit ihren dicken Folianten von Land zu Land gehetzt werden. Im Austausch der Völker zünden die Ideen, wenn Kraft auf Kraft trifft, neue Schöpfungsthaten; doch wird es stets ein müßiges Vornehmen bleiben den großen Geistesstrom, der, die Geschichte und das All durchwogend, die Schranken von Raum und Zeit niederreißt, durch Schablonen und Kategorien einengen zu wollen. Der todte Krystall ist ein geeignetes Object für mathematische Messungen, der lebendige Organismus aber kann nur in den physiologischen Gesetzen des Werdens verstanden werden.

Sehend, daß ihnen Lakshmi entgangen war, griffen die gewaltthätigen Daityas nach dem Amritabecher und entrissen ihn den Händen des Dhanwantari. Vischnu aber, in reizender Mädchengestalt vor ihnen erscheinend, verblendete ihre Sinne und brachte ihn den Göttern zurück. In vollster Erbitterung stürmten die Asuras heran; doch die durch den ambrosischen Nektar mit neuer Kraft durchströmten Götter schlugen jetzt leicht den Angriff ihrer Feinde ab und scheuchten sie an die äußersten Grenzen des Raums, bis in das unterirdische Reich von Patala. So schleudern im siegreichen Kampfe die Amschaspands, die glänzenden Helden des Lichtreichs, die dunkeln Geschöpfe Ahriman's in ihre ewigen Finsternisse zurück. Ein diesem ähnliches Ungeheuer wird in der Vischnu-Purana nicht erwähnt, tritt aber sonst als eine der Hauptpersonen bei diesem auf gemeinschaftliches Risico betriebenen Buttergeschäft hervor. Es ist Rahu oder Tamas (Finsterniß, die man auch zum St. Thomas von Meliapur gemacht hat), von dem das Mahabharata erzählt, daß er sich heimlich zwischen die Götter zu drängen und einen Theil des Amrita zu erhaschen wußte. Als Vischnu es zu spät bemerkte und ihm den Kopf abschlug, konnte dieser nicht sterben, da der Unsterblichkeitstrank schon bis in die Kehle *)

*) Einige Erzählungen der Kurmavatara sprechen von einem tödtlichen Gift,



vorgedrungen war. Er wurde deshalb als Constellation an den Himmel versetzt, und verfolgt aus Rache Sonne und Mond, die seine Gegenwart unter den Göttern verriethen. Aus der Verwesung seines Körpers sollen giftige Schlangen und schädliche Pflanzen entstanden sein. Nach anderen war aber nicht nur sein Kopf (wie der Mimir's, der von den Wanen getödtet, bei den Asen fortlebt), sondern auch sein in einen Drachenschwanz endender Körper unsterblich, als Ketu, der unsichtbare Planet. Beide wurden dann mit den auf- und absteigenden Knoten der Mondbahn identificirt, und aus ihrer Strafe bildete sich die chaldäische Vorstellung des mit dem Kopf nach unten aufgehängten Giganten. In der Pantscha-Tantra erzählt Santipty (der Minister des Raben), daß sich zwei Riesen unter die Götter zu mischen wußten und ungesehen von der Amrita tranken, worauf Vischnu, der, zu spät benachrichtigt, sie nicht mehr tödten konnte, sie in den Himmel versetzte, als die zwei Planeten Rahu und Ketu, die jetzt fortfahren Sonne und Mond in den Finsternissen zu quälen. Die Birmesen sowohl als die Siamesen haben ihre besondere Version dieses Vorfalles, den die Mongolen gleichfalls in ihrer eigenen Weise erzählen, die an das Treiben Loki's in skandinavischer Mythologie erinnert. Chormusda oder Sakkho, von der Entwendung des Amrita hörend, befragte jede Schöpfung in der Natur, wohin der Räuber geflohen sei. Alle Dinge läugneten, in Folge der von Rahu ausgestoßenen Drohungen, etwas davon zu wissen. Nur die Sonne gab eine zweideutig ausweichende Antwort, die ein wenig auf die Spur leiten konnte; der Mond aber erzählte Alles klar wie es vor sich gegangen und in Folge dieser Auskunft wurde der Dieb, aber zu spät, gepackt und enthauptet. Aus Rache verfolgt Rahu nun in den Verfinsterungen Sonne und Mond, besonders den letzteren.

Der unsterbliche Kopf dieses Ungeheuers findet sich, einem Medusenhaupt gleich, überall an den Steinthüren und über den Portalen der Tempel in Kambodia angebracht. Auch in der Alexandersage kann der Koch Andreas, der (wegen der Verführung

als erstes Erzeugniß des gebutterten Milchmeeres. Da alle Wesen dadurch gestorben sein würden, erbot sich Siva heroisch es zu verschlucken, aber Parvati schnürte ihm voll Angst die Kehle zu, daß er es nicht hinunterschlucken konnte. Buddha's Name Nilakantha (Blauhals) wird aus einer ähnlichen Legende erklärt.



der Kale, Tochter der Une) mit einem Stein um den Hals in's Wasser geworfen wurde, nicht sterben, weil er auf dem Weg nach Götterlande aus der Quelle der Unsterblichkeit getrunken hat, und verwandelt sich deshalb in einen Dämon. Bei den Orientalen trinkt Dhulkarnains Vizier Chysr den Unsterblichkeitstrank und wird dann mit Elias identificirt.

Die Dosads in Behar, die sich von versprengten Truppen aus Bhima's Heer ableiten, erkennen Rahu als ihre Gottheit an und ebenso die Schandalas in Bengalen, die sich selbst ihrer Herkunft von diesem sonst das ahrimanische Böse im Hinduismus repräsentirenden Dämon rühmen. Die letzteren werden gewöhnlich für Nachkömmlinge der Vermischung einer Brahmanin mit einem Sudra gehalten, und sie sowohl wie die Dosad gehören zu den unreinen Kasten, obgleich besonders die letzteren in gutem Ruf stehen (was sich nicht von vielen Hindus sagen läßt), und meistens das Amt eines Dorfwächters versehen. Die durch ihren mythologischen Stammvater verwandten Rawani dagegen, obwohl reine Sudras, aus deren Hand ein Brahmane Wasser trinken würde, finden sich alle in dienstbaren Verhältnissen und werden besonders zu Palankinträgern gebraucht. Auch die wilden Stämme der Katodis, die in den Bergen des Konkan das Catechu gewinnen, leiten sich (nach Mackintosh) von Rawan, dem Tyrann Lanka's, ab.

In den Schlachtscenen des Ramayana auf den Wänden Nakhon Vat's sind die verschiedenen Helden mit den ihnen eigenthümlichen Fahrzeugen oder Vahana dargestellt. Rama wird gewöhnlich von Garuda (Phaya Kruth) getragen, und Lakshman von Hanuman. Der fabelhaften Löwen oder unmöglichen Elephanten giebt es genug. Ein sonst in künstlerischen Darstellungen sehr vernachlässigtes Thier, das Rhinoceros, erscheint als Träger einer Gottheit oder eines Heroen, der mit dem Discus Feuerflammen anfacht, gegen die Hanuman auf der andern Seite herbeistürmt. Wahrscheinlich ist damit Meghnaud gemeint, der nach Kumbhukurma's Tode die Heere Rawana's anführte und seine Feinde in Flammen zu hüllen pflegte. Er richtete einst eine große Verheerung in Rama's Lager an, hieb Lakshman nieder und überwältigte den weisen Affen Jumont, während Hanuman, sein gewöhnlicher Gegner, abwesend war, um arzneiliche Kräuter zu sammeln. Hanuman war der Sohn des Windes, und gleich nach seiner Geburt die Sonne sehend, sprang er darnach, weil er sie für einen Apfel

hielt, so daß sie erschreckt zu Indra floh. Die Götter ergriffen den kleinen Sünder, aber sie wurden nicht nur verhindert ihn zu tödten, sondern mußten ihn selbst jeder mit einer seiner Eigenschaften begaben, indem sein Vater Pavahan sie so lange mit Koliken plagte, worüber er ebenso à discretion zu verfügen das Recht hatte wie Varuna über die Wassersucht, die er jenem alten König der Vedas zur Strafe für das unterlassene Menschenopfer an den Hals schickte.

Nach Erwerbung der ausgebutterten Kleinodien hatten die Götter erst noch furchtbare Kämpfe mit Jalandhara (dem Neffen des Milchmeeres) zu bestehen, ehe sie sich in dem ruhigen Besitz derselben fanden, da sie von jenem als sein Eigenthum beansprucht wurden. Wie in dieser Kurmavatara Vischnu's die Schildkröte dem Berge Mandara's zum Stützpunkte dient, trägt in der buddhistischen Mythologie der mongolischen Völker die von Mandjusri durchbohrte Schildkröte die ganze Erde, ähnlich der Schildkröte der Irokesen, auf der die Biber und Fische mit dem Schlamm des Meeres eine Insel für die herabgefallene Tochter der Luft bildeten. Als Landkarte dient die Schale der Schildkröte im Swarodaya. Schon unter den mythischen Kaisern China's brachten Fremde eine Schildkröte, auf der die chronologische Geschichte der Welt geschrieben war, und Hermes Demiurgos verwendete ihre Schale zu seinen den Komos verbildlichenden Planetenlinien. In den Uebersetzungen der mongolischen Religionsbücher wird die Schildkröte, welche die Welt trägt und durch ihr plötzliches Sichumwenden am Ende der Tage*) Alles in das Nichts verkehren wird, der goldene Frosch genannt, wahrscheinlich weil die Bezeichnung für Schildkröte im Mongolischen ein „Frosch" mit Knochen (Yastu Mekle) lautet. Im indischen Zodiakus werden indeß Rahu und Ketu zuweilen so dargestellt, daß der eine ohne Kopf auf einer Schildkröte steht, der andere, nur als Kopf, aus dem Leibe eines Frosches hervorsieht. Um in der Sprache des resignirten Arabers zu reden: „Gott weiß es am besten wie das so gekommen sein mag."

Als Rawana in seinen Büßungen zur Verehrung Siva's schon neun Köpfe sich abgehauen und eben den zehnten und letzten

*) Die Sankhya-Philosophie gebraucht die ihre Glieder einziehende Schildkröte als Gleichniß, daß es keine Vernichtung, sondern nur ein Verschwinden giebt.



folgen lassen wollte, erschien ihm Mahadeo, um seine Wünsche auf Erlangung der Unsterblichkeit, der Weltherrschaft, des Lingam und Parvati's, zu gewähren. Da er den Verlust der Letzteren später bedauerte, so erhielt er sie durch eine List Vischnu's zurück, weil aber der Lingam nicht gleichfalls wiedergefordert war, blieb Parvati fortan dem Rawana günstig gestimmt, und als im Kriege mit Rama die übrigen Götter Siva überredet hatten, seinen Anbeter Preis zu geben, widerstand Parvati lange, bis es endlich den Schmeicheleien des bei Damen stets reussirenden Rama gelang, sie anderen Sinnes zu machen.

In Nakhon Vat findet sich Rawana an verschiedenen Stellen als Bittsteller vor Siva, der durch seinen Dreizack kenntlich ist. Rawana heißt bei den Siamesen Thossakan (der Zehnköpfige), und Siva nennen sie in populärer Weise Maha-Rüsi oder den großen Einsiedler.

Die Nachkommenschaft Mahadeva's ist meistens in einer etwas eigenthümlichen Art auf schwierigen Umwegen zur Welt gekommen, und mit Recht, da weder dieser finstere Gott der Büßungen, noch seine jungfräuliche Gemahlin sich mit solchen Versuchen abzugeben brauchten. Die Mysterien, die Kartikeya's Geburt einhüllen, bleiben besser in den Allegorien einer heiligen Sprache vor profanen Ohren verborgen; aber auch sein Bruder Ganesa hatte manche embryologische Wechselfälle zu durchlaufen, ehe er, der indische Pollear oder Schwellengott, der gemüthlich und sorgenlos, als biederer Fetischklotz, an der Thür der niederen Hütte stand, zu einem directen Sproß der höchsten Trimurti erhoben und in die Vorhalle des aristokratischen Kailasa eingeführt wurde, wo jetzt die schweren Sorgen eines Weisheitsgottes auf seinem bedrückten Kopf lasten. Als seine Mutter ihn zuerst aus dem Lehme des schaumigen Wassers knetete, womit sie ihren göttlichen Leib abgewaschen, war seine Bestimmung zunächst auch keine andere als in der Grotte Wache zu halten, wo sie, vor Eindringlingen sicher, sich noch länger in der kühlen Fluth zu erquicken dachte. Doch Siva, der damals lange keinen Zank mit seiner lieben Parvati gehabt hatte, mußte gerade daher kommen, um sie im Bade zu überraschen. Der unglückliche Bursche, der noch wenig von der Etikette wußte, mit der solch' hohe Herren zu behandeln sind, stellte sich ihm tölpisch mitten in den Weg, und Siva handelte gnädig genug, indem er ihm als Antwort einfach

den Kopf abschlug. Indeß war es auf der andern Seite doch auch wieder traurig genug, daß der Gott der Weisheit bei seinem ersten Debut auf Erden gleich den Kopf verlor, und Siva schien das selbst zu fühlen, denn um die für ihr Söhnchen klagende Parvati möglichst rasch zu beruhigen, nahm Siva den ersten besten Kopf, der ihm in den Griff kam und setzte ihn dem Rumpfe auf den Hals. Es war glücklicherweise ein Elephantenkopf, denn es hätte eben so leicht, wenn das schlimme Geschick gewollt hätte, ein weit ungünstigerer sein können, besonders bei einem Gotte, vor dessen Tempeln als höchster Gegenstand der Verehrung der Ochse Nanda liegt. Was für Folgen dies für den Entwickelungsgang menschlicher Weisheit gehabt haben würde, ist schwer einzusehen; denn nach den sorgsam verglichenen Erfahrungen chinesischer Aerzte, die bei Trepanirungen*), um Substanz-Verlust zu ersetzen, nur ein ganz kleines Stück Kuhgehirn einzuheilen pflegen, soll schon dieses Minimum zur Folge haben, daß sich bei dem Patienten Symptome einer Rinder-Natur zu manifestiren beginnen.

Sri Ganesa prangt jetzt mit seinem Elephantenkopfe auf der ersten Seite eines jeden indischen Buches, und vor Ganesa knieen täglich alle Schreiber und Gelehrte des Landes, seinen Rüssel mit Blumen bekränzend. Wie Parvati von Ganesa wird Isis von Anubis begleitet, dessen Geburt eben so zweifelhafte Zweideutigkeiten decken als die seines indischen Halbbruders.

Nach Plato war den Egyptern der Hund, als das verständigste der Thiere, der Freund und Feind durch Kennen und Nichtkennen unterscheidet, das Symbol der Klugheit, das die Indier durch eine in ihren Lebensverhältnissen natürliche Transposition dem gelehrigen Elephanten beilegten.

Ganesa, als Gott der Weisheit mit Siddhi und Buddhi (Kenntniß und Verstehen) vermählt, hat sich nicht begnügt, seine Verehrer durch seine Bilder zu begeistern, sondern er zog es vor, sich in seiner ganzen Göttlichkeit zu incarniren. Auch er rief so eine Genealogie lebender Menschengötter hervor, ähnlich den auf den Hochgebirgen Tibet's residirenden Verkörperungen des erleuchteten Bodhisattwa's, der seine letzte Geburt als weißer Elephant

*) Die Autorität für diese etwas kühne Operation ist Tse Tze-fung, ein berühmter Doctor der Hanli-Akademie (die Akademie des Schreibfederwaldes) in Peking.

antrat. Die Gurus oder Sannyasis, die die vier Throne der Lingaiten (in den Klöstern von Baly-hully, Hujing, Srishela und Canelly) einnehmen, werden ebenfalls als wirkliche Einkörperungen Siva's betrachtet, und für die Smartal-Brahmanen hat sich die Gottheit in Sankara-Acharya und seinen Nachfolgern auf dem Stuhl in Sringa-giri incarnit. Kudali Svami, der Guru aller der Mahratten-Brahmanen von der Smartal-Secte, der in dem Kloster (Matha) zu Simoga lebt, wurde als eine erbliche Avatara betrachiet. Die Verehrung Ganesa's wurde von Sankara Acharya unter die fünf orthodoxen Secten (Siva's, Parivati's, Vischnu's, Ganesa's und Surya's) zugelassen.

Die Erdenlaufbahn Ganesa's datirt seit dem Jahre 1640 n. Chr., wo er sich in seinen frommen Anbeter Moroba einsenkte, um demselben die Pilgerfahrt nach Morgow zu sparen, und fällt also ungefähr mit der Ausbreitung der lebenden Buddhas oder Khutuktus über Nord-Asien zusammen, nachdem der Dalai-Lama seine Rivalität über seine alten Rivalen gesichert hatte. Auch Ganesa, während seiner Incarnation in Chintamum Deo, dem Sohne Moroba's, hatte einen Nebenbuhler in dem benachbarten Tukaram, eine Erdengottheit, in der Withoba (eine populäre Form Vischnu's) lebte. Anfangs spielten sich die beiden Götter manche Possen, da sie jeder die Legitimität des andern bezweifelten; später aber fanden sie es für ihr gegenseitiges Interesse vortheilhafter, in gutem Einverständniß zusammen zu stehen, und scheinen dann in bester Kameradschaft gelebt zu haben. So sollen sie die Gewohnheit gehabt haben, sich gegenseitig zu fetiren, wobei es genügte, die Einladung in Gedanken zu schicken. Solche Zusammenkünfte mußten für Ganesa besonders lehrreich sein, da Withoba, der, nackt wie ein Tirthankara, mit seinem Tempel in Pandharpura durch die Vaishava-Vira gekauft war, dem Zöglinge der Brahmanen manche nützliche Winke aus seinen unter den Jainas gesammelten Erfahrungen geben konnte.

Die Verkörperungen Ganesa's blieben in derselben Linie, sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzend, da noch nicht (wie es eine spätere Reform in Tibet durchsetzte) der Coelibat eingeführt war, und obwohl ihre Wirksamkeit auf einen engeren Bezirk beschränkt blieb, spiegelte sich doch dort in entsprechenden Proportionen verkleinert, ein treues Bild von allen den Erscheinungen zurück, die auf größerer Arena das Staunen und die Aufmerksamkeit der Welt fesseln würden.

Wie der Dalai Lama über den Kaiser Chinas, herrschte der Deo über den Peishwa in Punah, der zu seiner Zeit und so weit seine Macht reichte, ein eben so gefürchteter und furchtbarer Fürst war, als je ein chinesischer Kaiser oder König Tibet's. Wenn am Jahresfeste dieser Micado seinen Vatican in Chinchur verließ, kam ihm der Peishwa, von seinem Hofstaat und den Reiterschaaren der wilden Mahratten, damals der Schrecken des ganzen Indiens, bis Gunniskunde entgegen. Kaum nahte der Palankin des heiligen Vaters, als der Fürst, rasch von seinen Elephanten niedersteigend, sich mit dem Gesichte in den Staub warf und demüthig die dargereichten Füße küßte. Zum Schluß der Feierlichkeiten pflegte der Deo ein stereotypes Wunder loszulassen, aus dem für die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der nächsten Saison prognosticirt wurde, und er hatte auch keine Skrupel, sich auf Prophezeiungen einzulassen, denn als ihn Moor (im Jahre 1800) über den Ausgang des europäischen Krieges befragte, war er höflich genug, den Engländern binnen sechs Monaten den vollständigsten Sieg zu versprechen.

Die indischen Candidaten für Weisheit sind nicht sehr erbaut von der Leutseligkeit ihres Protectors. Viermal sieben Jahre ist die Zeit, seufzen sie, die der Dienst dieses apathischen Gottes verlangt. Wenn du nach sieben Jahren harter Arbeit die Opfergabe darbringst, so sagt Sri Ganesa kein Wort, ja sieht sie nicht einmal an. Er bewegt nur ein klein wenig das linke Ohr, und das bedeutet, noch andere sieben Jahre fortzufahren. Am Ende der zweiten Sieben zuckt er mit dem rechten Ohr; erst am Ende der dritten blinzelt er vielleicht mit dem einen Auge, und dann darfst du möglicherweise für später noch auf größere Gunst hoffen. Zu Akbar's Zeit brachte der Brahmachari oft achtundvierzig Jahre im Studium der Vedas bei seinem Lehrer zu. Buchanan bemerkt, daß die Bengalen nach zwanzig Jahre eifrigen Studiums etwas vom Sanskrit des nach Amarkoscha genannten Abidhan oder Vocabularium verstünden, but the works on law, the Beds (Vedas), those on metaphysics, astronomy and magic and the Bhagawat remain as separate studies. „An etlichen Orten der Insel Celon findet man Leuthe, die ein Elephanten Kopff von Holtz oder Stein gemacht anbeten, und sagen, daß sie solches thun Weisheit zu erlangen und zwar solche Grewel sein viel da-

selbst," heißt es in De Bry's Ausgabe von Spiegelberg's Reisen (1601 n. Chr.).

Wenn man die Kambodier nach der Bedeutung dieses unbehülflichen Zwitterwesens, das sie gewöhnlich Phra-Phutta-Kinet oder Phra-Phutta-Kinai (wahrscheinlich in Bezug auf seine Hauptmannschaft über die Ganaputti) nennen, fragt, so wissen sie mancherlei Geschichten von ihm zu erzählen. Die folgende erhielt ich von dem Dorfschulzen, der mir als Führer in den Ruinen von Nakhon Tom diente: In Kabinlaput herrschte einst ein berühmter König, der einen seiner Edelleute, Atjesato genannt, nach der Stadt (Myang) Prahannayon schickte, um die Sinlaprasat*) zu erlernen, und ihm scharf einprägte, ja nicht eher zurückzukehren, als bis er Alles gründlich und in bester Vollkommenheit verstünde. Der Edelmann begann seine Studien, konnte es aber, nachdem er einige Zeit darin beharrt hatte, nicht länger aushalten und nahm die Flucht. Sein Lehrer, der den strengen Befehl des Königs kannte, folgte ihm auf dem Wege, und sobald er ihn einholte, schlug er ihm den Kopf ab, den Leichnam liegen lassend. Viele Jahre später kam der Sohn des Edelmanns, der seinen verschollenen Vater suchte, dieselbe Straße gezogen, und fand den kopflosen Rumpf, den er durch die Inschrift eines Ringes als den seines Vaters erkannte. In Verlegenheit, was er thun sollte, köpfte er einen Elephanten, der gerade in der Nähe war, und rief dann durch zauberhafte Formeln den Todten in's Leben zurück. Da er sich nachher der unförmlichen Gestalt seines Elephantenköpfigen Vaters schämte, wollte er ihn nicht mit sich nach der Stadt zurücknehmen, und der aus seiner Heimath verbannte Phra-Phutta-Kinai begab sich nach dem Berg Himaphon. Als in späterer Zeit König Koverat, der in Folge einer Prophezeiung Buddha's aus Baranasi (Benares) ausgewandert war, nach Kambodia kam und dort Nakhon Tom erbaute, ließ er Phra-Phutta-Kinai er-

*) Die magische Goldmacherkunst, die für den Indier das Höchste alles Wissenswerthen einschließt. Der in Europa so lange gesuchte Stein der Weisen, war in Indien schon einmal glücklich gefunden durch einen Grasschneider in Malwar, dessen eiserne Sichel sich plötzlich in eine goldene verwandelte. Der Schmied, den er in dieser Verlegenheit um Rath fragte, überbrachte den Stein dem Rajah, der große Bauten mit den dadurch erworbenen Schätzen aufführte und ihn zuletzt in frommer Anwandlung einem Brahmanen schenkte, der ihn aus Unwissenheit in die Nerbudda warf, wo er für Liebhaber zu haben sein soll.

suchen, sich von Himaphan dahin zu begeben und sich als Chao zu installiren." Jede Stadt in Siam oder Kambodia hat einen Chao oder dämonischen Schutzgott (ähnlich den Gram-devatas oder bei den Jainas den Kschetrapalas), und als solche figuriren jetzt häufig der brahmanischen Mythologie entnommene Persönlichkeiten. Oft indeß gilt als der heiligste Chao Myang, der sogenannte Stadtpfeiler (der Phra Lak Myang oder der Herr Pfeiler der Stadt), der vor der Gründung in den Mittelpunkt aufgepflanzt wird, sowie auch die den Umfang als Weichbild bezeichnenden Marksteine. Mitunter schnitzt ein Amateur aus ästhetischen Rücksichten diesem Holzpfeiler ein Gesicht an, wie auch die rohe Irmensul später als Rolandssäule verschönert wurde. Seinen Charakter als häusliche Gottheit zeigte Ganesa noch darin, daß ihm von den Canara Devangas ein besonderer Einfluß auf dem Webestuhl zugeschrieben wird, und wenn derselbe in Unordnung geräth, so ist die Vernachlässigung seiner Verehrung schuld daran. Von der Verehrung Ganesa's als Hausgott an der Küste Coromandels spricht auch Bartolomeo.

Ehe die wilden Sitten der hinterindischen Völker durch den Buddhismus gemildert worden, war Ganesa's Bruder, der sechsköpfige Kartikeya oder Suprabrahma, der Favoritgott der Könige, und manche der mittelalterlichen Reisenden beschreiben als Augenzeugen die Verehrung dieses wilden Kriegsgottes in einer Weise, daß man sich mitten unter die Gräuel des Jaggarnathdienstes versetzt glaubte. In dem Hügel, wo die Hindus sein Bild unter dem Namen Skanda verborgen glauben (vor den Thoren Mathuras, der alten Hauptstadt der Pandya-Dynastie), liegt nach den Muhammedanern Indiens ihr Iskander begraben, der von Macedonien über das rothe Meer herbeigezogen kam und dort für die Heldenthaten Arjuna's verantwortlich gemacht wird. Nach den einheimischen Traditionen wurde die Hauptstadt Kambodia's gebaut, als ein aus Rum fortgezogener Prinz dort landete und die Tochter des Drachenkönigs, des Phaya Nakh, der vorher das Land beherrschte, ehelichte. Auf die dortigen Tempel bezieht sich auch vielleicht die Beschreibung des heiligen Phra Bat von Nang Rung in Nakhaburi, die Low von siamesischen Pilgern erhielt.

Als Fischma, der zur Freude seiner Mutter drei Prinzessinnen des Königs von Kasi (Benares) auf seinem Streitwagen nach Hastinapura entführt, auf dem Kurufelde mit Rama (Sohn des

Tschamadagni, dem ritterlichen Beschützer der verstoßenen Amba) zusammentrifft, und trotz seiner Ehrfurcht für seinen Lehrer zuletzt sich gezwungen sieht mit dem brahmanischen Kschattrya-Besieger zu kämpfen, wird erst Rama, dann aber er selbst schwer verwundet, wie seine eigene Erzählung beschreibt.

Die auf den Sculpturen Nakhon Vat's am Boden liegenden Begleiter scheinen alle in einer Reihe getödtet, obwohl nicht mit einem Pfeil, wie die drei Könige von Tripura (Tarekaksche, Kemalaksche und Vidhenmali) durch Siva.

Krischna findet sich in verschiedenen Stellungen unter den Sculpturen, besonders als Flötenspieler in dem mystischen Tanze, Rasmandala genannt, und viele andere Episoden aus brahmanischen Mythenkreisen finden ihre Darstellung.

Die Yankees im Goldlande Peru's.*)

Es war im Juni des verflossenen Jahres (1854), als ich, von einem Ausfluge in die Montaña nach den Ufern der Harpa zurückkehrend, die gastlichen Gesellschafts-Cirkel dieses anmuthigen Thales in eifrigen Debatten fand über den Durchzug einer gente estrangera, die durch ihre hohen Biberhüte, ihre rothen und blauen Wollhemden, und vor Allem durch die Besonderheit, weder el castillano noch la lengua Quichua zu verstehen, die friedlichen Einwohner, trotz der damals alles Interesse absorbirenden Revovolution, in nicht geringe Aufregung gesetzt hatten. In der mir gegebenen Beschreibung war es leicht eine der californischen Compagnien zu erkennen, von deren Eintritte in Peru zur Entdeckung von Goldminen ich gehört hatte, und ich beschloß, da mir gesagt wurde, daß sich dieselbe noch in Ayacucho, wohin auch mein Weg lag, befände, unverzüglich dorthin aufzubrechen. Meine guten Wirthe riethen mir von der Unternehmung eines solchen Wagestückes, wie sie es nannten, ab, da gerade an demselben Tage die Regierungstruppen sich von Ayacucho auf Huanta zurückgezogen hatten und nun die erstere Stadt ganz in den Händen der die umliegenden Pampas bewohnenden Indianer, der rachesüchtigen Morochucos, sei, von deren raffinirter Grausamkeit die schauderhaftesten Berichte gegeben wurden. Weil indessen die meisten derselben nur in dem leicht erklärlichen Hasse gegen die Regierungsbeamten gegründet zu sein schienen, ließ ich mich dadurch nicht weiter abhalten, zumal mir aus meinem längeren Aufenthalte in Peru vielfache Beweise gegenwärtig waren, daß

*) San Francisco Journal (1854).

ein Fremder, sofern er nur kein Godo (Spanier) ist und seine Neutralität zu wahren versteht, selten Belästigungen seitens der revolutionären Parteiungen zu befürchten hat. Wie stets in den freigewordenen spanischen Colonien, ging auch diese letzte Bewegung in Peru weit weniger aus politischen Principien als aus der persönlichen Rivalität um die Präsidentur hervor, welche es dort immer geben muß, so lange die jetzige Verschwendung militärischer Grade bis zum Generalstitel fortdauert, indem der mit dem letzteren Begabte sich von dem Augenblicke an als bestberechtigter Candidat für die höchste Staatswürde ansieht. Diesmal allerdings war die Fahne des ersten Pronunciamentos durch D. Domingo Elias, den reichsten Grundbesitzer des Landes, erhoben worden, aber selbst seine ausgedehnten Geldmittel vermochten nicht, die ihm fehlenden Sympathien des Heeres zu ersetzen. Ohne Mühe wurden die Aufstände in Pasco, Huaros und dem Departement Junin unterdrückt, und schon verbreitete sich die Kunde auch von dem Falle des stets ausdauernden Arequipa, als der durch seine Erfolge übermüthig gewordene Echenique sich dem Einflusse, den Castilla, sein Vorgänger in der Präsidentschaft, bis dahin unbeschränkt über ihn ausgeübt hatte, zu entziehen suchte. In einer Privataudienz, in der es bis zu Thätlichkeiten gekommen sein soll, schwur dieser Letztere, die Macht, die nur er verliehen habe, auch wieder zu brechen, entfloh vor den zu seiner Ergreifung ausgesandten Spähern nach Callao, und schiffte sich von dort nach dem Süden ein, wo wenige Monate in den reichen Provinzen von Cuzco, Puno und Moquegua eine durch bolivianische Hülfe mit Waffen und Uniformen versehene Armee schufen. Diese Macht rückte nun unter dem stolzen Namen des ejercito libertador in Eilmärschen auf Lima heran, und bot der bis Huamanga (ungefähr den halben Weg von Cuzco bis Lima) vorgeschobenen Avantgarde der Regierungstruppen in den schon seit den Incazeiten durch manches Blutbad getränkten Ebenen von Ayacucho (aya, todt und cucho, der Winkel) eine Schlacht an, die indeß durch den Rückzug auf Huanta klüglich vermieden wurde, aus strategischen Gründen, wie es hieß, um das zusammengelaufene Rebellencorps und seinen wahnwitzigen Führer um so sicherer zu vernichten. Die neuesten Nachrichten aus Südamerika melden den Einzug Castilla's in Lima und die Flucht des Ex-Präsidenten nach England.

Blendend glühte die Mittagssonne auf den weißen Kalkfelsen, und dichte Gardinen verhüllten die Balkone der mit bunten Gemälden geschmückten Häuser, als mein ermüdetes Maulthier langsam durch die menschenleeren Straßen von Ayacucho trabte, und durch die Neugierigen, die der Hufschlag hier und da vor die Thüre lockte, noch ehe ich weitere Fragen gethan hatte, nach der Wohnung meiner paisanos geleitet wurde. Ich trat in den bezeichneten Corral, und wirklich, — da campirten sie, die boys aus den Diggings, eine sonderbare Erscheinung in dem peruanischen Stillleben. Ein Blick auf die Umgebung, auf die Aexte, Sägen, Flinten, Zinnpfannen, Kessel, Piken und sonstigen Reise- und Bergwerks-Apparate, die überall zerstreut lagen, erzählte ihre ganze Geschichte, und bald hatte ich speciellere Bestätigung aus ihrem eigenen Munde. Die Meisten dieser, größtentheils aus Nordamerikanern verschiedener Staaten, einigen Irländern und zwei oder drei Deutschen bestehenden Compagnie hatten nach den Goldminen Californiens die australischen versucht und sich dort durch eine Zeitungsnachricht enthusiasmirt, daß in unmittelbarer Nähe von Lima reiche, sowohl Australien als Californien weit an Ausbeute übertreffende Goldminen entdeckt worden seien. Etwa zweitausend Emigranten wurden so, wie sie mir sagten, im Februar von Melbourne und Sydney nach Callao geschwemmt, und dort natürlich ergab sich das Ganze als ein geschickt angelegter Humbug, um die um Fracht verlegenen Schiffe zu füllen, und die Meisten, denen es ihre Mittel noch erlaubten, kehrten mit nächster Gelegenheit nach befreundeteren Küsten zurück. Eine nicht unbedeutende Anzahl indessen hielt sich, theils aus der Unmöglichkeit die Passage zu bezahlen, theils um das Land, wohin die Wellen sie einmal getrieben hatten, näher kennen zu lernen, längere Zeit in den Hafenstädten auf, und da natürlich ihre Unterhaltungen sich stets mit Vorliebe dem Goldthema zuwandten, so kamen allmälig alle die alten Traditionen, die seit Oviedo's und Franz Drake's Zügen zur Entdeckung des Eldorado unter den Peruanern nie ganz ausgestorben sind, über ein unermeßliches Goldlager im Amazonenthale gelegentlich zur Sprache, und die leicht entzündlichen Gemüther hatten in der kürzesten Zeit fünf bis sechs, jede für sich unabhängig stehende, Compagnien gebildet, die nur von der einen oder andern vagen Notiz geleitet, gleich den irrenden Rittern zur Aufsuchung des Graal's, auf Abenteuer auszogen.

Drei Compagnien gingen über Tarma, zwei über Huanuco, eine, besonders aus Franzosen bestehende, über Loreto, und diese, mit der ich hier so glücklich zusammentraf, hatte die Richtung auf Cuzco genommen. Im Genaueren auszumachen, was die detaillirten Facta waren, auf Grund welcher sie sich zu ihrer Unternehmung entschlossen hatten, bot seine besonderen Schwierigkeiten, da ihre Begeisterung und die sichere Ueberzeugung, innerhalb höchstens eines halben Jahres als steinreiche Leute nach Hause zurückzukehren, sie nicht bei Einzelheiten stehen bleiben ließ, deren sie sich in dem Augenblicke nicht erinnerten, während sie wußten, daß sie überzeugend gewesen waren. Wenn man allerdings bedachte, daß sie ihre Mittheilungen von Peruanern erhalten hatten, die kein Englisch verstanden, daß Niemand in der Gesellschaft ein Wort Spanisch kannte, außer dem sogenannten Interpreter, ein in den Staaten erzogener Cubaner, der, damals ohne alle Hülfsquellen, sein Interesse in dem Zustandekommen der Unternehmung à tout prix finden mußte, so wurden mancherlei Zweifel rege, während andererseits sich wieder kaum begreifen ließ, daß praktische Leute zu einem so kostspieligen und beschwerlichen Zuge in ein völlig fremdes Land hätten verleitet werden können, ohne vorher wohl unterrichtet gewesen zu sein. Das Wesentlichste, was ich über die Quelle, aus der sie geschöpft hatten, erfahren konnte, lief etwa darauf hinaus, daß ein Dr. E., mit dem Verschiedene von ihnen in Callao bekannt geworden seien, bei einem vor etwa zehn Jahren im Auftrage der Regierung gemachten Survey verschiedener Theile Peru's, eine äußerst goldreiche Gegend gefunden hätte, die er ihnen in jeder Hinsicht als ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel schilderte und worüber sie eine von dem Doctor selbst entworfene Specialkarte mit sich führten. Diese Karte begriff die Montaña von Paucartambo, und zwar besonders den südöstlichen Theil derselben, mit dem Verlaufe des Flusses von Marcapata, wo namentlich zwei Hügelreihen, der Bairi und der Camanti, als vor Allem untersuchenswerth, hervorgehoben waren.

Daß die westlichen Abhänge der Cordilleren, wo in der ganzen Ausdehnung der Montaña Peru's, von Loreto bis Carabaya, indianische Wäschereien gefunden werden, goldhaltig sind, unterliegt weiter keinem Zweifel, aber auch speciell über Paucartambo waren mir schon früher Mittheilungen in Jauja gemacht worden, vorzüglich durch den Colonel L., der mehrere Jahre dort

gelebt hatte, und durch die Wilden an der Ausdehnung seiner Arbeiten verhindert worden. Die bestimmte Localität, über die ich, trotz seines Strebens sie zu verheimlichen, aus beiläufigen Andeutungen einige Aufzeichnungen gesammelt hatte, war mit Hülfe der Karte nicht schwer zu fixiren. Der General O'Brien, ein seit den Freiheitskriegen in Lima ansässiger Engländer, der verschiedentlich der Regierung Vorschläge zur Colonisirung dieser mit Kautschuk- (und Guttapercha-) Bäumen bedeckten Gegend gemacht hatte, brachte mehrere Nuggets von seiner Exploration zurück, die sich bei der Prüfung in London von höchster Feinheit erwiesen. Diese Thatsachen standen fest, aber freilich, wie nüchtern standen sie da, im Vergleich mit jenen Zauberbildern, die die Augen unserer Amerikaner blendeten. Der Dr. E., ein durch ganz Peru bekannter und auch als Geologe angesehener Mann, hatte ihnen, er selbst hatte ihnen erzählt, daß, relata refero, er oftmals nach heftigen Regengüssen die Flüsse ganz gelb dahin fließen sah, und glänzend von dem mit dem losgespülten Sande darin suspendirten Golde, daß seine von der Oberfläche genommenen Prospecte selten weniger als zwei bis drei Unzen in der Pfanne gaben, und daß aus seinen mit verschiedenen Lagen des Bodens gefüllten Satteltaschen die Juweliere in Cuzco sechs Unzen gewannen, daß man überall an den hervorstehenden Quarzblöcken deutlich die Goldadern, und zwar in mächtiger Breite, unterscheiden könne u. dgl. m. Und derartige Sachen habe ich im Laufe der Reise sehr oft von sonst ganz achtbaren Bürgern bestätigen und selbst noch übertreiben gehört. Wenn der seinen Ohren nicht trauende Zuhörer in zweifelhafter Verwunderung auf die kahlen Wände des scheunenartigen Raumes schaute, sonderbar contrastirend mit den zügellosen Phantasiegebilden, die vor seinen Blicken heraufbeschworen waren, so kam die stereotype Klage über los barbaros. Dieselben hätten schon die meisten dort zur Zeit der Spanier angelegten Coca-Pflanzungen zerstört, mit jedem Jahre würden sie furchtbarer, und nur die Norte-americanos könnten daran denken, sich in ihr Gebiet zu wagen. Wie mancher wohlmeinende Patriot hat uns mit halb wehmüthiger, halb freudenvoller Bewegung zugerufen: „Sie sind die Leute, die unserm Lande gefehlt haben, um seine unermeßlichen Hülfsquellen zu entfalten und es zum glücklichsten und reichsten der Erde zu machen. Sie werden vordringen in diese noch unbetretenen Thäler des Ostens und dort die Schätze

heben, die, wie ein mächtiger Magnet, die Einwanderung heranziehen und durch ihren neuen Geist das in Schlaffheit versinkende Leben unseres Volkes zu rühmlicher Thätigkeit anstacheln werden." Und nach solchen Anreden fühlte sich dann Jeder als der berufene Kämpfer, um die in den fernen Wäldern schlafende Jungfrau aus dem Bann ihrer bösen Zauberer zu erlösen.

Die, wie schon gesagt, größtentheils aus Nordamerikanern bestehende Gesellschaft zählte einundzwanzig Mitglieder, welche sich durch ein in Callao abgehaltenes Meeting organisirt und Einen aus ihrer Mitte als Capitän an die Spitze gestellt hatten. Je zu Vier oder Fünf bildeten sie eine Meß unter sich, gewöhnlich aus solchen zusammengesetzt, die beabsichtigten, mit einander in den Minen zu arbeiten, und dafür auch ihre Anschaffungen gemeinschaftlich gemacht hatten. Jede Abtheilung führte so die ihr besonders angehörigen Werkzeuge und Geräthschaften, während andere allgemein zu benutzende Gegenstände, wie eine große Wippsäge zur Fabrikation von Sluices, ein Blasebalg für Herstellung einer Schmiede, Schiffsbohrer, Stahl u. dgl. m., auf allgemeine Kosten, als company tools gekauft worden waren. Alle waren mit fünf- bis sechsläufigen Revolvern und Riflen bewaffnet, und einige außerdem mit kurzen Handschwertern, außer dem nie fehlenden Bowieknife. Zum Transport besaß jede Meß drei, vier bis fünf Esel oder Packmaulthiere und etwa die Hälfte der Personen ihr eigenes Pferd oder Maulthier, während die Uebrigen die Reise zu Fuß machten. Das Geschäft des Auf- und Abpackens ordneten die zu derselben Meß gehörigen unter sich, und gewöhnlich so, daß den von den Anderen wegen pecuniärer Unterstützung Abhängigen dafür ein größerer Theil der Arbeit zufiel. Einige alte Californier hatten das Geschäft des Beladens durch die Einführung leichter Holzsättel an die Stelle des schweren spanischen Apparates sehr vereinfacht, worüber sich mein peruanischer Bursche, der auch in manchen anderen Verbesserungen die seit jeher als heilig vererbten axiomata der arrieros so rücksichtslos verletzt sah, nicht genug verwundern konnte.

Ayacucho befand sich zur Zeit meines Eintreffens in einer fieberhaften Aufregung. Die Regierungstruppen hatten es seit zwei Tagen verlassen, und die friedlichen Spießbürger, die denselben, des Principes der Ruhe wegen, in jeder Weise gehuldigt hatten, fürchteten von Augenblick zu Augenblick einen Einfall der

für Castillo aufgestandenen Morochucos, welche geschworen hatten, das servile Nest mit Brand und Mord zu verheeren. Wie sie so hülflos dastanden, ohne hinlängliche Energie sich selbst zu schützen, schien ihnen die Gegenwart der zwanzig Nordamerikaner denjenigen Trost zu gewähren, den stets das moralische Uebergewicht einer Race auf die andere ausübt. Vergessen waren die über ihren Charakter als **christianos** erhobenen Zweifel; unser fester Corral füllte sich mit Koffern, Kisten und Bündeln, die zum Schutze dorthin gebracht wurden, und die Herren Gevattern erzählten einander mit freudeleuchtenden Augen, wie einzelne, als Spione in die Stadt geschlichene, Indianer bei Ansicht der bewaffneten Yankees sich erschreckt wieder zurückgezogen hätten. Eines Abends verbreitete sich wirklich der Alarmruf, dieselben seien eingedrungen, und weckte uns aus dem ersten Schlaf. Die Straßen füllten sich mit erschreckt nach allen Seiten hin Fliehenden, und der provisorische Präfect kam in eigener Person zu unserer Wohnung, um unsere Unterstützung nachzusuchen. In der That war auf dem Markte ein Haufen zusammengelaufenen Gesindels mit Erbrechung einiger Kaufmannsläden beschäftigt, zerstreute sich aber augenblicklich beim Anblick der Gewehre. Einen uns am nächsten Morgen gemachten Vorschlag, die Bürger in Bildung einer Nationalgarde zu unterstützen, lehnten wir ab, um so viel wie möglich außer allem Zusammenhang mit den Parteikämpfern, mit denen wir bei Fortsetzung unserer Reise noch vielfach in Berührung kommen mußten, zu bleiben.

Während im Durchschnitt die Quichua-Indianer ziemlich unter sich verschmolzen sind, und die vor der Inca-Eroberung allerdings bedeutenden Unterschiede ihrer Nationalitäten, mit Ausnahme unwesentlicher Dialekt-Differenzen, fast ganz verloren haben, sind gerade im Departement von Ayacucho, wo die Cordillera-Kette durch den Rio Grande, den Rio Pampas, die Harpa und andere Flüsse in der Richtung der Montaña vielfach unterbrochen wird, noch einige Stämme in größerer Abgeschiedenheit geblieben, und unter ihnen besonders die Iscuchanos und die schon erwähnten Morochucos. Die ersteren, deren liebliche Berghalden ich auf meinem Wege nach der Montaña von Huanta in einem mich einem Padre verähnlichenden Anzuge durchzog, stehen unabhängig von der peruanischen Regierung da, der sie nie einen Tribut bezahlt haben, und erkennen noch jetzt den **Rey** als ihren Herrn. Die letzteren

dagegen, ein die heerdenreichen Pampas der kalten Puna bewohnendes Reitervolk, schreiben sich einen großen Theil des Ruhms in der günstigen Entscheidung der Freiheitsschlacht bei Ayacucho, die der spanischen Herrschaft in Südamerika den letzten Stoß versetzte, zu, und haben sich seitdem stets eifrig an allen Revolutionen betheiligt. Zwischen ihnen und der im Vergleich zu ihrer Umgebung reichen Stadt Ayacucho bestand von jeher eine heftige Feindschaft, und ohne die, jede Verletzung von Privateigenthum auf das Strengste ahndenden Proclamationen Castilla's, die gerade zur rechten Zeit ankamen, würden sie sicherlich die ihnen dargebotene Gelegenheit zur Rache nicht haben vorübergehen lassen.

Unser Aufenthalt in Ayacucho war ein gezwungener. Die Yankees, völlig ununterrichtet über den politischen Zustand des Landes, das sie erst seit so kurzer Zeit betreten hatten, und dessen Sprache sie nicht verstanden, hatten Lima mit Pässen der dortigen Regierung für den Amazonenfluß, wohin die durch die nördlichen Provinzen führende directe Richtung allerdings von der Revolution noch unberührt war, verlassen, und wurden auf das Bedenkliche der Lage, in die sie sich gewagt hatten, erst dann aufmerksam, als der General Deustua bei seinem Abzuge von Ayacucho die Zurückgabe der ihnen abverlangten Papiere verweigerte. Ich traf sie gerade in Debatten über das, was weiter geschehen sollte, und rieth ihnen, vor Allem erst die Ankunft Castilla's in Ayacucho zu erwarten, worüber man sich auch einigte. Derselbe näherte sich rasch, und am nächsten Sonntage ging die Neuigkeit von Mund zu Mund, daß er nur noch zwei Leguas entfernt sei und an demselben Tage einrücken würde. Im Nu gewann Alles einen festlichen Anstrich, die geschmückten Kirchen glänzten im Scheine unzähliger Kerzen, lange Fahnen wallten überall von den Balkonen, und in der zum Markte führenden Straße erhoben sich grüne, mit Blumen geschmückte Triumphbögen. Aber mitten in den freudigen Jubel der guten Bürger, die nächste Nacht wieder unter dem väterlichen Schutze der Bayonette schlafen zu können, fielen plötzlich, wie ein lähmender Donnerschlag, die langgezogenen, dumpfen Töne des Kuhhorns, das von fern herüberschallte. Bald klangen die Straßen wieder vom Gestampf der Pferde und dem Klirren der Waffen, und unter dem der Wiederkehr legaler Ordnung erbauten Bogen erschien der Vortrab der Morochucos. In langer Linie, zwei und zwei in Front, umzogen sie, etwa drei-

tausend bis viertausend stark, die Plaza, und stellten sich rings um dieselbe auf. Die Reihe eröffneteu sechs Kuhhornbläser, denen der Caudillo mit seinen Häuptlingen und dann die übrige Reiterei folgte, alle auf den kleinen, aber unverwüstlichen Pferden der Puna, mit langen Lanzen und zuweilen einem verrosteten Säbel oder einer schloßlosen Flinte. Dann kamen diejenigen, die ein Pferd weder besaßen noch hatten auftreiben können, zu Fuß, eine höchst buntscheckige Sammlung aller möglichen Waffengattungen aufzeigend, die bei den Letzten mit einem knorrigen Knüppel etwas abrupt schloß.

Mit starrem Entsetzen schauten die Ayacuchaner auf die zerrissenen Ponchos und die finsteren Indianerphysiognomien, die die Möglichkeit der ihnen zugeschriebenen Gräuelthaten gerade nicht Lügen straften, und Manche warfen sich in die Sättel, um den Einzug der Truppen zu beschleunigen. Im Grunde war jedoch wahrscheinlich keine weitere Feindseligkeit beabsichtigt, wenn es dazu nicht durch einen Zufall gekommen sein würde. Während die meisten Neugierigen in ehrerbietiger Entfernung blieben, hatten sich Zwei aus unserer Gesellschaft, um besser sehen zu können, weiter vorgedrängt, beide beritten auf zwei hohen, starken Pferden, die sie von der Küste mitgebracht hatten. Einer der Häuptlinge richtete einige Worte an sie, auf die sie, als unverständlich, keine Antwort wußten, aber aus seinem Benehmen, und ihnen von befreundeten Umstehenden gemachten Zeichen, es für gerathen fanden, sich zurückzuziehen, den Weg nach unserer Wohnung einschlagend. Kaum indeß hatten sie die nächste Straße passirt, als sie sich verfolgt sahen von einer Abtheilung der Morochucos, die mit hoch geschwungenem Lasso auf sie zu sprengten und zusammen mit ihnen vor der Hofthür anlangten, wo den beiden Reitern eben Zeit genug zum Abspringen blieb, um der über ihrem Kopfe wirbelnden Schlinge zu entgehen. Die Indianer bemächtigten sich der Pferde, um sie mit sich zu führen, als sie, erschreckt durch den Revolver, den Einer der Yankees auf sie anlegte, die Zügel wieder fahren ließen, so daß wir Zeit hatten, die Thiere in Sicherheit zu bringen und das Hofthor zu schließen. Draußen entstand nun ein entsetzlicher Tumult, wir begannen uns aus einem nahe gelegenen Lager mit Ballen der Alpacca- und Vicuña-Wolle, so gut wie möglich, zu verbarrikadiren, als plötzlich mit dem Rufe: „Sie kommen, sie kommen!“ der Lärm verstummte und die Indianer sich zur feierlichen Einholung ordneten und auszogen. Denn es

kam wirklich das ejercito libertador del Sur, und Su Excellencia, el bene merito general Don Roman Castilla, Gran Mariscal, Presidente de la Republica y Libertador del Peru, wurde bei seiner Erscheinung auf dem Markte durch das ihn mit Vivas erstickende Volk vom Pferde gehoben und auf den Schutlern in die Kathedrale getragen, wo ihn der Bischof und die Geistlichkeit zur Begehung eines feierlichen Hochamtes erwarteten. Die Armee bestand aus etwa vier= bis fünftausend Mann, die erste Division, der noch drei andere folgten, leidlich gut gekleidet und bewaffnet, und schien allerdings einen Anflug von Enthusiasmus zu besitzen, ohne den sie auch nicht so rasch hätte geschaffen werden können. In Cuzco sagte man mir später mit echt römischem Stolze, sie sei aus der Erde gestampft.

Nach vielen vergeblichen Schritten, die am nächsten Tage zur Ordnung unserer Paßangelegenheit geschehen, bei dem Polizei-Präfecten, dem Jefe del Estado major u. s. w., versprach uns endlich der Letztere eine Audienz bei dem Präsidenten selbst, und so begab ich mich den andern Morgen mit dem Capitän der Gesellschaft nach dem bischöflichen Palaste, wo das Feldquartier aufgeschlagen war. Ich war gerade im Gespräch mit dem Geheimsecretär, Don P. G., einem intelligenten, jungen Advocaten, um ihm unsere Lage auseinander zu setzen, als sich die Thür öffnete und Castilla eintrat, in langen Schritten durch das Zimmer nach seinem Bureau eilend. Er schien ein Mann von etwa fünfzig Jahren, kleiner Statur, fein gebaut mit verhältnißmäßig etwas zu langem Kopfe. Sein Gesicht besitzt einen Ausdruck großer Entschlossenheit, der sich aus der scharf gebogenen Nase, aus der hohen Stirne und aus den kleinen grauen Augen, die unruhig unter den buschig weißen Augenbrauen umherwallen, mit fester Prägung hervorhebt, obwohl in den letzteren dann und wann der Funke jener finstern Tücke glüht, der sich auch bei lange fortgesetzter Mischung nie ganz aus dem indianischen Blute wäscht. Sein Vater soll Maulthiertreiber gewesen und er anfangs diesem Berufe gefolgt sein, bevor er in Kriegsdienste trat, jedenfalls geschah das Letztere aber schon in früher Jugend, und vom ersten Beginn an durch Unerschrockenheit und Geistesgegenwart ausgezeichnet, avancirte er rasch. Seine Gegner beschuldigen ihn, die Ursache von Gamarra's Niederlage und Tod in Bolivia gewesen zu sein. Aber wie dem auch sei, Keiner kann die Verdienste leugnen, die er während

seiner Präsidentschaft, der einzigen, die ohne Unruhen bis zum gesetzlichen Ende verlaufen ist, sich um Peru erwarb, und für seine große Popularität hat eben wieder der ganze Verlauf dieses letzten Bürgerkrieges Beweise geliefert. Er ist, trotz seiner oft zu brutaler Rohheit ausartenden Härte, jedenfalls der Mann des Volkes (welcher Begriff hier allerdings nicht in der europäischen Bedeutung zu fassen ist), während sich unter den höheren Klassen, wenigstens in einigen Provinzen, eher Hinneigung zu seinem Gegner fand. In den vielen Anekdoten, die über ihn umlaufen, wie er im Felde stets die Strapazen des gemeinen Soldaten theilt, wie er bei seinem Zuge gegen Vivanco unbewaffnet mitten unter eine Schaar Aufständischer trat und sie zur Pflicht zurückführte, wie er einen berühmten englischen Duellisten, dem in keiner Waffe beizukommen war, auf den peruanischen Kampf mit der Lanze forderte und trotz der demselben in Chili gegebenen Lectionen, ihn lebensgefährlich verwundete, zeigt sich das Interesse, das die Massen für ihn nehmen.

Als der Präsident uns passirte, nahm der Secretär eine günstige Gelegenheit zur Introduction war trug und unsere Angelegenheit vor. Castilla warf uns einen schnellen, mißtrauischen Blick zu und fragte, ob wir Pässe des nordamerikanischen Gesandten aus Lima hätten, was der Capitän auf meine Erkundigung verneinte. „Keine Pässe?" sagte er, uns auf's Neue musternd, dann, sich zu seinem Secretär wendend: „melden sie dem Polizei-Präfecten, daß diese Leute die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden in der Richtung, in der sie gekommen sind, zu verlassen haben." Eine meinerseits versuchte Erwiederung schnitt er mit den Worten ab: „Seien Sie froh, daß ich Ihnen den Rückgang erlaube; Briefe von der Küste melden mir, daß sich bewaffnete Nordamerikaner auf der Straße befänden, um gegen mich zu conspiriren, und ich zweifle daran nicht, denn die perfide Regierung in Lima ist zu Allem fähig. Papiere des nordamerikanischen Gesandten würden die Sache ändern, er ist mein alter Freund und ich kenne seine Gesinnungen, aber gerade, daß Sie mir nichts von ihm bringen, macht Sie um so verdächtiger." Mein Begleiter, der aus den Geberden des Präsidenten seine Entrüstung sah, reichte ihm einen Brief, den der schon erwähnte Dr. E. in Callao an einen Freund in Cuzco, den Colonel B., mitgegeben hatte, hinzufügend, daß sich daraus Alles erklären würde. „Ich lese keine Briefe," sagte Castilla, „theilen Sie mir seinen Inhalt mündlich mit;" dann aber

auf die Adresse sehend, rief er aus: „Wie, Sie wagen mir einen Brief mit solcher Bestimmung zu geben? das ist Einer der Eifrigsten in der schlechten Sache,“ und nachdem er die Unterschrift gelesen hatte, reichte er mit den Worten: „Ich kenne den Intriguanten, lassen Sie das Schreiben wohl examiniren,“ dasselbe zu dem Secretär hinüber, und verließ, uns einen andern vernichtenden Blick zuschleudernd, das Zimmer.

Mein Gefährte saß sprachlos vor Verwunderung da, und es kostete einige Zeit, bis er den ganzen Zusammenhang begriff, dann aber stimmten wir Beide überein, that we had got ourselves in a bad scrape, und nun zuzusehen hätten, wie wieder herauskommen. Denn nach Allem konnte es ernsthaft werden. Ohne Papiere des amerikanischen Consuls abzureisen, war jedenfalls eine unverzeihliche Nachlässigkeit bei dem gegenwärtigen Zustande des Landes. Der Capitän wußte zur Entschuldigung nur anzuführen, daß er mehrere Male in der Office gewesen wäre, ohne ihn zu treffen. Den Brief, der zur Untersuchung mitgenommen war, hatte ich früher gelesen. Er war offen und enthielt freilich nur eine Mittheilung der Pläne der Gesellschaft, mit der Bitte, ihr zur Erreichung derselben behülflich zu sein; aber wir kannten weder den Schreiber noch den Empfänger genauer, um zu wissen, ob nicht eine verborgene Meinung der Sache zu Grunde lag. Jedenfalls war der Brief nicht für fremde Hände bestimmt. Später habe ich mich überzeugt, daß Castilla sich wohl durch seine Leidenschaftlichkeit zu unbegründeten Aeußerungen fortreißen ließ, denn der Dr. E. in Callao, dessen Sohn allerdings Kriegsdienste unter Echenique genommen hatte, soll, wie uns Jeder versicherte, im Grunde seiner Sache zugethan sein, und der Colonel B. in Cuzco, obwohl überall für einen Anhänger des limenischen Präsidenten angesehen, hatte sich wenigstens ganz von aller Betheilung an den politischen Unruhen nach seiner Hacienda zurückgezogen — aber in dem Augenblicke fühlte man sich etwas ungemüthlich. Bei dem Wiedererscheinen Castilla's gab ihm der Secretär den Brief zurück, und bemerkte ferner, daß nichts darin gefunden sei, was aber nur die Erwiederung hervorrief: Jeden, der innerhalb vierundzwanzig Stunden die Stadt nicht verlassen habe, in Eisen zu stecken. Schon verschiedene Male hatte ich umsonst versucht zu Worte zu kommen, aber jetzt, ohne mich weiter abhalten zu lassen und dem sich entfernenden Präsi-

denten folgend, rief ich aus, daß Seine Excellenz nirgends bessere Freunde finden könnte, und daß es höchst bedrückend wäre, sich gerade von dem großen Manne verkannt zu sehen, von dem allein wir auf Unterstützung gehofft hätten. Vielleicht aus Neugierde, vielleicht durch eine der Bemerkungen frappirt, blieb der Präsident einen Augenblick stehen und drehte sich um, und ich ergriff nun rasch den Moment, um, so gut es unpräparirt gehen wollte und ohne Zeit zur Unterbrechung zu geben, ihm eine möglichst wohlgesetzte Anrede zu halten, worin ich einflocht, daß wir als die Söhne freier Länder, und aufgewachsen unter geregelten Institutionen, nie mit einer schwachen und despotischen Regierung, wie die jetzige Limas, sympathisiren könnten, daß wir genug vom Zustande Peru's gesehen hätten, um zu wissen, daß bei der allgemeinen Liebe des Volkes für ihn der Sieg nicht zweifelhaft sein könne, und daß aber auch nur, wenn eine kräftige Hand, wie die seinige, die Zügel der Regierung führe und für das Land die glücklichen Zeiten seiner ersten Präsidentschaft erneuere, eine Expedition gleich der unsrigen, deren Folgen für Peru unermeßlich sein könnten, zu gedeihen vermöchte. Diese und ähnliche Redewendungen, deren Wahrheit sich mir damals überraschend klar einredete, brachten allmälig ein Gespräch zu Stande, in welchem der Präsident zugab, daß allerdings in der Exploration der Goldminen Paucartambo's sowie überhaupt der Colonisation der Montaña die höchsten Interessen des Staates berührt würden, daß das Zustandekommen derselben eine Lebensfrage für Peru sei, und daß er von jeher alle dahin abzweckenden Unternehmungen mit besonderer Vorliebe betrachtet habe, und auch ferner stets, so viel in seinen Kräften stehe, unterstützen werde. In diesem Augenblicke natürlich, fügte er hinzu, kann nichts geschehen, und wünschte dann zu wissen, ob wir mit hinlänglichem Capital versehen seien. Der Frage, da unsererseits einmal darauf nicht viel zu antworten war, und dann in seinem Lager gleichfalls eine große Geldklemme sein sollte, wich ich so geschickt wie möglich aus, und als er auf's Neue auf die ihm zu Ohren gekommenen Gerüchte über fremde Spione zurückkam, bat ich ihn, eine Commission zu ernennen, um unsere nur auf die Erreichung eines friedlichen Zweckes zielenden Vorbereitungen zu untersuchen, und dann zu entscheiden. Damit wurden wir verabschiedet, und am Abend erschien der Polizeipräfect mit einigen Officieren, die um so leichter nach der In-

spicirung der Arbeitswerkzeuge von der Aufrichtigkeit unserer Angaben überzeugt waren, als Einer derselben selbst sich längere Zeit in der Montaña mit dem Sammeln der Cascarilla-Rinde beschäftigt hatte, und uns seine sehr befriedigenden Theorien über die dortigen Metalladern der Breite auseinandersetzte.

Des günstigen Berichtes dieses Herrn gewiß, glaubte ich alle Hindernisse überwunden, aber was war meine Ueberraschung, als mir am andern Morgen der Secretär unter nachfolgenden Betheuerungen seines Bedauerns mittheilte, daß der Präsident, obwohl momentan günstiger gestimmt, doch auf seinen anfänglichen Beschluß zurückgekommen sei, daß man gestern in einem gerade von Lima angelangten Engländer und einem schon länger im Lande befindlichen Nordamerikaner wirkliche Spione entdeckt und dieselben festgenommen habe, und daß auch Einer unserer eigenen Leute in's Gefängniß eingeliefert sei, weil er eine Schildwache mit einer Pistole angefallen und sich aufrührerischer Reden gegen die Officiere bedient habe. Das Letztere war leider zu wahr, aber ich suchte den Secretär zu überzeugen, daß dieser junge Mann sich nur im Zustande der Trunkenheit zu solchen Unüberlegtheiten hatte verleiten lassen, was er allerdings um so leichter zugab, als die angestellte Examination nichts weiter herausgestellt hatte; aber, fügte er hinzu, nach alle dem Vorgefallenen ist es nöthig, vorsichtig zu sein, und der definitive Beschluß Seiner Excellenz besteht darin, daß Sie außerhalb seiner Vorposten bis Huancavelica (der Hälfte des Weges von Ayacucho bis Lima) zurückgehen und dort erst die von dem amerikanischen Gesandten in Lima auszustellenden Papiere erwarten. Was war darauf zu entgegnen? Auf einen Versuch, den Präsidenten selbst, den sein Weg nachher durch's Zimmer führte, anzureden, erwiederte derselbe nur in barschem Tone: „Ich habe meinen Willen schon mitgetheilt, ich kann nicht bei weiterem Vorrücken bewaffnete Leute im Rücken lassen.“ Den ganzen Tag von Morgens neun Uhr bis Abends um dieselbe Stunde verweilte ich im Vorzimmer, um wo möglich noch eine Unterredung mit dem Präsidenten zu erhaschen, und auch umsonst suchte ich einige der stets aus- und eingehenden Adjutanten und den Bischof selbst für uns zu interessiren. Sie waren zu gute Höflinge, um nicht unsere Ungnade zu merken. Endlich als ich, unfähig länger gegen die Ermüdung anzukämpfen, mich zurückziehen wollte, traf ich an der Thür noch einmal auf den Secretär, der für uns und

unsere Unternehmung die ganze Zeit eine große Theilnahme gezeigt hatte, und bat ihn, mir aufrichtig zu sagen, ob noch irgend etwas geschehen könne zum Bessern unserer Sache. Ich bezweifle es fast, sagte er, doch lassen Sie mich noch einen Versuch machen, fügte er dann hinzu, ich habe noch eine ganz kleine Hoffnung, und seien Sie gewiß, an dem, was ich thun kann, soll es nicht fehlen. — In unserem Camp ging es wild her diese Nacht. Ueberzeugt von ihren friedlichen Absichten, fühlten sich die Leute indignirt, daß man sie verdächtig ansah, und ohne im Mindesten die Lage der Dinge zu beachten, hegten sie die abenteuerlichsten Vorschläge. Einige proponirten, die Reise fortzusetzen, ohne sich weiter an Castilla, oder sonst Jemand, wie sie sagten, zu kehren, Andere wollten sich in ihrem Corral verschanzen, noch Andere meinten am besten einen Guerillakrieg anzufangen, da man sie doch dazu geneigt glaube. Der Herr Consul in Lima wurde sehr unsanft mit etwas ehrenrührigen Beinamen behandelt. Es gelang mir indeß, wenigstens die Abstimmung über diese Vorschläge bis einen Tag weiter hinauszuschieben, und begab ich mich am nächsten Morgen wieder in's Bureau des Secretärs. Durch einen glücklichen Zufall traf ich dort den Dr. L. aus Huancayo, der in der Revolution des Departements Junin eine bedeutende Rolle gespielt hatte, bei der Zerstreuung der Armee in Colca geflüchtet war, und jetzt nach mancherlei Irrfahrten das Quartier des Präsidenten glücklich erreicht hatte. Als mein alter Bekannter, der als Bürge für meinen Charakter dienen konnte, versprach er mir augenblicklich, allen seinen Einfluß zur Förderung unserer Angelegenheit, die auch ihn aus früheren Reisen sehr interessirte, anzuwenden, und am Nachmittag theilte uns der Secretär mit, daß der Präsident Ayacucho mit den Truppen verlassen, die Ordnung unserer Frage aber ganz seiner Discretion überlassen habe. Nach einigen beiläufig angebrachten Anspielungen auf unsere nicht bei Worten stehen bleibende Dankbarkeit, erhielt ich endlich am nächsten Morgen den ersehnten Pasaporte, und der Herr Secretär hatte die Güte, einen schweren Ring aus californischem Golde als Andenken zu tragen, der ihm indeß nur als der Vorschmack dessen gegeben wurde, was er nach der Auffindung der Minen zu erwarten haben würde. Gerade als ich der Gesellschaft den Paß, in welchem alle Militär- und Civilbeamten zur Unterstützung unserer patriotischen Unternehmung, so viel in ihren Kräften stünde, aufgefordert wurden, unter lautem

Cheering verdeutlichte, erhielten wir eine Citation in das Bureau des Polizei-Präfecten, der uns dort die ihm vor zwei Tagen gesandte Ordre unserer Verbannung mittheilte. Natürlich war diese Schranke jetzt leicht weggeräumt, und nun ging es an ein eifriges Packen und Vorbereiten, um die lange Versäumniß nachzuholen.

Unser Weg folgte dem Längsthale, das sich durch die ganze Cordillera zieht, vielfach von kleinen, von Westen nach Osten streichenden Höhenketten, oder den von den Flüssen gebildeten Querfurchen durchschnitten. Abgesehen von den von dem Indianer für leichteren Cargo benutzten Lamaheerden reist man auf Pferden oder Mauleseln, und selbst deren Ausdauer nicht selten erschöpft sich fast, um die steinigen Pfade der leguasweit aufsteigenden Cuestas zu erklimmen, deren dünne Luft bei unseren Begleitern stets die Symptome vollständiger Seekrankheit hervorrief. Eine asthmatische Beklemmung verläßt beinahe nie den noch nicht acclimatisirten Fremden. Die ganze Erhebung zwischen der Piedra Parada, wo man von Lima aus zuerst den Kamm überschreitet, bis Cuzco, mag zwischen sechstausend und fünfzehntausend Fuß liegen, und so wechselt der Charakter der Gegend mit jedem Tausend Fuß höher oder niedriger oft verschiedene Male am Tage von der kahlen, öden Puna, wo nur hin und wieder die blitzschnelle Erscheinung der schlanken Vicuñas oder der stolz dahin schwebende Condor die Grabesruhe der Natur unterbricht, bis zu den in dem lichten Grün der Zuckerfelder glänzenden Thälern, wo Schlangen in dem Schatten dichter Büsche lauern, und Züge buntgefärbter Papageien die Luft mit ihrem schrillen Kreischen füllen. Zwischen beiden Extremen liegt das mittlere Niveau, die eigentliche Sierra, der die Cactuspflanzen ihren Ausdruck starrer Monotonie aufprägen. Die Gletscher der hohen Schneeberge, die man fast nie aus dem Gesichte verliert, vermeidet der sich an ihrem Fuße hinschlängelnde Weg, und die üppige Vegetation der wahren Tropenländer tritt erst hervor, wenn man in den westlichen Abhängen der Küste oder besonders den östlichen der Montaña sich der Fläche des Meeres nähert.

Die Zahl der Reit- und Lastthiere unserer Gesellschaft betrug einige dreißig, und bei dem durch das häufige Umpacken verursachten Aufenthalte konnten wir selten mehr als sieben bis acht Leguas an einem Tage zurücklegen. Gewöhnlich brachen wir schon vor der ersten Dämmerung auf, die Thiere wurden zusammengetrieben, gesattelt und beladen, zuweilen rasch eine Tasse Choco-

lade gemacht, und dann ritten wir meist bis zum Abend, außer einer kurzen Mittagsrast an einem Bergwasser, um einen Imbiß aus Käse, Brod und Pisco (ein nach dem Orte seiner Fabrikation genannter Traubenbranntwein) zu uns zu nehmen. Abends bei unserer Ankunft in einem Dorfe oder einer einsamen Poststation wies uns der Gobernador entweder ein gerade leer stehendes Gebäude an, oder räumte ein solches für uns aus, wo sich dann freilich außer den zwei schmutzigen Lehmwänden weiter nichts vorfand, und die Betten aus unseren Blankets und Sätteln hergestellt wurden. In Bezug auf das Essen galt das Princip, das Beste zu nehmen, was sich darbot, aber die Wahl war nicht schwer, da es nie etwas Anderes gab, als die heiß gepfefferte Kartoffelsuppe (Chupe), dann und wann durch eine mikroskopische Zuthat von Eiern oder Fleisch auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht. Chupe und Chicha (ein aus gegohrenem Mais zubereitetes Getränk) ist überhaupt das Einzige, was bei den Indianern zu finden ist, und man ist noch glücklich, nicht auf eine Frage nach diesen, ja selbst nach einem Glase Wasser die Antwort: „No hay" zu erhalten, oder Manam Kamchu im Quichua. Mit Ausnahme in den Städten findet man wenige Leute im Innern, die Spanisch verstehen, und ich vermißte sehr die Hülfe meines Burschen, der mir früher als Interpreter gedient hatte, aber durch keine Macht der Welt zu bewegen gewesen war, sich weiter als dem ihm schon bekannten Ayacucho und hasta la gente cerrada del Cuzco von seinem Wohnorte zu entfernen, und es vorzog durch heimliche Flucht seinen Contract zu brechen, eine sichere Beute, wie ich fürchte, der damals überall thätigen Rekrutirer. Das oft schwer aufzutreibende Pferdefutter besteht in Klee, grüner oder ausgedroschener Gerste, Maiskorn oder getrockneten Halmen, aber in den kälteren Theilen der Puna, oder wenn sich keine Wohnung vor Anbruch der Nacht erreichen läßt, müssen die an den Vorderfüßen zusammengekoppelten Thiere sich ihre spärliche Nahrung unter den Kräutern selbst suchen.

Am Rio Pampas passirten wir die erste der peruanischen Hängebrücken, und gelangten an demselben Abend nach Chinchero, wo ein Rasttag gemacht und zur besseren Verproviantirung einige Schweine geschlachtet, oder vielmehr nach californischer Art geschossen wurden. Der Cura dieses Platzes, der uns sehr freundlich bewirthete, hatte einige Zeit in Marcapata, wohin unsere

Reise lag, gestanden, und wurde nicht müde, uns in unserer Ansicht von dem Goldreichthum der dortigen Montaña zu bestärken durch eine Menge wohlbegründeter Thatsachen, wie er sie nannte, von denen er besonders das Folgende mit vieler Salbung zu erzählen pflegte:

„Zur Zeit, als noch die Portugiesen unsere besten Minen im Besitz hatten, und durch ihre unchristlichen Zaubermaschinen unermeßliche Quantitäten des Metalls aus den innersten Eingeweiden der Erde herauszogen, hatte sich an dem unter dem Namen Goropukuo (Goldfett) bekannten Felsen ein Dom R. niedergelassen, der die armen Indianer auf die schrecklichste Weise preßte, so daß ganze Familien, ganze Dörfer in seinen unterirdischen Gruben dahinstarben. Aber ihn rührte nicht menschliches Elend, er kannte keine Thränen, sein Herz hing am Golde. Seinen Reichthum, der sich von Jahr zu Jahr mehrte, benutzte er nur, um seine Arbeiten auszudehnen, seine Gänge weiter und weiter zu treiben, und in diesen schritt der Todesengel. Jedes neue Thal, das sie berührten, verwandelte sich in eine Wüste, die unbearbeiteten Felder überwucherten mit Unkraut, die hirtenlosen Heerden zerstreuten sich in den Einöden, und unbegraben lagen die Leichen der vorher in ihrer friedlichen Abgeschlossenheit so glücklichen Bewohner. Da erschien das Gesetz des Rey, wornach jeder Portugiese bei Todesstrafe innerhalb eines Monats das Land zu verlassen habe, und er, der den allgemeinen Haß gegen sich kannte und die Unfähigkeit sah, die angesammelten Schätze in der kurzen Zeit außer Landes zu schaffen, floh, ewige Rache schwörend allen Spaniern und ihren Abkömmlingen, in die Wildnisse der Montaña. Dort traf er die wilden Chunchus, und vereint mit diesen Barbaren, deren Verachtung des göttlichen Gesetzes seinem lästerlichen Sinne zusagte, nahm er Theil an jenen mörderischen Einfällen, die manchem heiligen Priester die ersehnte Märtyrerkrone aufdrückten und die einst blühenden Missionen von Paucartambo in ihren heutigen Zustand des Ruins brachten. Auch nach Carabayo trug er Feuer und Schwert, und hoffte sich der Veten von San Juan del Oro zu bemächtigen, wo der vierhundert Pfund wiegende Goldklumpen gefunden worden war, dessen Uebersendung Karl V. mit der Verleihung des Adelspatents an alle daselbst Ansässigen belohnt hatte. Dort indeß wurde er mit seiner ordnungslosen Bande zurückgetrieben, und um ihn zu trösten, versprachen die Chunchus ihm größere Reichthümer, denn

jene, zu zeigen, Reichthümer, die sie seit dem Falle des Inca-Reiches sorgfältig gegen alle Bearbeitung bewacht hätten. Sie führten ihn zum Berge des Camanti, wo noch gegenwärtig die Spuren der Straße existiren, auf welcher der Inca alljährlich seinen Zug von Cuzco dahin nahm, um die goldenen Thränen seines Vaters, der Sonne, zu sammeln, und dem Portugiesen schwanden seine Sinne, als seine geübten Blicke auf diesen seit Jahrhunderten unberührten Hort fielen, gegen den Alles, was er bisher gekannt hatte, in Nichts zurücktrat. In wenigen Tagen war der ganze Berg in eine ungeheure Werkstatt verwandelt. Mit der Hülfe seiner Freunde höhlte er das Centrum desselben in ein großes Bett aus, und dahin leitete er alle die auf verschiedenen Punkten entspringenden Gebirgswasser. Es bildete sich ein weiter, tiefer See, und ein See von Gold. Gold brachte jede Welle, jeder Strom führte Gold; Gold wusch jeder Regentropfen aus der Erde, und alles dieses Gold sank in den See, füllte seinen Boden, bedeckte seine Wände und hob sich langsam wachsend nach der Oberfläche empor. Gierig schauten die Augen des Portugiesen vom Morgen bis zum Abend in die funkelnde Masse, täglich sah er, wie sie mehr und mehr sich füllte, und berechnete ohne Unterlaß den Tag und die Stunde, wenn der letzte Tropfen Wassers erstarrt sein würde. Die Chunchus kamen oft ihn zu besuchen, freuten sich über seine guten Erfolge, aber riethen ihm, zufrieden zu sein mit dem, was er habe, es sei genug. Mit höhnischem Lachen antwortete er ihnen: „Wie kann es genug sein, wenn ich nicht Alles habe? Noch fehlt mir der beste Theil.“ Und neue Kanäle wurden gegraben, mehr Wasser rauschte herbei von allen Seiten, und schwerer und schwerer fielen die goldbeladenen Tropfen in den See. Die Chunchus kamen zurück, sie betrachteten mit Erstaunen, dann mit Schrecken, die vermehrten Arbeiten. Sie zeigten dem nie die Ufer des Sees Verlassenden, wie der Berg auf allen Seiten durch seine Gänge ausgewaschen und unterhöhlt worden sei, wie er nicht mehr die unendliche Last des Goldes zu tragen vermöge, und wie die Regenzeit herannahe mit ihren Sturzgüssen. Vergebens waren Worte und Rathschläge. Die Seele des Habsüchtigen war durch das glänzende Metall in seine Augen gebannt, er sah, er hörte, er fühlte, er dachte, er lebte nur Gold. Nur eine Handbreit schmale Wasserschicht stand über dem festen Absatz. „Das wird sich diese Nacht versteinern,“ sagte er zu sich, als er am

Abend sein ruheloses Lager suchte, „und morgen, dann bin ich reich genug, um alle Königreiche der Erde zu kaufen." Dieselbe Nacht zog ein furchtbares Unwetter über das Thal von Marcapata, und um Mitternacht hörte man ein donnerndes Krachen, das weithin die Erde in ihren Grundfesten erschütterte. Am nächsten Morgen fanden die Chunchus meilenweit die Ufer am Fuße des Camanti von den Trümmern eines ungeheuren Bergsturzes bedeckt, und darunter liegen noch heute die Schätze Peru's begraben."

Zwischen Chincheros und Andahuailas begegneten wir der zweiten Abtheilung des Ejercito del Sur, besonders Artillerie, die gleichfalls durch Maulthiere transportirt wurde, Lauf und Laffetten getrennt.

Auf dem Wege von Andahuailas nach Huancarama passirt man eine ziemlich wohlerhaltene Ruine, die sich mitunter als ein Fort (Quramba) aufgeführt findet. Einer solchen Bestimmung widerspricht jedenfalls ihre in den Zeichnungen oft nur ungenau wiedergegebene Bauart, indem sie aus Terrassen mit einer in der Mitte hinaufleitenden Treppe besteht, und es scheint eher, daß sie zu den Rastungsplätzen des Inca auf seinen Reisen durch das Land gehört habe, deren Garcilasso de Vega erwähnt, indem er sagt, daß solche stets an Stellen angebracht worden wären, wo sich eine Aussicht auf die Gletscher und die Gebirgstiefen dargeboten hätte. Gerade dazu wäre es schwer, einen geeigneteren Platz auszuwählen, als diesen, von dessen schroffen Vorsprüngen aus der Blick über eine lachende Mannigfaltigkeit gewundener und sich durchkreuzender Thäler schweift, die an dem nahe gerückten Horizonte durch eine himmelhohe Wand weißer Bergriesen begrenzt werden, in einer malerischen Weise, der Weniges an die Seite zu stellen sein dürfte.

In dem fruchtbaren Thale von Abancay, dessen noch jetzt imperial benannter Zucker früher allein vom Madrider Hof benutzt wurde, traf ich mit einem dort ansässigen Spanier zusammen, der mir viel von seinen verunglückten Minen-Operationen in der Montaña erzählte. Ich sprach davon mit meinen Begleitern, die sehr erstaunt waren, die Sache von einer andern als der gewöhnlichen Seite darstellen zu hören, indeß sich bald damit trösteten, daß ein Mann, der weder in Australien noch Californien gewesen sei, unmöglich etwas von der Goldgewinnung verstehen könne.

Am Apurimac trafen wir eine zweite Schwebebrücke, aber noch länger und schmäler als die erste. Das Thal des Apurimac besteht an dieser Stelle eben nur aus der schroffen Furche, die der reißende Strom zwischen den beiden senkrechten Felsenwänden gegraben hat, und nachdem das Maulthier sich den steilen Zickzackweg von beträchtlicher Höhe fast senkrecht herabgewunden hat, ist man plötzlich genöthigt, dieses in der Luft hängende Gebäude von durchaus nicht sehr Vertrauen erweckend aussehenden Stricken zu betreten, um über den noch in bedeutender Tiefe dahin brausenden Fluß nach der andern Seite zu passiren, während das Ganze in stete, mit jedem neuen Fußtritte zunehmende Schwingungen geräth. Die Thiere, die immer nur sehr schwer und oft erst durch Knebelung zum Uebergange zu bringen sind, müssen abgepackt werden, eine schwierige Aufgabe, da der dem Felsen abgewonnene Raum kaum hinlänglich für die Passage selbst ist. In diesen engen Quebraden, wo durch die rings abprallenden Sonnenstrahlen eine erstickende Hitze erzeugt wird, überfallen den Durchreisenden solche Wolken kleiner Fliegen, von denen jeder Stich einen braunen Fleck hinterläßt, daß man auch bei dem raschesten Durcheilen mit einer andern Hautfarbe herauskommt, als man sie betrat.

An den Apurimac knüpfen sich viele historische Erinnerungen aus der Vergangenheit Peru's. Manco Capac, der zuerst die armseligen Indianer der Sierra um sich sammelte, dehnte seine friedlichen Eroberungen bis zu diesem Strome aus, den Mayta Capac später zum großen Erstaunen der ihm seitdem göttliche Ehren erzeigenden Anwohner mit einer Brücke überspannte, und an seinen Ufern sah Gonzalez Pizaro seine ehrgeizigen Pläne, deren Durchführung der ganzen Geschichte Südamerika's eine andere Gestalt gegeben haben würde, vernichtet und sich vor seinen schon durch den Glanz des Thrones geblendeten Augen das blutige Schaffot erheben, das er wenige Tage später auf dem Markte Cuzco's bestieg. Trüben Blickes deutet der verschlossene Indianer dorthin, wo sich flußabwärts auf beiden Seiten des Apurimac unersteigliche Bergmassen auf einander thürmen, in deren rauhen Felsenburgen die aus ihren Palästen vertriebenen Trümmer der Inca-Familie noch einige Zeit ein kümmerliches, aber unabhängiges Dasein fristeten. Auch der letzte Aufstand Tupac Amaru's ging von dort aus. Noch jetzt sollen die Ruinen der damals gebauten Städte vorhanden und, wie die Sage des Volkes geht,

große Schätze darin vergraben sein, aber ein neuerer französischer Reisender, der nach vielen Mühseligkeiten bis dahin vordrang, hat wenigstens von den letzteren nichts gefunden.

Ein zuvorkommender Hacendado, der gehört hatte, daß wir Mineros seien, theilte uns mit, daß drei Leguas von der Brücke an der rechten Seite des Apurimac ein Fels puren Goldes hervorstehe, der in einem solchen Winkel über den Fluß hänge, daß wegen des drohenden Einsturzes ihn bisher noch Niemand zu bearbeiten gewagt hätte. Aehnlicherweise wollte mich einst in der Montaña von Huanta ein durch allzu große Indulgenzen in Pisco mittheilend gewordener Indianer zu einer Stelle des Flusses führen, wo sich ein großer Stein aus reinem Golde deutlich erkennen ließe, dessen Heraufbeförderung aber wegen des dort sehr heftigen Strudels unmöglich wäre.

Aus der warmen Quebrada Limatambo's, wo sich ein Havaneser mit großem Erfolge der Cultivation des Tabacks gewidmet hat, führte uns der viele Stunden bergansteigende Weg in die morastige Hochebene von Suteri, durchschnitten von einer breiten geraden Chaussee, noch ein Rest jener großen Heerstraße, die vor der spanischen Eroberung Cuzco mit Quito verband. Auf dieser Fläche war es, wo zur Zeit des furchtbaren Aufstandes der Canas der durch die wunderbare Erscheinung des Viracocha (dem Schaum des Meeres, dem später die weißen Männer, noch heute von dem Indianer mit Viracocha angeredet, entsprangen) inspirirte Sohn Yahuarkuakap's, der nachherige Viracocha-Inca, die schon in wildem Schrecken zerstreuten Glieder seines Hauses wieder um sich sammelte, und in einem vom Morgen bis Abend wüthenden Blutbade, (das nach manchem Schwanken des Kriegsglückes schließlich ein durch die Priester beschworenes Gewitter durch seine den Völkern der regenlosen Küste verderblichen Donnerschläge entschied) die schon wankende Herrschaft des patriarchalischen Despotismus auf's Neue befestigte.

An den Abhängen der die Ebene umgrenzenden Berge sieht man terrassenförmige Bauten, um keinen Fleck der Erde in der Cultivation zu verlieren, durch welches Princip geleitet die Incas auch die Städte überall auf den Höhen, wo man noch jetzt ihre Spuren findet, anlegten. Cuzco selbst liegt an dem erhabensten Punkte eines höchst allmälig inclinirten Thales, das sich in einer wegen der gleichmäßigen Gradation kaum merkbaren, obwohl be-

deutenden Senkung von den Morästen Sutire's, und von ihnen nur durch einen niedrigen Kamm geschieden, abwärts zieht bis zu den Ufern des Ucayali, und während man so schon wenige Stunden außerhalb Cuzco's eines sehr angenehmen und milden Klimas genießt, sind die Witterungsverhältnisse dieser dreizehntausend Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Stadt selbst, durchaus keine unangenehmen, stechend heiß am Mittage und kalt Morgens und Abends.

Ja, wir befanden uns in Cuzco, der alten Sonnenstadt der Incas, von deren großartigen Werken der Blick noch überall unzerstörbare Spuren findet. Die ganze neuere Stadt ist wörtlich auf den Ruinen der alten erbaut, denn abgesehen von den zum Bau der Kirchen verwandten Steinen, bestehen die Untergeschosse der meisten Häuser noch aus den aus ihrer alten Stelle unverrückten Mauern der alten Gebäude, worauf die Spanier nur nachher ihr leichteres Fachwerk aufgesetzt haben. In den aus großen, sechs- und achteckigen Steinen aufgeführten Palästen Manco Capac's, den mehr regelmäßigen Huayna Capac's und anderer verschollener Welteroberer folgen ruhige Familien jetzt ihrem kümmerlich von Vater auf Sohn vererbten Handwerke, oder betäubt sich der Indianer in dem lockenden Gifte, das bald den letzten Funken geistigen Lichtes in seiner rasch dahinschwindenden Race vertilgt haben wird. Die eine Seite eines engen Gäßchens in der Nähe des Marktes wird ganz von der aus höchst gleichmäßig behauenen Quadern, wie es erscheint zusammengeleimten Wand der casa de las virgenes eingenommen, und in dem in ein Dominicanerkloster verwandelten Sonnentempel steht noch jene prächtige Säule, von der herab der Inca die aufgehende Sonne begrüßte. Die letztere Antiquität zu Augen zu bekommen, kostete mir einige Mühe, da die guten Padres wahrscheinlich in ihrem Glaubenseifer gegen heidnische Ueberlieferungen mich stets nur in die allerdings reich ausgestattete Kirche führten, und das Vorhandensein jeder andern Sehenswürdigkeit leugneten. Und leider wird man diese, wenn nicht mehr Sorfalt auf ihre Unterhaltung verwendet wird, bald wirklich umsonst suchen.

In dem oberen Theile der Stadt ist die Kapelle erhalten, wo die rechtzeitige Erscheinung Sanjago's bei der letzten großen Belagerung von Cuzco die schon dem Tode geweihten Spanier aus den Händen ihrer zahllosen Feinde errettete, und außerhalb der-

selben finden sich neben den Trümmern einer Wasserleitung die unverwüstlichen, aus großartigen Felsenmassen aufgethürmten Wälle des Sacsahuaman, von denen aus ein unterirdischer Gang zu dem Sonnentempel leiten soll. Dieser Gang ist natürlich voll reicher Schätze. Vergrabene Schätze überhaupt wittert das Volk in Cuzco fast in jedem Hause, und auch der Besitzer des Tambo, in dem wir wohnten, schlug uns vor, Nachgrabungen in einer von ihm bezeichneten Ecke desselben zu machen. In der früheren Jesuitenkirche, wo, wie es heißt, dieser Orden bei der Vertreibung all' sein Eigenthum zurückließ, sind schon viele Tausende in Nachsuchungen verschwendet, von einer dazu gebildeten Gesellschaft. Eine andere, für einen noch romantischeren Zweck bestimmte, war im Formen begriffen, und wir wurden ebenfalls zur Theilnahme eingeladen. In einer öden Sumpfgegend, flüsterte man nämlich, einige Leguas von Cuzco, habe ein Schäfer in einer tiefen Höhle alterthümliche Baulichkeiten entdeckt, mit Leichnamen und den diesen mitgegebenen Reichthümern angefüllt. Die durch den Einfluß der Sonne auf die Moräste entwickelte mephitische Luft drohe Jedem, der sich jener Stelle nähere, sichern Tod, so daß ein Zugang nur Nachts möglich sei, aber dem Kühnen, der sich dann dorthin wage sei ein überschwänglicher Lohn gewiß. Andere erzählten von den versunkenen goldenen Gärten. Von einem mir bekannten Cura in C., der allerdings über sein Einkommen lebte, trug man sich mit der Geschichte, daß derselbe, einst über die Puna zwischen S. und T. reitend, die Erde habe hohl wiederklingen hören und den Fuß des Maulthieres einsinken sehen. Ohne etwas zu verrathen, sei er ruhig bis zum nächsten Halteplatz gereist, dann aber bei Nacht zurückgekehrt, und habe eine zur Zeit des spanischen Unabhängigkeitskrieges dort vergrabene Summe glücklich gehoben. Ein hoher Regierungsbeamter, der unserem Paß noch besondere Empfehlungen an einzelne Behörden hinzufügte, hatte die Güte, uns eine andere Geschichte zum Besten zu geben: Im Jahre 184— (das Datum schwankt zwischen 45 und 46), als ich Deputirter des damaligen Congresses in Lima war, erschien eines Tages in unserer Sitzung ein alter, alter Mann, mit einem langen, weißen, bis auf den Gürtel herabwallenden Barte, und nahm auf Ansuchen des Präsidenten unter uns Platz. Er wurde uns durch den Deputirten E. aus L., der ihn eingeführt hatte, als ein italienischer Priester vorgestellt, der schon seit vierzig Jahren ver-

schollen gewesen und allgemein für todt betrachtet worden wäre, sich aber während dieser ganzen Zeit im Innern der Montaña mit dem großen Bekehrungswerke der wilden Barbaren beschäftigt hätte. Seine Anstrengungen seien mit unerwartet günstigem Erfolge gekrönt worden, und augenblicklich befänden sich dort drei große Dörfer Neubekehrter, jedes aus zehntausend Einwohnern, und begierig, unter den Schutz der christlichen Regierung von Peru aufgenommen zu werden, für welchen Zweck allerdings das Nächste würde sein müssen, die fast unmögliche Communication durch Anlegung von Straßen zu erleichtern. Das Land dort böte für Einwanderer die größten Vortheile, sowohl in seiner Vegetation, als auch für die Bearbeitung von Minen, und er möchte vor Allem die Aufmerksamkeit der Kammer auf eine Mittheilung des Padre lenken, die, da an seiner Wahrheisliebe nicht zu zweifeln sei, höchste Beachtung verdienen. Derselbe behauptet nämlich, in der Nähe eines dieser Dörfer einen Berg zwischen drei und vier Meilen lang (und etwa eben so viele oder noch mehrere breit) aus massivem Golde gesehen zu haben, den er von der Regierung in Besitz genommen wünschte, bevor Privatpersonen darauf speculirten. Als bei diesen Worten, fuhr mein Gewährsmann fort, sich von verschiedenen Seiten spöttische Anmerkungen hören ließen, und die Meisten ein Lächeln nicht unterdrücken konnten, richtete sich die durch das Alter gebeugte Gestalt des ehrwürdigen Greises auf, und sich an uns wendend, sagte er mit zitternder Stimme: „Meine Tage sind gezählt, ich stehe am Rande des Grabes, und nie haben meine Lippen gewußt eine Lüge zu sprechen, aber diese Augen haben das Gold gesehen, diese meine Hände haben es berührt.“ Es folgte eine ziemlich lebhafte Debatte unter den Anwesenden, und endlich wurde beschlossen, in der That ein Explorationscorps von sechshundert Mann, unter dem Befehl des Generals F., dorthin zu schicken. Der Padre ging zurück, um den Empfang für dieselben vorzubereiten. Aber als der General, der wegen der damals ausbrechenden Revolution erst viele Monate nach der Verabredung sich in Marsch setzen konnte, in die ihm bezeichnete Gegend gelangte, hörte er, daß nach der Rückkehr des Padre fünfzigtausend der wilden Barbaren, um die beabsichtigte Annexion an Peru, von der sie für ihre Freiheit fürchteten, zu verhindern, die drei Dörfer überfallen, alle Christen niedergemacht und jedem Eindringlinge unverzüglichen Tod geschworen hätten. So kam der

tapfere General ohne Lorbeeren zurück, von dem Padre ist aber nie wieder etwas gehört worden.“ Leider war es mir nicht möglich, Exemplare der Protokolle im Comercio aus jener Periode aufzutreiben, die jedenfalls interessante Aufschlüsse über quadratische und cubische Potenzirungen gegeben haben würden. Dieses vielleicht den Einen oder den Andern interessirende Nugget mag in den Pampas del Sacramento, in der Nähe des Cerro del Sal aufgepickt werden. — Ein Pole, der gegenwärtig eine Gewehrfabrik im Auftrage der Regierung leitet, und früher ebenfalls viel Gold in der Montaña gewaschen haben wollte, machte uns einen ledernen Trinkbecher zum Geschenk, den er behauptete bei seinen Spaziergängen am Ufer des Flusses stets im Vorbeigehen mit Gold gefüllt zu haben. Zugleich gab uns derselbe die interessante Notiz, in die auch andere der dortigen großen Geographen übereinstimmten, daß man vielfach Seevögel in der Nähe von Paucartambo sähe, und der erste Punkt, wo man die nicht sehr ferne Grenze Brasiliens in gerader Richtung überschritte, ein Seehafen in einiger Entfernung von Cabo del Horno sei.

In Cuzco befand sich damals die Reserve des Ejercito Libertador, unter dem Commando des Generals San Roman, des Präsidentenmachers von Peru, von dem man zu glauben anfing, er würde sich wahrscheinlich diesmal selbst als Candidaten aufsetzen und von Castillo lossagen. Ein anderer, gleichfalls unabhängiger Aspirant zur Präsidentur und auf eigene Faust kämpfend, war Vivanco (el illustre) in Arequipa. Diese Generäle (San Roman und Vivanco) lieferten sich vor mehreren Jahren jene berühmte Schlacht, wo bei dem ersten Kanonenschusse die Führer auf beiden Seiten nach entgegengesetzten Richtungen das Weite suchten. Die Soldaten San Roman's liefen später als ihr Gegner, und der mit dem Siegesberichte nachgeschickte Adjutant konnte seinen durch diese Verfolgung nur noch mehr erschreckten Feldherrn erst eine Tagereise vom Schlachtfelde einholen, wo er ihn endlich ganz erschöpft, ohne Hut und Degen antraf. San Roman gilt seit diesem Sieg für den besten General von Peru, und wenn man jemals auf diese Nebenumstände anspielt, so zucken die guten Peruaner die Achseln und meinen begütigend, man könne einmal nicht in Allem vollkommen sein, aber jedenfalls käme ihm Keiner gleich in der Tactik (sic).

Die Stimmung in Cuzco, obwohl dort die Revolution ihren

Ausgang genommen hatte, war durchaus nicht so sehr zu Gunsten Castilla's, als in den noch nicht befreiten Provinzen, wo man den gesetzlichen Präsidenten im höchsten Grade haßte und verabscheute. Hier dagegen warf man Castilla vor, zur Equipirung seiner Armee mit dem bolivianischen Präsidenten Belzu in Beziehung getreten zu sein, während außer der von Elias angeregten Guano-Frage gerade der Echenique gemachte Vorwurf, die von Bolivien der peruanischen Ehre zugefügten Beleidigungen nicht entschieden genug wegen seiner Verwandtschaftsverhältnisse geahndet zu haben, den Hauptanlaß zu der ganzen Erhebung gegeben hatte. Der Ankauf der Waffen war durch die Vermittelung eines Franzosen geschehen, der, wie viele Andere hier, einige Zeit in der Goldgegend, und zwar in Carabayo, speculirt hatte und behauptete, ohne ein seinen dort aufgestellten Dampfmaschinen zugestoßenes Unglück in wenigen Monaten ein Millionär geworden zu sein. Winke, daß er zum Verkauf keine Abneigung habe, fehlten nicht. Ein vermeintlicher Doctor, der in der Armee angestellt war, prahlte, wie er einst von einer Goldgräber-Compagnie engagirt gewesen, aber obwohl er sich möglichst in der Ausrüstung der Medecin-Kiste beeilt, doch bei seiner Hinreise dieselben schon auf halbem Wege mit ihren Piles zurückkommend angetroffen hatte, worauf ihm jeder accordirte Thaler in Unzen ausgezahlt sei. Damals schien er aber nicht mehr viel davon übrig zu haben.

Bei einem eines Tages dem Subpräfecten abgestatteten Besuche fand ich denselben im Hofe seines Hauses von einer Menge von Indianern umgeben, alle festlich gekleidet, mit ihren bunt gewebten Ponchos und ihren silberbeschlagenen Stöcken. Mit Hülfe seines Dolmetschers suchte er ihnen eine große Freudenbotschaft, wie er es nannte, zu verkünden, nämlich die von Castilla verordnete Aufhebung des Tributs, vermochte aber trotz aller seiner Anstrengungen durchaus nicht den erwarteten Effect hervorzubringen. Die alten Indianer blieben stumm und schienen zur Ablehnung geneigt. Man sagte mir, daß sie fürchteten, mit dem Rechte Tribut zu zahlen, auch das, von der Rekrutirung frei zu bleiben, zu verlieren, welches letztere indeß niemals in Wirklichkeit respectirt worden war.

In Cuzco giebt es noch manche Familien, die sich directer Abstammung von den Incas rühmen und auf ihr königliches Blut, ohne gerade den Beinamen Orejones zu beanspruchen, stolz sind,

wie man dort überhaupt einige Kenntniß ihrer Geschichte und Interesse für ihre Vergangenheit findet, während z. B. in einer andern Provinz Peru's uns ein gelehrter Advocat allen Ernstes auseinandersetzte, daß der Name Inca von der Verheirathung eines schiffbrüchigen **Inglis** mit einer **India** stamme, und dann die etymologische Ableitung bündig nachwies (wie sie auch schon gedruckt steht).

Im Museum Cuzco's, das bessere Berechtigung auf den Namen einer Rumpelkammer hat, finden sich, neben einigen Exemplaren jämmerlich ausgestopfter Thiere und Vögel und einer unbedeutenden Collection von Mineralien, sehr interessante peruanische Alterthümer in Waffen, Gefäßen, Götzenbildern, Webereien u. s. w., aber daneben auch bunte Porzellanfiguren, Bleisoldaten, Puppenköpfe, Glasgespinnste und andere Kinderspielzeuge, die von den Besuchern am meisten bewundert werden. Weit besser geordnet und ebenfalls reichhaltig ist eine der verwittweten Madame H. gehörige Privatsammlung, von ihrem verstorbenen Gemahl, einem Franzosen, angelegt.

Meine Absicht war eigentlich gewesen, mich in Cuzco, von wo mein Weg nach Arequipa, der ihrige nach Osten lag, von der Gesellschaft zu trennen, und nur die Ordnung einiger von mir gemachten Geldvorschüsse, deren die **compañia minera norte-americana** etwas sehr benöthigt war, hatte mich noch einige Tage aufgehalten, als eine Deputation Kaufleute uns ihre Aufwartung machte, mit der Erkundigung, ob wir zu der Gesellschaft des amerikanischen Reisenden Herrn Gibbon gehörten, dessen Werk bald darauf veröffentlicht wurde. Auf unsere Verneinung theilten sie uns mit, daß sie denselben schon seit einem Jahre erwarteten, um die versprochene Beschiffung des Madre de Dios in's Werk zu setzen, daß sie aber fast fürchteten, er werde nicht zurückkommen, und im Falle wir zu dieser Unternehmung nicht abgeneigt wären, hätten sie keine Zweifel, die nöthigen Fonds bald durch eine Subscription zusammen zu bringen. Die schon seit mehreren Jahren zu diesem Zwecke gegründete Actien-Gesellschaft sei augenblicklich insolvent, ohne bis jetzt irgend etwas zur Förderung ihrer Aufgabe gethan zu haben. Die Ansichten der Yankees über diesen Vorschlag waren getheilt, indeß nur einen Augenblick, denn im nächsten kamen Alle darauf zurück, erst die Goldnuggets des Minendistrictes aufzupicken, nachher könnte man, meinten Einige, den vorgeschlagenen Weg direct nach dem Atlantic

wählen, um den in Peru auf die Metallausfuhr gelegten Zoll zu vermeiden. (!) Mir war gerade in den Tagen über das angeregte Project eine kleine, sehr enthusiastisch geschriebene Broschüre eines italienischen Priesters, des Padre Julian Bovo de Revello, unter dem Titel: el brillante porvenir del Cuzco, in die Hände gefallen, und ich erfuhr nun, daß der Verfasser derselben noch jetzt in der Montaña lebe, ungeduldig auf eine Gelegenheit wartend, seine Lieblingsideen zur Ausführung zu bringen. So wurde ich bewogen, den Fahrten der Compagnie noch weiter zu folgen, und nachdem ich die mir von derselben, bei Mittheilung meines Entschlusses, angebotene Ehre der Capitänswürde, mit der eben nicht viele Annehmlichkeiten verknüpft waren, freundschaftlich abgelehnt hatte, begann ich meine Einkäufe und Vorbereitungen in Cuzco zu treffen, als dem letzten Punkte, wo es thunlich war. Es war unser Plan, die Montaña Paucartambo von Marcapata aus zu betreten, und dann unsere ersten Arbeiten an einigen Neben-Creeks des dortigen Flusses, als den mit der größten Autorität empfohlenen Punkten, zu etabliren. Marcapata, etwa vierzig Leguas von Cuzco, ist der äußerste Punkt des civilisirten Peru im Osten, und für die von dort aus weiter vorzunehmende Expedition hatten wir uns im Voraus mit allem Nöthigen zu versehen, indem die Montaña nebst den Ebenen, in die sie ausläuft, von den feindlichen Stämmen der Indios Bravos durchstreift wird. Die gastfreundlichen Cuzcoñer empfingen uns überall mit um so größerer Zuvorkommenheit, da Keiner an dem Gelingen unserer Unternehmung, als von Fremden ausgeführt, zweifelte und man sich eine große Zukunft für Cuzco davon versprach. Dieses und seine reichen Provinzen, die die Peruaner ihre Milchkuh nennen, würden jedenfalls in der Colonisirung der Montaña und zunächst in der Beschiffung des Amazonenflusses einen ungeahnten Aufschwung finden, wofür aber schwer Unterstützung von der Regierung zu erhalten sein wird, so lange der Sitz derselben in dem auf die alte Rivalin eifersüchtigen Lima bleibt.

Wie überall in Peru, sind auch in Cuzco außer den Klöstern die Häuser der Cura's diejenigen, wo ein Fremder am ehesten eine angenehme und nicht selten selbst gebildete Gesellschaft findet, und dadurch gerne vergißt, über das für ihren Stand vielleicht etwas freie Leben zu moralisiren. Manchmal allerdings geht dasselbe fast über gewisse Grenzen hinaus, wie ich z. B. eines Tages,

einen meiner Yankee-Freunde begleitend, der mir mittheilte, die Bekanntschaft einer niedlichen Dame gemacht zu haben und seine Gefühle gedolmetscht zu haben wünschte, in deren Stube zwei Dominicaner im gemüthlichen Frühstück traf, die, ohne sich weiter stören zu lassen, nur sich etwas bitter darüber ausließen, daß Einer unserer Gesellschaft, der in sehr aufgeheitertem Zustande dort gewesen und zum Mitessen eingeladen war, soweit den ihnen schuldigen Respect vergessen habe, daß die Knochen statt unter den Tisch an ihre Köpfe geflogen seien. Auf meine darüber ausgesprochene Indignation und die Bitte, dieses Mißverständniß mit der Sprachverwirrung zu entschuldigen, faßte der mir zunächst Sitzende eine große Freundschaft für mich, stellte sich mir als meinen Herrn Kapellan vor, über den ich nur zu verfügen habe, und war sehr aufmerksam, mein Glas, das stets a tempo geleert werden mußte, gefüllt zu erhalten. Dann, als sich die Töne einer Guitarre hören ließen, befestigte er sein weißes Priestergewand, unter dem glücklicherweise ein Paar Hosen sichtbar wurden, um die Taille und gab anerkennenswerthe Proben seiner langen Geübtheit in der Zamboquequa und dem Zapatero, zu denen die Zuschauer, einige Arrieros und Kaufmannsdiener, die nach und nach sich eingefunden hatten, lebhaft applaudirten und mit ihren Händen die tactmäßige Begleitung klatschten. Der gemüthliche Vicarius und Cura v. H., mit dem ich manch' halbe Nächte, von seinem früheren Garnisonleben als Cavallerie-Officier plaudernd, bei einem Glase Pisco hinbrachte, versicherte einst, als er seinen Libationen etwas mehr als gewöhnlich gehuldigt hatte, in einer Gesellschaft achtbarer Honoratioren, die daran auch weiter keinen Anstand nahmen, daß er achtundzwanzig Kinder schon sich zu erfreuen habe und binnen Jahresfrist die drei Dutzend voll zu machen hoffte, in der Aussicht bis dahin auch seine Einkünfte entsprechend vermehrt zu sehen. Das Capitel der Nichten und Cousinen braucht nicht besonders erörtert zu werden. Sein Inhalt ergiebt sich schon ohne jene eindringlichen Blicke, worüber die ärztliche Discretion weitere Bemerkungen verbietet.

Zur großen Betrübniß der zu bald um ihre Flitterwochen gebrachten Wittwen, deren die meisten unserer Yankees zurückließen, und die uns nebst Müttern und Schwestern in langem Zuge mit Thränen und Pisco bis vor das Thor folgten, brachen wir eines schönen Nachmittags, nach dreiwöchentlichem Verweilen,

von Cuzco auf und folgten dem Weg, welchen die Tradition Manco Capac und Coja Mama vom See von Titicaca heraufkommen läßt. In der Nähe von Andahuaylillas passirt die Straße durch die Trümmer einer äußerst großartig angelegten Wasserleitung, und die Sage erzählt, sie habe ihre Entstehung der Rivalität zweier Inca-Prinzen zu verdanken, welche, da der Vater ihrer gemeinschaftlichen Liebe die Bedingung der Heirath an die Bewässerung seines Dorfes geknüpft habe, sich jeder mit drei Millionen Indianer, der eine von Norden, der andere von Süden, an die Arbeit gemacht und das ungeheure Werk in drei Tagen vollendet hätte.

Bei Urcos, dem Verbannungsorte Yahuarhuakap's, liegt ein in seine Ufer kesselartig eingebetteter See, in dem, wie es heißt, jene große goldene Kette, die Huayna zur Feier der Geburt des unglücklichen Huascar's anfertigen ließ, und die, getragen von den tanzenden Fürsten, dreimal die drei Marktplätze Cuzco's umzog, versenkt worden sei, als die sie nach Caxamarca zur Auslösung Athahualpa's transportirenden Indianer hörten, daß das Schicksal ihres Herrschers sich schon erfüllt hätte. Gewiß ist, daß diese Kette, deren Garcilasso de la Vega ausführlich erwähnt, sich nirgends in dem Verzeichnisse der von den Spaniern erbeuteten Kostbarkeiten aufgeführt findet, aber auszumachen, wohin sie gekommen, möchte nicht leicht sein, da die Sage noch verschiedene andere Plätze nennt, außer dem ganz aus der Richtung des Weges von Cuzco nach Caxamarca liegenden See von Urcos. Die Anwohner dieses behaupten aber sogar, daß vor einigen Jahren ein Franzose Tauchversuche gemacht und wirklich einen der Ringe der im Schlamme versunkenen Kette in der Hand gehabt habe. Einer Gesellschaft verschiedener Capitalisten, die sich zur Zeit der Präsidentschaft Castilla's bildete, um den See trocken zu legen, wurde von der Regierung die Fortsetzung ihrer Arbeiten verboten. Jedenfalls würde sich die Ableitung in den am Fuße des Kessels hinfließenden Ucayali ohne weitere Schwierigkeiten ausführen lassen, wenn nicht die Straßen der Stadt gerade an dem Abhange hinliefen, und ohne dieses letztere Bedenken hätten auch unsere Yankees große Lust gehabt, gleich Hand an's Werk zu legen.

In der einsam auf kalter Puna, am Fuße ungeheurer Schneeberge liegenden Hacienda von Labramarca, einer der reichsten in Peru an Schafen und Rindern, versahen wir uns mit mehreren

Ladungen von getrocknetem Hammel- und Ochsenfleisch, als der einzigen Art Proviant, die sich in der feuchten Montaña für einige Zeit präserviren läßt, tauschten, kauften und verkauften Pferde, Esel und Maulthiere, wahrscheinlich nicht immer zu unserm Vortheil, und setzten nach einem Ruhetage, dem der freundliche Hausmeister gern noch mehrere beigefügt hätte, unsere Reise fort. Wir hatten von dort dreizehn Leguas bis zum nächsten Indianerdorf, und vierzehn bis Marcapata, eine sehr starke Tagereise für unsere schwerbeladenen Thiere, und so ging ich mit dem Führer, den wir seiner Kenntniß der Montaña wegen in Cuzco gemiethet hatten, voran, um wenigstens alle nöthigen Vorbereitungen zum Empfange zu treffen. Sonnenuntergang war nahe, als wir an dem mit Schnee bedeckten Kamme der Cordillere anlangten, und kaum hatten wir ihn passirt, als uns der dichte graue Nebel, den die aus der Montaña aufsteigenden heißen Dünste fast beständig dort niederschlagen, entgegen- und bald ganz umwehte. Zu gleicher Zeit hörten wir auf allen Seiten das Hervorsprudeln von Quellen und das Rauschen von Bächen, das sich indeß bald verlor, da die Flüsse in gerader Richtung in die tiefen Schluchten hinabstürzen, um mit dem Marañon ihre Wellen zum Atlantic zu rollen, während unser Weg uns bis Marcapata auf der Höhe entlang zu führen hatte. Der Pfad war steinig, eng und gebrochen, und bei der Unmöglichkeit, irgend etwas von der Umgebung zu erkennen, überließen wir nach manchen Kreuz- und Querzügen endlich alle Entscheidung unseren Maulthieren, welche uns auch in einem kalten, dichten Regen, worin sich der Nebel bei Anbruch der Nacht aufgelöst hatte, vor die Thür einer Indianerhütte brachten. Auf der Erde prasselte ein helles Kienfeuer, und obwohl der Schmutz des Innern dadurch nur krasser hervortrat, hätten wir keinen erquickenderen Anblick haben können, und kauerten bald mit der ganzen Familie auf dem Boden, Kartoffeln mit Aji essend und sauren Chicha aus Kürbisschalen schlürfend. Obwohl ich verschiedene Indianer mit Fackeln fortgeschickt hatte, blieb der Rest der Gesellschaft sehr lange aus, bis wir schließlich nach vielen Stunden ungeduldigen Harrens verschiedene Schüsse hörten, einige über, andere unter uns; dieselben wurden erwiedert und ein großes Feuer gemacht, und so fanden sich nach einiger Zeit alle Verirrten zusammen, hungrig, kalt, naß, Peru und seine Wege, die Führer und Indianer verwünschend. Zwei Esel waren in

einer der Windungen des Weges von den Felsen herabgestürzt, und ein Maulthier hatte sich gleichfalls verloren, wurde indeß wiedergefunden und uns am andern Tage nach Marcapata, wo wir uns dann einquartiert hatten, nachgeliefert. Dieser Ort liegt auf den letzten Vorsprüngen der Cordillere, gerade wo sie in die Montaña abfällt, und ist so stets in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt, der selten mehr als eine Nasenlänge vor sich hinsehen läßt, ohne den aber auch nichts zu sehen wäre. In Marcapata, als der Eingangsforte zur Montaña, hatten wir unsere nicht weiter brauchbaren Thiere, die ohnedem durch die allnächtlichen Aderlässe der Vampyre gänzlich abgefallen waren, zurückzulassen und unser Gepäck, Arbeitswerkzeuge und Proviant auf dem Rücken von Indianern, deren zwischen neunzig bis hundert benöthigt waren, zu transportiren. Ich sprach darüber mit dem Gobernador, der sich über eine solche Anforderung erschreckte und die augenblicklich in höchster Strenge vor sich gehende Rekrutirung, als Unmöglichkeit, ihr zu genügen, vorschützte, aber nach Producirung unserer peremtorisch abgefaßten Papiere und dem Anerbieten, einen etwas höheren Lohn, als den üblichen, zu bezahlen, sein Möglichstes zu thun versprach und uns Hoffnung gab, innerhalb einer Woche die erforderliche Zahl herbeizuschaffen.

In der Zwischenzeit hatten wir Gelegenheit, vielfache Erkundigungen über die Montaña einzuziehen, und hörten, daß die meisten der dort früher bearbeiteten Haciendas von Kaffee, Zucker, Taback, Vanille, selbst die der seidenartigen Baumwolle, des ausgezeichneten Cacao's und der unentbehrlichen Coca, wegen der so häufigen Einfälle der Chunchus gegenwärtig, mit Ausnahme der allernächsten, verlassen lägen, daß der äußerste Punkt, zu dem zuweilen kühne Cascarillen-Sammler sich wagten, der Camanti und Bassiri (zwischen dreißig bis vierzig Leguas von Marcapata) seien, bis wohin auch eine Art Weg und die eine oder andere Brücke zu finden wären, daß weiterhin aber ein Vordringen wegen der zahlreichen Barbaren-Stämme höchst gefährlich, wenn nicht unmöglich sei. Die Nachrichten über den Goldreichthum entsprachen jetzt, wo wir dem eigentlichen Platze näher kamen, durchaus nicht mehr den gehegten Erwartungen, und befestigten mich in meinen früher schon erhobenen Zweifeln. Freilich auch hier sprachen die Leute von der Unerschöpflichkeit der im Territorium der Wilden anzuschlagenden Metalladern, aber bei genauerem Eingehen auf die

Facta, die hier leichter bis zu ihrer ersten Quelle zu verfolgen waren, ergab sich, daß einzelne Indianer, die dann und wann die Wäschereien der für den Ursprung der brasilianischen Minen gehaltenen Flüsse besuchten, nach mehrmonatlicher Arbeit mit einigen Unzen, worin für die dortigen Verhältnisse allerdings ein Vermögen liegt, zurückzukehren pflegten, oft aber selbst mit leeren Händen. Die Yankees fanden den Grund dieses geringen Erfolges nur in der Unvollkommenheit ihrer noch nicht mit dem Geheimniß der Long Tom's und Sluicen vertrauten Bearbeitungsweise, und nach dem Vorzeigen einer Tasse voll, allerdings sehr feinen Goldstaubes, den der Cura nach und nach (und er gestand nicht recht, in wie langer Zeit und von wie vielen Sammlern) aufgekauft hatte, und zur Regulirung seiner durch Maiskörner ersetzten Grangewichte auf unseren Goldwagen bestimmen ließ, entzündete sich der schon etwas gesunkene Muth rasch wieder zu seinem früheren Feuer, so daß mein Vorschlag, zur Ersparung nutzloser Kosten erst eine Abtheilung zum Prospectiren vorauszuschicken, durchaus keinen Anklang fand, und der Gubernador um so eifriger zur Erfüllung seines Contractes bestürmt wurde.

Der arme Mann befand sich in nicht geringer Verlegenheit; er hatte täglich einige Rekruten geknebelt nach Cuzco abzusenden, um den dringenden Anforderungen der Regierung zu entsprechen, und da er natürlich außer einigen altersschwachen Alcalden sich ohne Unterstützung, weder durch Truppen noch Gensd'armen, befand, so kam er oft in unser Quartier, um Schutz gegen die ihm drohenden Nachstellungen zu suchen. Wir leisteten denselben gern, verlangten aber nun gleichfalls berücksichtigt zu werden. Die mit eifrigen Betheuerungen wiederholten Versprechungen beschwichtigten für einige Zeit, aber endlich ließ sich der unruhige Charakter der Golddigger, unter denen sich mehrere Subjecte von mehr als zweifelhaftem Rufe befanden, nicht länger hinhalten. Eines Morgens, als ich gerade mit dem Gobernador frühstückte, traten Einige derselben in's Zimmer und ließen ihrer Entrüstung in so zügelloser Weise Lauf, daß mein Wirth, obwohl er von der Sprache nichts verstand, leichenblaß dasaß, und nach ihrer Entfernung mich zitternd nach der Bedeutung der Worte fragte. Ich benutzte die Gelegenheit, zu bemerken, daß ich meinerseits völlig von seinem guten Willen überzeugt wäre, indeß durchaus keine Autorität mehr über die aufgeregten Gemüther der Gesellschaft besäße, daß

ich ihm den freundschaftlichen Rath gäbe, wenn irgend möglich seiner Verpflichtung nachzukommen, indem Pläne im Werke seien, sich seiner Person zu bemächtigen, das Dorf in Besitz zu nehmen und sich selbst Recht zu verschaffen. Ohne mehr zu hören, sprang der in seinem abgeschnittenen Winkel völlig preisgegebene Beamte auf, sandte nach seinen Alcalden, und gab mir sein Ehrenwort, daß wir am nächsten Tage versorgt sein sollten. Wirklich wurde uns am Morgen ein Theil der contrahirten Indianer überliefert, die wir beluden und mit der ersten Meß fortschickten, an den folgenden Tagen kamen mehr, die ebenfalls vertheilt und verabschiedet wurden, dann aber trat auf's Neue ein längerer Stillstand ein.

Ich befand mich nur noch mit dem letzten Rest von fünf Yankees zurück; da indeß die erste Kriegslist so gut gelungen war, entwarfen wir eine zweite, und am nächsten Sonnabend wurde dem Gobernador mitgetheilt, daß wir entschlossen seien, im Falle er uns keine Garantie gäbe, den Rückstand auf eigene Faust aus den nach dem Dorfe zur Kirche kommenden Indianern zu completiren. Am andern Morgen maß ernsten Schrittes und sorgenvoll gesenkten Hauptes der Fürst von Marcapata, in seine lange spanische Toga gehüllt, die Plaza seiner Residenz, und erwiederte die tiefen Verbeugungen der durch die feierliche Erscheinung ihres Taita bestürzten Indianer mit stummer Würde. Nach dem Gottesdienste versammelte er einen Kreis der Gemeinde um sich und hielt eine lange und eindringliche Rede, die indeß, wie aus den Geberden und Gesticulationen der Zuhörer zu ersehen war, durchaus mit keinem Beifall aufgenommen wurde. Schnell war unser Entschluß gefaßt, mit dem Revolver in den Händen postirten wir uns an den beiden, dem Markte zulaufenden Straßen, ließen die Hähne knacken und luden mit möglichstem Geräusch die gefürchteten Rifles. Das wirkte, die schon zum Fortgehen gewandten Indianer traten wiederum zusammen, eine neue, aber nur kurze Debatte folgte, und bald hatten wir die Freude, unsere letzten Aroben wohl hinweggestauet zu finden, und das traurige Marcapata, aus dem die Yankees sicher waren, in wenigen Monaten ein zweites San Francisco erstehen zu lassen, in grauem Nebel auf der Kuppel des Berges verschwinden zu sehen, den wir leichten Sinnes hinunterstiegen. Unser Weg war eng und schmal, und führte fast senkrecht bergab, aber mit jedem Schritte, mit dem wir uns dem Thale

des in der Tiefe brausenden Stromes näherten, enthüllten sich um uns neue Wunder ungeahnter Schöpfungen. Die letzten civilisirten Ansiedelungen waren bald passirt, und endlich befanden wir uns in dem gerühmten Zauberlande der so viel besprochenen Montaña.

Der Fußpfad, der hier und da zu erkennen war, folgte dem Laufe des breiten und reißenden Marcapata-Flusses, und kreuzte denselben an einer Stelle, wo noch die Ueberreste einer im höchsten Zustande des Verfalles befindlichen Brücke vorhanden waren. Dieselbe bestand aus kreuzweis in Vierecken gelegten dünnen Aesten und mußte auf Händen und Füßen unter bedeutendem Schwanken des in einer Art Bogen das Wasser überspannenden Fächerwerkes passirt werden. Unsere Hunde, die mit kläglichem Geheul bei jedem Tritte in die Quadrate hineinfielen, erreichten das andere Ufer nur durch die Unterstützung eines schon dressirten Gefährten, welches gescheidte Thier verschiedene Mal hin- und herlief, um ihnen die nothwendigen Kunstgriffe deutlich zu machen. An der jetzt erreichten Seite des Flusses hatten die demselben in der Regenzeit zuströmenden Gebirgswasser die Felsmassen auf solche Weise zerrissen und ausgehöhlt, daß nichts übrig blieb, als die perpendiculäre Wand der ersten zu erklimmen, was uns mit Hülfe des Gestrüppes und der Baumwurzeln, sowie gegenseitiger Unterstützung nach einiger Mühe gelang. Von dort bis zur nächsten, die etwa fünfzig bis sechzig Fuß entfernt war, fanden wir Baumstämme, durch die stetige Feuchtigkeit fast ganz vermodert, von einer Spitze zur andern geworfen, und hier war kein Ausweg, als auf dem Leibe hinüberzurutschen. Glücklicherweise verdeckte der üppige Pflanzenwuchs die Tiefe des unten gähnenden Abgrundes, sonst möchte, außer unseren Seeleuten, wohl Keiner schwindelfrei genug gewesen sein. Am ängstlichsten war ein kleiner Bursche, den ich in Marcapata gemiethet hatte, indem er im vorigen Jahre mit einem solchen Balken, der seinen Stützpunkt verloren hatte, eingebrochen war und lange zwischen Leben und Tod geschwebt hatte, doch ermannte er sich bald durch das Beispiel der anderen Indianer, die mit staunenswerther Sicherheit, trotz ihrer schweren Lasten, in gleichmäßigem Trabe forteilten. Noch manche andere Schluchten hatten wir auf diese Weise zu passiren, und manchmal war ein frischer Baumstamm durch unsere Vorgänger hinzugefügt, von denen sich auch dann und wann Zettel mit der Notiz über die Zeit ihres dortigen Campirens an den Halteplätzen vorfanden.

Am vierten Nachmittage gelangten wir, in der Nähe einer früher zur Bebauung gelichteten Stelle, jetzt aber schon durch das dichteste Unkraut völlig überwuchert, an das Ufer eines Baches, der durch die in den letzten Tagen gefallenen Regengüsse zu einer solchen Höhe geschwollen war, daß jeder Versuch, ihn zu durchwaten, außer Frage blieb. Eine fast theuer erkaufte Erfahrung in der Montaña von Huanta hatte mich darin vorsichtig gemacht. Die Indianer hatten vergessen, sich mit den nöthigen Vorrichtungen zur Aufstellung einer Maroma, wo der Reisende durch Stricke hinübergezogen wird, zu versehen, das gewöhnlich zur Verfertigung von Balsas, für die der Strom aber auch ohnedem zu reißend und felsig war, dienende Korkholz war in der Umgegend nicht zu finden, und so blieb kein Ausweg, als selbst Hand an's Werk zu legen. Bald hatten unsere Axtträger ein paar der stolzen Stämme gefällt, und mit ihnen wurde eine durch die in der Mitte des Flusses befindlichen Steine gestützte Brücke improvisirt, auf der wir hinüber zu passiren anfingen. Einige der indianischen Lastträger, sei es aus Mißtrauen in eine für sie neue Erfindung, sei es durch die Glätte des neuen Holzes, verloren in der Mitte der Brücke ihren sonst so sichern Fußtritt und glitschten in den Strom, der sie augenblicklich mit sich fortriß. Nur durch die Anstrengungen der in der Nähe befindlichen Yankees, die kühn der ihnen selbst drohenden Lebensgefahr trotzten, gelang es denselben nach Durchschneidung der den Cargo um ihren Hals befestigenden Taue das Ufer zu erreichen, aber in einem Zustande, der sie zur Fortsetzung der Reise unfähig machte. Der Verlust bestand, außer einigen Kleidungsstücken und baarem Gelde, besonders in den mitgenommenen Luxusartikeln von Zucker, Reis, Chocolade, Kaffee, Thee, Käse und Biscuit, so daß unsere Rationen von da auf getrocknetes Fleisch und gedörrten Mais oder das beim Frostpunkt eingetrocknete Kartoffelmehl der Indianer (Chuno) beschränkt blieben. Die nächste Nacht kamen neue Regengüsse, die unsere schwache Laubhütte bald durchdrungen hatten, so daß wir uns nicht die Mühe zu nehmen brauchten, die bei dem Brückenbau triefend durchnäßten Kleider zu trocknen.

Da, wo der Basiri Creek sich mit dem Rio Marcapata vereinigt, gerade in Front des doppelhügeligen Camanti, folgten wir dem ersteren aufwärts, und erreichten bald den als Rendezvous bezeichneten Punkt, wo sich aus früherer Zeit noch ein kleines

Holzgebäude befand. Unsere Gefährten empfingen uns mit etwas langen Gesichtern. Sie hatten die Zeit ihres Aufenthaltes tüchtig benutzt, um Prospecte an verschiedenen Stellen des Creeks zu machen, aber bis Dato waren die Resultate, wie sie sagten, kläglich. Sie hatten sich jetzt an's Werk gemacht, das Wasser abzudämmen, um im Bette selbst zu arbeiten, und schon einige Vorbereitungen getroffen. Die nächsten Tage gingen mit der Vollendung dieser Arbeiten hin, denen einige junge Leute aus Cuzco und der Umgegend, die, um der Rekrutirung zu entgehen, sich in die Montaña zurückgezogen hatten und mit unserer ersten Partie heraufgekommen waren, als in den ihnen höchst sonderbaren Proceedings sehr interessirte Zuschauer dienten. Obwohl sie, um einen Vorwand der Regierung gegenüber zu besitzen, sich den Namen einer compania minera-agricola beigelegt hatten, bestand ihre ganze Beschäftigung doch nur darin, einem alten geschwätzigen Franzosen, der ihnen wegen seiner vorgegebenen neuen Erfindungen in der Goldgewinnung als Mentor mitgegeben war, den Löwenantheil zu bestreiten, den sich derselbe täglich an der Chocolade und den übrigen guten Dingen des Proviants zuzuerkennen pflegte. In Betreff der Ausrüstung, so besaß ein Jeder zwei große Ledersäcke und je zu Zwei eine etwas antike Schaufel, wovon die ersteren zur Aufbewahrung des auf dem Boden der Montaña umhergestreuten Goldes dienen sollten, während über die eigentliche Bestimmung der letzteren nur sehr vage Begriffe herrschten.

Etwas unterhalb der von uns in Angriff genommenen Stelle befanden sich an beiden Seiten des Creek's ziemlich ausgedehnte Spuren verlassener Diggings, die, wie unser Führer, der selbst Minero war und, ich glaube sogar, einen Titel als Eigenthümer des Basiri hatte, uns sagte, von einem Engländer herrührten, der vor etwa fünf Jahren dort mit einer großen Menge Indianer gearbeitet und „mucho oro" herausgenommen habe. Hinsichtlich speciellerer Bestimmung der Quantität war es schwer, zu einer klaren Ansicht zu kommen, da die Angaben zwischen tausend und hunderttausend Dollars schwankten. Indeß scheint er kaum sehr brillante Resultate gehabt zu haben, da er später den Basiri verließ und sich in der Nähe des Camanti ansiedelte, im Auftrage einer Cascarilla-Compagnie von Arequipa. Dort suchte er, wie uns erzählt wurde, die Freundschaft der Chunchus zu gewinnen,

und gelangte wirklich zu einem solchen Grade der Vertraulichkeit, daß er nicht nur die Wilden in seinem Hause empfing, sondern auch seinerseits ohne weitere Vorsichtsmaßregeln besuchte. Aber sein Sicherheitsgefühl war voreilig. Ein Chunchu, dem während seiner Abwesenheit der Hausmeister ein ihm für die gebrachte Quantität Cascarilla-Rinde versprochenes Messer verweigerte, versammelte seine Verwandten um sich, klagte ihnen die angethane Schmach und bat um ihre Unterstützung in dem von ihm geschmiedeten Racheplan. Sie begaben sich, wie es oftmals geschah, in der nächsten Woche zu dem Hause des Engländers, machten an der andern Seite des dasselbe umschließenden Baches Halt, und baten den Wairi (eine Bezeichnung für Häuptling, die sie auch auf jeden Weißen anwenden) zu ihnen herauszukommen, um die mitgebrachten Geschenke an Fischen und Früchten in Empfang zu nehmen.

Arglos folgte jener ihrer Einladung und belustigte sich während des Genusses der Früchte mit dem Schauspiele, das ihm die Wilden in ihrer Fertigkeit im Schießen ihrer Pfeile gaben. Aber plötzlich suchten diese ein anderes Ziel, sie richteten sie auf seine Brust, und ehe er aufspringen und den Fluß durchschwimmen konnte, war sein Körper von den Geschossen bedeckt. Trotzdem erreichte er seine Wohnung, aber in die Thür tretend, sprang ihm sein Hund, ein großes schönes Thier, wovon uns der Gobernador von Marcapata einen jungen geschenkt hatte, entgegen, und brach durch seine Liebkosungen alle Schafte in den Wunden ab. So war keine Rettung mehr möglich. Die nur zum Blutvergießen geneigten Chunchus begaben sich unverzüglich von dort nach dem Basiri, wo der Partner des Engländers, ein gewisser Alvarez, allein zurückgeblieben war, und ermordeten ihn mit barbarischer Grausamkeit. Hier auf diesem Steine, fügte der Erzähler hinzu, fanden wir seinen verstümmelten Leichnam. Diese beiden Mordthaten verbreiteten einen panischen Schrecken unter den damals wieder ziemlich häufig die Montaña besuchenden Indianern. Alle entflohen, so daß die Cascarilla-Compagnien ihr Geschäft nicht fortsetzen konnten, und nur seitdem im vorigen Jahre ein Häuptling der Chunchus in der Nähe von Marcapata erschossen worden war, hatten sich dieselben wieder jenseits des Basiri zurückgezogen.

Unsere Arbeiten schritten rüstig fort, aber unsere Hoffnungen nahmen von Tag zu Tag ab. Ein Indianer, der, in Peru zum

Gefängniß verurtheilt, sich in der Montaña verborgen hatte, kam oftmals, unsere Operationen in Augenschein zu nehmen, und ließ, die Unzufriedenheit mit dem Erfolge sehend, manche Anspielungen fallen, einen Ort zu wissen, wo Jeder so viel Gold sammeln könnte, als ihn gelüste. Den ihn weiter befragenden Neugierigen theilte er mit, daß er einst auf seinen Zügen, als Cascarilla-Sammler, sich verirrt habe, und nach vielem Hin- und Herwandern schließlich zu einem Flusse gekommen sei, an dessen Ufern er ermüdet sein Nachtlager aufgeschlagen habe. Nach dem Frühstück am nächsten Morgen seine Eßschüssel waschend, habe er diese überall mit Gold bedeckt gesehen, aber ehe ihm noch Zeit zu weiteren Nachforschungen geblieben wäre, hätte die Erscheinung eines Chunchu-Haufens ihn zur Flucht gezwungen, und seitdem habe er sich nicht wieder dahin gewagt. Der ganzen Localität nach zu urtheilen, müsse dies der Rio Colorado gewesen sein, dessen reiche Goldminen eifersüchtig von den Chunchus gehütet würden, welche sonst fürchteten, durch die Einwanderung aus ihren Territorien vertrieben zu werden. Er habe sich damals den Weg durch verschiedene Zeichen bemerkt, so daß es leicht sein würde, ihn wieder zu finden, immer aber bleibe es ein höchst gefährliches Unternehmen, zu dem er sich nicht ohne eine große Belohnung entschließen könnte. Die Ansichten über diesen Vorschlag waren getheilt, indem selbst die Hitzigsten jetzt etwas ungläubig geworden waren. Weil indessen unsere Arbeiten am Basiri sich schon als eine vollständige Failure erwiesen hatten, schlug ich der Compagnie vor, den Zug nach dem Rio Colorado mit der Hälfte derselben zu machen, und dann je nach den dort zu gewinnenden Prospecten ihr Mittheilungen zukommen zu lassen. Der zurückbleibende Rest sollte in der Zwischenzeit theils noch eine andere Stelle des Basiri trocken legen, theils die Wasser des Camanti versuchen. Der Führer wurde angewiesen, sich seine Bezahlung in der von ihm so reich geschilderten Gegend, wo wir ihn gegen Angriffe schützen würden, selbst zu suchen, und nach getroffener Wahl meiner Begleiter brachen wir früh am Tage auf, nur mit einem sehr spärlichen Vorrathe Proviantes und den allernothwendigsten Geräthschaften außer unseren Waffen versehen, da weder durch Geld noch durch Gewalt mehr als fünf Lastträger bewogen werden konnten, das gefürchtete Gebiet der Indios Bravos zu betreten. Wir wanderten für einige Stunden in dem Bette des Basiri Creeks, seinem Laufe

folgend, und schlugen uns dann links in den dichten Urwald, wo jeder Schritt mit Axt oder Manchete erst zu öffnen war. Das Wegräumen der zusammengefallenen Baumstämme, die Entwirrung der jede Pflanze, jeden Ast überziehenden Schlinggewächse, das Aushauen von Treppen in die senkrechten Felsen ließ uns nur sehr langsam vorschreiten, so daß erst gegen Abend die mit mannhohem Schilfe bedeckten Ufer des Marcapata Rivers unterhalb des früher von uns berührten Punktes erreicht wurden. Die ganze Gegend hatte einen andern Ausdruck gewonnen. Die Cerros des Basiri und des Camanti lagen hinter uns, und sie erschienen als die letzten Ausläufer der von der Cordillera sich herabsenkenden Hügelreihe, die hier in weiten, nur sanft gehobenen Ebenen verschwand. Der in seinem Laufe jetzt bedeutend ruhigere Marcapata Fluß wand sich majestätisch durch die unendlichen Waldungen hindurch, deren tief dunkles Grün wunderbar an dem klaren, goldschimmernden Horizonte hervortrat. Die balsamische milde Luft, die den Körper umfließt, durchdringt denselben mit einem unbekannten Wonnegefühl, die fragrantesten Gerüche schwängern die Atmosphäre, und in tropischer Farbenpracht ihres langgefiederten Schweifes glänzende Vögel fahren dann und wann aus den durch kein Säuseln bewegten Aesten des wildverschlungenen Dickichts auf. Tausend liebliche Sänger begrüßen die aufgehende Sonne, und die Alles durchströmende Feuchtigkeit läßt auch die glühende Mittagssonne nur in eine sanfte Wärme hinschmelzen. Die Flüsse sind reich an mannigfaltigen Fischarten und ihr Rand bedeckt von Wasservögeln, alle Bäume belebt von den munteren Affen-Colonien. Von Wild sahen wir reichlich Fußtapfen, die wilden Schweinen anzugehören schienen, oder, wie die Indianer sagten, der gran bestia, aus der sie ein merkwürdiges Fabelwesen, zusammengesetzt aus den Attributen eines Hirsches, Ochsen und Pferdes machen, wahrscheinlich die Anteskuh (Tapir americanus). Nachts läßt sich das Geheul der Jaguars und wilden Katzen hören, die indeß so wenig, wie die nicht zahlreichen Schlangen, besonders gefährlich sind. Dagegen findet sich eine Wespenart, deren Stiche unverhältnißmäßige Schwellung und einen fast zur Raserei treibenden Schmerz verursachen, was sich indeß Beides glücklicher Weise eben so rasch wieder verliert. Der Regen fällt in der Montaña fast das ganze Jahr, obwohl mit verschiedener Heftigkeit, besonders in den von der Cordillera abfallenden Thälern,

wo oft ungeheure Bergstürze dadurch veranlaßt werden. Die Bestimmung der Jahreszeiten ist in Peru gewissermaßen unmöglich, da auf jeder größeren oder geringeren Erhebung sich alle Witterungsverhältnisse ändern, und so die Bewohner eine andere Rechnung haben.

Wir näherten uns dem zum Nachtlager bestimmten Platze, als der Führer stillstand, vorsichtig sich umsah und seitwärts ging, wo wir hinter einem Busche ein Blätterdach fanden, mit Ueberresten einer Mahlzeit und noch nicht ganz zu Asche gebrannten Kohlen vor denselben. „Chunchus", sagte der Führer mit einer zugleich Verachtung und Schreck ausdrückenden Geberde. Diese gehörten zu den wandernden Stämmen.

In das Abendessen brachten frisch gefangene Fische eine lange entbehrte Abwechselung. Leider aber waren die meisten unserer Schnüre zu dünn und zerrissen durch das starke Gewicht. Am nächsten Morgen verließen wir bald wieder die Ufer des Marcapata, um uns auf's Neue durch den undurchdringlichen Wald durchzuarbeiten, und sahen bei Sonnenuntergang ein anderes, unvergleichlich liebliches Thal vor uns, aus dessen grünen Bogenhallen ein krystallener Strom in tausend Windungen hervorglänzte. Der Führer blickte nach uns um, legte bedeutungsvoll seine Hand an den Mund und sagte mit halber Stimme: „Llegando al Rio Lucumayo no se habla", worauf er mit mehr Vorsicht noch, als früher, seinen Weg fortsetzte. An den duftenden Gestaden des Lucumayo errichteten wir unsere leichten Hütten, beendigten das frugale Abendmahl, und sanken bald, das leuchtende Kreuz des Südens über unserm Haupte, in erquickenden Schlaf. Wenige Schritte von unserm Lager fanden wir beim Aufbruche des folgenden Tages einen großen Büschel kürzlich gepflückter Bananen und einen zierlich geflochtenen Strohkorb, und zugleich machte uns der Führer auf frische Tapfen im Grase, so wie Abdrücke der nassen, Füße auf den Steinen aufmerksam. Es unterlag keinem Zweifel daß wir von den Chunchus umgeben und beobachtet waren, und es kam nun darauf an, welchen Plan gegen dieselben verfolgen. — In Peru hatte man uns gerathen, jeden Chunchu ohne Weiteres wie ein wildes Thier niederzuschießen, da dieser heimtückischen Race auf keine Weise zu trauen wäre und Alle ausgerottet werden müßten. Die gefundenen Gegenstände schienen indeß auf den Wunsch, in freundschaftliche Beziehungen zu treten, hinzudeuten,

und da wir durch solche bei der Spärlichkeit unserer Provisionen nur gewinnen konnten, so wurde, zum großen Verdrusse unseres Führers, beschlossen, vorläufig keine feindlichen Maßregeln zu ergreifen.

Nachdem wir den Lucumayo in seinen vielfachen Windungen etwa zwanzig bis dreißig Male durchwatet hatten, betraten wir ein Gehölz, das in seinen lichter stehenden Baumreihen den Einfluß menschlicher Gegenwart nicht verkennen ließ. Hier und da wand sich ein höchst schmaler Fußpfad für eine kurze Strecke fort, oder zeigte die glatte Fläche eines Baumstumpfes künstliche Bearbeitung. Ich war gerade etwas zurück, als ich vor mir plötzlich einen Schuß fallen hörte, und beim Hineilen gerade zeitig genug kam, um an einer offenen Stelle des Waldes einen Wilden an der andern Seite des Dickichts verschwinden zu sehen, während der Führer unter wüthendem Geschrei von Wairi, Wairi, seine Machete über dem Kopf schwingend, mit einigen Begleitern nach derselben Richtung hinrannte. Erst durch mehrfaches Anrufen zum Stehen gebracht und um die Bedeutung des Schusses gefragt, ergab sich, daß der Führer, wahrscheinlich um eine alte Rache zu kühlen, Einem unserer Gefährten die dringende Nothwendigkeit zu feuern vorgestellt habe, als zwei der Chunchus in der Ferne gesehen wurden, und dieser hatte sich in der Uebereilung fortreißen lassen. Dem ihm von der Gesellschaft nicht vorenthaltenen Tadel wurden eindringliche Ermahnungen an den Führer hinzugefügt, künftig seinen Ordres gemäß zu handeln. Etwas seitwärts vom Wege fand sich ein im Viereck angelegter Bananen-Garten, von einer Einfassung durch Schlingpflanzen zusammengebundener Planken umgeben. Gegen Mittag gelangten wir auf's Neue an die Ufer des Lucumayo, der sich hier, vereint mit dem Challomayo, gleich einem See in eine weite Wasserfläche ausdehnt, und auf dem entgegengesetzten Strande bemerkten wir einen Haufen der schwarzen Chunchus, die bei unserer Erscheinung in lebhafte Bewegung geriethen. Wir lagerten uns gleichfalls, das Weitere zu berathen. Nachdem sich die Yankees mit ihren Flinten, um für vorkommende Fälle fertig zu sein, am Strande aufgestellt hatten, begann ich mit dem Führer das Wasser zu durchwaten, aber als wir etwa zu der Mitte desselben gelangt waren, fingen die Wilden, welche uns bis dahin ruhig zugesehen hatten, auf die wildeste Weise zu gesticuliren an, schlugen sich auf ihre Seiten und stießen alle

Arten unarticulirter Töne aus. Das Einzige, was der Führer erwiederte, und auf dessen Kenntniß, glaube ich, sich auch seine ganze Prätension zu dem Interpreter=Titel reducirte, war: Himba, himba (Tausch), und siri, siri (Messer). In dem Maße, als wir uns dem Ufer näherten, zogen sich die Wilden weiter von demselben zurück; zuletzt daselbst angelangt, legten wir zwei Messer auf einen Stein und entfernten uns wieder. Vorsichtig kam nach einiger Zeit ein Knabe heran, nahm die Messer und legte an ihrer Stelle einige Bananen, sich dann in eiligen Sprüngen entfernend. Wir kehrten nun zurück, und obwohl unsere Gegenwart einen neuen Sturm erregte, und der Führer behauptete, daß der Chunchu gegen die Fortsetzung unserer Reise, auf der wir sein Haus zu passiren hätten, protestirte, machte ich den Uebrigen das verabredete Zeichen zu folgen. Kaum sahen die Chunchus dieselben zum Uebergange sich anschicken, als sie im Nu Alle zerstoben waren. Wir folgten den Windungen des Lucumayo, und kamen bald zu einem wenige Meilen entfernten Garten, und demselben gegenüber, auf der andern Seite des Flusses, schaute aus Bananen=Büschen das Schilfdach eines menschlichen Hauses hervor. Dort beschlossen wir zu campiren, setzten unsere Kessel auf's Feuer und bereiteten das Nachtlager. Es dauerte nicht lange, so zeigte sich vor dem Hause in Front die dunkle Gestalt eines Chunchus, dann kam ein Anderer, und zuletzt mochten achtzig bis neunzig dort versammelt sein, jeden Alters und Geschlechtes. Durch unsere Zeichen ermuthigt, wagte sich eins der Kinder herüber, und als es beschenkt zurückkehrte, folgten ihm mehrere, und bald waren wir in einem lebhaften Tauschhandel begriffen. Die Meisten der Chunchus waren schwarz bestrichen mit einer Art von Lehm, der ihnen als Schutz gegen Insecten diente und zugleich auch als Bekleidung, zu welch' letzterer die Frauen noch den Luxus eines Blattes fügten. Ihr Körper ist klein und schmächtig, aber in der Bewegung der Glieder liegt etwas, was an den Thiertypus erinnert, ebenso wie die aus der Kehle schroff hervorgestoßenen Laute ihrer Sprache. Lange, schwarze Haare hängen straff über das flache, breite Gesicht, dessen unstäter Ausdruck sich dem der Idioten nähert. In einigen Physiognomien wollte der Führer Beimischung peruanischen Blutes erkennen. Der Wairi, ein größerer Mann als die Uebrigen, war mit rothen Ringen auf dem schwarzen Grund der Arme und Beine bemalt. Er hatte auf jeder Seite

der Oberlippe drei lange Borsten, die in darin gebohrte Löcher durch einen Pfropf, einer Art Korkholz, befestigt waren, und als wir ihm einen Spiegel gaben, amüsirte er sich höchlichst, seinen Schnurrbart zurechtzuziehen, oder vielmehr zu stecken. Kaum hatte der Spiegel unter den Chunchus die Runde gemacht, als auch die ganze schöne Welt derselben, die durch eine etwas sorgfältigere Verhüllung ihrer Reize nichts verloren haben würde, um uns herum war und uns Bananen, Platanos, Yucas, Ananas, Korbgeflechte, Feder-Ornamente, Vogelbälge, ja Alles anboten — für Spiegel. Selbst die sonst so gesuchten Messer wurden jetzt weniger geschätzt. Wir dachten nun die vielen freundlichen Besuche zu erwiedern und unsererseit den Fluß zu passiren; aber sobald die Chunchus uns dazu Anstalten treffen sahen, liefen sie sämmtlich mit großem Geschrei dem Hause zu. Ich suchte den Wairi, der uns Alle, naß wie er aus dem Flusse gekommen, an's Herz gedrückt hatte, unsere friedlichen Absichten zu erkennen zu geben, aber er antwortete uns nur abwehrend mit einem erzwungenen Husten und einigen Geberden, die anzudeuten schienen, daß er fürchte, unsere Gegenwart werde das Haus mit dem den Wilden nur von den Weißen her bekannten Katarrhe inficiren und ihnen eine tödtliche Epidemie bringen. Auch empfing Keiner etwas aus unseren Händen, ohne es vorher abgewaschen zu haben, und nachdem unser Tauschhandel durch den Sonnenuntergang abgebrochen war, sahen wir die ganze Gesellschaft ein Reinigungsbad nehmen, bevor sie ihre Wohnung betraten. Kaum war der kurzen Dämmerung die Dunkelheit der Nacht gefolgt, als sich plötzlich über dem Walde hinter der Chunchu-Colonie in weitem Umkreise eine dunkle Röthe, als von unzähligen Wachtfeuern herrührend, erhob und wilde Töne und verworrenes Geschrei, worin die Melodie schwer zu erkennen war, sich die ganze Nacht von dort herüber hören ließ. Wir stellten Wachen zu beiden Seiten des Lagers auf, obwohl die Führer in dem Umstande, daß den Frauen ebenfalls mit uns zu handeln erlaubt gewesen, ein ausgesprochenes Freundschaftszeichen sahen. Mit dem Frühesten unternahmen wir am andern Morgen den Uebergang des Flusses, trotz der abwehrenden Zeichen der Chunchus, die dann, ehe wir noch das Ufer erreicht hatten, auf eine Entfernung von etwa zwei Büchsenschüssen flohen und von dort unsere Handlungen beobachteten. Das Haus war als Rechteck gebaut mit zwei einander gegenüberstehenden Thüren. Das Innere war

äußerst reinlich, und an der Wand lief eine Reihe schmaler, kojenartiger Betten hin, und ein breiteres, gleich einem Tische, fand sich in der Mitte, das des Wairi, der, wie uns der Führer erklärte, zwei Frauen habe, während es den Uebrigen nur nach Ermordung eines Weißen erlaubt wäre, mehr als eine Ehe einzugehen. In den Betten fanden sich Pfeifen aus Armadillo-Schalen, Muschelgehänge, Flechtwerke, Federschürzen und Kränze, Lanzen und Pfeile, von welch' letzteren die zum Fischfang mit fünf Spitzen versehenen sehr zierlich gearbeitet waren. Nach dem gefaßten Beschlusse wurde nichts von den vorhandenen Gegenständen angerührt, so wenig wie in dem sehr gut in Ordnung gehaltenen Garten.

Wir wendeten uns von dort einigen Hügelreihen zu, an deren Kamme wir längere Zeit entlang zogen, und zur Stillung des Durstes nur das bittere Wasser der Rohrpflanzen finden konnten. Der Führer schien seines Weges nicht gewiß, er stieg vielfach auf Bäume, um die Gegend zu übersehen, bis er plötzlich eine von der bisherigen ganz verschiedene Richtung einschlug, und uns nach ziemlich steilem Bergabsteigen zu einem durch ein enges Thal strömenden Flusse brachte, den er den Rio Colorado nannte.

Hier wurden nun die Arbeiten eifrig in Angriff genommen, und im Anfange schienen wirklich einige Anzeichen von Goldgehalt da zu sein, aber dieselben verloren sich bald wieder. Verschiedene Löcher, die auf der Oberfläche eine unbedeutende Quantität gegeben hatten, ließen auch diese beim tieferen Eindringen, noch ehe der bedrock erreicht war, und auf diesem selbst vermissen. Ein Versuch den Fluß auszutrocknen, zeigte sich ebenfalls erfolglos. Endlich zerstreute sich die Gesellschaft durch den ganzen Creek, um an möglichst vielen Stellen Beobachtungen anstellen zu können; doch denselben Tag geschah ein allgemeiner Angriff der fast schon vergessenen Chunchus, die sich erst, als sie uns alle im Camp vereinigt sahen, nach einigen Salven zurückzogen, aber seitdem beständig umschwärmten und besonders Nachts mit ihren Pfeilen belästigten. Die dadurch verursachten Wunden heilten im Ganzen leicht nach der Ausschneidung.

Als letzten Versuch zwangen wir den Führer, den Viele Lust hatten, an einen Baum gebunden seinen Freunden, den Chunchus, zurückzulassen, uns unter der Bedeckung der Riflemen an die identische Stelle zu führen, von wo er drei Unzen aus einer

Pfanne wollte gewaschen haben. Er wusch und zeigte uns, aus drei Pfannen, einen Centwerth's. Satis est!

Bei unserer Ankunft in dem Basiri (dessen Erreichung die uns beständig umschwärmenden Chunchos eine Zeitlang erschwerten), trafen wir die Compagnie in der Auflösung begriffen, die unsere Nachrichten nur beschleunigten.

In der Zwischenzeit war der schon erwähnte Padre, Don Julian Bovo de Revello, von seiner Hacienda in Paucartambo dorthin angekommen, um uns zur Beschiffung des Madre de Dios zu begeistern. Aber die Mittel fehlten; die unsrigen waren in einer phantastischen Chimäre aufgeflogen, der arme Padre hatte über keine Reichthümer zu verfügen, und obwohl die Regierung zehntausend Dollar zu diesem Zwecke schon früher ausgesetzt haben sollte, so war für die mögliche Verflüssigung derselben in der damaligen Zeit der Revolution doch nicht die mindeste Aussicht.

Da war ein Ende damit. Die Gesellschaft schlug den Rückweg nach der Küste ein, wo ich später die Meisten noch in Callao traf, auf eine Gelegenheit zur Heimkehr und die Geltmittel wartend, oder über neue in Ecuador und Neu-Granada aufgetauchte Goldnachrichten speculirend. Ich blieb, um eine mir auf dem Wege zugezogene Verletzung zu kuriren, mit dem mich mit neuen Plänen über die sein Leben absorbirende Idee unterhaltenden Padre, noch einige Zeit an dem Basiri zurück, von wo derselbe Ausflüge in die Umgebung zur Vervollständigung seiner geographischen Routen machte, und seine schon gewonnenen Erfahrungen verarbeitete. Gleich den enthusiastischen Missionären der spanischen Zeit, deren Erfolge in den alle Wände bedeckenden Gemälden des Klosters von Ocopa aufbewahrt sind, wird er bis zum letzten Athemzuge an der Bekehrung der Heiden Südamerika's arbeiten und die Civilisation der Chunchus, mit deren Sprache er sich speciell beschäftigt hat, könnte allerdings nicht wirksamer befördert werden, als durch die Exploration des Madre de Dios, und die Colonisirung dieser an allen tropischen Erzeugnissen so überschwänglichen Gegenden. Die Zeit dazu scheint mehr ferne zu sein, die Schifffahrt auf dem Marañon und die Verwerthung der in seinen weiten Thälern brach liegenden Capitalien hat die Aufmerksamkeit unternehmender Handelsleute erregt, deren Thätigkeit bald zum Ziele

führen wird. Der ganze östliche Abhang der Anden ist mit zwingender Nothwendigkeit für seine Exportation auf den Atlantic hingewiesen, wohin ihm die herrlichsten Wasserstraßen gegeben sind, während die Verbindung mit dem allerdings weit näheren Pacific durch das Dazwischentreten der Cordillera-Kette auf das Unendlichste erschwert wird.

Nachdem die Expedition des Grafen von Castelnau die Unbrauchbarkeit des mit Cascaden gefüllten Ucayali, selbst nach seiner Verbindung mit dem Santana, für die Schifffahrt dargethan hatte, richteten sich die Augen Peru's besonders auf den Madre de Dios, der schon in unmittelbarer Nähe des wahren Centrum Peru's und seiner natürlichen Hauptstadt, als ein breiter und tiefer Fluß auftritt. Der im Auftrage der nordamerikanischen Regierung reisende Lieutenant Gibbon, der zusammen mit Herndon abgesandt war, hatte es trotz der in Cuzco auf ihn gesetzten Erwartungen vorgezogen, den Rio Beni zum Madeira zu verfolgen und so den Amazonenfluß von Bolivien aus zu erreichen, was, so dankenswerth seine genaueren Untersuchungen über den Lauf jener Ströme sind, kaum die erwarteten Resultate haben kann. Abgesehen davon, daß Bolivien einen näheren Ausweg im La Plata findet, müssen die verschiedene Male Landtransport erfordernden Rapids und Wasserfälle im Madeira und Beni einen lebhafteren Verkehr auf der von dort angegebenen Straße unmöglich machen, für welche sich auch eine bedeutendere Entfernung zum Meere ergeben würde. Eine Zeitlang hatte man die Mündung des Madre de Dios (von einem an seinen Ufern gefundenen Muttergottesbilde genannt) in den Purus zu finden geglaubt, der zuerst durch brasilianische Dampfschiffe bis zu der in diesem südamerikanischen Flußgebiet, dessen Wasserströme nach einander erforscht zu werden beginnen, noch unbestimmten Grenze zwischen Peru und Brasilien befahren ist.

Mehrfache Umstände stellen fast außer Zweifel, daß in dem Flusse, welcher jetzt Madre de Dios genannt wird, der Amarumayo (Schlangenfluß) der alten Peruaner zu suchen sei, der schon seit den frühesten Zeiten dem Handel gedient zu haben scheint. Nachdem Garcilasso de la Vega, unter der Regierung des Inca

Pachacutek, von der ersten Anlage der seitdem so ausgedehnten Coca-Pflanzungen in der Montaña von Paucartambo gesprochen hat, wohin die peruanische Mythe von der Sündfluth die siebenthorige Zufluchtshöhle ihrer Stammeltern verlegt, geht er zu den glänzenden Thaten des Inka Kapak Yupanqui über, welcher jenem in der Regierung folgte. Nach vielfachen Kämpfen mit den tapferen Küstenvölkern, wobei die Incas in der am Rimac blühenden Cultur des Pachacapac Erinnerungen ihres Ursprungs wiederfanden, stieg der Kaiser in die wilden Thäler der Antis von Cuzco nieder, und ließ dort an den Ufern eines großen Flusses aus leichtem Holze zweihundert Balras bauen, die er jede mit fünfhundert Soldaten bemannte. Bei ihrer Fahrt stromabwärts hatten dieselben vielfache Kämpfe mit den Schlangen und Tiger anbetenden Barbaren zu bestehen, die, wie der Geschichtschreiber sagt, geschmückt mit bunten Papageienfedern und wundersam bemalt, gleich den heutigen Chunchus, aus ihren dichten Wäldern hervorkamen, und die vorbeifahrenden Schiffe mit Pfeilen überschütteten.

Zwei Jahre lang dauerten die Kämpfe mit diesen ihre Freiheit auf das Theuerste verkaufenden Stämmen, und als schließlich die Incas an die Grenze des mächtigen Musus-Reiches, dessen bis nach Cuzco gedrungener Ruf den Anlaß zu der Expedition gegeben hatte, gelangten, war ihre Zahl so zusammengeschmolzen, daß sie, froh von dem Könige die Einwilligung eines Schutz- und Trutzbündnisses zu erhalten, an keine weitere Eroberung dachten. Zur besseren Befestigung der Freundschaft blieb ein Theil der Incas dort, während das zurückkehrende Heer von einer Gesandtschaft der Musus nach Peru begleitet ward. Gerade zur Zeit der spanischen Eroberung waren die Abkömmlinge jener Inca-Familien im Begriff, in ihr altes Vaterland zurückzukehren, als sie auf dem Wege die Nachricht von dem Untergange desselben erhielten, und nun, durch die letzten Reste des auch aus den Felsenhöhlen des Apurimac vertriebenen Herrscherstammes vermehrt, für immer nach der Hauptstadt der Musus zurückgekehrt sein sollten. Den gierigen Ohren der beutesüchtigen Conquistadores entgingen nicht die Andeutungen, welche den Indianern, in ihren schmerzlichen Erinnerungen an ihre große Vergangenheit und so unerwartet zerstörtes Glück, dann und wann über jenes reiche Land, als der letzten Zuflucht ihrer verehrten Fürsten, entschlüpfen, und ein Diego Aleman, mit einer Inca-Prinzessin verheirathet, wußte den Vater

derselben, der durch mehrfache Reisen mit dem Wege vertraut war, zu bewegen, ihm und seinen dreißig Begleitern als Führer zu dienen. Dieselben betraten die Montaña von Cochabamba, und wollten wirklich nach fünfunddreißigtägigem Marsche an die Thore einer großen, schönen Stadt gelangt sein. Durch ihre Unklugheit, trotz der Rathschläge des Führers einen offenen Angriff zu wagen, verloren Alle das Leben, mit Ausnahme des Caudillo, den die Musus, als solchen, bei sich behielten, und mit Ehrenbezeugungen überhäuften. Der Cazike war der Einzige, der nach vielen Mühseligkeiten Peru wieder erreichte.

Wenige Jahre später gab der Vice-König dem damaligen Gobernador von Cuzco den Auftrag, eine Expedition von fünfhundert Mann zur Eroberung des Musus-Reiches auszurüsten, entzog ihm aber diese Erlaubniß nach einiger Zeit wieder, um seinen Neffen damit zu belehnen. So bildeten sich zwei Compagnien, die an den Ufern des Amarumayo zusammentreffend, mit der rachsüchtigen Wuth innerer Parteiungen einander angriffen und sich fast gänzlich aufrieben, indem die wenigen Ueberlebenden durch die Chunchus, denen sie in die Hände fielen, zu Grunde gingen.

Zur Blüthezeit der katholischen Missionen in Acobamba langte dort (wie erzählt wird) von ferneher die Botschaft eines mächtigen Königs an, um die Hülfe eines durch seine Wunderkuren weithin berühmten Padres für seine Tochter nachzusuchen, die schon seit ihrer Jugend an einer unheilbaren Krankheit dahinsiechte, und von allen Aerzten aufgegeben sei. Der mehrere Monate auf dem Rücken der Indianer nach Osten und Norden reisende Priester berichtete in seiner später dem Erzbischofe von Lima dedicirten Mittheilung Wunderdinge von den blühenden, rings mit Festungen umgebenen Gestaden des großen Sees von Paititi, wo alljährlich eine allgemeine Messe der umwohnenden Völkerschaften abgehalten würde.

In Huanta mag sich der Reisende von den Arrieros noch heute erzählen lassen, wie man oftmals im Osten von der höchsten Spitze der Cordillera am fernen Horizonte die großen Mauern einer mächtigen Stadt in der aufgehenden Sonne funkeln sähe. Dieselbe Fata-Morgana spielt in den Grenzgebirgen Yucatan's und Guatamala's, wo die Hüttendörfer halb unabhängiger La-

candones sich in den Geschichtserinnerung der Maya's und Quiches zu mythischen Städten ausdehnen.

Das Feld für Entdeckungen ist hier noch offen, wird aber seit seiner thätigeren Bearbeitung bald angebaut sein, und dann muß unter dem Schutze einer kräftigen Regierung der den Anbau der reichen Tropenerzeugnisse weckende Handel jene goldenen Schätze entfalten, die der indolente Peruaner vergebens in dem Graben nach dem schimmernden Metalle zu heben wähnt.

Darwin und die Wissenschaft.*)

L'extrême esprit est voisin à l'extrême folie, meint Pascal, und wenn die genialen Schöpfungen unserer philosophischen Vergangenheit für einen Moreau die Symptome einer Geisteskrankheit, einer monomanie des grandeurs darstellen würden, so wären wir gegenwärtig wahrscheinlich am letzten Stadium derselben angelangt, bei der Dementia paralytica, worin dieselbe gewöhnlich zu verlaufen pflegt. Ein schlagenderes Zeugniß der Imbecillitas könnte unserer selbstgefälligen Civilisation nicht ausgestellt werden, als es in den epidemisch grassirenden Abstammungsideen geliefert wird, die mit mehr oder weniger Berechtigung unter die Aegide eines hochverdienten Naturforschers gestellt, und als seine Worte dem staunenden Publikum offenbart werden. Darwin's berühmte Arbeiten leuchteten unerwartet am naturwissenschaftlichen Horizont empor, als die Morgenröthe eines neuen Tages, der neue Hoffnungen erweckte. Nicht daß er etwa als schaffender deus ex machina hervorgetreten sei. Wahrheiten erfinden sich nicht. Der Geist, wenn bereits pathologisch gestört, mag phantastische Hallucinationen vor sich sehen und Excentricitäten erfinden, Wahrheiten dagegen finden sich vor, denn sie wachsen organisch unter gesetzlichen Normen empor, und wenn sie in der Vollheit der Zeit als gereifte Früchte niederfallen, so bleiben sie doch gekennzeichnet durch ihren früheren Zusammenhang mit demjenigen Baume des Wissens, der sie in langen Vorstadien Jahrhunderte durch ernährt hatte. Als Darwin, das lange Schweigen, das er seit der Rückkehr von seinen Reisen beobachtet

*) National-Zeitung (1871).

hatte, unterbrechend, sein erstes Buch in die Welt sandte, war ein solcher Moment der Fruchtreife gekommen, und der Erfolg war deshalb ein gewaltiger. Freilich nicht, weil er absolut Neues ausgesprochen hätte; es ließe sich von Youatt bis Naudin und Lucas eine zahlreiche Literatur zusammenstellen, in der bereits alle diejenigen Gesichtspunkte hervorgehoben sind, die Darwin's Lehre zum Stützpunkte dienen. Aber der Inductions-Methode ist nicht mit beiläufigen und allgemeinen Andeutungen genügt, sie verlangt Thatsachen — Thatsachen, die in der ganzen Weite des Untersuchungsfeldes gesammelt, die mit ängstlichster Genauigkeit durch Vergleichung und Beobachtung geprüft, durch minutiöse Detailkenntniß bis auf die letzten Decimalstellen in ihren Rechnungen controllirt und gesichert sind. Das Alles hat Darwin den physiologischen Naturwissenschaften gewährt (von einzelnen Ausstellungen, die zu machen wären, oder noch mangelnder Vollständigkeit abgesehen), und sein Verdienst bleibt deshalb ein unbestrittenes. Wie sehr die reiche Gabe, die er bot, einem Bedürfnisse der Zeit entgegenkam, wie voll die Atmosphäre mit den Keimen dazu geschwängert war, — mit den Ideen, die man, nach David Strauß' Ausdruck, nur aus der Luft zu greifen braucht — zeigt das gleichzeitige Erscheinen der durch Darwin und Wallace unabhängig von einander gearbeiteten Abhandlung in einem und demselben Jahre. Mit Recht sagt Jhring: „Was wir zu finden glauben und das Unsrige nennen, schwebt in der Atmosphäre, eine reife Frucht am Baume der Zeit, die wir nur brechen, nicht erzeugen."

Mit Darwin's bedächtig aufgebautem Werk war ein festes Fundament gelegt, um für die Veränderlichkeit der Organismen unter den Einflüssen der Umgebung und die Befestigung erfolgter Anpassung in der Vererbung Erklärungen zu gewinnen, wie sie den strengen Anforderungen der Naturwissenschaft zu genügen vermögen. Es war damit eine der wichtigsten Fragen vom Sein berührt und in die Processe des Werdens tiefer eingedrungen, als je zuvor. Die Naturwissenschaft, nachdem sie auf's Neue mit dem Verzeichniß eines glänzenden Sieges ihren Ehrentempel geschmückt, mußte jetzt vor Allem auf Consolidirung dieser neuen Grenzen bedacht sein, auf regelmäßige Organisirung des hinzueroberten Terrains, auf Verschmelzung desselben mit dem bisherigen Besitzthum. Diese Entsagungsfähigkeit hat ihr leider gefehlt. Die Erweiterung ihrer Herrschaft hatte sie bis nahe an die Marken philosophischer

Domäne geführt, und aus den metaphysischen Höhen derselben wehten wunderbar bezaubernde Lüfte herab, die das Herz mit ungekannten Ahnungen schwellten, mit Ahnungen jener Geheimnisse, die man durch die neu eröffneten Perspectiven in nächster Nähe vor sich zu sehen glaubte. So mancher Naturforscher, der bisher in souveräner Verachtung der Philophie den Rücken gekehrt und jeden Unterricht von derselben verschmäht hatte, glaubte jetzt auf einem Streifzug durch das Gebiet der Philosophie allerlei Beutestücke zurückbringen zu können, um sich damit vor seinen Standesgenossen zu brüsten, und wagte sich unbedacht in die gefährlichen Engpässe dialektischer Kreuzwege. Daß die Meisten sich rathlos verirrten und kläglich genug heimgeschickt werden würden, war vorauszusehen. Gewiß hat der Triumphzug der Naturwissenschaft noch nicht sein Ende erreicht, sie ist mit der Physiologie bis zur Psychologie vorgedrungen, sie steht jetzt an der Grenze der Philosophie, und sie wird früher oder später den Kampf mit derselben aufnehmen müssen. Die richtige Politik der Naturwissenschaft liegt jedoch unzweifelhaft darin, die Kriegserklärung so lange wie möglich hinauszuschieben, um für Vollendung ihrer Rüstungen nach allen Seiten hin Zeit zu gewinnen. Kein echter Naturforscher wird an dem schließlichen Siege seiner wohlberechtigten Forderungen zweifeln, aber der Kampf wird ein ernster und schwerer werden, denn auch das Recht der Philosophie ist ein uraltes und wohlbegründetes. Möglich, daß das Ganze mit einem Compromiß enden wird, aber eben deshalb sollten die Naturforscher alle jene ärgerlichen Plänkeleien, die auf den Tagesbeifall berechnet sind, unterlassen, da sie nur böses Blut machen und im Grunde nichts fördern.

Wir haben mit Darwin's Vorarbeiten eine neue Stufe auf der Wissensleiter erklommen. Es wird nothwendigerweise längere Zeit bedürfen, ehe auf der gewonnenen Plattform ein weiteres Fundament aufgemauert ist, um uns höher zu führen. Wer ungeduldig darauf nicht warten will und sich mit Luftsprüngen empor zu heben sucht, der riskirt, kopfüber zu fallen. Stürzt er hinab, so rollt er auch über die bereits erstiegenen Stufen hinweg, und es hat in der That das Ansehen, als ob gar Mancher schon wieder am Fuße der untersten Stufe, in demselben Schlamm läge, wie der rohe Naturmensch, der innerhalb einer Ahnenlinie, in der auch Raubbeutler, Schnabelthiere und Ascidien figuriren, jedenfalls zu den

engeren und engsten Graden der Blutverwandtschaft zu rechnen ist, zwischen Urmensch oder Affenmensch und Hottentott oder Schmiermensch, wie es in einer von deutscher Gelehrsamkeit ausgestellten Urkunde heißt. Die Schöpfungssagen bekunden jedenfalls eine sehr auffällige Geistesverwandtschaft.

Am Anfang der Dinge, erzählen die Orang Birma, lebten in den Wäldern des Berges Ophir zwei weiße Affen, Ounka puteh, die in den Zweigen der Bäume ein unschuldiges und freudenreiches Leben führten, in inniger Liebe mit einander verbunden und von einer zahlreichen Nachkommenschaft umgeben. Als diese heranwuchs und die Nahrung sparsam zu werden anfing, versammelten die Affenpatriarchen ihre Kinder und zeigten ihnen von der Spitze des Berges die weiten Ebenen, die sich am Fuße desselben ausbreiteten. Dorthin möchten sie ziehen und das Land bevölkern. Mit dem Segen ihrer Eltern stiegen die Aeffchen hinab in die sonnige Ebene, wo Alles schöner und lieblicher sie anlachte, als in den sumpfigen und dumpfigen Bergwäldern, in denen sie ihre Kindheit verträumt hatten. Anders die Luft, anders das Wasser und die Flüsse, anders die Erntegaben der Natur, die ringsum aufsproßten. Während sie früher mit holzigen Früchten, mit Wurzeln und Beeren nur kümmerlich ihren Hunger gestillt hatten, bot sich ihnen jetzt an labenden Früchten unbeschränkte Menge, und in Folge reichlicherer und besserer Nahrung nahm auch bald ihr Körper an Wachsthum und Schönheit zu. Bald entdeckten sie auch die Körnerfrucht, und in Folge dessen unterzog sich ihr Darmcanal einer Umwandlung, dann in Folge einer Correlation des Wachsthums (wie das nun in der Orang-Birma-Sprache technisch heißen mag), die übrigen Organe und die Haut, das Fellhaar fiel aus, die Arme verkürzten sich, und eines schönen Morgens erwachten die Kinder der Affen als Menschenkinder. Die saftige und succulente Nahrung hatte aber noch mancherlei andere Folgen. Mit der lieben Affennatur war es nun vorbei. Die Leidenschaften erwachten, Zank und Streit brach aus, und die aus Affen veredelten Menschen würden sich alle todtgeschlagen haben, wenn nicht der Batim-Alam aus Rum zu Schiffe angelangt und einen gesetzlichen Zustand eingeführt hätte.

Wie sich die Bannock aus der Tradition ihrer Vorfahren erinnern, hat der — in ihren Augen sehr bedauerliche — Schwanzverlust dazu beigetragen, die Menschennatur so pessimistisch irritabel und gries-

grämlich zu machen, weil sie es jetzt weit schwieriger haben als ihre Affenverwandteu, die Mücken zu verjagen, und deshalb durch die Stiche derselben im Zustande ärgerlicher Reizbarkeit gehalten werden.

Dies ist eine unter den Erklärungsversuchen der Descendenz, und die Ethnologie kennt in den Mythen ganz verschiedener Völker etwa ein halbes Dutzend solcher Erzählungen, mitunter ganz hübsch poetisch ausgemalte. Der Ounka pouteh heißt heute mit seinem officiellen Titel Hylobates agilis und die Benua associiren damit den Simia Syndactyla, aber man hat in der Zoologie vorgezogen, ihm unter den Katarhinen einen Nasenmenschen zu substituiren, oder einen schwanzlosen Schmalnasen.

„Es läßt sich nämlich als höchst wahrscheinlich behaupten, daß die nächsten Stammeltern des Menschengeschlechts schwanzlose Katarrhinen (Lipocerca) waren.“ Bei dem entschiedenen Tone, mit welcher diese Ansicht ausgesprochen wird, kann es kaum in's Gewicht fallen, wenn die Biologen der Naturvölker vorwiegend ihren Repräsentanten aus den Menocerca (meistens aus den Semnopitheken) entnehmen, indem die eindrucksvolle Katastrophe des Schwanzausfallens in allen diesen Mythologien mit besonders tragischer Emphasis beschrieben wird. Man könnte hier vielleicht eine frischere Erinnerung voraussetzen, da der Wilde dem Ursprung näher zu stehen scheint, doch hat der zahme Biologe so ernstliche Bemühungen an den Tag gelegt, sich dem Indifferenzpunkt kindlicher Geistesbeschränktheit anzunähern, daß der Vortheil heiliger Einfalt, den sein Opponent sonst besitzen dürfte, kaum geltend zu machen ist.

Uebrigens hat die Schwanzfrage den wilden Biologen eben so viele Sorgen gemacht, wie den zahmen. Mancher, der nicht ohne Bekümmerniß auf seine aus Affenphysionomien hervorgrinsenden Vorväter zurückblickte, mochte doch einen stillen Trost darin fühlen, daß diese ehrwürdigen Greise nicht durch einen Schwanzanhang weiter entwürdigt waren, und konnte sich darin auf die gelehrten Ausführungen eines einheimischeu Biologen stützen. Der englische Gelehrte scheint indessen in seinem letzten Buche zur Schwanzhypothese zurückzuneigen und erörtert den Verlust by certain apes and man. Unter den wilden Biologen stehen sich die der Bannock-Indianer und die der Tasmanier gegenüber. Die ersteren bedauern, wie schon erwähnt, den Verlust des eben so nützlichen, wie zierenden Schwanzwedels, die letzteren dagegen

berichten, daß sich die Menschen sehr elend gefühlt hätten, so lange sie ihr Anhängsel mit sich hätten herumschleppen müssen, und daß ein Specialbevollmächtigter vom Himmel herabgesandt sei, um sie durch eine Amputation davon zu befreien. „Gott weiß es am besten, wie es sich damit verhält," würde der fromme Araber bei solchem Dilemma ausrufen.

Die Entscheidung dieser Controverse bleibt zunächst nebensächlich, da auch der Umwandlungsproceß selbst bei den europäischen Kosmologen und Anthropologen in mancherlei Punkten von der in Kalang bei ihren Negritocollegen üblichen Auffassungsweise abweicht. Als Schluß-Resultat anglo-germanischer Gelehrsamkeit gestaltet sich im laufenden Jahre 1871 die Darstellung, wie sie in England und in Thüringen gelehrt wird, ungefähr in folgender Weise (Darwin, the descent of man S. 139—151):

Es war einmal ein Affe, an ancient member in the great series of the Primates. Diesem Senoriatsherrn wurde es in seinen alten Tagen allzu langweilig, immer auf den Bäumen zu sitzen, mit krummen Beinen und gebogenem Rücken. Er stellte sich deshalb, so oft es anging, auf die Erde und trampelte sich auf derselben die Füße ganz platt, dabei hielt er sich hübsch gerade, so daß die Wirbelsäule ihre Lordosis (ohne orthopädische Nachhülfen) von selbst verlor, und da die Hände nun nicht länger, wie sonst beim Klettern, beständig die rauhen und zackigen Aeste anzugreifen brauchten, wurden sie weich und zart, die am Leibe unbedacht herumschlenkernden Arme wuchsen an den Schultern ein wenig fester, es folgten: endless other changes of structur und! siehe da, der Mensch war fertig!

Höchst einfach und anschaulich in der That, auch dem beschränktesten Menschenverstand begreiflich und für populäre Vorlesungen sehr geeignet, aber die Version der Orang-Utang gefällt mir doch besser. Ob sie nicht auch logischer sein möchte, da sie das von Darwin in diesem Falle unberücksichtigte Migrationsgesetz mitwirken läßt? Dann hätte es unsere Civilisation doch grade noch nicht so weit gebracht, denn jene Orang-Birma oder Orang-Utang erlaubte sich die Ethnologie bisher zu den am tiefsten stehenden Menschenracen zu rechnen, und wären wir gleich bei ihnen in die Schule gegangen, so dürfte vielleicht seit 1858 manche Mühe und Papier erspart sein.

Eine Seefahrt.

Wenn die steilen Wellen der Bay von Biscaya und die glatten Windstillen Cap Spartel's, sowie die Dolbrum's der **horse latitudes** (oder **mare de Coscaballos**) zurückgelassen sind, wenn der Schiffer an den dunkeln Wolken, die über Madeira lagern, vorübergeflogen ist und vielleicht hoch im Himmel den fernen Peak von Teneriffa erspäht hat, beginnen in der Atmosphäre die Zeichen des angenäherten Passates. Eine dünne, aber dichte Wolkenschicht überlagert das Luftgewölbe. Hier und da durch einen länglichten Spalt blickt das blaue Himmelsdach hindurch, aber zwischen ihm und dem untersten Stratum unterscheiden sich zwei, drei oder mehr hellere Schichten, nach verschiedenen Weltgegenden hinstreifend und meistens an den Spitzen in losgelöste Cirri auslaufend. Alle diese verschiedenen Schichtungen stehen unbeweglich in der Höhe und unter ihnen bläst ein leichter, gleichmäßiger Wind, der mehr und mehr die Richtung aus Nordost nimmt, bis, wenn der Passat völlig eingesetzt hat, die grauen Strata verschwinden. Ein leicht blauer Himmel umspannt jetzt die blaue See, und nur im Zenith bemerkt sich ein Kegel lose gefleckter Cirri, von Nord nach Süd gestreckt. Das Meer kräuselt in zierlichen Wellen, die hier und da aufschäumen, aber nicht weil die tiefe Wogung die Gipfel einzusinken zwingt, sondern weil überstrichen durch eine stetig ununterbrochene Brise. Ein mäßig starker Wind von gleichartiger Richtung ruft vielfach dieses Schäumen hervor, aber es ist dann gleichsam nur ein Abblasen des Wassers an der Oberfläche und sehr verschieden von jenem gewaltsamen Brechen der aus tiefen

Höhlungen emporgehobenen Wogen, wenn ein anhaltender Sturm die mächtige Wassermasse aufgewühlt hat. In diesem letzern Falle endet der blaue Wasserberg in einem dunkelsmaragdgrünen Gipfelkamme, (in Folge des nicht absorbirten, sondern in der Reflexion durchscheinenden Lichtes) und fällt dann in einen schweren Schaumregen in sich selbst zusammen, einer weithin brechenden Felsenbank gleichend, indem der in dem blauen Wasser untersinkende Schaum dasselbe bis auf die Tiefe, so weit das Auge reicht, in weißlich-grauem Grün färbt. Ein plötzlich aufspringender Sturm dagegen reißt das oberste Wasser mit sich fort und spritzt es nach allen Seiten hin in blendend weißem Gischt, in welchem die Strahlen der Sonne in Regenbogenfarben spielen. Die mit stürmischen Wetter zusammenhängende Mißfärbung des Wassers fern vom Lande folgt aus der Aufwühlung der unteren Wasserschichten durch die, die Reflexion des Lichtes verwirrende, Schwellung oder auch den Widerschein grauer Wolken.

Nichts gleicht der Pracht eines Sonnenuntergangs an der nördlichen Grenze des Passates, wo die Luft noch mit den Schichten verschiedener Feuchtigkeitsgrade gefüllt ist, während tiefer in den Tropen die gleichmäßige Temperatur von Luft und Wasser der bunten Mannigfaltigkeit der Farbenstrahlung ermangelt, für welche die Configuration des Landes im südlichen Europa den italienischen Himmel berühmt gemacht hat. An den heiteren Abenden des Passates steht die Sonne hinter einem halbdurchsichtigen Wolkengitter, das den Horizont rein läßt oder auf demselben nur in leichten Pfeilern ruht, die in den umspielenden Lichtstrahlen kaum als dünne Zaunhecken erscheinen. Wenn hinter dieser magischen Gartenumzäunung die Sonne in den freien Zwischenraume niedersteigt, öffnet die Perspective ein goldig glänzendes Feenland, dessen dem Auge nicht ausmeßbare Räume sich mit den Sehnen unendlicher Wehmuth füllen. Die Sonne neigt sich tiefer, ein goldener Feuerball, sie sinkt zum Rande, sie taucht in die majestätische Fluth, und jetzt beginnt eine wunderbare Farbenpracht aufzuleuchten, wo immer ihre abgelenkten Strahlen auf die verschiedenen Schichtungen fallen, mit denen, als in krystallinischer Streifung, die Atmosphäre überall durchzogen ist. Diese zauberhaften Farbenwechsel von goldenem Lichtglanz zur Amber und Purpur, von Gelb zu Grün, im Schimmer frisch bethauter Wiesen, und Azurblau, von Grau und Braun zum dunkeln Violett, in den sieben mal sieben Schattirungen, soviel ihrer

sind, wie sie im Westen über und neben und durcheinander spielen, wie sie im Osten dunkler und gesättigter zurückstrahlen, kann das Auge bewundern, aber nicht verstehen, die Sprache nie beschreiben. Allmälig stirbt die Farbenpracht hinweg, anfangs die leichtern und zartern Töne, bis zuletzt auch die vollsten und dunkelsten in dem dunkeln gesättigten Blau verschwimmen, das jetzt in den bläulich, grünlich, röthlich blinckenden Lichtern des goldenen Sternenheeres erglänzt. Dann entzündet sich das mystische Zodiacallicht, indem die Strahlen der bereits weiter entfernten Sonne nicht mehr in den unteren Schichten der Atmosphäre gebrochen werden, sondern nur die zurückgelegenen aufhellen und so ohne weitere Zertheilung das Auge treffen.

Prächtig als der Sonnenuntergang ist, prächtiger fast, obwohl kürzer und vorübergehender, ist der Aufgang. In dem dämmernden Morgenliche, das auf dem glatten Wasserspiegel ruht, unterschieden sich die Umrisse von St. Antonio in den Cap Verde-Inseln, in doppelter Hügelbiegung zu einer Spitze ausgestreckt. Das gleichmäßige Grau der Dämmerung beginnt in den Tönen des Lichtes zum Auge zusprechen. Die Farbenscala des Abends wiederholt sich in umgekehrter Ordnung, aber leichter, ätherischer, die dunkeln Schattirungen verschwinden in rascher Aufeinanderfolge, und schon strahlt an dem Saume der zarten Wolkenschichten ein goldener Lichtglanz, der das Auge blendet, die Königin des Tages tritt hervor und bald überfließt ihr mächtiger Schein mit gleichmäßig weißlich, goldenem Lichte den Raum, den in Wasser und Luft das Auge beherrscht.

Wie sich das Schiff der Linie nähert, wird die Gelegenheit seltener das Schauspiel des Sonnenauf- oder unterganges zu genießen. Schwere Cumuli hängen im Sehkreis, Regenfluthen gießen herab, schwüle Windstillen wechseln mit Tornados, deren electrische Spannung um so heftiger ist, je näher dem Lande. Dann machen sich wieder nach dicht hängenden Wolkenmassen die Vorläufer des nordöstlichen Passates bemerkbar, der mehr und mehr den Himmel aufklärt und oft in Squalls aus rasch aufsteigenden Gewittern das Schiff vor sich hertreibt, bis es sich an seiner südlichen Grenze im Banne neuer Stillen oder Dolbrums findet.

Der Wind, wenn er wieder die Segel füllt, nimmt mehr und mehr eine westliche Richtung. Er weht im anhaltendem Strom, zu stark für die leichten Segel der schon stöhnenden Masten, stärker und stärker, wie er dem Cap sich nähert, und hohler braust die See in den

dunkeln Nächten. Mit dicht gerefften Segeln flieht jetzt das Schiff vor dem wilden Sturm, es rollt in brandenden Wogen, umspritzt von dampfendem Gischt, überwaschen von feurig phosphorescirenden Wassermassen. Die Planken krachen unter der Wucht der anschlagenden Wellen, das Steuer arbeitet mühsam, die Masten knarren und schwanken und wenn ein rasselnder Wasserbruch, der das Deck von allem Beweglichen säubert, oder ein jäher Sturz des Schiffes in den Wellenabgrund den Schläfer Nachts erwacht, so trifft durch das Heulen des Sturmes und den Kampf der Wogen das klappernde Geräusch der Pumpen sein Ohr, die jetzt fast jede Stunde der Arbeit genug zu thun finden. Unheimlich schaut die Natur, wenn sie die späte Wintersonne mit blassem Licht durchdringt. Eine gleichmäßige Wolkenwand, dichter und dunkler, wo sie am Wasserrande aufsteht, erhebt sich rings um das Himmelsgewölbe, das nur in einer ovalen Oeffnung des Zenithes, matt und verstört hindurchblickt. Es liegt etwas Grausiges in diesem Anblick der Atmosphäre, was hauptsächlich dadurch veranlaßt ist, daß der Himmel weiter entfernt, der ganze Sehkreis kolossaler erscheint, als es das Auge gewohnt ist und die Erklärung dieser Erscheinung läßt sich am einfachsten darin finden, daß die gleich Strata geschichteten Wolken, die hier in die höchsten Lagerungen der Atmosphäre hinaufreichen, in ihrer dunkel drohenden Schwere den Cumuli gleichen, die wir nur gewohnt sind uns weit näher zu sehen, so daß jetzt eine rückschließende Association den Himmel in weitere Perspective zurücksetzt. Ein glänzender Komet stand Morgens am östlichen Himmel während des Monats Juli. Das Wasser war häufig warm, wie gekocht, und die über das Deck brechende See füllte das Schiff oft mit Geruch todter Fische. Zu beiden Seiten des Cap steht besonders eine hohle See aus Süden an, die oft, ohne daß eine verhältnißmäßige Windesstärke vorher ging, plötzlich um das Schiff aufsteigt und so rasch in ihren Wellenbergen aufeinander folgen mag, daß das von dem einen in die Tiefe geschleuderte Schiff kaum Zeit sich zu erheben hat, ehe der nächste darüberhinstürzt. In dem Kanal von Mozambique zeigt das Wasser eine gesättigt dunkelgrüne Färbung durch tiefere Soundings veranlaßt, wie in der Nordsee die mehr grasgrüne durch oberflächlichere. Hier sind Windstillen nicht selten, mit reinem, klaren Himmel, aber nicht so vielfach besucht durch Tummler, Delphine, Haie und ohne die schillernden Medusen, die den At-

lantic durchsegeln. Die der Linie näheren Breiten des letzteren werden von den Schaaren fliegender Fische belebt, die von ihren Verfolgern gejagt, in langen Linien neben dem Schiff herschießen. Am Cap dagegen umfliegen die Seetauben das Schiff, die auch in der brausenden See eines Orkanes die zugeworfenen Bissen aufzufinden wissen. Nur das Dunkel verhindert sie daran und in Windstillen sieht man sie Nachts neben dem Schiffe herschwimmen. Eisvögel erschienen mitunter in Schaaren. Die Martinspike oder Bootswannen des indischen Ocean finden die Matrosen oft schlafend auf den Yards. Jenseits Madagascar, wo auch die Albatrosse häufiger werden, setzt eine regelmäßige Reihenfolge westlicher Winde ein, die in stätig steigender Stärke oft bis zu einer Art Orkan anschwellen und dann südlich in eine halbe Windstille ausblasen, bis wieder der Westwind im nördlichen Quartier neue Kraft gewinnt. Das unstäte Wetter mit den Schwankungen des Barometers sowie das dumpfe Heulen des gespannten Windes läßt vielfach Cyclene vermuthen und der Eintritt in die indische See ist von heftigen Squalls begleitet, die auch während des Passates nicht abreißen. Die Atmosphäre dieses Meeres hat, sehr verschieden von der leichten Bläue des atlantischen Passates, meistens etwas dunkel Drohendes in ihrer Erscheinung, selbst wenn, wie mitunter geschieht, der Horizont von allen dunkeln Wolken in prächtiger Reinheit aufklärt, ist die Bläue von Himmel und Meer gesättigter, sind die Farben des Sonnenuntergangs tiefer und dunkler. Richtet sich nach Umsegelung des Cap der Cours nach Australien, so durchfliegt man jene weite Wasseröde, aus der nur die Inselfelsen St. Paul und Amsterdam dem vorübereilenden Blicke erscheinen, bis dann die umbrandete Küste des australischen Continentes aus dem Wasser auffsteigt. Obwohl wild und reizlos, wurde sie doch freudig begrüßt, als das Ziel, das wir in hundert Tagen und Nächten unserer Segelschiffreise so oft herbeigesehnt hatten.

Ueberblick der geographischen Fortschritte.*)

Hochverehrte Versammlung!

Im Standpunkt der Geographie erhält die jedesmalige Weltanschauung ihre Spiegelung, denn das terrestrische System pflegt ein verkleinertes Bild der Ideenverbindungen zu wiederholen, unter denen das All aufgefaßt wird. Als die Völker noch auf einer flachen Scheibe lebten, überwölbt von einem krystallenen Firmamente, da war ihnen die Erde klein und beschränkt, vom Grenzstrome des Okeanos umflossen. Die astronomischen Fernröhre durchbrachen die Decke des Himmels, sie eröffneten den Ausblick in unendliche Fernen, und durch sie rollte als drehende Kugel der Erdball, den gleichzeitige Umschiffungsfahrten in seiner rücklaufenden Kreislinie kennen lehrten. In unserer Zeit, wo die Naturwissenschaften in sorgsamen Forschungen die Thatsachen festzustellen bemüht sind, die schwankende Theorien durch klar erkanntes Wissen ersetzen werden, wendet sich auch die Geographie der Ausarbeitung ihres Detail zu und hat das weite Untersuchungsfeld, das sich vor den Blicken ausbreitet, unter ihre Mitarbeiter in den physikalischen, geologischen, botanischen, zoologischen Fächern vertheilt, damit im Zusammenwirken der Theilzweige sich das Bild des Ganzen erschließe. Das ist die Richtung der Gegenwart, die Ritter's Scharfblick im Voraus erkannte, als er den Grundriß seines großartigen Planes niederzeichnete, den Menschen in der Geschichtsbewegung auf dem weiten Boden geographischer Grundlage zu verstehen.

*) Rede gehalten bei Gelegenheit des vierzigjährigen Stiftungsfestes der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin am 26. April 1868 (im fünfjährigen Cyclus).

Von seinem unvergeßlichen Namen, von den Dahingeschiedenen der Männer, die einst als Stifter beisammen standen, um die Basis dieser Gesellschaft zu legen, wendet sich dankend der Blick zu denen, die noch aus ihrem Kreise übrig, und die uns noch lange jene Zeit zurückrufen mögen, wo aus schwachen Anfängen der Sproß erwuchs, der sich jetzt zu einem volllaubigen Baume entfaltet hat. Trübe und doch tröstend klingt Homer's alter Dichtersang von den Menschenleben, gleich Blättern am Baume. Sie sprossen auf, sie wehen hernieder und neue Schossen folgen. Schon mancher edle Name ist aus unseren Reihen verschwunden, doch sie sind nicht vergessen, und auch heute sei eine Erinnerung denen geweiht, die seit der Feier des letzten Stiftungsfestes (1863) von uns schieden. Damals redete Heinrich Barth zu Ihnen, ein viele Jahre hindurch mit der Thätigkeit der Gesellschaft auf das Engste verflochtener Name, der sich für immer im lebendigen Andenken erhalten wird. Die Gesellschaft hat sein Gedächtniß durch eine außerordentliche Sitzung gefeiert, in der, was Alle fühlten, durch Herrn Koner's Rede ausgesprochen ward, so daß mir nichts hinzuzufügen bleibt. Auch die anderen Namen bedürfen nur ihrer Nennung, um sie in voller Lebenskraft zu erwecken, sie gehören den Unsterblichen nationaler Walhalla an; wer kennt sie nicht? Bopp, Mitscherlich, Heinrich Rose und eine leider allzu lange Reihe anderer Namen Solcher, die die Geographie durch Wort und That oder durch ihr Interesse förderten. Außerdem sind die Listen der Gesellschaft durch den Fortgang mancher Mitglieder gelichtet, die ihr Beruf von Berlin wegzog. Dagegen ist neuer Nachwuchs eingetreten, und besonders erfreulich bleibt es, daß die Gesellschaft in letzter Zeit vielfach durch solche Mitglieder verstärkt ist, die selbst activ als Reisende auf dem Felde der Geographie beschäftigt gewesen sind, und so in unsere Verhandlungen die lebensfrische Fülle des Colorits und die Controle praktischer Erfahrungen hineinbringen werden. Einige derselben waren durch den Expeditionsfond der Karl Ritter-Stiftung in ihren Unternehmungen gefördert. Im Ganzeu ist die Zahl der ordentlichen Mitglieder unserer Gesellschaft im Wachsen begriffen.

Lassen Sie uns die Umschau über die geographischen Veränderungen in den letzten fünf Jahren mit Australien beginnen, mit unserer auf südlicher Hemisphäre vereinsamten Gegenerde, deren einförmige Decke von Eucalypten-Wäldern eine gleiche

Monotonie der Menschenracen birgt. Schon in frühen Stadien des Entdeckungszeitalters von Portugiesen und Spaniern gesehen, von den Holländern neu gefunden, von Cook und La-Peyrouse an der Küste erforscht, blieb Australien auch dann noch bedeutungslos für die übrige Welt, als die Engländer in Botanybay eine Verbrecher-Colonie anlegten und dadurch freie Einwanderer gerade zurückschreckten. Die lange Reihe der Reisen, wodurch uns allmälig die Kenntniß des inneren Australiens aufgeschlossen wurde, begann ungefähr mit den Reisen Oxley's im Jahre 1817, und sie wurde besonders gefördert, als die Goldentdeckungen New-South-Wales und Victoria in den Strudel des Welthandels hineingezogen hatten. Im Jahre 1860 pflanzte Macdonall Stuart die englische Flagge im Mittelpunkt Australiens auf dem Central-Mount-Stuart auf, und nach der unglücklichen Reise Burke's durchschnitt er den ganzen Continent von Norden nach Süden, Lefroy erforschte 1863 West-Australien von York aus, Gould, besonders für ornithologische Zwecke, den Macquarie-Harbour-District, F. und A. Jardine die Straße nach Cap York 1864, Warburton 1865 die Zuflüsse des Lake Eyre, Davis entdeckte den Wildman River 1866. Die Untersuchung des Northern Territory wurde, nachdem Finnis' Expedition fehlgeschlagen, auf Cadell übertragen. Auf Anregung Dr. Müller's in Melbourne, über dessen botanische Arbeiten Herr Braun uns verschiedene Male Mittheilungen zu machen die Güte hatte, bildete sich unter den Damen Melbourne's eine Gesellschaft, um die Spuren Leichardt's aufsuchen zu lassen, des kühnen deutschen Reisenden, der 1847 von Moretonbay nach Port Essington vorgedrungen, aber auf seiner zweiten Reise von Brisbane aus verschollen war, nachdem sein vom April 1848 vom Flusse Cagoon datirter Brief die letzte Kunde von ihm gegeben. Im Juni 1866 brach M'Intyre's Expedition in das Innere auf, aber ihr Leiter erlag dem Fieber am Fraser River und schon im November auch sein Nachfolger Slowman. Doch wurden auf Beschluß des Comités die Forschungen im Bezirke des Carpentaria-Golfes fortgesetzt.

Die überall die todte Wasserwüste durchstreifenden Dampferlinien haben jetzt auch Australien*) mit dem großen Heerwege

*) Am 8. Juni 1868 wurde ein im großen Maßstabe entworfener Plan zur wissenschaftlichen Erforschung des australischen Innern der geographischen Gesellschaft in London durch Dr. G. Neumayer vorgelegt.

verknüpft, der von der Overland Mail Route aus dem fernen Osten nach Europa führt, und Point de Galle auf Ceylon bildet den Mittelpunkt der Vereinigung. Die Bevölkerung der 1859 gegründeten Colonie Queensland, eines basaltischen Tafellandplateaus, das durch seine Erhebung bis dreitausend Fuß ein kühles Klima sichert, hat sich in kurzer Zeit vervierfacht, und der neue Hafen Somerset, in einer schon 1844 von Sir Roderik Murchison empfohlenen und neuerdings von Jardine untersuchten Localität, verspricht ein wichtiges Emporium für den asiatisch-malayischen Handel zu werden. Eine directe Dampfschiffverbindung zwischen Brisbane und Singapore liegt in Absicht, und durch die Torres-Straße ist Queensland mit Batavia verbunden. Die Acclimatisations-Gesellschaften haben in Australien eine große Thätigkeit entwickelt, um die von der Natur nur spärlich bedachte Flora und Fauna ihres Landes reicher auszustatten, und zu ihren Erwerbungen gehören, wie früher die Merino-Schafe, so jetzt Kameele und Alpaca, die 1858 zuerst durch Ledger aus ihrer bis dahin einzigen Heimath in Peru eingeführt wurden, und, seitdem die peruanische Regierung vor Kurzem das frühere Verbot der Ausfuhr aufgehoben, durch Nachschub vermehrt wurden.

Auf Polynesien's Inselmeer, das mit blühenden Oasengärten die Fläche des Stillen Oceans schmückt, haben die Franzosen ihre Flagge auf verschiedenen Besitzungen entfaltet, unter die Verwaltung Neu-Caledonien's, sowie die der Marquesas- und Gesellschaftsgruppe vertheilt. Um den fruchtbaren Boden der letzteren zum Anbau von Colonialproducten zu verwerthen, hat sich die Regierung 1864 zu einer Anwerbung von tausend Chinesen entschieden, und 1865 kam die erste Abtheilung dieser Einwanderer auf Tahiti an. So wird auch auf dieser Insel der Liebesgöttin die dahinschwindende Race der Eingeborenen durch den betriebsamen Zopfträger aus China ersetzt, ebenso wie nach Australien der Zug chinesischer Einwanderer sich gerichtet hat, wie sie in Peru und Cuba an die Stelle der Neger traten, wie sie in Californien neuerdings ein wichtiges Procenttheil der Bevölkerung zu bilden anfangen und schon in alter Zeit die ihnen nahe gelegenen Inseln Luzon und Java bevölkert hatten. In Mauritius und Bourbon verwendet man neben den Chinesen auch Emigranten aus dem südlichen Indien. Die Regierungs-Depeschen Tahiti's werden nach Payta befördert und dann mit den westindischen

Dampfschiffen, unter welchen seit 1865 auch eine französische Linie von St. Nazaire nach Aspinwall eingetreten ist.

Die französische Colonisation auf Neu-Caledonien und dem Loyalty-Archipel verspricht wichtige Aufklärungen über diese bisher so wenig bekannten Inseln, und hat Herr Koner darüber in unseren Sitzungen berichtet, unter Vorlage von Photographien, die uns durch die Güte Herrn Martin's zugekommen sind. Bereits beginnt das Innere dieser zum Theil schon als Strafcolonie benutzten Insel durch die von den Franzosen unternommenen Expeditionen bekannt zu werden. — Die Reisen Bernstein's im Osten der Molukken, obwohl durch seinen frühen Tod unterbrochen, haben zoologische Ausbeute gewährt, sowie auch mancherlei Ethnologisches, worüber Finsch's Buch „Neu-Guinea und seine Bewohner" Auskunft giebt. Neu-Guinea und die durch unterseeische Bänke verbundenen Inseln sind die eigentliche und einzige Heimath der wahren Paradiesvögel, über die so manche sonderbaren Hypothesen in den Köpfen spukten, bis es 1864 Wallace gelang, lebende Exemplare nach England zu bringen. Orientalische Schiffersagen malten schon in vorhistorischer Zeit als das irdische Paradies diese Gegenden aus, die in der That von der Natur mit ihren herrlichsten Schöpfungen geschmückt sind. Ebenso wie die erwähnten Paradiesvögel, die Pracht der Ornithologie, finden sich auf engster Localität beschränkt, als kostbarstes Erzeugniß des Pflanzenreiches, die vielumworbenen und langgesuchten Gewürze, denn nur die Verbindung der Aequatorsonne mit dem vom vulcanischen Feuer erhitzten Boden der Molukken hat diese feinen Essenzen spontan erwachsen lassen, obwohl es seitdem möglich war, sie auch nach anderen Theilen naheliegender Küsten zu verpflanzen. Für die Gewürzinseln selbst waren ihre Schätze ein Danaergeschenk, das sie von jeher zur Wahlstatt blutiger Kämpfe machte, die zwischen den Königen von Ternate und Tidore ebenso erbittert geführt wurden, wie später zwischen Spaniern und Portugiesen, bis dann die Holländer mit den berüchtigten Hongi-Zügen hinzukamen.

Wallace, der aus seinen Untersuchungen über den Meeresboden auf einen früheren Zusammenhang des Archipelagus mit dem Festlande schließt, zeigt den Kanal zwischen Bali und Lombok als die scharf gezogene Grenzlinie zwischen dem asiatischen und dem austro-malayischen Charakter der dortigen Flora und Fauna. Ueber die Kohlenformation von Timor hat unser Mit-

glied, Herr Beyrich, eine Abhandlung veröffentlicht. Die ethnologischen Verhältnisse Polynesien's sind besonders durch Quatrefages behandelt worden, der die Mythe der Tonganesen über ihren Stammsitz Bolotu für Nachweisung ihrer asiatischen Einwanderung zu verwerthen sucht. Ueber die Racen des französischen Oceans hat Baugaret geschrieben, Pritchard über Viti.

Eine Reihe von Entdeckungsreisen, Fortsetzungen der von Hochstetter, dem Geologen der Novara, angestellten, haben uns die neuseeländischen Gletscher-Regionen aufgeschlossen, in deren eisiger Oede am Mount Richards Dr. Hector Spuren vom Dinornis fand, dem ausgestorbenen Riesenvogel. Zur Herstellung einer Straße von Canterbury nach Hokitiko überstiegen Arthur und George Dobson den Arthur-Paß, dreitausend achtunddreißig Fuß hoch, an der Quelle des Waimakariri, und Browning und Griffiths den Rakaia-Paß, viertausend sechshundert fünfundvierzig Fuß hoch, die dann beide von Haast weiter untersucht wurden, ebenso wie die Flüsse Waitaki und Makarora, während M'Kerrow den District der Seen in der Otago-Provinz erforschte. Die Postdampfer zwischen Panama und Neuseeland errichteten 1866 eine Kohlenstation auf der Insel Oparo. Für eine Untersuchung Neu-Guinea's schlägt Sir Charles Nicholson vor, den neu angelegten Hafen Cape-York in Australien zum Ausgangspunkt zu wählen. Ueber die Gilbert- und Marschall-Inseln findet sich in unserer Zeitschrift eine Abhandlung von Meinicke. Travers berichtet über die Chatham-Inseln. Durch den Schiffbruch des Grafton (1864) wurde die Mannschaft desselben zehn Monate auf den Auckland-Inseln zurückgehalten.

Gehen wir zu Afrika über, dem ältesten der Continente, dem großen Mysterium der Geographie und der Geschichte. Afrika ermangelt seinem größeren Theile nach derjenigen Vorbedingungen, durch deren Gliederung ein Erdtheil der Civilisation zugänglich wird, ihm fehlen schiffbare Flüsse, dominirende Bergketten, gastliche Häfen, Afrika liegt als unförmliche Masse hinausgeworfen in dem Ocean, der in Klippenringen seine Küsten umbrandet, seine Bergeshöhen sind ungeordnet umhergestreut, seine Flüsse in größerer oder geringerer Nähe von der Mündung durch Felsbänke unterbrochen. Nur, wo jenseits Syene der Nil sein grünes Oasenthal badet, hat sich ein ungehinderter Verkehr entwickeln können, und dort ist auch die Civilisation gefolgt, weshalb schon zu

Herodot's Zeit Egypten neben dem mittelländischen Nordrand nicht zu Afrika, der Negerheimath, gerechnet wurde, sondern zu Asien. In Egypten stehen jene Monumente hervor, die gleichsam als Reste einer untergegangenen Schöpfung in die unsrige hineinragen, und die, unsere Chronologien durchbrechend, unabsehbare Fernsichten eröffnen, für welche sich aus den geschichtlichen Traditionen anderer Länder kein Maßstab gleichwerthiger Parallelen finden läßt. Wenn Egypten von jeher die Neugierde reizte wegen des Schwerverständlichen seiner Symbole, so fühlte sich diese nicht weniger angezogen von den übrigen Theilen Afrika's, die in die Nacht und das Dunkel des völlig Unbekannten gehüllt waren. Nur vorsichtig darf sich der Pilote seinen Küsten nahen, die ganze Strecke von Cap Verde bis Benguella bietet kaum zwei oder drei brauchbare Häfen, und für die ersten drei Jahrhunderte nach der Entdeckung hatte der europäische Verkehr nur Sklavenkriege und Sklavenjagden zur Folge, die Afrika mit einem breiten Gürtel der Verwüstung durch Feuer und Schwert umgaben, mit einem Kanal von Blut, der jedes Eindringen unmöglich machte. Erst mit Ende des vorigen Jahrhunderts begannen die Entdeckungsreisen, die, nachdem sie lange Zeit nur vereinzelte Erfolge und fehlgeschlagene Angriffe einzuregistriren hatten, in den letzten Decennien auf eine unerwartete Siegeslaufbahn eintraten, und seitdem der Geographie eine afrikanische Provinz nach der andern erobert haben. Werfen wir nur einen kurzen Blick auf das, was seit 1863 geschehen ist, in welchem Jahre der beim Stiftungsfeste gehaltenen Rede noch die Notiz hinzugefügt werden konnte, daß die Herren Speke und Grant in Chartûm eingetroffen und, wie man damals glaubte, die Lösung des großen Räthsels mitgebracht hätten. Aber, obwohl seitdem Samuel Baker seine Expedition nach dem Mwutan-Nzighe unternahm, obwohl v. Heuglin und Steudner auf dem Dampfschiffe der Damen Tinné den Bahr-el-Ghazâl befahren, sind wir der Nilquelle nur wenig näher gerückt; es bleibt noch dieselbe Aufgabe „quaerere caput Nili", wie sie schon die Römer zu Entdeckungsreisen anstachelte. Für eine solche ist jetzt wieder mit Unterstützung der Société de géographie in Paris ein französischer Officier, Le Saint*), aufgebrochen, der auf seinem Wege

*) Bald darauf ist schon die Todesnachricht dieses von großen Hoffnungen begleiteten Reisenden, der in Ab-Kouka starb, eingetroffen.

von Osten nach Westen einer von Vivien de St.-Martin vorgeschlagenen Route zu folgen beabsichtigt und so hofft, ein centrales Hochland zu durchschneiden, auf dem sich der Quellenknoten des afrikanischen Flußsystems entwirren möge. Herr Steudner, der von der Ritter-Stiftung Zuschüsse erhielt, und der unsere Zeitschrift durch seine Beiträge bereicherte, erlag den Sumpffiebern, und auch Herr Schubert, der andere Begleiter Herrn v. Heuglin's, kehrte nicht zurück.

Von den übrigen Reisen verknüpft sich besonders die des Herrn Schweinfurth mit den Interessen der Gesellschaft, da sie zum Theil durch die Ritter-Stiftung gefördert werden konnte, und anderseits Gelegenheit zu ausführlichen Artikeln in unserer Zeitschrift, sowie zu mündlichen Vorträgen seit der Rückkehr des Reisenden gegeben hat. Dieser Forscher*) befuhr zweimal das Rothe Meer bis Suakin, und nahm dann einen längeren Aufenthalt in Matamma, von wo er zu Ende der Regenzeit über Chartûm zurückkehrte. Als Botaniker war sein Hauptaugenmerk auf die Pflanzengeographie gerichtet, ein Thema, das er schon auf seinen früheren Reisen in Sardinien und am Mittelländischen Meere erfolgreich behandelt hatte. Die vergleichende Pflanzenkunde ist die Poesie der Geographie, sie ist eine zarte und sinnreiche Erfindung der neueren Wissenschaft, um mit dem Pflanzen-Barometer die Elevationen über die Meereshöhen oder die geologischen Schichtungen des Bodens zu messen, sie ist zugleich der schönste Schmuck geographischer Kunstschilderungen, um uns in fein markirten Farben ein charakteristisches Bild des Landes zu entwerfen nach dem Typus seiner localen Flora.

Doppeltes Leben erhalten diese Gemälde, wenn zu den Formenzeichnungen der Vegetation die rasche Bewegung des Thierlebens hinzutritt, in Schilderungen so treu und warm, wie sie ein anderer Reisender im dortigen Afrika, unser Mitglied, Herr Brehm, hervorzuzaubern versteht. Seine großen Reisen im Nilthale fallen vor den Zeitraum, der uns jetzt beschäftigt, dagegen wurden seine Erlebnisse in Habesch, wo er, wie immer,

*) Mit dem Fonds der Humboldt-Stiftung ausgerüstet, war Herr Schweinfurth auf's Neue nach dem oberen Nilthal aufgebrochen in einem weiter angelegten Reiseplan, für dessen Ausführung ihm auch die Ritter-Stiftung zur Verwendung gestellt wurde [Sommer 1868].

als Jäger und zoologischer Sammler auftrat, im Jahre 1863 veröffentlicht.

Resultate höchster Bedeutung verspricht der Studienkreis zu liefern, dem sich in unserem Kreise Herr Hartmann gewidmet hat, der seit seiner Rückkehr aus Afrika mit Verarbeitung des Materials beschäftigt ist. Eingehende Forschungen über die ethnologischen Verhältnisse der Fundj und ihrer Nachbarvölker hat Herr Hartmann mit Prüfung des Racentypus auf den egyptischen Monumenten verbunden, und vielleicht werden sich aus diesen vom geographischen Felde ausgegangenen Arbeiten Streiflichter entzünden, die auf einige der wichtigsten Gebiete alter Geschichte unerwartete Beleuchtung werfen mögen. Zugleich beginnt die Anthropologie die Bedeutung der Aufklärung zu erkennen, die sich für ihr eigenes Studium aus der Züchtung der Hausthierracen schöpfen läßt, und um die daran geknüpften Probleme zu lösen, kann kein geeigneterer Boden gewählt werden, als der Egyptens, über den die längste Reihe geschichtlicher Zeitläufe hingegangen ist.

Herr Lepsius war im Jahre 1866 auf's Neue nach dem früher in Begleitung von Herrn Erbkam (gleich ihm unser Mitglied) besuchten Felde zurückgekehrt, auf dem er schon so glänzende Erfolge errungen hatte, um sie durch die Entdeckungen des zweisprachigen Decrets von Canopos zu vermehren, und der Egyptologe Herr Dümichen*), der ebenfalls zu unseren Mitgliedern zählt, brachte unter der überreichen Fülle seiner Materialien die Königstafel von Abydos mit zurück. Eine höchst ehrwürdige Vermehrung erhielt die Reiseliteratur durch eine Publikation Chabas', die Uebersetzung eines Papyrus, worin ein monumentaler Egypter seine Touristeneindrücke beschreibt, als er vor etwa dreitausendzweihundert Jahren eine Vergnügungstour durch Syrien, Palästina und Phönizien unternahm. Mariette setzt seine Ausgrabungen fort, und Rougé hat eine ethnographische Untersuchung über die Völker des Mittelmeeres seinen übrigen im alten Egypten zugefügt. Harnier's Reisen am oberen Nil wurden 1866 von Dr. Petermann herausgegeben. Ori bereiste Darfur, Lejean den Sennaar, Munzinger lieferte seine eingehenden Studien über

*) Herr Dümichen begab sich dann wieder nach Egypten, um im Auftrage Sr. Majestät des Königs die photographischen Aufnahmen egyptischer Denkmäler zu leiten.



Ost-Afrika, und Klunzinger eine Beschreibung von Kosser. Die ostafrikanischen Vögel sind von den Herren Hartlaub und Finsch behandelt.

Das tragische Ende der mit großen Erwartungen begonnenen Expedition des Baron v. d. Decken haben wir nach Mittheilungen Brenner's*) in einer der letzten Sitzungen von Herrn Kersten, der den Baron bei seiner zweiten Besteigung des Kilimandjaro begleitete, schildern gehört. Die durch v. d. Decken eingesandten Gebirgsarten des Kilimandjaro wurden durch unser Mitglied Herrn Roth beschrieben. Graf v. Krockow durchstreifte als Jäger wenig betretene Länder zwischen Kassala und Setit, und Baker hat den seiner Reise nach dem Albert Nyanza vorausgehenden Aufenthalt an den abyssinischen Quell-Flüssen des Nils nachträglich veröffentlicht.

Ueber Abyssinien**) hat der jetzige Krieg eine zahlreiche Literatur hervorgerufen, aus der die Schriften v. Heuglin's erwähnt sein mögen, dessen treffliche Kartenaufnahmen sich mit denen d'Abbadie's ergänzen.

Im südlichen Ost-Afrika hat besonders Livingstone's Reise die Aufmerksamkeit gefesselt, durch sein Verschwinden nach dem letzten Briefe aus Ngomano (März 1866). Kirk fand die Holzversteinerungen am Rovuma mit denen des Isthmus identisch, und Baines stellte geologische Forschungen nördlich vom Cap an. Chapman kreuzte 1863 von Walvish-Bay nach dem Zambesi. Hahn berichtet von den Herrero. Green erreichte 1866 den Cunene, und Andersson, bereits im Jahre 1864 bei einem Ueberfall der Namaquas schwer verwundet, starb in den letzten Tagen des Juni 1867 auf seiner Reise zum Cunene im Gebiete des Königs von Ovaquambi.

Dr. Fritsch, der sich jetzt unter uns befindet und auf mehrjährigen Reisen die Cap- und Natal-Länder durchzog, hat

*) In der Zwischenzeit aus Afrika zurückgekehrt.

**) Die so rasch kaum erwartete Nachricht von der Einnahme Magdala's lief noch am Abend des Stiftungsfestes ein, und wurde der hier wieder so glänzend bewährten Umsicht und Ausdauer der Engländer die verdiente Anerkennung gezollt. Herr Rohlfs, der diese Expedition begleitete, hat uns schon durch verschiedene Briefe erfreut und wird wahrscheinlich bald weitere Mittheilungen machen.

ein in Photographien und Schädelsammlungen höchst werthvolles Material für die Anthropologie zurückgebracht, das in unseren Sitzungen vorgelegt wurde und das in bevorstehenden Publikationen bald allgemein zugänglich sein wird. Die Ethnologie wird damit für Süd-Afrika die wichtige Stütze der Photographie gewinnen, die ihr hoffentlich bald auf jedem Areal die benöthigte Masse vergleichender Uebersichten beschaffen wird. Herr Ed. Mohr, der die Zulu-Länder als Jäger durchstreifte und sich jetzt für eine neue Reise dorthin vorbereitet, hat uns in einer der Sitzungen mit einem Vortrage erfreut. In der Trans-Vaal-Republik befindet sich der deutsche Reisende Mauch, dessen Pläne auf das Wärmste von Dr. Petermann befürwortet und gefördert sind. Die kürzlich von ihm eingelaufenen Nachrichten über die Entdeckung von Goldfeldern auf seiner Reise, 15. März 1867, an einem Zufluß des Umfula, erinnern an das schon von Vasco de Gama's Portugiesen in Sofala gesuchte Ophir, sowie die vermeintlichen Ruinen jenseits des Limpopo an das von de Barros mit den Zimbas des Benomotapa identificirte Agisymba. Als bedeutendste Publikation auf naturwissenschaftlichem Gebiete erwähnen wir die noch im Erscheinen begriffene zoologische Abtheilung der Reise des Herrn Peters nach Mozambique.

Aus Madagascar liegen die Berichte der Agenten einer französischen Handelscompagnie vor, die durch Radama's II. Ermordung an ihrer Etablirung gehindert wurde, und Ellis zweiter Besuch. Toynbee erklärt die aufgebäumten hohlen Seen, die jeder Schiffer am Cap der Stürme kennt, aus dem dortigen Zusammentreffen des kalten Polarstromes mit dem warmen Wasser aus dem Mozambique-Kanal. In West-Afrika ist Burton's Besuch in Dahomey zu erwähnen, Du Chaillu's Rückkehr nach dem Gabun, Serval's Exploration des Ogoway, Gérard's Aufbruch von Sierra Leone (1864) mit unglücklichem Ausgang, das Buch von Gomez: Uma viagem scientifica em Angola. Dr. Welvitsch's Reisen, die in eine frühere Zeit fallen, beginnen erst jetzt vor die Oeffentlichkeit zu treten. Nach Girard (1866) zeigt sich der Neu-Calabar als ein Mündungsarm des Niger. Faidherbe's Erforschung des Senegal wurde besonders durch Mage und Quintin gefördert, die 1864 in Segou anlangten und am Hofe des Ahmeddou el Mekki, Sohn des Hadj Omar, der die Peul des oberen Senegal zum heiligen Kriege aufgerufen hatte, verweilten. Der Flora von

Madeira wendete Dr. Kny seine Aufmerksamkeit zu, über die Canarien sind ausführliche Berichte durch Herrn v. Fritsch veröffentlicht, und über die Farren derselben in unserer Zeitschrift von Bolle. Im Nekrolog des letzten Lustrums darf der berühmte Drachenbaum nicht vergessen werden, dessen Alter auf Jahrtausende zurückgerechnet wurde, der aber einem Sturme im Januar dieses Jahres erlag. Barth's wichtige Untersuchungen über die Sahara vervollständigte der französische Reisende Duveyrier, der zugleich die Touareg zum Gegenstand seiner Studien gewählt hat.

Zu den Reisen, die mit dem Zwecke unternommen wurden, über das Schicksal Vogel's Gewißheit zu gewinnen, gehören, außer der unter Heuglin's Leitung über Egypten eingetretenen Expedition, die Reisen v. Beurmann's und Rohlfs'. Beide stehen schon deshalb in näherer Beziehung zu unserer Gesellschaft, weil sie aus dem Expeditionsfond der Karl Ritter-Stiftung unterstützt wurden; die Erreichung des eigentlichen Zieles zeigte sich indeß von dieser Seite her eben so unmöglich, wie von Osten uns, und Wadai ist ein Noli me tangere geblieben. Moritz v. Beurmann, ein preußischer Officier, trat pflichtgetreu jeder Gefahr entgegen. Unerschrocken ist er gefallen, und desto hehrer strahlt sein Name in der Aureole der Märtyrer, die die Wissenschaft in Afrika zum Opfer verlangte. Munzinger, voll regen Eifers, wie er sich stets gezeigt hat, drang bis El-Obed vor, in Begleitung von Kinzelbach (dessen kürzlich erfolgter Tod durch Brenner gemeldet wurde), doch mußten sie sich mit dem Einziehen einiger Erkundigungen begnügen. Gerhard Rohlfs hatte sich schon auf seinen Reisen von Marocco nach Tripolis 1864 den Charakter eines kühnen Pionier erworben, und kehrte mit frischem Unternehmungsgeist aus Europa dorthin zurück. Als die Parteikriege der Tuareg seinen Besuch in Timbuktu verhinderten, wandte er sich, mit der Absicht Wadai zu eröffnen, nach Bornu 1866, fand aber auch dort den Weg verschlossen. Er hat jedoch von Kuka aus nach der Küste Guinea's eine Route eingeschlagen, die ihn durch manche, bis dahin von europäischen Reisenden unbetretene Districte führte, und beabsichtigt die Veröffentlichung seiner Beobachtungen vorzubereiten. Als muthiger Entdeckungs-Reisender hat er sich schon vielfach bewährt, und wird bei der Weite des noch Unbekannten in Afrika auch späterhin wohl noch die Gelegenheit dazu finden. In Nord-Afrika ist man in Algier auf, den keltischen ähnliche, Monu-

mente aufmerksam geworden, Aucapitaine hat über die Berber-Thamou gehandelt, die er mit den monumentalen Thamou und den Thamuditen der Orientalen identificirt, Tauxier über vor-islamitische Wanderungen der Berber. — Algarvien wurde vom Grafen Solms für botanische Zwecke besucht.

Am Rothen Meere hat Frankreich den festen Punkt Obock erworben. Die türkische Cession der Küste von Egypten soll von England, in Hinblick auf Lessep's Arbeit, in Suez betrieben sein, so wie wegen der vermeintlichen Abtretung Zoula's an Frankreich durch den Negus 1860. Die große Karte Hassenstein's über Inner-Afrika giebt eine höchst fleißige Zusammenstellung aller bis zum Jahre 1863 auf diesem Terrain gemachten Entdeckungen.

Als drittem Continent wenden wir uns Amerika zu, der auf westlicher Erdhälfte emporwachsenden Rivalin der alten Welt. Amerika erhält seine culturhistorische Gliederung durch das Streichen der Bergketten, Asien neben dominirenden Gebirgszügen durch schiffbare Flüsse, Europa außerdem noch durch seine mannigfaltig gezackten Küstenländer mit gastlich geöffneten Häfen. Die Hafenplätze des alten Amerika waren culturhistorisch bedeutungslos — da für den primitiven Zustand der Schifffahrt gegenüberliegende Küstenländer (außer in Yucatan) fehlten — und eben so seine mächtigen Ströme, wo die rankende Vegetation der Urwälder ausgesäete Civilisationspflanzen ersticken würde. In Amerika hat die Staatenbildung nur auf den Berghöhen eines gemäßigten Klima-Gürtels gekeimt; dort in der vielgestaltigen Terrassenbildung verschiedener Elevationen, in dem Widerstreit der Längs- und Querthäler, dort liegen alle Bedingungen des Reizes und Gegenreizes, des wechselweisen Austausches im freundlichen oder feindlichem Verkehr vor, wie sie der primus Motor einer Culturentwickelung voraussetzt. So finden wir diese auch, als Europa's Auge zuerst die wiedererstandene Atlantis erschaute, in schönster Blüthe auf den Hochplateaus des Nordens sowohl in Mexiko, wie des Südens in Cuzco, Quito und Bogota.

Von diesen Repräsentanten der einheimischen Cultur Amerika's hat während des Zeitraumes, der uns jetzt beschäftigt, besonders Mexiko in Folge der politischen Verhältnisse die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und die vielfältigste Behandlung gefun-

den durch Touristen, Linguisten, Historiker und Archäologen. Eigenthümlich ist das Zusammenarbeiten der französischen Gelehrten, die aus den einheimischen Documenten der Mayas und Quiches die Vorgeschichte des Landes zu ergründen suchen, mit den scandinavischen Alterthumsforschern, die ihnen aus dem Lesen normannischer, grönländischer und auch weiter südlich in Amerika gefundener Runensteine verschiedene höchst auffällige Data supplirt haben. Aus dieser, besonders durch Rafn geförderten, Richtung ist die Bildung eines mexikanischen Cabinettes in Kopenhagen hervorgegangen, das bald eins der bedeutendsten in Europa zu werden verspricht. Unter den Franzosen ist besonders Brasseur de Bourbourg zu nennen, der seinen Studien über den Codex Chimalpopoca und andere Manuscripte kürzlich die Uebersetzung des Popol Vuh hinzugefügt hat, sowie Aubin, der durch eine neue Entzifferungsmethode den mexikanischen Hieroglyphen phonetische Werthe fixirt hat und sie allmälig lesbar zu machen hofft. Von Beiden finden sich Beiträge in den Publikationen der wissenschaftlichen Commission, die bei der französischen Besetzung des Landes von dem Kaiser ernannt wurde, um für Mexiko dasjenige durchzuführen, was sein Onkel für Egypten bewerkstelligt hatte. Im politischen Mißlingen gleichen sich so weit beide Expeditionen, ob die wissenschaftlichen Resultate nach der andern Seite hin ebenfalls eine entsprechende Parallele einhalten werden, steht noch zu erwarten.

Ueber das Land Fusang, das in seiner Identificirung mit Mexiko Anlaß zu dem vermutheten Zusammenhang mit Ost-Asien gegeben hat, findet sich in der Zeitschrift ein Artikel unseres Mitgliedes Prof. Neumann, der mit reger Geistesthätigkeit die verschiedensten Ländergebiete durchschaut hat.

Nach den Arbeiten der Commission für Triangulation wurde 1863 eine Karte Mexiko's veröffentlicht, eine hydrographische Karte des Thales von Mexiko durch Orozco y Berra, sowie von demselben auch eine Geografia de las lenguas y carta ethnografica de Mexiko. Ausgedehnte Untersuchungen über das philologische Gebiet Mexiko's und der Nachbarvölker sind von Prof. Buschmann angestellt, und neben ihm arbeiten Aubin auf dem Felde altmexikanischer Philologie, sowie über Geographie und Statistik die geographische Gesellschaft in Mexiko. In Central-Amerika waren v. Frantzius und v. Seebach thätig, welcher Letzterer die Vulkane

Izcale und Tenorio und in Guatemala den Vulcano de fuego bestieg. Collinson untersuchte den Isthmus zwischen dem See Nicaragua und dem Atlantischen Meere, de Puyot die Depression der Cordillere auf dem Isthmus, Pim berichtete über die Minen von Chontales, an den Quellen des Rio Tawela, Berendt über die Ruinenstädte an der Quelle des Belize.

Die Alterthümer Peru's untersuchte Squier (von dem ein großes Werk in Aussicht steht) vom Titicaca-See bis Truxillo; über die Denkmäler Bogota's und Quito's setzte Bollaert seine Studien fort. Reck beschrieb Bolivia, Poncel Paraguay, Woysch Uruguay, Perez die Geographie Columbien's, Markham übersetzte Dieza de Leon's Chronik und de Moussy beendigte sein großes Werk über die Argentinische Republik. Die Campos in Huanta, der peruanischen Montagna bei Ayacucho, wurden von Raimondy als Dolichocephalen bestimmt.

Ueber den Paso del Planchon, auf dem die projectirte Eisenbahn von Chili nach Buenos-Ayres die Andes kreuzen sollte, berichten v. Conring und Strobl, Frick besucht die Paßsenkung am Riñihue-See, Fonck giebt Messungen des Perez-Rosales-Passes. Philippi durchzog wiederholt die chilenische Cordillera und stellte dort das Vorkommen von Gletschern fest. Cox wurde beim Schiffbruch auf dem Rio Limay zum Gefangenen der Pehuenchen gemacht, und Guimard, ein Pariser Kind, hatte das böse Geschick, in die Sklaverei der Patagonier zu fallen und drei Jahre ausdauern zu müssen. Heußer und Claraz berichten über den patagonischen Küstenstrich zwischen Colorado und Rio Chubut.

Burmeister weiß seine Umsiedelung nach Buenos-Ayres in jeder Weise wissenschaftlich zu verwerthen und hat uns mehrfach durch seine Beiträge zu der Zeitschrift erfreut.

Woldemar Schultz sammelte geodätisches Material in Brasilien und v. Tschudi veröffentlichte seine Reisen in dem Kaiserreiche. Die Verhältnisse der deutschen Colonien in Rio Grande do Sul lehrt uns in der Zeitschrift Hensel kennen, der durch den Ausbruch des Krieges zwischen Brasilien und Paraguay zur Rückkehr veranlaßt wurde, aber zoologisches Material in reichem Maße zurückgebracht hat. Unser Mitglied Herr Martin hat in Brasilien bei verschiedenen Racen Beckenmessungen angestellt, die bald ein wichtiges Hülfsmittel der Anthropologie bilden werden. Macroy liefert ethnologische Racenbilder aus Süd-Amerika.

Die Schifffahrt auf dem Amazonas ist freigegeben, die Orginalaufnahme dieses Stromes wurde von Kiepert für die Zeitschrift reducirt, die hydrographischen Phänomene der Mündung untersuchte Coutinho, und Agassiz, mit fürstlicher Liberalität vom Bostoner Kaufmann Thayer ausgerüstet, stellte dort seine Untersuchungen über die Fischfauna und Spuren der Eiszeiten an. Avé-Lallemant beschrieb Tabatingo. Die so lange nur dem Namen nach bekannten Zuflüsse des Marañon wurden einer nach dem andern an das Tageslicht gezogen. Nach Fehlschlagen der ersten Expedition auf dem Ucayali und Pachitea (wo Tacara und West durch die Cashibos ermordet wurden), erreichten die Dampfboote der zweiten Expedition Mayro; Jameson fuhr den Naipo abwärts von Quito; auf dem Javari, dem durch eine aus Brasiliern und Peruanern gemischte Commission erforschten Grenzfluß, wurde Soldan verwundet.

Zu den wichtigsten der amerikanischen Entdeckungen während des letzten Lustrums gehört die Befahrung des Purus und später des Acquiry durch Chandleß, der die Unmöglichkeit des Zusammenhanges mit dem Madre de dios, dem Amarumayu der Incas, nachwies und dadurch manche Eldoradoträume peruanischer Patrioten zerstörte. Maldonado, der sich 1861 auf dem Tono einschiffte und zum Marmore gelangte, ertrank in den Wellen der Calderao del infierno, aber seine Gefährten setzten die Beschiffung bis Barra am Madeira fort. Damit auch Segelschiffen eine raschere Benutzung der Magellanstraße ermöglicht und ihnen so die gefährliche Fahrt um das Cap Horn erspart werde, sind chilenische Dampfböte stationirt, die den Schleppdienst übernehmen.

Nord-Amerika ist seit dem 26. Juli 1866 durch den Kabelzug mit Europa verbunden, die verwegenste That, die je auf Erden gelungen, und die, nachdem durch unverdrossene Ausdauer das Unmögliche überwunden, zu immer weiteren Uebergriffen ermuthigen wird. Schon in unseren Vorfahren kämpfte der Geist manchen Freiheitskampf, aber jene schwersten Fesseln des Irdischen, die Banden von Raum und Zeit, an ihnen zu rütteln wagte erst unser Geschlecht. Die letzten dreißig Jahre haben die Eisenbahnen hervorgezaubert, haben Saumthiere und Hauderer durch Feuerwagen ersetzt, und statt beschwerlicher und gefährlicher Seefahrten, die uns monatliche oder vielleicht erst halbjährliche Kunde von jenseits des Meeres brachten, eilen jetzt Dampfschiffe und Tele-

gramme hin und her, strömen uns aus Amerika, aus Indien, aus China alltäglich, ja allstündlich Nachrichten zu, treffen uns neue Eindrücke, die neue Ideen erzeugen, mit Dampfkraft arbeitet jetzt auch der Geist, und in Minuten oder Secunden durchzucken ihn jetzt mannigfaltigere und wechselndere Ideen, als sonst in Jahren. Die Grenzscheide dieser beiden Epochen wird durch die uns angehörige Gegenwart vermittelt, und wir selbst sind so allmälig in diese neue Zeit hineingewachsen, daß wir die stattgehabten Veränderungen ihrer vollen Tragweite nach kaum realisiren, aber unsere Kinder und Kindeskinder werden kopfschüttelnd auf jene Vergangenheit zurückblicken und kaum begreifen, daß es in so geistesträgen Zeiten sich der Mühe verlohnte, überhaupt zu leben. Amerika eilt jetzt in fiebrischer Hast allen Uebrigen voran, doch wird das zunehmende Einströmen deutschen Elementes bald die nöthige Stabilität herstellen, um in dem gesunden Gleichgewicht der Mitte zu bleiben.

Ueber die Eskimos lieferten Hall, nach persönlichen Erlebnissen, und Markham Mittheilungen, Hind über Labrador Whymper, der Gletschersteiger, durchforschte Grönland mit Hinblick auf Fossilien und vorhistorische Steingeräthe, und auf einheimische Autoritäten gestützt, veröffentlichte unser Mitglied v. Etzel eine Reihe von Arbeiten über Grönland. Nicht minder erwähnenswerth sind die Resultate der zweiten schwedischen Expedition nach Spitzbergen unter der Leitung Torell's, Nordenskiöld's und Dunér's.

Technologisch wichtig ist die Entdeckung der Petroleumquellen, die, außer ihrer Rückwirkung auf den Handel, Anlaß zu einer Menge chemischer Fabrikationsartikel gegeben hat. Die ergiebigsten Quellen finden sich in Pennsylvanien, Virginien, Ohio, Canada am Erie-See und in Californien. Palliser bereiste die Gletscher in British Amerika bei den Lyell- und Murchison-Bergen, King lieferte topographische Aufnahmen des Pyramidensees auf dem Wege nach Nevada und Utah. Der Bericht der von 1851—61 arbeitenden Grenz-Commission von British Columbia wurde 1864 veröffentlicht. Waddington explorirte den Yellow-Head-Paß für Eisenbahnzwecke. Hines bestieg Mount Hood in Oregon, Brown besuchte den Covichan-See auf Vancouver, Blake die Gletscher auf Aljaska, Marcou das Felsgebirge; v. Richthofen schickte

Berichte über die Metallproduction Californiens ein und Whitney beschrieb dessen Geologie. Talbott entdeckte Silber in Ost-Nevada und Palmer untersuchte die Goldminen am Fraser River. Die russischen Besitzungen Sitka's wurden an die Union verkauft, und eine amerikanische Gesellschaft schickte 1867 eine Untersuchungs-Commission in die von ihr erworbene Halbinsel Californiens. Zwei riesige Eisenbahnen, die die Sierre Nevada übersteigen, sind im Bau begriffen, um San Francisco mit den östlichen Häfen am Atlantischen Meere zu verknüpfen. Das erste Dampfboot der Pacific Mail Steamship Company verließ am 1. Januar 1866 die Rhede San Francisco's für Yokuhama.

Seitdem Hayes 1861 nach seiner Ueberwinterung in Port Foulke auf Grinnell-Land bis zu dem von ihm errichteten Church-Monumente bei Cap Lieber, 81° 35′ nördl. Br., vorgedrungen war, ist keine arktische Expedition unternommen, aber die Erforschung des Nordpols scheint in Folge der unermüdlichen Betreibung unseres Gothaer Geographen eine internationale Angelegenheit werden zu wollen, indem in Frankreich Lambert's Plan, durch die Behringsstraße vorzudringen, durch Subscriptionen gestützt wird, in England Sherard Osborne den Smith Sound vorschlägt und Dr. Petermann, der die Mittel für Benutzung der durch Bremer Rheder angebotenen Dampfschiffe nicht zureichend sah, jetzt ein Segelschiff von Norwegen*) ausgehen läßt, um die Ostküste Grönland's zu verfolgen. Obwohl diese auf den kleinsten Maßstab reducirte Expedition zur Lösung der wissenschaftlichen Probleme, die sich bei einer Polarfahrt zusammendrängen, nur wenig wird beitragen können, so verdient sie doch die ihr zugewandte Theilnahme des Publikums, indem sie die norddeutsche Marine auf ihre alten Fahrgründe hanseatischer Seeherrschaft zurückführt. Der patriotische Sinn, der zu diesem ersten Schritte bestimmte, möge weitere zur Folge haben, und mögen diese Unternehmungen stets so tüchtige Stützen finden, wie jetzt in Dr. Petermann, Dr. Breusing in Bremen, Koldewey und Hildebrand. Für die von der Expedition auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu verfolgenden Zwecke lieferte Ehrenberg einen Beitrag über das noch

*) Die Abfahrt von Bergen erfolgte im Mai. In Gothenburg bildete sich gleichzeitig eine schwedische Gesellschaft, die von der Regierung ein Dampfboot zur Verfügung erhielt.

unbekannte Leben am Nordpol, indem er auf die Bedeutung dessen aufmerksam machte, was, den Augen unsichtbar, in der Welt des Kleinsten schafft. Eine russische Expedition in Sibirien wurde durch das Eis am Cap Jakan und Cap Severo Vostokhnoi am nördlichen Vordringen gehindert.

In überraschender Weise an Andrejew und Kelett, die über Anjou, Ringgold, Rodger vergessen waren, anknüpfend, verkündete Long 1867 ein lang erwartetes Polarland, und dieser Fund ruft die Eismeerfahrten Wrangell's zurück, dessen Name mit Recht die neue Entdeckung schmückt. Von den Arbeiten der Sibirischen Expedition erschien 1866 der von Schwarz herausgegebene mathematische Theil in der mathematisch-geographischen Abtheilung, die Quellen des Onon wurden von Chishmareff, dem russischen Consul in Urga, die Grenze Korea's von Boudicheff erforscht, und Timroth und Helmersen, die die koreanische Stadt Bom-lin-dji-tchin beschrieben, besuchten die Küste der Mandschurei im Hinblick auf Fischereien, Lopatine die Mündung des Jenisei, wo das mit Fleischtheilen erhaltene Mammuth gefunden wurde, zu dessen Untersuchung man Schmidt 1866 aussandte. Fürst Krapotkin durchzog in Verkleidung die chinesischen Städte Merghen und Aigun 1864 und erforschte 1866 die Straße zwischen Olekma und Nertschinsk. Radde besuchte den Bungo Sadyk, die Centralspitze des Sayan-Gebirges, nördlich vom See Kossogol, wo Russen und Chinesen im Austausch standen. Grewinck veröffentlichte eine Karte von Minussinsk, Stuckow buddhistische Forschungen im Thale der Tunka. Japan wurde zur Abtretung der Insel Sachalin (wie China früher zu der des rechten Amurgebietes) genöthigt, worüber Sebunin's Karte vorliegt. Am Flusse Tumen-ula ist Rußland Nachbar Korea's geworden, das so weit zugänglichste der alten Culturstaaten, und durch die 1864 vom Congreß privilegirte Telegraphen-Verbindung sucht es sich mit dem jüngsten, mit dem amerikanischen, zu vereinigen.

Der Telegraph bis Irkutzk wurde 1865 eröffnet. Zwischen Omsk und Werschne-Udinsk besitzt der sibirische Telegraph eine doppelte Linie, eine Seitenlinie zweigt sich ab nach Troizkosawsk bei Kiachta, während die Hauptlinie über Tschita weiter geht bis Jsmt Strilotschni, dann bis Blagowestschschensk am Amur und bis Nikolajewsk. Dort sollte sich, nach dem ursprünglichen Project, die amerikanische Linie anschließen, die nach unterseeischer

Durchschneidung der Behringsstraße durch das nördliche Kamtschatka und dann längs der Küste des Ochotskischen Busens nach Nikolajewsk zu ziehen sei. Doch hatte man der Furchtbarkeit des klimatischen Gegners nicht genugsam Rechnung getragen und wird einige Modificationen eintreten lassen müssen. Abaza, der am 8. August (1866) nach Petropalowsk kam, explorirte Kamschatka. Die an der Mündung des Anadyr gelandeten Amerikaner wurden zum Theil durch Tschuktschen nach Anadyrsk gebracht.

Neben der projectirten Verlängerung der in Nischnei-Novgorod endenden Eisenbahn, denkt man auch durch eine Eisenbahn von Sorapul nach Tjumen Europa mit Sibirien*) zu verbinden, und die Flüsse dieser früheren Oeden haben bereits angefangen sich mit Dampfschiffen zu beleben. Im Jahre 1863 wurde eine Dampfschifffahrt zwischen Irbit an der Nitsa und den Städten von Tobol, Irtisch und Ob eröffnet, und in demselben Jahre befuhr ein Dampfboot den Jenisei von der Stadt Jenisseisk bis zur Insel Bruchowsky. Auch auf dem Baikal-See vermittelt ein Dampfschiff die Ueberfahrt auf der großen Heerstraße, die von Peking nach Petersburg führt, und auf dem Aralsee kreuzt eine Dampfflotille. An der Küste der Mandschurei wurden die russischen Häfen Possiette, Wladivostock, Nakhodka, Olgabay eröffnet.

Eins der welthistorischen Ereignisse, das sich vor unseren Augen vollzieht, ist das Vordringen des slavischen Elementes in Mittelasien, die Befreiung uralter Culturstätten, die die „Mutter der Städte" umfassen, von dem Joche eines bigotten Fanaitsmus und andererseits das Zerbrechen der Fesseln, mit denen ein autokratisches Mandarinenthum seine Vasallenländer gegen die Fremden abzuschließen suchte. Auf allen Punkten hebt sich der Boden des asiatischen Central-Landes zu Umwälzungen empor, und die in ihrer ganzen Länge davon betroffenen Grenzen der Russen werden mit jedem Jahre weiter vorgeschoben, um feste Punkte zu gewinnen. Ueberall sind jetzt Forscher geschäftig, theils die neu annectirten Territorien zu untersuchen, theils die Wege zu erproben, die am besten zu weiteren Erwerbungen fortführen können. Herr Marthe hat aus russischen Quellen einen Bericht über die dortigen Expeditionen in unserer Zeitschrift mitgetheilt. Die erste

*) Dann ward für eine Eisenbahn zwischen Perm und Jekaterinenburg entschieden.

sichere Basis für wissenschaftliche Kenntniß der südsibirischen Länder wurde mit jener denkwürdigen Expedition gelegt, die im Jahre 1829 ihre Forschungen vom Ural bis zur chinesisch-russischen Grenze ausdehnte, und es gereicht uns Allen zum Stolze und zur Freude, die beiden Begleiter Humboldt's auf derselben als Mitglieder in unserem Kreise zu wissen. Rawlinson's Hypothese von einem periodischen Erscheinen und Verschwinden des Aralsees ist, wie schon früher Murchison, auch die unter Semenof's Vorsitz berathende Commission der kaiserl. russ. geographischen Gesellschaft entgegengetreten.

Durch einen Ukas von 11./23. Juli 1867 wurde das Generalgouvernement Turkistan organisirt. Die Rectificationen der von den Jesuiten angenommenen Positionen durch Struve's astronomische Bestimmungen zeigen sich auf Kiepert's Karte, die vorgelegt wurde. Die Arbeiten über den Balkash-See scheinen den früheren Zusammenhang mit dem Alakul zu bestätigen. Anzeichen eines Zusammenhanges zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere, längs des Manytsch, findet Danilewski. Die topographische Recognoscirung des Oberst v. Poltarazki, der sich Baron v. Osten-Sacken, Secretär der russischen geographischen Gesellschaft, angeschlossen, wurde bis in die Nähe Kaschgar's ausgedehnt. Die Tiefen des Kaspischen Meeres maß Ulskje, die südliche Küste bereiste Melgunof, die östlichen Turkmanenländer Galkin, die Kirgisensteppe Kryschanofsky, die Grenze gegen die Uralschen Kosacken Dlotofski, das Karatau-Gebirge Tatarinof, den See Norzaisan Abramof, die Karawanenstraße nach Taschkend Holmstren. Severtzof erforschte den Naryn und Aksai 1866, Butakoff 1863 den Syr-Darja vom Fort Perowsky bis Baïlbyr Tugai. Der Theehandel auf der durch chinesisch-russischen Vertrag geöffneten Karawanenstraße von Kalgan nach Kiachta hat in letzter Zeit Störungen erfahren, indem die früheren Beschränkungen der Einführung des Thees von seewärts aufgehoben, und so die Preise in Nischnei-Novgorod gedrückt wurden. Printz unternahm 1864 eine Reise nach Kobdo dieses Theehandels wegen, und auch die Straßen über Tschugutschak oder Kuldscha wurden in Vorschlag gebracht. Ueber die Reise durch die Gobi erzählt Grant und nach ihm Michie und

*) Samarkand fiel 14. Mai vor den Russen und bald trafen neue Nachrichten über ihr weiteres Vorrücken ein.



Bourboulon, über Reisen in der Mantschurei Flemming. Stanislas Julien veröffentlichte Auszüge aus dem chinesischen Geschichtswerk des Tien-tien über die Toukiou, die vermeintlichen Stammväter der Türken. Sprache und Sitten der altaischen Türkenstämme hat Radloff zum Gegenstande seiner Studien gemacht. Mit der Ausdehnung des historischen Horizontes nach Osten dringen unsere Blicke allmälig in jenes Knotengewebe ein, wo sich die Fäden durch einander schlingen, von denen bisher nur die nach Außen hervorhängenden Enden in Europa auf der einen Seite, in China auf der andern unseren Händen erreichbar waren Wenn uns ohne gewaltsame Zerreißung die Entwirrung richtig gelingt, so wird sich damit das in sagenhaften Mythennebel verhüllte Getriebe des inneren Geschichtsmechanismus klar und deutlich vor den Augen auseinander legen.

Die unbehülfliche Masse des Mittelreichs ist überall durchwühlt und unterminirt, und während in den Provinzen des eigentlichen China's auf den Aufstand der Taiping der der Nienfu folgte, lodert die Empörung längs der ganzen Westgrenze von den Pansi in Yun-nan bis zu den Dunganen, die sich 1862 unter Ssochunsan in Signanfu erhoben, 1864 Urumtschi eroberten und den Mandschu-Gouverneur von Ili vor sich hertrieben. Aksu, Yarkand sind abgefallen, alle Provinzen der centralasiatischen Vasallenstaaten China's finden sich im Zustande wilder Revolution. Ueber Iltschi erhielten wir kürzlich Nachricht durch einen englischen Beamten, Johnston, der sich auf Einladung des dortigen Fürsten nach jener unter dem chinesischen Regiment bisher unzugänglichen Stadt begab, auf dem Wege den 13,990 Fuß hohen Masimick-Paß und den Lumkang-Paß 19,533 Fuß passirend.

Während der trigonometrischen Aufnahmen von Kashmir und Ladak sandte Montgomery*) einen Munshi nach Yarkand, und über das Hochland Pamir wurde von Venukof der Bericht eines subanonymen Landsmanns aus dem Jahre 1806 mitgetheilt. Bei der Wichtigkeit, einen festbestimmten Punkt im Innern Asiens zu gewinnen, ist die Position Yarkands Gegenstand wiederholter Discussionen geworden. Von der Karte der alten Jesuiten wichen

*) Später begab sich auf seine Veranlassung ein Pandit nach Tibet und nahm dort die jetzt veröffentlichte Reiseroute auf.

die Angaben der Gebrüder von Schlagintweit bedeutend ab, doch brachten dann die Beobachtungen des Astronomen Goloubief neue Modificationen, und so die Folgerungen, die die Engländer aus den von Johnson und Montgomery gelieferten Materialien ziehen. Kiepert veröffentlichte seine Karte von Turân oder Türkistân, zu Ritter's Erdkunde gehörig, Spiegel behandelte Érân und (nach Khanikoff) die ethnologischen Verhältnisse von Persien. Vambery überraschte das Reisepublikum mit seinen Travels in Central-Asia und hat kürzlich andere Reisen in Persien, sowie Skizzen aus Mittelasien veröffentlicht, worin er uns weitere Blicke thun läßt, in sein kühnes Unterfangen als verkleideter Derwisch die Centralheerde des Fanatismus zu besuchen. Gavazzi schilderte seine und seiner Freunde Gefangenschaft in der Bucharei. Abbott berichtet über Azerbeijan, Godwald über Mekran. In dem 1847 zwischen Türkei und Persieu durch Vermittelung Rußlands und Englands zu Stande gekommenen Frieden wurde einer Commission der vier Staaten die Regulirung der Grenzen überlassen und 1849 begonnen. Der Krimkrieg führte eine zeitweise Unterbrechung herbei, doch wurde der russische Antheil auf dieser internationalen Karte 1862, der englische 1864 vollendet.

Im Kaukasus setzt Schiefner seine philologischen Studien fort über die ihm, besonders von Uslar, nach Petersburg gesandten Materialien aus den Sprachen der Abchasen, sowie der Uden, Osseten und Awaren. Strebnitzky berichtete über die kaukasische Triangulation. Khodzko nahm trigonometrische und topographische Arbeiten vor, Ruprecht barometrische Höhenbestimmungen für pflanzen-geographische Zwecke, Petzholdt für agricole, Radde für biologische und geographische. Auf der ersten Reise (1864) wandte er sich dem Rion-System uud seinen Nebenflüssen zu, dann den Swanen, 1867 den Kura-Quellen. Abich untersuchte die Lehmvulakne der Halbinsel Apcheron, von Baer die Ausfüllung des Azofsees durch den Don, Moritz die Seehöhe des Kasbek. Bergé veröffentlichte seine Arbeiten über die Bergvölker des Kaukasus nebst deren Volkssagen und beschrieb den Auszug der Tscherkessen im Jahre 1864, wodurch die Berghalden des Kaukasus, die so lange vom Waffengeklirr in den Freiheitskämpfen dieses heldenmüthigen Rittervolkes wiederklangen, jetzt verlassen stehen und neue Einwanderer erwarten. Die Abchasen, die (nach dem 1863 abgeschlossenen Vertrage) ihnen folgen sollten, überfielen 1866

Suchum-Kale und metzelten die russische Besatzung nieder, wurden aber bald zu Paaren getrieben. Der Gletschersturz bei Devdorak am Kasbek hat Anlaß zu lehrreichen Untersuchungen gegeben. Zur directen Telegraphen-Verbindung Englands mit Ostindien erhielten die Herren Siemens, die schon die verschiedensten Stellen des Globus mit ihren Drahtketten überspannen haben, eine Concession von den dabei betheiligten Regierungen, da die beiden, dem submarinen Golfkabel sich anschließenden Linien über den Kaukasus und durch Kleinasien dem vermehrten Verkehr nicht mehr genügen.

Die Entzifferung der Keilinschriften schreitet rüstig fort und wird mehr und mehr Fehltritte vermeiden lernen, wenn die warnenden Rathschläge einer hohen Autorität aus unserm Kreise beachtet werden, daß nämlich bei der Erklärung der Inschriften die Grenzlinien zwischen dem Methodisch-Ermittelten und dem nur aus Vermuthung Erschlossenen scharf anzugeben seien, ein Gesichtspunkt, der auch Sir Henry Rawlinson bei seinen Arbeiten leitet. Kürzlich wurde von demselben eine zweisprachige Inschrift, keilförmig und phönicisch, veröffentlicht. Erklärung einer keilförmig-hieroglyphischen hat Hincks geliefert. Ueber Oppert's Arbeiten in Babylonien berichtete in unseren Sitzungen Herr Lehmann. Hausknecht bereist das persische Kurdistan. Ueber Persien schrieben Brugsch und Polack.

In archäologischer Beziehung durchforschten Sperling Isaurien, Falkener die Ruinen von Ephesus, Newton die von Halicarnaß und Knidos, Perrot nahm photographisch eine große Anzahl von Monumenten Galatiens und Bithyniens auf, und Tschihatscheff veröffentlichte den geologischen Theil seiner Reise, zu welcher Kiepert die Karte zeichnete. Kotschy und Unger lieferten eine eingehende naturwissenschaftliche Schilderung Cyperns im Jahre 1865.

Ein gleich reges Streben für Topographie und Archäologie hat sich auf der Hämus-Halbinsel entwickelt. Heinrich Barth hatte im Jahre 1862 die europäische Türkei von der Donau bis zum Olymp durchkreuzt und die Resultate seiner Reise in unserer Zeitschrift veröffentlicht, während die Tagebücher seiner letzten, kurz vor seinem Tode nach Albanien unternommenen Reise, ebenso wie das durch Hahn, Visquenel und Blau bereits publicirte reiche Material, endlich die von der Grenzregulirungs-Commission ver-

anstalteten Aufnahme von Kiepert für die neue Auflage seiner Karte von der Türkei kritisch gesichtet verarbeitet worden sind. Die archäologischen Untersuchungen auf Griechenlands classischem Boden sind von den Mitgliedern der französischen wissenschaftlichen Commission zu Athen, sowie durch die von unserer Regierung nach Athen gesandten Gelehrten in anerkennenster Weise gefördert worden. Auch die wissenschaftlichen Untersuchungen auf den griechischen Inseln haben in den letzten Jahren durch Spratt's Arbeiten über Kreta, sowie die Beobachtungen der großartigen Naturphänomene bei Santorin die Aufmerksamkeit erregt. Eine Aufnahme der santorinischen Kammeni wurde durch Officiere der preußischen Corvette Nymphe gemacht und ebenso betheiligten sich die österreichischen und englischen Kriegsschiffe. Stübel's treffliche Photographien wurden vorgelegt. Eine Uebersicht der vulkanischen Phänomene, die von der Haupt-Eruption am Februar 1862 bis Januar 1868 fortdauerten, gab Schmidt, im Vergleich mit der Eruption von 1710 bis 1711. — Die Geographie Europa's hat in Wegräumung künstlich aufgerichteter Schranken, die von der Nation so lang ersehnte Vereinfachung anbahnen gesehen, sie verdankt einer nach dem Fingerzeig der Zeitströmung richtig und sicher eingreifenden Hand den hergestellten Einklang zwischen natürlichen und politisch gezogenen Grenzen, aber diese große Zeit steht noch zu lebendig und überwältigend vor unser Aller Seelen, als daß sie in ein objectives Referat abgeschwächt werden dürfte.

Renan's wissenschaftliche Expedition nach Phönicien fand besonders bei Marathus reiche Ausbeute, de Saulcy in Jerusalem unter den Königsgräbern. Genaue Pläne der Stadt und Umgebung sind Wilson zu verdanken. Rey lehrte die Ansayrier kennen. Karten lieferte Warren's Expedition. Ueber die Ethnographie Palästina's sprach Herr Dieterici, Untersuchungen über die palästinischen Felsengräber bringt die Zeitschrift aus der Feder Rosen's, an dessen Stelle als Consul Jerusalems unser Mitglied, Herr Petermann, getreten ist. Ein anderes unserer Mitglieder, Herr Wetzstein, früher Consul in Damascus, hat auf seinen Reisen in den Trachonen und um das Haurangebirge griechische und lateinische Inschriften gesammelt, die auf das Alt-Kufische erklärendes Licht werfen, und für die Zeitschrift eine Arbeit über Nordarabien und die syrische Wüste geliefert, nach Mittheilungen der Eingeborenen und unter Benutzung orientalischer Geographen, des geo-

graphischen Lexikons Yakut's und der Geographie des Makrisi. In seinen gleichzeitig veröffentlichten Beduinen-Erzählungen, die in den Zeltlagern der Aneiza gesammelt wurden, wird uns eine jener ethnologischen Cryptogamenpflanzen geboten, die zwar des glänzenden Schmuckes der Dichterblumen entbehren, aber bei der Durchsichtigkeit ihrer Structur desto besser den das Volksleben durchwaltenden Gestaltungsproceß enthüllen. Die barometrischen Höhenbestimmungen Doergen's sind 1866 veröffentlicht.

Detaillirte Aufnahmen von Hoch-Armenien wurden als Frucht eines siebenjährigen Aufenthaltes im Lande der Gesellschaft eingeschickt durch Strecker und finden sich jetzt im Stich. Außerdem gab derselbe nach einheimischen Autoritäten Bericht über das Gebiet des oberen Zab-Ala (aus dem Zusammenfluß des Nehil und Elbag-Su entstehend) und Itinerarien von Wan nach Katur. Blau copirte auf dem Wege von Urmiah nach dem Van-See in Salāmas armenische Inschriften. Schläfli berichtet über die Madan-Stämme in den Sümpfen Mesopotamien's, Bluhm über Routen im türkischen Armenien. Herr Parthey edirt von Neuem den Hierocles und andere alte Provinzialverzeichnisse aus dem byzantinischen Reich, und Mommsen machte zuerst das älteste Verzeichniß der römischen Provinzialabtheilung Diocletian's aus dem Jahre 297 zugänglich.

In Arabien ist vor Allem die Reise Palgrave's hervorzuheben, von Zaza bis El Katif und dann nach Oman. In der beigegebenen Karte Arabien's hatte Kiepert, obwohl nur auf unsicheren Daten der Tagebücher fußend, dennoch aus vergleichenden Combinationen die Lage Riadh's, der Hauptstadt der Wachabiten, so genau bestimmt, daß die astronomischen Bestimmungen auf der späteren Reise Pelly's nur geringe Abweichung zeigten.

Guarmani gab ein Itinerarium von Jerusalem nach dem nördlichen Nedj. Wüstenfeld hat die von Medina auslaufenden Hauptstraßen zum Gegenstande seiner Untersuchung gewählt, Krüger den Feldzug des Aelius Gallus nach dem südlichen Arabien zur Zeit des Augustus. Osiander's Forschungen über die himyaritische Alterthumskunde wurde von Levy herausgegeben. Einen Ausflug von Bushire nach Lingah unternahm Colville. Unser Mitglied, Herr Dieterici, sprach über Landvermessung der Araber und einen arabo-koptischen Kalender, sowie die alten Syrer und

ihre Sitze. Eine ausführliche Arbeit Sprenger's über die alte Geographie Arabien's ist bis jetzt noch nicht veröffentlicht.

Im südlichen Mittelasien besteigen wir den schneeigen Bergwall des Himalaya, über den das große Werk der Brüder Schlagintweit noch im Erscheinen begriffen ist, obwohl die Reise einem früheren Zeitraume angehört. Godwin Austen besuchte 1863 auf einer Höhe von dreizehntausend neunhundert einunddreißig Fuß jenseits des siebzehntausend vierhundertsiebzig Fuß hohen Chang-La-Paß den salzigen Pangong-See in Thibet, der früher ein höheres Niveau hatte, Smith begab sich von Nynee Tal über die chinesische Grenze nach Kylas an der Quelle des Sutlej und hatte Gelegenheit, den See Mansurwar zu sehen im Jahre 1865. Thomson unterschied zuerst deutlich die Gletscher im westlichen Thibet von dem Schnee, aus dem sie hervorgegangen, und die Moränen derselben, und die Royal geographical Society in London beschenkte ihn 1863 mit ihrer Medaille für sein 1852 erschienenes Werk „Western Himalaya“. Emil Schlagintweit hat neben einer Geschichte der Könige von Tibet die Straßen dieses und der Nachbarländer bearbeitet. Die so wünschenswerthen Untersuchungen über die Sprache der Siaposch sind nach Raverty wieder aufgenommen durch Trumpp.

Ueber die Trigonometrical Survey in Indien erstattet Major Walker Bericht, über den archäologischen Theil Cunningham, über die Eisenbahn von Madras nach Narakal (nördlich von Cochin) Major Showers, über die Botanik des Peshawur Thals Stewart. Campbell beschreibt seinen Aufenthalt unter den wilden Stämmen von Khondistan und die getroffenen Maßregeln zur Unterdrückung der Menschenopfer. Ueber die Amravati Tope hat Fergusson eine neue Arbeit veröffentlicht, und in der stark vermehrten Auflage seines „Handbook of Architecture“ findet die indische Baukunst die ihr gebührende Berücksichtigung. Die bei Vellore bemerkten Cromlech sind von O'Hara untersucht.

Brown hat die carnatische Chronologie bearbeitet, Garcin de Tassy wie früher das Hindostani. Von Eisenbahnen sind nahe an achthundert deutsche Meilen in Indien fertig.

Glasfurd hat eine Specialarbeit über das Gebiet Bustar in Nagpur veröffentlicht und der Wunsch, eine gesundere Lage für die Hauptstadt Indiens, zu finden, als durch Calcutta geboten wird, hat Anlaß zu verschiedenen Monographien gegeben. Ueber

die Mündung des Indus liegt eine Arbeit von Tremenhere vor. Die ethnographischen Verhältnisse Indiens haben in Campbell einen umsichtigen Bearbeiter gefunden und Johnson hat 1866 ein Album von Photographien veröffentlicht über die orientalischen Racen und Stämme, die dauernd oder vorübergehend sich in Bombay aufhalten, sowie ein großes Prachtwerk*) 1868 Watson und Kay. Mit der für die Jahre 1869 bis 1870 projectirten indischen Exhibition in Calcutta sollte eine Ausstellung lebender Menschenracen verbunden werden, und schon vorher der asiatischen Gesellschaft dort eine Zusammenstellung der Racen von Bengalen, Nepal, Birma, Andamanen und Nicobaren vorgeführt werden, indem die Engländer eben so sehr die hohe Bedeutung der Ethnologie zu erkennen beginnen, wie in Europa die Russen, die kürzlich ihre panslavistische Ausstellung in Moskau abhielten und früher in Pauly's Kupferwerk die Racentypen ihres Landes wiedergaben, während unter von Baer's Leitung die charakteristischen Köpfe der verschiedenen Continente zusammengestellt wurden. Für die Geschichte Indiens ist Elliot's Herausgabe der muhamedanischen Historiker erwähnenswerth, für die Mythologie die nachgelassenen Schriften des Missionärs Ziegenbalg, die German herausgegeben. Wie der Brahmane Ram Raz auf dem Gebiete des Sanskrit, tritt der eingeborene Ceylonese d'Alwis auf dem des Pali auf und sind seine Arbeiten von Professor A. Weber besprochen. Elliot's Manuscripte über die nordwestlichen Stämme Indiens werden von Dr. R. Rost geordnet.

In Assam wurden die Grenzhügel von Lewin besucht, und hat der letzte Krieg mit Bhutan Manches zur Kenntniß der Gebirgsstämme zugefügt. Sir Arthur Cotton proponirte, eine Straße von Sudya nach Szechuen zu eröffnen, während im Allgemeinen der von Dr. Williams beschriebene Weg über Bhamo am Irawaddi vorgezogen wird, um den nächsten Eingang in den Westen China zu finden. Auch hat der König von Birma seit der letzten Revolution für besser gefunden, seine frühere Opposition aufzugeben, so daß schon der obere Fluß anfängt die belebende Kraft der Dampfschiffe zu spüren. Ueber die ethnologisch isolirten Eingeborenen der Andamanen haben Mouat und Tytler geschrieben,

*) Der Text für ethnologische Skizzirung der Eingeborenen Indiens ist auf Oberst Taylor übertragen.

über Birma Bigandet und Phayre, über Siam Mouhot, und über die französische Colonie von Saigon liegt eine längere Reihe von Arbeiten vor, die theils selbstständig erschienen sind oder sonst in der Revue maritime et coloniale von Aubaret, Veuillot, Richard u. A. veröffentlicht wurden. Durch die Proclamation des Vice-Admirals de la Grandière wurden am 15. August 1867 die drei Provinzen Vinhlong, Chaudoc und Hatien annectirt. Die wissenschaftliche Expedition auf dem Mekhong-Fluß unter de Lagrée*) hat uns eine neue Karte desselben gegeben und die indochinesischen Staaten wurden auf Kiepert's Karte zusammengefaßt.

Die wunderbare Ruinenpracht des alten Kambodia, das im Jahre 1859 neu entdeckt und der Vergessenheit der Waldeinsamkeit, die es begrub, entrissen wurde, hat Thompson auf Photographien fixirt und im Jahre 1867 veröffentlicht. Da Kambodia seit einem im Juli 1867 mit Siam abgeschlossenen Vertrage unter französischem Protectorate steht und dadurch Reisenden desto zugänglicher gemacht ist, werden wir bald ausführlicheren Nachrichten darüber entgegensehen dürfen. Auch in Java sind in letzterer Zeit vielfache photographische Aufnahmen von den dortigen Monumenten gemacht und haben Brumond und Hoevell eine gemeinsame Arbeit über die Alterthümer der Insel veröffentlicht. Herr von Richthofen beschreibt einen Ausflug nach Java, Zollinger das Bator-Gebirge in Bali, Brooke, der Neffe des Rajah, seinen zehnjährigen Aufenthalt in Sarawak. Auch der Amerikaner Torrey hat die Raja-Würde erlangt. v. Rosenberg besuchte die Kei-Inseln, Dr. Crab die Molukken. Ueber Celebes arbeiten Padt-Brugge („Bewohners der Minahassa") und Graafland, sowie in der Zeitschrift Major Diederich nach Mittheilungen von Missionären. Herr Koner hat die zerstreuten Nachrichten über den Suluh-Archipel zusammengetragen und zu einer erschöpfenden Monographie verarbeitet. Unser Mitglied F. Jagor hat in einem sorgfältig ausgearbeiteten und ausgestatteten Bande seinen Aufenthalt in Singapora und Java beschrieben und wird hoffentlich bald den über die Philippinen zufügen. Herr Jagor giebt sparsam, aber was er giebt, ist vollgewichtige Münze treuer Beobach-

*) Leider traf dann die Todesnachricht dieses Erforschers ein, der sich durch alle Hindernisse einen Weg gebahnt hatte, aber zu Tong-tchouaou an der Grenze von Yünan starb.

tung und richtig treffenden Urtheils. Dr. Semper, der die Philippinischen Inselgruppen besuchte und darüber bereits mehrere Mittheilungen in der Zeitschrift gemacht hatte, veröffentlicht gegenwärtig seine Reise, von der zunächst das zoologische Material bearbeitet wird. Garcia del Canto begreift in seiner „España en Oceania" Studien über die Philippinen. Ein später Tribut wurde dem Andenken des Mannes gezollt, dessen Namen vor Allem gefeiert in der Geographie dasteht, indem das von den Augustinern auf dem Grabe Magellan's, des ersten Umseglers der Erde, auf der Insel Macton aufgepflanzte Holzkreuz im Jahre 1866 vom Oberst Don Miguel Creus durch ein Stein-Monument ersetzt wurde. Ueber das jetzt weniger, als im 17. Jahrhundert gekannte Formosa bilden die Arbeiten des englischen Consul Swinhoe fast immer noch die einzige Quelle neuerer Zeit, doch ist die Insel kürzlich von Dr. Schätelig besucht, und stehen demnächst die Nachrichten des französischen Consuls Guérin bevor. Unser Mitglied, Dr. Friedel, hat das soweit über Formosa Bekannte in seinem im vorigen Jahre veröffentlichten Buche zusammengestellt. Derselbe hat sich zugleich mit erfreulichem Eifer den überseeischen Interessen Deutschlands zugewandt, und von seinem Bruder, der als Arzt die preußische Expedition nach Ostasien begleitet, ist eine schätzenswerthe Abhandlung über tropische Krankheitsformen jener Gegenden erschienen. Ueber die Nicobaren wurde von Maurer eine Compilation des in dänischen und anderen Berichten niedergelegten Materials veröffentlicht.

Wir sind hiermit in einen Theil des Globus eingetreten, dem der vorgerückten Zeit wegen nur wenige Worte gewidmet werden können, der aber in den kommenden Sitzungen voraussichtlich unsere Aufmerksamkeit mehrfach beanspruchen wird. Es vollziehen sich dort Umwandlungen, von denen wir selbst jetzt erst gelegentlich im schwachen Nachzittern berührt werden, für deren richtige Beobachtung aber, so lange sie noch ein Eingreifen erlauben, wir unseren Nachkommen verantwortlich bleiben. Im fernen Ostasien ist eine neue Welt im Bildungsprocesse begriffen, eine Welt im Entstehen, die früher oder später den bisherigen Schwerpunkt verrücken, der Achsenrichtung der Geschichte eine andere Neigung ihrer Lage geben muß. Aus Mischung ethnologischer Elemente verschiedener Spannungsfähigkeit krystallisiren nach festen Gesetzen die Culturepochen hervor; im friedlichen oder feindlichen Verkehr

verschiedenartiger und vorher getrennter Völker pflegt eine neue Aera vorbereitet zu werden, und alle diejenigen Vorbedingungen, die jemals bei solcher Geburt thätig waren, finden sich vereinigt unter den heutigen Conjuncturen ostasiatischer Politik. Dort sehen wir an einem Ufer der pacifischen See die uralten Reiche Chinas und Japans, die schnee-ergreisten Häupter einer diluvialen Cultur, dort auf der andern drängt in nervöser Hast das jüngste Kind unsere westliche Civilisation nach der californischen Küste vor, geschäftig Städte und Staaten zu erbauen, und durch electrische Schläge der Telegraphen, durch das Gebrause der Eisenbahnzüge und Dampfschiffe seine altersgrauen Nachbarn aus der geistigen Stagnation zu erwecken, in der sie so manche Jahrtausende verträumt haben.

Aus Sibiriens nördlichen Oeden schiebt langsam, aber unaufhaltsam der russische Koloß seine Grenzlinien vorwärts, eine Provinz Central-Asiens nach der andern in dem vielfachen Gemische seiner Nationalitäten absorbirend. In südlicher Sonnenpracht entfaltet England die bunten Wimpel unzähliger Flotten, das Kleinod des indischen Schätzelandes zur Wache umkreisend und seine Burgen festigend, um gegen jeden Angriff gesichert zu sein. Frankreichs umsichtiger Kaiser hat die kommende Krisis vorausgeschaut, hat rechtzeitig von dem günstigsten Punkte, der noch übrig war, Besitz ergriffen, und blickt von dieser Warte ruhig dem heranbrausenden Orkan entgegen, um den Umständen gemäß seine Maßregeln zu treffen. Der Knoten beginnt sich zu schürzen, und wer seine Farbe darin geltend machen will, darf nicht mehr lange säumen. Auch unsere Regierung hat schon vor mehreren Jahren eine politische und wissenschaftliche Mission unter dem Commandanten Sundeval nach Ostasien geschickt, aus deren Mitte in der Zwischenzeit mehrere Publicationen von verschiedenen Mitgliedern derselben hervorgegangen, von Spieß, Kreyher, Heyne, Wichura, Maron und Werner und dann die amtlichen Ausgaben der Berichte über diese Expedition, vom Maler Berg verfaßt, dessen naturgetreue Illustrationen in künstlerischer und in technischer Ausführung ihre Anerkennung verdienen. Die Bearbeitung des zoologischen Materials dieser Expedition befindet sich in den Händen des Herrn v. Martens, während die des botanischen Theiles durch den allzufrühen Tod des Herrn Wichura unterbrochen worden ist.

Die wissenschaftlichen Resultate der Novara-Expedition sind, unter Scherzer's Leitung, noch im Erscheinen begriffen und haben uns kürzlich den philologischen Theil von F. Müller, den geologischen von v. Hochstetter, den anthropologischen von Weisbach gegeben, und hierin den ersten Versuch, der Anthropologie in umfassenderer Weise außereuropäisches Material zu verschaffen. Daß die Resultate zunächst nur negative sein können, hat nichts Befremdendes für den statistisch Geschulten, der die erst mit der Vervollständigung gesicherte Richtigkeit nicht schon in den vorbereitenden Stadien erwarten wird. Aber freilich muß ein Anfang gemacht sein, wenn das Ziel erreicht werden soll. Bei der jetzt durch Photographien gebotenen Erleichterung sollte bei Einrichtung von anthropologischen oder ethnologischen Museen besonders die Herstellung einer Gallerie von Racenportraits berücksichtigt werden. Von jedem Mineral finden sich Species in unseren Sammlungen, von jeder Pflanze ein Repräsentant im Herbarium, den zoologischen Anforderungen ist durch Bälge, Skelette oder Spirituspräparate genügt, aber für die charakteristischen Typen der Menschenstämme sind wir noch immer auf vage und schwankende Wortbeschreibungen hingewiesen, die trotz aller Ausführlichkeit, und oft gerade wegen dieser Ausführlichkeit, nie das gewähren können, was das Auge im Bilde mit einem raschen Blicke erfaßt.

Auf die vielerlei Colonisationsprojecte der letzten Zeit habe ich hier nicht einzugehen. Sie sind gut gemeint, legen aber ein treffendes Zeugniß ab von der Unkenntniß der außereuropäischen Verhältnisse, worin Deutschland durch seine lange Abgeschlossenheit als Binnenland gehalten ward. Jetzt, wo Preußen gleichberechtigt in die Reihe der übrigen Seemächte eintritt, wo sich die Flagge des norddeutschen Bundes in den fünf Continenten entfaltet, wo sie in jedem Meere von den Masten der Kriegsschiffe weht, die Gerichtsbarkeit der Consuln schützt, jetzt muß baldmöglichst und möglichst rasch das Versäumte nachgeholt werden, um unser glanzvoll erstandenes Volk vor einer Wiederholung ethnologischer Fehler zu bewahren, wie sie erst kürzlich anderswo so schwer gebüßt sind. Die vielfachen und verschiedenen Fragen, die in der außereuropäischen Politik ihre Lösung erheischen und zur Entscheidung drängen, werden binnen Kurzem den geographischen Gesellschaften überall einen bedeutungsvollen Charakter verleihen, da sie innerhalb des Gemeinwesens als Corporationen von Sach-

verständigen dastehen und die ihnen zum Besten der Gesammtheit auferlegte Pflicht besitzen, das Publikum mit transmariner Fremde vertraut zu machen, die Ansichten darüber zu klären und in kritischen Fällen mit ihrem Rath einzutreten.

In Japan fand am Januar 1868 die Eröffnung des Hafens Hiogo und der Stadt Osaka statt, nach einer Proclamation Sir Harry Parkes': Am 8. Februar 1868 erhielten die Consuln die officielle Anzeige von der Absetzung des Taikun, und der Bürgerkrieg bedroht den Staat mit tiefer Zerrüttung, wenn es nicht gelingen sollte, die schon dem Schattenreiche angehörende Würde des Mikado mit neuem Lebensfeuer zu durchgießen. In Deutschland hat besonders Pfizmayer sich der japanischen Literatur zugewendet. Die Zeitschrift bringt einen Artikel unsers Consuls v. Brandt über die Insel Jezo, und über die Ainos von Gärtner.

Aus China ist die umfangreiche Uebersetzung der Classiker durch Legge hervorzuheben, dann Edkin's philologische Arbeiten, Wylie's Inschriftensammlung, das tief in minutieuses Detail eindringende Buch Doolittle's: Social life of the Chinese, Courcy's: L'empire du Milieu, Escayrac de Lauture: Mémoires sur la Chine u. s. w. Die Nienfei hatten durch Li eine Niederlage erlitten, aber Suleiman oder Tuwantzen, König der Pansu, regiert jetzt unabhängig in Talifu.

Die heterogenen Elemente, die sich in der gährungsschwangeren Mutterlauge Ostasiens durcheinander gewürfelt finden, und die nothwendige Folge eines neuen Umschwunges aller dortigen Verhältnisse wird sich am Besten aus einer Episode verstehen, auf die Professor Neumann mich aufmerksam machte, eine politische Burleske, aus deren grinsend verzerrten Zügen das Leichengesicht einer absterbenden Geschichte hervorstarrt.

Das stolze Mittelreich, das in den Jahrhunderten oder Jahrtausenden seines Bestehens nur Gesandtschaften demüthiger Tributträger empfangen, entschließt sich seinerseits eine Gesandtschaft abgehen zu lassen an die Barbaren des Westens auf der fernabgelegenen Insel Europas, an dieselben Barbaren, denen noch in den letzten Decennien selbst die Gleichstellung im diplomatischen Verkehr verweigert wurde, bis sie es sich durch Waffengewalt erzwangen. Als Bevollmächtigter des Drachenthrons wird ein anderer Barbar ernannt, der aus dem Osten gekommen, ein Amerikaner, Mr. Burlingham mit Namen. Dieser Sohn der freien

Union, der als hochbeknöpfter Mandarin die Sache des Himmelssohnes an den Höfen Europas zu führen haben wird, reist, von der Leibwache kaiserlicher Majestät escortirt, aus dem dreifach ummauerten Peking ab, findet sich aber schon am nächsten Tage in den Händen der Rebellen, die ihn mit seinen Mandschu-Soldaten cerniren und sich weder um seinen Charakter als chinesischer Gesandter, noch an seinen frühern als amerikanischer kehren. Herr Burlingham schickt Brandbriefe nach allen Seiten, nach Peking, nach Tientsin, nach Taku und am zweiten Tage hört man von der einen Seite das Hurrah der englischen Matrosen, die in Tientsin aus den Kriegsschiffen gelandet, zu seiner Befreiung herbeieilen, von der andern sprengt ein Piquet Kosacken heran, die ihm die russische Mission aus ihrem Gesandtschaftshotel in Peking zu Hülfe sendet. Wir haben also einen Amerikaner, als Bevollmächtigten des chinesischen Kaisers, in dessen eigenen Lande von seinen Unterthanen angegriffen und für seine Befreiung ein Fraternisiren zwischen englischen Matrosen und russischen Kosacken, die innerhalb des noch 1859 für jeden Ausländer verschlossenen Chinas autokratisch walten und schalten. Das ist in der That eine confusio rerum und es verlangt einen wohlgeprüften Geschichtschemiker, um hier die richtige Analyse anzustellen und dasjenige Kristallsystem zu errathen, unter welchem die erwartete Wiedergeburt des Ostens in die Erscheinung treten wird. Bedeutungsvoll ist die Errichtung einer Akademie in Peking, zu der europäische Gelehrte berufen wurden, und in Japan hat die Regierung schon seit längerer Zeit medicinische Schulen unter die Leitung holländischer (dann auch deutscher) Aerzte gestellt.

Der einzige Staat, dem es möglich gewesen, sich auch heute noch in seiner Isolirung zu erhalten, ist Korea, und obwohl die Franzosen den Hangkyang bis zur Hauptstadt hinauffuhren und später eine Zeitlang Kanghoa besetzt hielten, fanden sie es schließlich doch für gerathen, das Land wieder zu räumen. Vielleicht wird die Ermordung des Missionär Thomson zu einer englischen Expedition führen.

In dieser Umschau über den Globus, im kurzen Zusammenfassen der wichtigsten Entdeckungen im letzten Lustrum, erhalten wir den Anknüpfungspunkt für den Fortgang unserer Sitzungen im kommenden Jahre. Die Geographie in ihrer heutigen Auffassung ist eine junge Wissenschaft, aber schon der jugendliche

Körper zeigt gigantische Dimensionen und mit rapider Schnelligkeit beginnen die Glieder zur Vollheit auszuwachsen. Schon greift sie in alle Lebensverhältnisse ein, sie leitet die Schiffe des Kaufmanns auf ihren Fahrten, sie regelt unsere Beziehungen zu außereuropäischen Staaten, sie zeigt in fremden Welttheilen die Lage der Bergwerke, werthvolle Fabrikationsstoffe, die in der Erde verborgen liegen, sie giebt den Wissenschaften ihre sichere und weite Grundlage, sie schafft die vergleichende Botanik, die vergleichende Zoologie, die Anthropologie. Sie auch lehrt, wie das Menschenleben emporblüht aus dem mütterlichen Schooße unserer Erde, wie es sich zu bunter Mannigfaltigkeit der Volksstämme entfaltet, wie es zu den wunderbaren Schöpfungen der Nationalitäten hervorwächst, in deren Widerstreit, in deren Zusammenwirken die Schauspiele der Geschichte spiegeln, aus deren unerschöpflich quellender Ideenfülle die Gedankenblitze neuer Entdeckungen hervorleuchten. Nicht nur das Räumliche umfaßt die Geographie, sie schreitet in der Archäologie, in paläontologischer Anthropologie auf frühere Epochen zurück, sie combinirt aus den Thatsachen der Geologie die Vergangenheit im Zeitlichen, sie ahnt aus den Gesetzen des Vergangenen das Zukünftige des Werdens. Auch diese Seite der Geographie war in unseren bisherigen Sitzungen vertreten. Herr v. Dücker legte uns bei einem Besuch die Gräberfunde auf den Inseln des Sees bei Fürstenwalde und am Plönsee vor und wurden dadurch Rückblicke geöffnet, in die Vorzeit unseres eigenen Volkes, die durch unser Mitglied, Herrn von Ledebur, so manche Aufklärung erhalten. Seit den folgereichen Entdeckungen in den dänischen Torfmooren haben sich neue Wissenszweige entwickelt, die werthvolle Früchte versprechen, und sie in den kritischen Untersuchungen der Stein-, Eisen- und Bronzezeit zum Theil auch schon geliefert haben. Seit den aus Abbeville, Salisbury und Le Puy, aus den Pfahlbauten, aus der Engis- und Neanderhöhle zu Tage geförderten Beiträgen ist der Horizont dieser Forschungen sehr erweitert worden, vielleicht allzuweit, und es hat sich ein eigenthümliches Conglomerat, ein facettenartig zerbrochenes Wissensstückwerk herausgebildet, durch ephemere Verschmelzung der Anthropologie, der Paläontologie, der Geologie, durch gelegentliche Entlehnung selbst von der Kosmogonie, wenn Gletschertheorien zur Erklärung der Eiszeit nicht genügen wollten, — und allmälig ist, halb im Fanum der Wissen-

schaft, halb außerhalb desselben stehend, eine buntscheckige Alliance zusammengetreten, die noch nach neuen Verbrüderungen lüstern, bald mit Hülfe der Egyptologen im Nildelta angetroffene Thonfiguren und Kupfermesser zu verwerthen sucht, bald sich den Indianologen associrt, um gemeinsam das Ohiothal und die Missisippischichtungen zu durchgraben, die sich dann wieder in die Maschen der Descendenztheorie verliert, in denen die Variationen manche Fäden gesetzlicher Umwandlungen angeknüpft, aber noch keine leitend verbunden haben. So entscheidend nun auch das Zusammenwirken getrennter Wissenszweige ist, um in lösungsreifen Fragen das letzte Wort zu sprechen, so bedenklich bleibt es andererseits, wenn ein auf Gegenseitigkeit gegründeter Geschäftsbetrieb sich schon zu einer Zeit bildet, wo man nur noch mit imaginären Größen rechnet, ohne schon feste Ziffern für die Werthe gefunden zu haben, die sie in Wirklichkeit repräsentiren. Die in der letzten Zeit durch die Studien über die Urgeschichte des Menschen zusammengetragenen Thatsachen verpflichten jeden Freund der Wissenschaft zu aufrichtigem Dank gegen die emsigen Forscher, die sich darum bemühten, aber wer es ernst und ehrlich mit der guten Sache meint, kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß noch für längere Zeit hinaus das Princip strenger Arbeitstheilung festgehalten werden und das Publikum mit vorschnellen Verallgemeinerungen verschont bleiben möge, die die Phantasie auf Abwege leiten und für die exacte Forschung nicht nur Nichts gewinnen, sondern sogar Vieles verderben dürften.

Eine feste Basis für den Aufbau der Anthropologie ist mit der Begründung des anthropologischen Archives gelegt, unter der umsichtigen Leitung der Professoren Ecker und Lindenschmit. Außer von den Herausgebern hat es schon eine Reihe, in den Einzelnheiten sorgsam durchgearbeiteter Abhandlungen gebracht, von Lucae, Karl Vogt, Rütimeyer und anderen Forschern, deren Namen die Trefflichkeit ihrer Beiträge verbürgt, so daß es mit der Zeit ein gefülltes Rüsthaus bilden wird, aus der die Statistik die ihr bedürftigen Materialien wird entnehmen können.

Seit dem Vorgange der Philologie hat sich der Kreis der comparativen Wissenschaften gebildet, die vergleichende Pflanzenlehre und Thierkunde, die vergleichende Anatomie, die Ethnologie, als Vorarbeit für eine vergleichende Geschichte. Sie bilden die Grundpfeiler für die neue Richtung, die die Entwickelung der

Naturgeschichte genommen hat, denn es bedarf der Vergleichung, des Zusammenfassens in einem statistischen Ueberblicke, um die Welt nach ihren Verhältnissen zu verstehen, um aus dem Einzelnen das Ganze zu begreifen; und die Erkenntniß, daß alle vergleichende Wissenschaften geographische sind, hat uns der große Meister als Vermächtniß in seinen Schriften hinterlassen. Für diese Umgestaltung der Wissenschaften in vergleichende erwies sich bald der geographischen Cyclus des alten orbis terrarum, in dem sich die Studien bis dahin vorzugsweise bewegt hatten, als ein viel zu enger; die Gesammtoberfläche des Globus war als Basis zu gewinnen, damit den fortan gestellten Anforderungen entsprochen werden könnte. So trat die Geographie in ihrem heutigen Charakter auf, als eine wahre Erdkunde, als die Kunde von der ganzen Erde, und in ähnlicher Weise wird sich auch die Weltgeschichte aus ihrer Beschränkung auf die westlichen Culturvölker, die zwar die wichtigsten, nicht jedoch die einzigen sind, zu einem allumfassenden Ueberblick erweitern müssen. Die Richtung unserer Zeitströmung zeigt sich in der raschen Vermehrung der geographischen Gesellschaften. Bisher zählte man siebzehn, in den letzten fünf Jahren sind sechs neue hinzugekommen, so daß die Zahl sich jetzt auf dreiundzwanzig beläuft. 1863 bildete sich die geographische Gesellschaft in Dresden, tüchtiger Kräfte und Leistungen, 1867 kam die in Florenz hinzu, die unter Negri's Leitung große Thätigkeit entwickelt, in demselben Jahre die zu Turin, die zu Wilna und Kiel und 1868 die zu Orenburg. In Rußland, das für sich allein ein geographisches Weltsystem bildet, gruppiren sich jetzt vier geographische Gesellschaften, die zu Tiflis, Irkutsk, Wilna und Orenburg, nebst der ethnologischen zu Moskau um die Centralsonne in Petersburg.

Die Geographie ist mit der Umwandlung der Erde zu Ende, aber sie schließt mit der Erde nicht ab, ihre Gesetze sind verknüpft mit denen des Himmels. Sie haben den Vorträgen unserer Mitglieder Förster und Wolfers über Sternschnuppen, Meteore, über die Sonne beigewohnt, wir sind mit ihnen herausgetreten in jene Regionen des Unendlichen, wo sich der Menschengeist vom Walten ewiger und doch ihm verwandter Gesetze durchweht fühlt, vom Ahnen seiner eigenen Bestimmung. Wir können heute nicht folgen, da uns unsere Pflicht an die Erde fesselt, und auf derselben noch jenes großartige Unternehmen Erwähnung verdient, das un=

sere Gesellschaft um so näher berührt, weil die erste Anregung dazu von unserm Mitgliede und Stifter, General Baeyer, ausgegangen ist, nämlich das der mitteleuropäischen Gradmessung, deren Centralbureau jetzt in Berlin eingerichtet ist. Die dabei angeregten Fragen „umfassen Untersuchungen, die nicht nur die specielle Krümmung, sondern auch die Beschaffenheit der Erdschichten an diesen Stellen zum Gegenstande haben und die deshalb viel tiefer in das Gebiet der Naturwissenschaft eingreifen, als die bisherigen Gradmessungen". Herr v. Prittwitz hat über Katastervermessungen seine gründlichen Berichte in unserer Zeitschrift niedergelegt, und betont bei der Landesvermessung die Wichtigkeit einer Centralisation. Ueber Grundsteuer-Regelung in Preußen findet sich in derselben eine Mittheilung durch den Director des statistischen Bureaus, Herrn Engel (unser Mitglied), die nationalökonomisch wichtige Frage über den Hochsee-Fischfang ist von Herrn Pochhammer besprochen. Die Fortschritte auf dem Gebiete der Karthographie führt Herr v. Sydow (unser Mitglied) fort in seinem jährlichen Jahresberichte zu bearbeiten. Unseres Mitgliedes, Herrn v. Klöden's geographische Lehrbücher, die in Jedes Händen sind, verjüngen sich gleich denen Daniel's und Wappäus' durch neue Auflagen. Der Geschichte der Erdkunde von unserm auswärtigen Mitgliede, Oskar Peschel, ist in einer unserer Sitzungen durch Herrn v. Troschke die Würdigung ihrer Verdienste gezollt worden.

Die Betheiligung in den Sitzungen war eine erfreuliche; in Betreff der Vorträge mögen den schon erwähnten unter anderen die der Herren Ascherson (des Botaniker), Brüllow, Ebing, Foß, Gärtner, Koch, Rammelsberg, Spiller, Stamm, der die medicinische Geographie vertritt, Werner u. a. m. zugefügt werden.

Die Zeitschrift, unter der umsichtigen und sorgfältigen Leitung Herrn Koner's verblieben, hat seit dem Jahre 1866 eine neue Form angenommen und ist zum Organ der Gesellschaft geworden. Die Bibliothek wurde durch mannigfache Schenkungen bereichert, die in den betreffenden Sitzungen vorgelegt sind.

Um mit einem universellen Ueberblicke zu schließen, kann ich nicht besser thun, als Ihnen einige der Arbeiten unseres bisherigen Vorsitzenden, Herrn Dove, aufzuführen, der die Sitzungen der Gesellschaften so lange und so erfolgreich mit Aufopferung eigener Zeit geleitet hat. Was von seinen vielfachen Arbeiten

über das polarisirte Licht und andere physikalische Themata in dem Zeitraum dieser fünf Jahre fällt, kann bei der heutigen Gelegenheit nicht hervorgehoben werden, da wir uns auf diejenige Seite zu beschränken haben, mit der dieser Entdecker auf dem Gebiete der Wissenschaften der Geographie angehört. Sein Auge, das den Gesammtumfang der atmosphärischen Umhüllung durchschaut, ist mit allen Theilen des Globus vertraut, und in jeder Zone kehrt sein gefeierter Name wieder. Unter vielen Arbeiten hebe ich nur die folgenden Titel hervor: Ueber den Kreislauf des Wassers auf der Erde. Ueber die mittlere und absolute Veränderlichkeit der Temperatur der Atmosphäre. Ueber den Einfluß der Alpen auf die klimatischen Verhältnisse Europa's. Ueber Föhn, Sirocco und Eiszeit. Ueber die Sturmfluthen an den Küsten der Nordsee. Ueber Temperatur- und barometrische Verhältnisse Asien's und der Nachbarländer. Ueber die klimatischen Verhältnisse Palästina's. Ueber das Klima Südafrika's. Ueber Insolation auf der südlichen Erdfläche. Ueber die Dämmerung der Wärme in den Winternächten des Polar-Landes. Ueber die Witterungsverhältnisse Berlin's. So sind wir nach Berlin zurückgekommen, und wollen wir uns heute der Gabe erfreuen, die Berlin am vollendetsten auf dem weiten Erdenrund bietet, der Geselligkeit im Kreise der Freunde und Förderer der Wissenschaft.

Nachträge.

Das erste und zweite Kapitel schließen Vorträge ein, die ihrer Form nach ein specielleres Eingehen auf den Gegenstand verboten, und ist dafür, außer auf Stellen anderer Schriften, auf Ethnologische Forschungen II, S. 28 f., u. S. 70 f. auf Mexiko (Wissenschaftl. Vortr. III, 62), das Beständige in den Menschenracen n. A. m. zu verweisen; für Kapitel 11 auf Ethnologische Forschungen II, S. 121 f.; für Kapitel 12 auf Reisen in Siam, S. 303; für Kapitel 13 auf Reisen in Birma, S 261 f.; für Kapitel 14 auf Ethnologische Forschungen II, S. 220, Ethnologische Zeitschrift II, 5—6; für Kapitel 24 auf Beiträge zur Psychologie, S. 115 f.; für Kapitel 27 auf Reisen in Kambodia, S. 81; für Kapitel 29 auf Ethnologische Zeitschrift III, 133, 349; für Kapitel 31 auf die Fortsetzung in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde 1870, VI.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.



